

**JÜRGEN
THORWALD**

DAS GEWÜRZ

**DIE SAGA
DER JUDEN IN
AMERIKA**



Buchclub Ex Libris Zürich



Ungekürzte Lizenzangabe für den Buchclub Ex Libris Zürich 1980

© Droemer Knauer Verlag Schoeller & Co., Locarno 1978
 Vorsatzkarten: H. Haisch, München
 Gesamtherstellung: May & Co., Darmstadt
 Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Ältere nicht-jüdische und jüdische Geschichtsschreibung über Juden ist reich an Entstellungen oder abwehrbedingter Apologetik der Entstellten, die Jahrhunderte hindurch erfuhren, wie aus jedem Bekenntnis zur natürlichen Wirklichkeit ihrer Geschichte der Anreiz zu weiteren Verzerrungen durch die Umwelt erwuchs.

Manch neuere nicht-jüdische Geschichtsschreibung wurde dagegen mit einem Hauch unechter Verherrlichung überlagert, die aus schlechtem Gewissen von Entstellern entstand, deren eigene Sünde und Masslosigkeit sie verstummen oder ihre alten Vorstellungen im Untergrund verbergen liess. Neuere jüdische Geschichtsschreibung erschöpfte sich auf der anderen Seite nicht in Klagen und Anklagen über die grösste Tragödie der jüdischen Geschichte. Ein aus dieser Tragödie geborenes nationales oder ethnisches Selbstbewusstsein erlaubte ihr Bekenntnisse zu Höhen wie zu Tiefen der eigenen Entwicklung. Aber gegenüber einer veränderten, doch hinsichtlich der Tiefe und Dauerhaftigkeit dieser Veränderung als ungewiss empfundenen Umwelt blieb das Erbe an Vorsicht oder Zurückhaltung bewahrt. Wer weder Verzerrung noch Verherrlichung folgt, sondern nach dem Verständnis sucht, das wertvoller und dauerhafter ist als schwankende Emotionen, kann sich nur um die so oft geschundene Wirklichkeit zwischen den Extremen bemühen. Nur von Bemühen ist die Rede. Keine geschriebene Geschichte ist ohne Irrtümer und Fehler, und ehrliches Bemühen ist das Höchste, was ein einzelner Mensch zu leisten vermag.

Inhaltsverzeichnis

Sefardim

Die ersten Dreiundzwanzig von Neu-Amsterdam	13
Der Vertrag mit Gott und das Erbe, das sie in sich trugen	17
Das spanische Vermächtnis	36
Peter Stuyvesant und die Unwillkommenen	48
Diese fardischen Aristokraten von NewYork	54
Newport-Story	66
In Carolina-zwischen Weiss und Schwarz.....	73
Eine Bark «Ann» vor Savannah oder: Überraschung in Georgia	78
Die Simons, die Gratz, die Franks von Pennsylvanien und der Zug nach dem Westen	82
Die Unabhängigkeitserklärung und die «weissen Menschenrechte»	91
Judas Makkabäus, George Washington und der Revolutionskrieg	93
Haym Salomon als Finanzier des Krieges – Wahrheiten und Legenden um einen schlichten Mann	98
Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika und die «private Inquisition»	102
Der Commodore	108
«Ararat» und Mordecai Noahs Traumvom neuen Israel	120
Die einen und die anderen Sefardim.....	125

II

Aschkenasim

«Sheenies» und «Achtundvierziger»	131
Ein Vermächtnis des europäischen Mittelalters.....	132
Emanzipation und Amerikafahrt.....	153
Blue Jeans oder: der Glücksfall des Levi Strauss	167

Hoffnungen und Enttäuschungen im grossen Strom	169
Die Verlockung der Freiheit und der Kampf um den Glauben der Väter	174
In den Stürmen des Bürgerkriegs.....	188
David Levy Yulee und Judah Philip Benjamin – ein Senator und ein Aussenminister des Südens	193
Im Schatten der Vorurteile.....	203
Von Lumpen zu Reichtum oder: die «Kaufhausprinzen»	211
In den Schlachthöfen Chicagos.....	229
Die Guggenheims und die Lewisohns	233
Ein Hauch Banken-Geschichte und als Auftakt	
August Belmont in New York	245
Joseph Seligman und seine Brüder	250
Marcus Goldman und Samuel Sachs	261
Die Welt des Jacob Schiff oder: Kuhn, Loeb & Company	262
Lehmans aus Würzburg	276
Bernard Mannes Baruch-Gesicht und Gesichter.....	278
Das Haus Carl Morris Loeb.....	282
Die Seligmans – eine Fortsetzung	283
Im Schatten eines Autokraten – Kinder, Partner und Erben des Jacob Schiff	286
Paul Warburg und die Geburt des amerikanischen Zentralbank-Systems	291
Höhen und Tiefen des Investmenthauses	
Goldman, Sachs & Company, 1914-1978	297
Lehmans-die dritte und vierte Generation	300
Das Wall-Street-«Gewürz»-eine Bilanz	303
Die Zeitungsgründer	308
Joseph Pulitzer und die wilde, wilde Zeitungsarena, in die er kam	309
Abenteuer in Missouri	314
Pulitzers «New York World», die Eroberung New Yorks und der Kampf um ein journalistisches Ideal	319
Der blinde Titan und William Randolph Hearst	324
Der Untergang der «World» und das Pulitzer-Erbe	330
Adolph Ochs aus Tennessee	334
Ochs' Idee von der unverfälschten Nachricht und der Aufstieg der «New York Times», 1896-1935	338
Arthur Hays und Iphigene Ochs Sulzberger oder: die zweite Ära der «New York Times», 1935-1961	350
Orvil Dryfoos, der Statthalter und die dritte Ära, 1961-1963	358

Arthur Ochs Sulzberger – die Machtübernahme des Enkels 1963	361
«Der Leopard» – das Leben Eugene Meyers, des «Vaters der ,Washington Post».....	368
Um die Nachfolge des «Leoparden» oder: Philip und Katharine Meyer Graham	375
Die Graham-Tragödie und das Werden und Wachsen einer Verlegerin.....	378
Das Presse-Imperium der Annenbergs	383
David Stern und die «New York Post» – die Geschichte eines Einzelgängers	390
Dorothy Schiff und die «New York Post» – die Geschichte einer Enkelin Jacob Schiffs	395
Das Presse-»Gewürz«-eine Bilanz	401
Die Väter der Lobby.....	408

III

Der Zug aus dem Osten

Die»Kikes«.....	439
Der zaristische Rayon oder: die Welt, aus der sie kamen.....	443
Auszug aus einem Treibhaus des Elends und der Träume.....	460
«Verflucht seist du, Kolumbus!» oder: die Begegnung mit Amerika, den deutschen Aschkenasim und der Welt des Jacob Schiff.....	463
Von Sicily Island nach Woodbine – Ideal und Ende jüdischen Farmertums	466
Die Lower East Side von New York – Hölle oder Himmel, Heimat oder Durchgangsstation	470
Die «Radikalen der Rivington Street» – Träumer und Boten der russisch-jüdischen Sozialisten	473
«Chibbat Zion» und «Poale Zion» – Träumer und Boten der zionistischen Idee	479
Eltern und Kinder – zwischen Tradition und dem «Amerikanischen Traum»	486
Revolution in Russland, die «Weisen von Zion», Henry Ford und das geschlossene Tor nach Amerika.....	489
Die neuen «Unternehmerprinzen».....	496

Samuel Zemurray aus Kischinew und das grosse Chiquita-Bananenreich	499
Jacob Blaustein, Armand Hammer und ihre «Nischen» in den Imperien des Erdöls.....	505
Joseph Hermann Hirshhorn aus Mitau und das kanadische Radium	523
Die «Schrottkönige» von Pittsburgh, Philadelphia und Houston.....	529
Magier der Schönheit – Max Factor, Helena Rubinstein und Charles Haskell Revson	529
Meshulam Riklis aus Odessa und das Gross-Konglomerat Rapid American	543
Die Kleider Amerikas	548
Quellenverzeichnis	553
Namenverzeichnis	572

I Sefardim

Die ersten Dreiundzwanzig von Neu-Amsterdam

Im Jahre 1969 bemerkte der amerikanische Soziologe und Psychologe Ernest van den Haag, Juden seien das dominierende Gewürz im amerikanischen Völkertopf; sie hätten allem und jedem, was in diesem Topf gekocht wurde, jüdische Würze beigegeben.

Van den Haag hatte kein ordinäres Gewürz im Sinn – weder das Salz noch den gewöhnlichen Pfeffer. Daran hat es dem «amerikanischen Völkertopf» nie gemangelt. Gewogen und gemessen an einer manchmal verwirrenden Mischung religiöser und rassischer Kategorien, bestand sein Inhalt in jenem Jahr 1969 aus rund 120 Millionen weissen, mehr oder weniger angelsächsischen Protestanten, aus etwa 60 Millionen vorwiegend weissen Katholiken, aus schätzungsweise 25 Millionen Negern dieser oder jener protestantischen Konfession, aus 8 Millionen Orientalen, Asiaten, Polynesiern plus einigen hunderttausend Nachfahren überlebender indianischer Urbewohner.

Sie alle lieferten nicht nur Salz und Pfeffer, sondern Elixiere, Aromen, Spezereien und Essenzen von ausserordentlicher Vielgestalt. Trotzdem betrachtete van den Haag das Gewürz der kleinen Minderheit von weniger als 6 Millionen amerikanischen Juden als etwas Aussergewöhnliches – anregend oder durchdringend, fein oder scharf, delikater oder mysteriös. Träfe van den Haags Urteil zu, hätten die Juden Amerikas rund 300 Jahre gebraucht, um zu einem Gewürz amerikanischen Seins, Denkens und Handelns zu werden.

Mit van den Haags Formulierung trat aus der langen jüdischen Geschichte und aus den Schatten der deutsch-europäischen Apokalypse von 1933 bis 1945 ein besonderes Kapitel dieser Geschichte hervor. Tief verbunden mit dem Drama des modernen Staates Israel, das nach 1948 zwischen der Wiedererweckung national-jüdischer Frühgeschichte und der Gefahr neuen Erlöschens, zwischen der Vision eines Staates in den weitgespannten Grenzen des alten Reiches zurzeit König Davids und der Konsolidierung eines kleineren Landes in einer modernen arabischen Umwelt, zwischen einer Funktion als politisch-geistigem Zentrum der Juden in der Welt oder der nostalgischen Bedeutung eines bewahrenden jüdischen Bewusstseinsymbols abrollt, rückte es ins Rampenlicht.

Es betrifft die Saga der Juden in Amerika. Im Spannungsfeld zwischen der magnetischen Anziehungskraft Amerikas und dem Ideal jüdischer Selbstbewahrung präsentiert sie sich als ein aussergewöhnliches Panorama voller Dramen, Romanzen und Tragödien. Sie wird getragen von harten Karrieren und idealistischen Strömungen, bitterer Armut und eminentem Reichtum, menschlicher Alltäglichkeit und strahlender Prominenz, geheimnisumwobener Macht und Ohnmacht, Abneigung, Feindseligkeit und Bewunderung, hellem Licht und tiefen Schatten sowie geistiger und materieller Faszination.

Die frühesten Pioniere der Juden in Amerika, 23 spanisch-portugiesisch-holländische Juden, betraten in der ersten Septemberwoche 1654 den Boden des heutigen New York, das sich noch Neu-Amsterdam nannte und sich seit 1624 im Besitz einer Niederländisch-Westindischen Handelskompanie befand. Ihre erste amerikanische Nacht verbrachten sie am nebeligen Ufer des Hudson-Flusses. Es gibt fruchtlose Debatten über die Frage, ob sie wirklich die ersten Juden waren, die Nordamerika erreichten. Alte Berichte nennen einen gewissen Elias Legardo, der schon 1620 an Bord eines Seglers «Abigail» den Atlantik überquerte und sich irgendwo in der Wildnis verlor. Auch deuten Dokumente darauf hin, dass vor den Dreiundzwanzig bereits jüdische Kaufleute, darunter Jacob Barsimson, mit einer Erlaubnis der Handelskompanie in Neu-Amsterdam und dem umliegenden Kolonialgebiet der «Neuen Niederlande» erschienen oder eine vorübergehende Ruhepause einlegten. Aber gegenüber den Dreiundzwanzig traten sie in den Hintergrund.

Die Dreiundzwanzig trugen Namen wie Asser Levy, Abraham Israel de Piza, Moses Lumbrosius oder Judith de Mercado. Es waren ein halbes Dutzend Männer, einige Frauen und eine Anzahl Kinder. Nichts hatte ihnen ferner gelegen als eine Landung in Nordamerika. Für die meisten war Nordamerika (in entschuldigbarer Verkennung der amerikanischen wie der eigenen Zukunft) «das Ende der bewohnten Erde». Sie kamen aus Pernambuco in Brasilien, das 30 Jahre lang ebenfalls Kolonialbesitz der Niederländisch-Westindischen Handelskompanie und schon vorher für mehrere Generationen die mehr oder weniger gastfreundliche Heimat von Juden gewesen war. Jetzt befanden sie sich auf der Flucht vor katholischen Portugiesen, die Brasilien erobert hatten. Sie (und einige tausend andere Juden) konnten sich glücklich schätzen, dass General Barreto, der portugiesische Anführer, ihnen einige Monate Zeit liess, ihren Besitz zu verkaufen und Schiffe zu besteigen, die sie zu den Westindischen Inseln oder nach Holland bringen sollten.

Die meisten Schiffe erreichten ihr Ziel. Aber eines, die «St. Catherine» mit den Dreiundzwanzig an Bord, kreuzte, nachdem sie für kurze Zeit vor Jamaica geankert hatte, den Kurs spanischer Piraten. Die Dreiundzwanzig befürchteten schon,

auf zeitgenössische Weise in mittelmeerischen Ländern als Sklaven verkauft zu werden, als die unter französischer Flagge segelnde Bark «Saint Charles» eines Kapitäns Jacques de la Motthe die Spanier überfiel. De la Motthe besiegte die Piraten und nahm die Juden in Erwartung hoher Bezahlung an Bord. Er brachte sie nach Neu-Amsterdam, und so gelangten sie – höchst unfreiwillig – nach Nordamerika.

Der Empfang entbehrte jeder Freundlichkeit. Die Dreiundzwanzig gerieten in eine Handels- und Räuberkolonie, die mit spanischen Kolonisatoren in Florida und britischen Kolonisten in New England um die noch unerforschten Reichtümer des amerikanischen Indianerlandes konkurrierte. Auf der Halbinsel Manhattan gelegen, bestand Neu-Amsterdam aus einem Fort, Windmühlen, Blockhäusern und Palisadenzäunen. Bewohnt war es von rund 750, in 18 Sprachen redenden Managern, Händlern, Farmern und Abenteurern – weissen, braunen und schwarzen. Sie veranlassten einen respektlosen modernen Amerikaner zu der Parodie: «Neu-Amsterdam besass bereits alle hervorstechenden Eigenschaften des heutigen New York: Korruption, Anarchie, Überbevölkerung, Dreck, Rausch, Verbrechen...» und einen ebenso modernen Historiker, Marschall B. Davidson, zu der Anmerkung: «Neu-Amsterdam hatte früh die Arroganz und den Lärm von Babylon.»

Gouverneur Peter Stuyvesant, der über die Neuen Niederlande regierte, wurde dank neuzeitlicher Werbung für die Zigarettenraucher unserer Tage ein vornehmer, «vom Hauch der weiten Welt» umwehelter Held. In Wirklichkeit war er ein bullbeissiger, im Kampf um die portugiesische Westindien-Insel Saint Martin verstümmelter Diktator mit einem silberverzierten Holzbein. Zwar war er kein so grosser Freibeuter wie sein erster Vorgänger Peter Minuit, der Indianern 60 Gulden für Manhattan bezahlte, nichts anderes im Sinn hatte als Raub und Profit und der Zukunft die ungeklärte Frage hinterliess, ob Manhattan sich von «Manhat»-Indianern herleitete oder von einem indianischen Slangwort für «harte Säufer», womit anscheinend Minuit und seine Kumpane gemeint waren. Aber als holländisch-reformierter Christ verachtete Stuyvesant nicht nur katholische Papisten, sondern auch alle nicht-holländischen protestantischen Sekten und Juden.

Er war ein waschechter Charakter aus einer Hoch-Zeit der Kirchenbesessenheit, der theologischen Haarspalterei und einer fromm-gloriosen Mischung von Hass, Macht, Habgier und Religion. Ihm wurde berichtet, dass Kapitän de la Motthe die gerettete Habe seiner unfreiwilligen Passagiere nicht herausgab, als diese ausserstande waren, seine Forderung von 1567 Goldgulden für Rettung und Passage zu bezahlen, und eine Versteigerungsklage vor Gericht erhob. Mit dem Schiff «Lucrezia», das im September nach Amsterdam segelte, sandte der Gouverneur ein

Schreiben an die Direktoren der Niederländisch-Westindischen Handelskompanie, die bereits 1652 eine Niederlassungserlaubnis für einen Juden – möglicherweise Jacob Barsimson – mit der Einschränkung versehen hatte: «Erst die Zeit kann zeigen, ob wir mit diesen Leuten zurechtkommen. Sie gehören zu einem verschlagenen und gemeinhin verräterischen Volk, dem nicht viel Vertrauen entgegengebracht werden kann.»

Stuyvesant meldete die Ankunft der Juden. Er fügte hinzu, dass fast alle zu bleiben wünschten, aber wegen ihrer «üblichen Wucherei» und ihres «hinterlistigen Handelns mit Christen ... abstossend» auf Bürgermeister, Ratsherren und Bevölkerung wirkten und für Neu-Amsterdam zur Last werden würden. Mit zeitgenössischer christlicher Phraseologie ersuchte er, «dass dem betrügerischen Volke, diesen gehässigen Feinden und Lästerern des Namens Jesu Christi... nicht gestattet werde, diese neue Kolonie zu vergiften ...» Ein Pastor der holländisch-reformierten Kirche, John Megapolensis, überbot ihn in einem Brief an seinen holländischen Bischof: «Diese Leute haben keinen anderen Gott als den Mammon und kein anderes Ziel, als in den Besitz christlicher Güter zu gelangen... Deshalb ersuchen wir Eure Eminenz ..., dass Sie die Direktoren» (der Handelskompanie) «veranlassen, diese gottlosen Halunken ... fortzuschicken. Wir haben unter uns Holländern Papisten, Mennoniten und Lutheraner – dazu Puritaner und viele andere Anbeter Baals ..., die sich als Christen tarnen. Den unbelehrbaren und starrköpfigen Juden zu erlauben, sich hier niederzulassen, würde die Verwirrung noch grösser machen ...»

Doch die unwillkommenen Dreiundzwanzig, die in Notquartieren unterkamen und vier Tage nach ihrer Ankunft Rosch ha-Schana, ihr Neujahrsfest, begingen (obwohl die Piraten ihre Tora-Rollen und jüdischen Kalender zerstört hatten und sie um Äpfel und Honig für die Zeremonie betteln mussten), zeigten zum erstenmal auf dem Boden der zukünftigen Vereinigten Staaten, was von ihnen zu erwarten war. Sie wussten noch nicht, welche weiteren Mühen und Kämpfe auf sie warteten, als sie an diesem Festabend die Äpfel in Honig tauchten und beteten: «Gesegnet seiest Du, Gott unser Herr, König des Weltalls, der Du die Früchte auf den Bäumen schaffst», und dann Äpfel und Honig assen und dazu sprachen: «Mögest Du, Herr und Gott unserer Väter, uns ein gutes und süßes neues Jahr beschenken.» Aber mit sich trugen sie – bewusst oder unbewusst in der Tiefe ihres Wesens – ein Erbe aus rund 2000 Jahren ihrer frühen Geschichte, die in Triumphen und Katastrophen durch einen Vertrag mit Gott bestimmt worden war. Es verband sich mit einem Erbe aus weiteren 1'500 Jahren, die für sie zu einer Schule des Überlebens inmitten übermächtiger Gegner geworden waren.

Der Vertrag mit Gott und das Erbe, das sie in sich trugen

Lesern, die Lebensromane und Geschichten, aber weniger Geschichtsschreibung lieben, steht es frei, den folgenden Abschnitt zu überspringen und mit der Lektüre erst beim Kapitel «Peter Stuyvesant und die Unwillkommenen» fortzufahren. Es kann ihnen allerdings nicht guten Gewissens empfohlen werden, denn dieser Abschnitt führt zwar in Jahrtausende vor der ersten jüdischen Begegnung mit Amerika zurück, und auf den ersten Blick könnte er als unangebrachter Aufenthalt im Fluss der Erzählung erscheinen. Aber die Saga der Juden in Amerika ist unlösbar mit der Gesamtheit jüdischer Geschichte und einem erheblichen Stück Weltgeschichte verknüpft, und vieles darin bleibt unverständlich für den, der sich nicht wenigstens um einen Hauch des Wissens um diese Geschichte – unvollkommen oder lückenhaft, wie er sein mag – bemüht.

Auch neuzeitliche Nichtmehrer der Bibel tragen die vage Vorstellung in sich, dass die Geschichte in weit zurückliegenden Zeiten nahöstlichen Nomadentums und mit Abraham, dem Haupt eines unruhigen, individualistischen, anscheinend schwer zu regierenden Hebräerstammes in Mesopotamien begann. Inmitten anderer Völker, die an eine Vielzahl tier- und menschenähnlicher heimatlicher Götter glaubten, überfiel Abraham die Ur-Idee von einem einzigen unsichtbaren, hoch über Natur und Menschen stehenden Gott. Zur oberflächlichen abendländischen Vorstellungswelt gehört auch Abrahams Verkündung, sein Gott, mit dem er einen Bund eingegangen sei, habe den Hebräern eine fruchtbare Heimat, ein «Gelobtes Land» zwischen dem «Wasser Ägyptens», dem Nil, «und dem grossen Wasser», dem Euphrat, verheissen. Berichte über die nachfolgende Wanderung Abrahams und seiner Nachfahren nach Kanaan, ihre Kämpfe mit den dort lebenden Philistern (nach denen das Land später den Namen Palästina erhielt), ihre Vertreibung durch Hungersnöte und ihren Zug nach Ägypten sind in vagen Umrissen ebenso vertraut wie Geschichten oder Legenden von rund 400 Jahren eines Aufenthaltes in Ägypten, in denen Abrahams Nachfahren wie sein Enkel Jakob (der den Namen Israel = Gottesstreiter annahm) nach wechselvollen Erfahrungen als religiöse Aussenseiter und unwillkommene Mitesser an der Fruchtbarkeit des Niltales zu Sklaven und Zwangsarbeitern wurden. Noch vertrauter ist der Name ihres Anführers Mose, der – als in Ägypten geborener Angehöriger der angeblich fünften Abraham-Generation – eine unbekannt Zahl von «Kindern Israels» um das Jahr 1'300 vor Beginn unserer Zeitrechnung aus Ägypten herausführte, um jenseits der Sinai-Wüste das Gelobte Land zurückzugewinnen. Er gab Abrahams unsichtbarem Gott (vielleicht nach seiner eigenen Mutter Jochebed) den Namen Jahwe und offenbarte ihn den Israeliten auf einer Höheren Wüste Sinai durch die Worte: «Ich bin der Herr, dein Gott ...Du sollst keine anderen Götter neben mir

haben ... Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist.» Jahwes Verdammung aller anderen Götter duldeten keinen Widerspruch: «Bete sie nicht an und diene ihnen nicht! Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen, und tue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten.»

In Moses Vorstellung lebten noch nicht alle Elemente, die in kommenden Jahrtausenden zentrale Bedeutung im Glauben der Juden einnahmen. Er erdachte schwerlich alle Gesetzesvorschriften der Tora oder fünf Bücher Moses, die den Israeliten – von der Beschneidung als Zeichen für Abrahams Bund mit Gott und den zeitlosen Zehn Geboten menschlicher Moral bis zu Speiseregeln und allwöchentlichem Sabbat-Ruhetag – ein hartes religiöses Reglement des Lebens auf erlegten wie keinem anderen Volk der Geschichte. Doch mit der Ingeniosität erfolgreicher Religionsgründer schuf er ein erstes Fundament, das religiöse Schranken zwischen den Israeliten und ihrer Umwelt aufrichtete: Er verkündete ihnen einen Vertrag mit Jahwe, der ein universaler Gott, aber zugleich ein nationaler Gott Israels war und die Israeliten als Sein Volk dazu auswählte, der Welt im Gelobten Land Seine Gesetze über Leben, Moral und Gerechtigkeit vorzuleben. Er bestimmte sie damit zu einer ausserordentlichen Geschichte (und forderte nichtreligiöse, nicht nationalistisch denkende Historiker der Zukunft, die keine innere Beziehung zu Religionen und keine Glaubenssehnsucht mehr kannten, zu der Frage heraus, wieviel die Schöpfer von Religionen zu Grösse, Ruhm und Glück oder aber zu Unglück, Leiden und endlosen Tragödien von Menschen und Völkern beigetragen haben). Die Eroberung der ersten Teile des Gelobten Landes von dessen nunmehrigen Bewohnern – Kanaanitern, Amoritern, Ammonitern – war ein Teil der Erfüllung des Vertrages. Mose erlebte in der Wüstenoase Kadesch Barnea nur noch die Vorbereitungen des Feldzuges gegen das westliche Palästinaland. Sein Nachfolger Josua sandte – talmudischer Überlieferung zufolge – Botschaften aus und kündigte den Einwohnern an, dass jeder, der fortziehen wolle, dies ungehindert tun könne. Jedem, der sich ergebe, werde der Frieden der Unterwerfung gewährt. Doch jeder, der kämpfen wolle, werde besiegt werden. Sirkuschiter und andere Stämme flohen nach Ägypten und Afrika. Sie nahmen ihre Traditionen mit sich, und ihre Nachfahren sprachen für Generationen vom Verlust ihrer Heimat durch den «Räuber Josua», träumten von Rückkehr (und regten rund 3'000 Jahre später den amerikanisch-jüdischen Schriftsteller und Historiker Salo W. Baron zu umstrittenen Parallelen mit den arabischen Bewohnern Palästinas an, welche durch die umstrittene Neugründung des Staates Israel

zu Flüchtlingen, Minderheiten oder militärisch Verwalteten geworden waren). Der selbst für moderne Strategen staunenswerte Erfolg der Operationen gegen diejenigen, die sich zum Widerstand entschieden, erfüllte die Israeliten mit Vertrauen in ihren Gott. Josuas nur leicht bewaffneten, aber durch ihre religiös-politischen Leitbilder angetriebenen Israeliten zeigten durch Führung, Nachrichtendienst, Nachschub und Umgehungsmanöver, dass sie zu den militärisch begabtesten und tapfersten Völkern der frühen Welt gehörten (und diese Eigenschaften in der noch weit entfernten Zukunft in den Kämpfen um das neue Israel wie aus einem lange verschütteten Erbe heraus bestätigten).

Für die Zeit nach der Eroberung ist im abendländischen Routinebewusstsein vermerkt, dass die Sieger für Jahrhunderte in zwölf Stämmen unter Richtern und später Königen im Gelobten Land lebten. Unter den Richtern (deren erster Josua war) dehnten sie ihr Gebiet in fast vierzigjährigen Kämpfen gegen die Midianiter und andere Stämme über den Jordan «bis zur arabischen Wüste» auf den Boden aus, auf dem rund 3'000 Jahre später das neuzeitliche Königreich Jordanien entstand. Im Norden erreichten sie das Gebiet um den Litani-Fluss, das – ebenfalls drei Jahrtausende danach – ein Teil des neuzeitlichen Staates Libanon wurde. Im Süden fielen Strecken der Negev-Wüste in ihre Hand. Jerusalem, Hochburg des Kanaaniter-Stammes der Jebusiter, widerstand ihnen, und Philister behaupteten als «Volk der Seefahrer» die Küsten Palästinas. Um das Jahr 1000, in der Ära König Davids, erreichte der erste Staat Israel – begünstigt durch den Niedergang Ägyptens und das zeitweilige Fehlen neuer Grossmächte zwischen Nil und Euphrat – eine Ausdehnung nach Norden bis an den Euphrat. David baute mit den Sklavendiensten der besiegten Völker Festungen und Wehrsiedlungen. Ihm fehlten bald die Menschen, um alle Gebiete zu behaupten. Doch schliesslich entrissen die Israeliten den Jebusitern Jerusalem, machten es zu ihrer Hauptstadt und bauten um 970 unter König Salomo den ersten Tempel zu Ehren des Gottes, der ihren Staat verheissen hatte.

In 400 folgenden Jahren zeigten Könige, Tempelpriester und eine Oberschicht, die aus Siegen und Eroberungen hervorging, durch ihr Handeln, dass das religiös-moralisch-politische System, das Mose erdacht hatte, noch anfälliges Teil werk war. Die Lehre von der Einzigartigkeit Jahwes und des Volkes, das Er auserwählt hatte, erzeugte zwar Stolz und Energien (und unvermeidlichen Hass bei den Besiegten). Aber die Gesetze Moses waren noch nicht stark genug verankert, um menschliche Instinkte daran zu hindern, gegen die ethischen Gebote zu verstossen, die nach den Vorstellungen des Religionsgründers unlösbar mit der Staatsgründung verbunden waren. Die Umwelt, die – nach Jahwes Wort – in Barbarei lebte, bewahrte, auch wenn sie militärisch unterlag, ihre Anziehungskraft. David hatte schon menschlich-anfällige Seiten gezeigt. Sein Sohn Salomo erneuerte sei-

nes Vaters kriegerische und politische Talente, befestigte Städte wie Hazor und Meggido und führte die Israeliten in die Welt des Handels mit Pferden, Streitwagen, Kupfer und Korallen ein. Aber er ehelichte eine Ägypterin, erlaubte ihr, ihren heimatlichen Gott zu verehren, und nahm schliesslich an den Gottesdiensten seiner zahlreichen nicht-israelitischen Geliebten teil.

Könige, Priester und die Wohlhabenden lieferten die Masse der Israeliten mehr und mehr einer nahezu besitzlosen Bauern-, Hirten- und Fischerexistenz aus. Zum erstenmal verliessen Auswanderer das Land, kehrten nach Ägypten zurück oder suchten im Norden neuen Lebensboden. Im Schatten von innerer Ungerechtigkeit, höfischem Rivalen- und Verwandtenmord wurden der Glaube der Masse an Jahwes Gebote, seine Macht und Gerechtigkeit und das Vertrauen in diejenigen erschüttert, die sich als seine Interpreten präsentierten. In der israelitisch-jüdischen Geschichte zeichneten sich Grundzüge ab, die in Zukunft nie mehr daraus verschwanden: einmal der Kampf zwischen Zusammenhalt und Entgleiten in die Umwelt und zum anderen der immer wiederkehrende Konflikt zwischen idealen moralisch-religiösen Geboten und den Schwächen allen Menschentums mit seinen Begierden nach Reichtum, Genuss und Macht.

Im Jahre 933 vor Beginn der Zeitrechnung zerfiel das Gelobte Land unter inneren Kämpfen in zwei Staaten: das grössere Israel mit der Hauptstadt Samaria im Norden und ein kleines südliches Juda mit der Kapitale Jerusalem und dem Tempel. Die Kämpfe, die Israel und Juda miteinander führten, waren blutiger als die Auseinandersetzungen mit Nachbarstämmen, und eine zahlentrunkene Überlieferung wollte wissen, der Israelitenkönig Pekach habe einmal 120'000 Judäer erschlagen und 200'000 Frauen und Kinder nach Samaria entführt.

Das zukünftige Schicksal Israels war bereits durch Kämpfe mit Ägyptern im Süden und Syern im Norden vorgezeichnet, und Israel ging seinem ersten Untergang entgegen, als aus dem Nordosten das hoch überlegene, götterund kriegerreiche Volk der Assyrer unter imposanten Königen gegen das als Grossmacht verlöschende Ägypten zog. In der Erkenntnis, dass die Zeit eigener Eroberungen einem Ringen um eigenes Überleben wich, sicherten diplomatische Israelitenkönige ihrem Land durch Tributzahlungen eine assyrische Schutzherrschaft und 100 Jahre relativen Friedens. Aber Friede bedeutete nicht das Ende der inneren sozialen Klüfte, der Erschütterung des Glaubens an den Einen Gott und der Verlockung durch sichtbar-glänzende phönizische, kanaanitische oder moabitische Götter wie Baal, Meloch oder Asthoreth.

Aus der Masse derer, die gläubig blieben, erhoben sich zwar wanderpredigende Propheten, deren Namen wie Hosea, Micha, Jesaja, Jeremia, Hesekiel einen Platz in der abendländischen Vorstellungswelt oder deren Zitatenschatz bewahrten.

Aber ihre Klage, die Herrschenden verrieten Gott durch Macht, Lust, Ausbeutung der Armen und ehrgeizige Grossmachtpolitik, verhalte so wie ihre Beschwörung: «Bekehre dich, Israel, zum Herrn, deinem Gott!» Als die letzten Könige Israels jeden Sinn für Realität verloren, sich mit Ägyptern und Phöniziern gegen ihre assyrischen Schutzherrn verbündeten, eroberte der Assyrenkönig Sargon im Jahre 721 die israelitische Hauptstadt Samaria. Sargon deportierte die Mehrzahl der nicht gefallenen oder nach Ägypten und in die Wüsten geflüchteten Israeliten (nach seinen eigenen Angaben 27*290) nach Gosen in Mesopotamien und anderen Plätzen im Inneren seines Reiches, wo sie sich mit der assyrisch-aramäischen Bevölkerung vermischten und aus der jüdischen Geschichte verschwanden.

Juda, das seinen Bewohnern und deren Nachfahren den Namen Juden gab, existierte als kleiner, in gebirgigem Gelände geschützter Staat noch 135 Jahre lang. Aber auch für Juda galten die Prophetenworte: «Höret des Herrn Wort, ihr Fürsten von Sodom ... Nimm zu Ohren unseres Gottes Gesetz, du Volk von Gomorrha!» Assyrien verlor zwar seine Macht an ein neues Imperium, das babylonische. Aber Judas König Jojakim gab im Jahre 597 vor der Zeitrechnung dem nun mächtigsten Herrscher in Nah- und Mittelost, dem Babylonier Nebukadnezar, durch unglückliche Bündnisse Anlass, Jerusalem zu erstürmen und Tausende führender Judäer nach blutigen, aber hoffnungslosen Kämpfen nach Babylonien zu deportieren. Eine letzte Überlebensfrist Judas unter einem gemässigten jüdischen Gouverneur Gedaljah verrann, als politische Rivalen ihn ermordeten. Im Jahre 586 vor der Zeitrechnung eroberte Nebukadnezars Feldherr Nebusardan abermals Jerusalem. Der Staat Juda zerbrach mit der Zerstörung von Salomos Tempel, der Flucht von Überlebenden nach Samaria oder Ägypten und der Deportation von diesmal Zehntausenden nach Babylonien.

Die Babylonier waren harte und blutige Eroberer, aber einmal Umgesiedelte überliessen sie mehr oder weniger der Assimilation in ihr Reich. Der Glanz Babylons verlockte dazu, das vergleichsweise provinzielle Jerusalem und den Gott zu vergessen, der die Zerstörung des Tempels zugelassen hatte. So wären die Judäer vielleicht in Babylonien aufgegangen wie die Israeliten in Assyrien, hätten sich nicht ihre Propheten – mit Hesekiel an der Spitze – zu Erneuerern des Gottesglaubens und Zuchtmeistern der Gesetze Moses entwickelt und dabei Hilfe durch die Unberechenbarkeit der Geschichte erhalten. Zweifel an ihrem Einen Gott bekämpften sie mit der Lehre, Jahwe habe lediglich den Ungehorsam der Judäer und ihrer Führer durch die Vertreibung bestraft. Wenn sie ihre Sünde durch Hingabe an Gott büssten, werde Er sie nach Juda zurückführen.

Anscheinend nach dem Vorbild, das babylonische Schreiber boten, erzogen sie

jüdische Schriftgelehrte, welche die mündlich überlieferte Tora aufzeichneten. Als Ersatz für den zerstörten Tempel errichteten sie Versammlungshäuser, die Vorboten späterer Synagogen.

Die Beobachtung, dass selbst Judäer, die sich Babyloniens Göttern zuwandten, die Gewohnheiten der Speisegesetze oder des Sabbats bewahrten, lehrte sie, dass in der Verknüpfung der kreatürlichsten Bedürfnisse der Menschen – Speise oder Ruhe – mit Vorschriften, die von Gott hergeleitet waren, die dauerhafteste Sicherung ihrer Bindung an diesen Gott lag. So mehrten und komplizierten sie die Relements.

Sie kämpften im Wettlauf mit der Zeit, die immer mehr Judäer als Weinbauern, Färber, Betreuer von Bewässerungsanlagen, Söldner und Beamte in Babylonien Wurzeln schlagen liess. Sie gewannen den Wettlauf, als schon im Jahre 537, nach kaum mehr als einer Generation, der Perserkönig Cyrus Babylonien eroberte. Umgesiedelten Völkern erlaubte er die Rückkehr in ihre Heimatgebiete, um ihre Dankbarkeit zu gewinnen. So wurde auf wunderbare Weise wahr, was die Propheten verkündet hatten: die Heimkehr nach Juda. Zwar konnte sich die Mehrzahl der Judäer nicht mehr zum Marsch nach einem Jerusalem entschliessen, das die meisten nie gesehen hatten und das nur in poetischen Prophetenworten das Bild eines palästinensischen Babylon besass. Aber die Zurückbleibenden gaben den rund 40'000, die während der Regierungszeit König Cyrus' und seiner Nachfolger in mehreren Wellen aufbrachen, Geld und Gaben mit auf ihre endlos mühevollen Wüstenzüge (und lieferten damit ein frühes menschlich-politisches Verhaltensbild für eine noch weit entfernte Zukunft, in der auch die Juden Amerikas sich bis auf eine Minderheit nicht entschliessen konnten, ihre amerikanische Heimat zu verlassen, um sich neuzeitlichen zionistischen Idealen allgemeiner Rückkehr nach Palästina anzuschliessen, wohl aber die Rückkehrer in ihren Höhen und Tiefen, am Anfang zögernd, dann entscheidend, unterstützten).

Diejenigen, die in das ehemalige Juda, das in Zukunft Judäa hiess, zurückkehrten, fanden kleine Landstriche vor, in denen nicht deportierte Juden in Vermischung mit den anderen Völkern lebten, die einmal von Israeliten besiegt worden waren. Samariter und Ammoniter beantworteten ihre Rückkehr mit Hass, und auch unter Rückkehrern regten sich natürliche menschliche Sehnsucht nach dem leichteren Leben Babyloniens und Streit mit den Geliebten um Rechte oder Besitz. Aber ihre Anführer zwangen ihnen den Willen auf, der aus religiös-nationalen Leidenschaften wächst. Gegen die Beschwerden der Samariter am Hof des Königs Cyrus und gegen lange Bauverbote durch königliche Gouverneure vollendeten sie im Jahre 516 einen neuen, ihren zweiten Tempel in Jerusalem. Sie setzten Jeschua ben Jozadak als erblichen Hohenpriester an die Stelle der versunkenen Könige und feierten bei der Vollendung des Tempels Passah – das Osterfest.

Einer der profiliertesten ihrer Führer, Esra, unternahm um das Jahr 457 vor der Zeitrechnung den Versuch, Familienverbindungen zwischen Juden und Nichtjuden, die nicht bereit waren, dem jüdischen Glauben beizutreten, wieder aufzulösen. Als ihm 445 der jüdische «Weinträger» des Perserhofes, Nehemia, zu Hilfe kam und bemerkte, dass Juden immer noch «Frauen von Aschdod, Ammon und Moab heirateten und ihre Kinder halb die Sprache von Aschdod sprachen und der Juden Worte nicht verstanden», verschloss er die Tore neuer Festungswälle um Jerusalem und vertrieb Fremde aus der Umgebung der Stadt. Die Tora wurde zur Staatsverfassung, die Abgabe eines halben silbernen Schekels an den Tempel zur Pflicht, und Schriftgelehrte arbeiteten nun an den Texten, deren zukünftige Zusammenfassung als Altes Testament religiöse Weltgeschichte machen würde. Die Organisatoren Judäas konnten es als Zeichen göttlicher Zustimmung betrachten, dass dem Land – dank der persischen Gouverneure in Palästina – 100 mehr oder weniger kampflose Jahre beschieden wurden. Sofern zeitgenössische «Weltreisende» Notizen über die Juden hinterliessen, wurden diese darin als Kuriosität erwähnt, weil sie kein Schweinefleisch assen und durch den Sabbat «Zeit vergeudeteten». Aber in der Isolierung wurde Judäa zum Modell eines Gottesregiments, in dem Eltern angehalten waren, ihre Kinder lesen zu lehren, selbst Kinder die Tora «schneller sprechen konnten als ihre Namen», und die ersten Grundlagen für ein Volk geschaffen wurden, dessen Nachbarn mit Verwunderung von einem «Volk des Buches» sprachen. Judäa erlangte zwar auch jetzt keine Vollkommenheit. Schwankende Hohepriester wie Eljaschib oder Wohlhabende wie das Geschlecht der Tobias, die riesigen Landbesitz und private Beziehungen ausserhalb Judäas pflegten, wurden zu Quellen von geistiger und physischer Unrast. Aber in mehreren Generationen formten Esras und Nehemias Nachfolger einen – in der übrigen Welt noch unbekannt – religiösnationalen «Glaubenskern», dessen Träger lieber als Märtyrer starben, als einen Buchstaben der Tora zu missachten. Von solcher Einstellung geprägt waren auch neue Auswanderer, die der Raum um Jerusalem, Jericho, Modi'in oder Bethel nicht ernähren konnte. Sie gründeten oder erkämpften nicht nur Siedlungen in palästinensischen Gebieten wie Galiläa, sondern gelangten in das ganze persische Reich. Sie zogen nach Ägypten, wo sie Nachkommen früherer Auswanderer vermehrten (und Ägypten als Söldner in der Militärkolonie Elephantine dienten). Sie zogen nach Arabien, Nordafrika, Kleinasien und schliesslich auf die andere Seite des Mittelmeeres, wo in Griechenland und Rom die Weltmächte der Zukunft wuchsen.

Die Führer ihrer Niederlassungen bewahrten über grosse Entfernungen Beziehungen zu Jerusalem. Sie übersandten durch bewachte Botschaften Halb-Schekel, Stiftungen und Opfergaben ihrer Gemeinden an den Tempel (und begründeten die

Anfänge eines anderen Verhaltensmusters für die ferne Zukunft, in welcher der moderne Staat Israel durch ein organisiertes System finanzieller Abgaben und Spenden mit den weit verstreuten Juden der übrigen Welt, vor allem aber mit den amerikanischen, verbunden sein würde).

So war eine Mehrheit der Juden für die nächste Epoche geformt, die 343 vor der Zeitrechnung begann. Das Perserreich wurde von den Heeren des Makedonerkönigs Alexander zerschlagen. Das griechische Reich erfasste wie im Sturm Persien (ohne Babylonien), Syrien, Palästina, Ägypten. Judäa und seine Emigrantenkolonien gerieten in eine neue Welt mit griechischer Verwaltungskunst, griechischem Handel, griechischer Sprache, griechischen Städtegründungen, griechischer Körperbildung, Kunst, Wissenschaft und Philosophie. Juden sahen sich mit einer weltoffenen griechischen Götterwelt konfrontiert, die voller Toleranz die örtlichen Götter unterworfenen oder angegliederter Völker in ihren farbenfrohen Götterhimmel aufnahm und dafür auf der Gegenseite gleiche Toleranz erfuhr. Nur die Juden schloss Jahwes Gebot: «Du sollst keine Götter neben mir haben ... Du sollst dir kein Bildnis machen» mit einer Unerbittlichkeit aus, in welcher der Keim zu Triumphen jüdischer Glaubensfestigkeit, aber auch zu menschlichen und nationalen Tragödien lag.

Alexanders Welteroberungspläne liessen ihm bis zu seinem frühen Tode im Jahre 323 wenig Zeit, sich mit dem Volk von Judäa zu befassen. Wie die Völker in anderen Territorien seines Reiches forderte er auch Juden auf, an der Besiedlung seiner grössten Städtegründung Alexandria in Ägypten, einem Traumzentrum von Handel und Wissenschaft, teilzunehmen. Mit Diplomatie gewährte er den Juden gegenüber anderen Völkern das Privileg, griechischen und anderen Göttern keine Verehrung erweisen zu müssen. Neue jüdische Auswanderer machten sich auf den Weg und begründeten in Alexandria die bis dahin grösste jüdische Kolonie, deren Stadtviertel in Zukunft einmal eine Million Juden und damit zwei Fünftel der Bevölkerung beherbergen würde.

Aber nach Alexanders Tod auf einem Eroberungszug nach Indien kündigte sich der Konflikt zwischen der Frucht von Esras und Nehemias religiös-nationalem Erziehungswerk und den Verlockungen der neuen griechisch bestimmten, «hellenischen» Welt an. Alexanders Generale teilten sein Reich untereinander auf. Den grössten Teil übernahm General Seleukos, dessen Seleukiden-Reich sich von der Mitte Kleinasiens ostwärts bis nach Samarkand und von Mesopotamien südwärts bis nach Syrien erstreckte. Ägypten, Palästina und Judäa wurden Machtbereiche von Seleukos' Rivalen Ptolemaios. Im Jahre 301 vor Beginn der Zeitrechnung besetzte Ptolemaios Jerusalem ohne Kampf, weil die Juden gerade den Sabbat begingen. Aber er verlor Palästina und Judäa rund 100 Jahre später an die Seleu-

kiden und Seleukos' Nachfolger, König Antiochos III. Für 140 Jahre blieb Judäa als autonomer Teil einer seleukidisch-syrischen «Provinz Palästina» von den Kämpfen der Grossen um die Aufteilung der Welt verschont und mit ihm die Institution des Gottesstaats.

Aber die im Grossen und Schönen wie im Ausschweifenden revolutionären Griechen und ihre Städtegründungen in Palästina, Gaza, Acco, Jaffa, Samaria oder jenseits des Jordans-Gadara und Philadelphia, besaßen eine mächtigere Verführerkraft als Kanaans Götter oder Babylon. Friede und ein aufblühendes Palästina als Produktions- und Durchgangsland für Getreide, Öl, Sklaven schufen in Juden von Generation zu Generation grössere Neigung zur Anpassung von Sprache, Namen, Kleidung, Formen, Denken an die griechisch-hellenische Zivilisation. Doch diesmal stiess die Lockung auf die Erben des harten Glaubenskerns. Diejenigen, die durch ihn geformt waren, widersetzten sich mit (je nach der Einstellung religiöser oder nichtreligiöser, patriotischer oder pazifistischer, jüdischer oder nicht-jüdischer moderner Betrachter bewundernswerter oder selbstzerstörerischer) passiver Resistenz, durch messianische Überzeugung, durch Märtyreropfer, durch Partisanenkampf und offenen Krieg und beeinflussten das Gesicht zweier palästinensischer Jahrhunderte, die schliesslich im Jahre 70 nach Beginn der Zeitrechnung auf den Trümmern Jerusalems und des zweiten Tempels für die Juden ein militärisch-nationales (aber nicht geistiges und physisches) Ende fanden.

Zwar berief um das Jahr 247 der Ägypterkönig Ptolemaios II. Philadelphos, der Erbauer grosser Bibliotheken, auch die Erben Esras, die sich nun Chassidim, die «Frommen», nannten, zur Übersetzung der hebräischen Heiligen Schrift ins Griechische nach Alexandria. Sie erblickten darin ein Zeichen internationaler Anerkennung und Achtung für ihren jüdischen Gott. Aber gleichzeitig musste ihnen das Übersetzungswerk, Septuaginta genannt, als neues Symbol für die Hellenisierung erscheinen, die gegen ihre Welt heraufzog, weil seine Verbreitung verriet, wie sehr die Juden der Kolonien Hebräisch verlernten und das zentrale Werk ihres Glaubens und Lebens nur noch in Griechisch lesen konnten.

Die Empörung gegen «Hellenisierer» erreichte eine revolutionäre Schwelle, als der Seleukidenkönig Antiochos IV. Epiphanes im Jahre 175 – vom ehrgeizigen Traum einer Einigung seines Reiches erfüllt – «an alle Völker» schrieb, «sie sollten ein einziges Volk werden. Jedes Volk möge seine eigenen Gewohnheiten ablegen ...» Der Bau eines griechischen Sport-Gymnasiums in Jerusalem und der Anblick von Tempelpriestern, die sportlichen Wettspielen zusahen, wurden für den harten Kern des Glaubens und die Masse der einfachen nach dem Gesetz lebenden Judäer zu so unbegreiflichen Angriffen auf ihren Gottesvertrag, dass sie keinen anderen Weg sahen, als für ihn zu kämpfen oder von Gott verlassen zu werden.

Partisanen aus dem Bergland zogen nach Jerusalem und protestierten vor Gymnasion und Tempel. Aus dem Protest wurden Überfälle auf Garnisonen und Posten von Antiochos' Armee. Der König reagierte mit dem Zorn des Mächtigen, der seinen Einheitstraum von einer Minderheit herausgefordert sah, und beschloss, den religiösen Kern des Widerstandes zu zerbrechen. Syrische Verbände marschierten mit dem Befehl nach Judäa, Standbilder seines Lieblingsgottes Zeus Olympios in Jerusalem zu errichten, den Juden Opfergaben vor Zeus zu befehlen oder sie mit Gewalt dazu zu zwingen. Antiochos begriff zu spät oder nie die psychische Tiefe des jüdischen Vertrages mit Gott. Hellenisierer und Furchtsame erfüllten zwar freiwillig oder gezwungen die Zeremonie. Andere flohen in die Berge. Aber zum erstenmal starben Hunderte ohne Besinnen unter syrischen Schwertern. Als Syrer in Modi'in einen Opferaltar errichteten und das örtliche Haupt einer Chassidim-Familie, Mattathias aus der Sippe der Hasmonäer, zum Opfer aufforderten, machten er und seine Söhne Simon, Judas «Makkabäus» (der Hammerwerfer) und Jonathan das ganze Syrerkommando nieder. Sie eröffneten damit den Rebellenkrieg, der sich als der makkabäische in der religiösen, militärischen und heldenverehrenden Geschichte einen Sonderplatz errang.

Es war (je nach Einstellung der Historiker) Zufall oder der Wille Gottes, dass Antiochos IV. durch persische Angriffe im Norden seines Reiches daran gehindert wurde, sein 70'000 Mann starkes Heer, mit Kriegeelefanten, nach Judäa in Marsch zu setzen und dem Land das Schicksal zu bereiten, das es mehr als zwei Jahrhunderte später durch die Armee des Römergenerals Titus erfuhr. Kleinere, für Guerillakämpfe nicht trainierte syrische Verbände erlagen den Partisanen Judas Makkabäus', der nach einigen Niederlagen während der Sabbatruhe die Wahrung des heiligen Feiertages für die Dauer des Krieges aufhob. Mit seinen Guerrillas zog er in Jerusalem ein, entmachtete die Hellenisierer, reinigte den Tempel von Zeus Olympios, und die Chassidim feierten Chanukka, das Fest der Tempelweihe und des Lichts.

Ob Judas Makkabäus sich bewusst war, dass er wie der untergegangene Staat Juda eine Weltmacht herausforderte, oder ob er in messianischem Glauben auf weitere Hilfe Gottes baute – in jedem Fall war er der Stunde gewachsen. Mit Kommandos stiess er bis nach Idumäa und anderen palästinensischen Nachbargebieten vor, wo vorgeschobene jüdische Siedlungen in Erwartung von Antiochos' Rachezug von Nichtjuden angegriffen oder belagert wurden. Er kämpfte sie frei (und hinterliess ein neues frühes Vorbild für spätere Siedlungskämpfe und Siedlungsstrategie in der Geschichte des modernen Israel). Dann entsandte er – als Zeichen überraschenden politischen Weitblicks – eine jüdische Delegation über das Mittelmeer, um sich Rom als Helfer anzubieten, das sich auf dem Weg

zur nächsten beherrschenden Weltmacht befand und an die Zerstörung des Seleukidenreiches denken musste. Die Römer gewährten ihm einen Unterstützungspakt und wahrscheinlich Ausbilder für eine jüdische Armee. Als ein Jahr später Antiochos' Nachfolger, König Demetrios I., die Perser besiegte und freie Hand zu einer Strafexpedition gegen Judäa gewann, besetzte er zwar Jerusalem, und Judas Makkabäus kam in den Kämpfen um, aber sein Bruder und Nachfolger Jonathan entfloh in die Berge, sammelte Tausende neuer Guerillas und begann mit einem verwegenen diplomatisch-militärischen Spiel.

Von Demetrios I., den ein Thronrivale namens Alexander Balas einige Zeit später zum Abzug seines Heeres aus Palästina und Waffenstillstand zwang, errang er als Preis für die Waffenruhe seinen erneuten Einzug nach Jerusalem. Von Balas erhielt er für Waffenhilfe gegen Demetrios seine Ernennung zum Hohenpriester, von dem ebenfalls thronbegierigen Feldherrn von Balas' Sohn, Tryphon, den Hafen Jaffa und damit einen jüdischen Weg zum Mittelmeer. 143 bezahlte er zwar für sein Schaukelspiel mit dem Tod durch beauftragte Mörder Tryphons. Doch sein Bruder und Nachfolger Simon nutzte den fortgesetzten Streit um den Seleukiden-Thron zur Eroberung von Geser, zur Vernichtung oder Aussiedlung der überlebenden Bevölkerung und Besiedlung Gesers als jüdische Stadt. Als ein neuer König, Antiochos VII. Sidetes, ihn aufforderte, Jaffa und Geser wieder zu räumen, antwortete er mit den Worten: «Wir haben kein Land erobert, das anderen gehört, sondern nur das Erbe unserer Väter, das von unseren Feinden vorübergehend in Besitz genommen worden ist ...» Sie entsprachen dem Vertrag mit Gott. Truppen des Königs, die daraufhin nach Judäa marschierten, zersprengte Simon mit seiner neuen Armee. Die Chassidim – inzwischen zu einem neuen harten Glaubenskern, einer Partei der Pharisäer, Abgesonderten oder Schriftgelehrten formiert – wählten ihn zum Ethnarchen und Hohenpriester. Er begründete ein neues Königsgeschlecht, das sich den Namen Hasmonäer gab.

Es blieb eine offene Frage, wann die neuen pharisäischen Hüter des Vertrages mit Gott zum erstenmal Argwohn schöpften, ob die neuen Könige noch der religiösen Seite des Vertrages die Treue hielten. Vielleicht verdächtigten sie schon Simon, der seinen Kindern griechische Namen gab, den religiösen Grund für den Aufstand seines Vaters und seiner Brüder vergessen zu haben. Ihr Verdacht wuchs unter Simons Sohn Jochanan Hyrkanos, der während neuer Thronkämpfe der Seleukiden Idumäa im Süden annektierte und die gesamte Bevölkerung zu Beschneidung und Judentum zwang. Er besetzte und besiedelte Medeba in Transjordanien und gab seinem Sohn Aristobulos I. die Möglichkeit zur Judaisierung der transjordanischen Ituräer. Jochanan Hyrkanos kämpfte bereits, weil die jüdischen Kräfte nicht mehr reichten, mit heidnischen Söldnern aus Kleinasien und

verriet damit den Gottesbund. Sein Nachfolger schliesslich, König Alexander Jannai, besetzte die Küstenebene bis zum Berg Karmel. Er schleifte die Mauern Pellas in Transjordanien, weil die Bevölkerung sich weigerte, jüdisch zu werden, und verfuhr ebenso mit Gaza und Philoteria am südlichen Ende des Sees von Galiläa. Er verwirklichte eine jüdische Mehrheit auf palästinensischem Boden. Aber die Zahl seiner fremden Söldner wurde Legion. Sein Hof war hellenisiert und er selbst ein Tyrann, der – während er tafelte – 800 Pharisäer kreuzigen liess, die ihn als Hohenpriester wegen der Verletzung religiöser Riten angriffen.

Als der sterbende Despot im Jahre 76 seiner Frau Alexandra Salome den Thron überliess, war es zu spät für den Versuch, in dem neuen Reich den idealen Traum Moses, die Vereinigung von Gottesnation und Gottesmoral, zu vollziehen. Salomes Söhne Aristobulos II. und Hyrkanos II. kämpften nach schlechtem seleukidischem Beispiel um den Jerusalemer Thron, während die Römer die Seleukiden schlugen, ihr Reich dem römischen Imperium einverleibten und römische Legionen an den Grenzen Palästinas erschienen. Als die Thronrivalen die so lange verbündeten Römer ins Land riefen, damit sie dem einen oder anderen von ihnen zur Macht verhalfen, statuierte der Römergeneral Pompejus im Jahre 63 vor der Zeitrechnung ein Exempel dafür, dass das Volk Gottes sich nur in Nischen zwischen der Gewalt der Mächtigeren hatte entfalten können. Rom nahm ihm alle Gebiete, die seine Könige gewonnen hatten, verwandelte Palästina in eine römische Provinz und Judäa in ein Vasallenland.

Im Niedergang allerdings hinterliessen die Hasmonäer ein Erbe, das die Römer nicht missachteten. Ihre Kaiser, von Caesar bis Nero, vergassen nie die religiös-militärischen Gewalten, die der Seleukidenkönig Antiochos IV. weckte, als er den Vertrag mit Gott angetastet hatte. Auch nach den letzten Gemetzeln lebten in Judäa, Galiläa und anderen Gebieten noch rund eineinhalb Millionen Juden und Judaisierte, die in ein oder zwei Generationen «volle Juden» sein sollten. Anders als alle anderen Völker des nunmehrigen Römischen Reiches waren sie mit rund vier Millionen jüdischen Auswanderern verbunden, deren Kolonien jetzt von der nordafrikanischen Cyrenaika und Alexandria bis zum Schwarzen Meer und von dort über Griechenland, den Balkan bis nach Rom, der Hauptstadt des Imperiums, und weiter bis nach Colonia in Germanien, Lyon im zukünftigen Frankreich und dem spanischen Cordoba reichten. Die Hasmonäer-Könige hatten den alten Bindungen der Kolonien an ihren Gott und Seinen Tempel in Jerusalem durch ihre Siege ein Element nationalen Heimatstolzes hinzugefügt.

Römischer Argwohn, daraus könnten von Jerusalem gesteuerte Unruhen im römischen Imperium entstehen, veranlassten Kaiser und Senat, den Juden in ihrem Reich zu gewähren, was kein anderes Volk erhielt: die offizielle Anerkennung

ihrer Religion, die Befreiung von jeder kultischen Ehrung für römische Götter und gottähnliche Kaiser, ferner das Verbot für römische Truppen, Judäa mit Feldzeichen zu betreten, an denen kaiserliche Insignien und menschliche Abbilder zu erkennen waren, die unbeschränkte Erhebung von Abgaben und Stiftungen für den Tempel durch die jüdischen Kolonien sowie deren Transfer nach Jerusalem. Die römischen Imperatoren waren dabei vielgesichtige «Geber», die Ruhe in Judäa nicht nur durch Sonderrechte zu sichern suchten. Sie wussten, dass Sonderrechte das sicherste Mittel waren, um Judäa und seine Kolonien durch Abneigung oder Hass der anderen Völker zu isolieren.

Was sie den Juden nicht gewährten, war die weitere Honorierung der nationalen Seite ihres Vertrages mit Gott. Im Jahr 37 vor Beginn der Zeitrechnung gaben sie ihnen in Herodes, einem Sohn des judaisierten Idumäervolkes, einen König, der Judäa 33 Jahre regierte. Durch seine Kunst und Vorsicht im Umgang mit Rom brachte er Frieden und eine neue Ausdehnung bis ans Meer und über den Jordan und die Golanhöhen hinaus. Er brachte wirtschaftliche Blüte, baute Bewässerungsanlagen und modernisierte den Tempel aus den Esra-Tagen zu einem prachtvollen Monument, das sich auf einer gewaltigen Plattform erhob (deren westliche Mauer Katastrophen überstand und für nahezu zwei Jahrtausende als Klagemauer ein Erinnerungssymbol der Juden an Alt-Jerusalem blieb). Aus den 20'000 und später 50'000 jüdischen Bewohnern der Römerhauptstadt, die in Transtiberinus oder beim Circus Maximus als Handwerker, Trödler und auch Bettler lebten, aber zugleich eine römische Elite von Grosskaufleuten, Gutsbesitzern, Ärzten, Juristen entwickelt hatten, organisierte er die Grundlage eines Systems von Informanten, Repräsentanten und Public-Relations-Leuten bis in Senats- und Hofkreise hinein (das neuzeitliche Betrachter zu Vergleichen mit der Lobby des modernen Staates Israel in der amerikanischen Hauptstadt Washington bewog). Aber anders als für die Kolonisten, welche eine Hebung ihres Status durch seine Diplomatie verspürten, blieb er für die Pharisäer – so sehr er sie auch umwarb – ein Usurpator, der in den Gebieten Palästinas, in denen Griechen lebten, auch griechische Tempel errichtete, der um Judäas internationalen Ansehens willen Stiftungen für die Olympischen Spiele anordnete und Träumen eines Ausgleichs zwischen Juden, Griechen und Römern nachhing, die in der Tat zeigten, dass er die glühende nationalistische Inbrunst des Vertrages mit Gott niemals verstand.

Als er im Jahre 4 vor Beginn der Zeitrechnung starb, lebte in den Pharisäern nach dem Erlebnis der Hasmonäer, die zu Tyrannen entartet waren, und nach dem «Usurpator» Herodes der Wunsch nach einer Konsolidierung der inneren jüdischen Glaubenswelt als Vorbereitung für eine wahre Verwirklichung von Gottes Befehl.

Pharisäische Abgesandte baten Kaiser Augustus um die Unterstellung Judäas unter eine römische Verwaltung, wobei ihnen Regelung und Überwachung des inneren jüdischen Lebens überlassen bleiben sollten. Nach einer tumultuarischen Ära, in welcher Herodes' Söhne über ein dreigeteiltes Land herrschten, wurde der Wunsch der Pharisäer Wirklichkeit. Aber Roms Verwalter-Prokuratoren zeigten, dass ihre Sympathien den ihnen vertrauteren Griechen oder anderen nicht-jüdischen Bewohnern Palästinas gehörten (und nur Herodes' hinterlassene «jüdische Lobby» in Rom bewahrte genug Einfluss, um ihre Macht einzuschränken und der Amtszeit des Prokurators Cumanus ein vorzeitiges Ende zu bereiten). Trotzdem hielt Generation um Generation von Pharisäern an ihrer Idee der friedlichen Erneuerung der Glaubensstärke fest. Aus ihren Reihen wuchsen die Figuren, die für die Zukunft schicksalhafte Bedeutung erlangten: die Rabbiner, die – anders als prunkvoll im Tempel amtierende Hohepriester – die Tora durch ihrer Hände Arbeit und in absoluter Gesetzestreue vorlebten. Einer ihrer Bedeutendsten, Hillel der Ältere, schien zwar (Wahrheit oder Legende zufolge) von Zweifeln darüber befallen, ob der Weg zur Gotteswelt nur über den Kampf um den nationalen Gottesstaat führen werde. Er begründete die Anfänge einer friedlichen missionarischen Verkündung des Einen Gottes durch die jüdischen Gemeinden des Römerreiches. Aber nicht anders als Esra verstand auch er unter Erneuerung nur die Stärkung der Autorität der Tora. Als Mittel dazu diente die Niederschrift aller mündlich überlieferten Ergänzungen und Erklärungen der Tora, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden waren, in einem Ergänzungswerk namens Halacha oder «Der Weg» (den Israel geht) – einer immensen Sammlung von Kommentaren und bindenden Antworten auf alle Fragen, die aus der Weiterentwicklung der Welt für die Juden und ihr Verhalten in Judäa und den Kolonien entstanden waren. Von der zweiten Generation an genügte «Der Weg» nachwachsenden jungen Aktivisten, die sich nur an den Glanz der Hasmonäerzeit, nicht aber an ihre Schatten erinnerten, nicht mehr. Spätestens die dritte Generation sah in der Militärverwaltung der Römer über Judäa eine «Beleidigung Gottes, des Einzigen Herrn über Israel». Jeder Konflikt mit den Römern nährte ihre Überzeugung, dass Gott von Seinem auserwählten Volk die Bestrafung und Beseitigung dieser Beleidigung durch Kampf erwarte. So wuchsen sie zu neo-makkabäischen «Eiferern» verschiedener Richtungen heran, deren griechischer Sammelname Zeloten sich bis in den Wortschatz der Moderne erhielt. Zur gleichen Zeit bekamen die Propheten von einst Nachfolger in wandernden Verkündern eines Messias, der als Abgesandter Gottes zur Erde kommen, Rom und alle sonstigen Königreiche zerstören und ein neues Reich Davids zum Zentrum einer Herrschaft von Glück und Gerechtigkeit über die Erde machen werde. Schliesslich entwickelten sich pazifisti-

sche Kontrahenten zu den Zeloten, Essener genannt, die irdische Güter verachteten, am Toten Meer den Boden bearbeiteten, jede Waffengewalt verdamnten und den göttlichen Messias erst dann erwarteten, wenn Judäa in ein Musterland menschlicher Bescheidenheit verwandelt war. Wie immer verzeichnen die üblichen geschichtlichen Annalen jedes äusserliche Ereignis in der Eskalation römisch-jüdischer oder jüdisch-römischer Spannungen: einmal Bereicherung von Prokuratoren, ein anderes Mal die Verwendung von Tempelgeld für den Bau der Jerusalemer Wasserleitung, ein drittes Mal Zelotenüberfälle auf Strassen und Dörfer oder schliesslich geheime Todesurteile gegen Römer und römerfreundliche (oder auch nur diplomatisch handelnde) jüdische Priester, Geschäftsleute oder Administratoren. Sie berichten dagegen weniger über einen Geistes- und Glaubenskampf, der – gleich, ob als Frucht von Hilleis des Älteren Eingebung oder nicht – hinter dem Spektakel von Herrschern und Beherrschten, Terror und Gegenterror bereits im Gange war. Ein hellenisierter jüdischer Kaufmannssohn und Philosoph in Alexandria, Judeus Philon, berichtete vor seinem Tode im Jahre 40: «Nicht nur Juden, sondern auch alle anderen, die ein moralisches Leben suchen, nehmen die jüdische Lehre an ... Sie vereint alle Menschen in Ost und West.» Von der römischen Seite her bestätigte der von tiefer Abneigung gegen Juden erfüllte Politiker Seneca: «Die verachtenswerte (jüdische) Nation hat ihre Regeln durch die ganze Welt verbreitet. Die besiegte Nation zwingt den Siegern ihre Regeln auf.»

Während Arme und Bedrückte des Römerreiches, das die griechischen Ideale übernommen hatte, aber langsam vergass, an den alten Göttern zweifelten, öffneten jüdische Kolonialgemeinden ihnen ihre Türen. Die überhitzte palästinensische Kampfarena war weit entfernt. Hinter den Türen dagegen offenbarte sich die ursprünglichste Harmonie eines von Gott regulierten Lebens und entwickelte eine überraschende Anziehungskraft. Sie erreichte nicht nur Sklaven, die Juden wurden und von ihren jüdischen Herren als Lohn die Freiheit erhielten. Sie erreichte nicht nur «Heiden», die über trennende Ideologien hinweg Juden oder Jüdinnen liebten. Sie erreichte ungezählte andere. Doch weder Philon noch Seneca vermerkten, dass diese Anziehungskraft schon in dem Augenblick, in dem sie sich entfaltete, ein eingebautes Hindernis von schicksalhafter Bedeutung enthielt. Moses oder Esras Gesetze, die eine so harte Klammer um alles jüdische Leben legten, forderten von Aussenstehenden einen zu hohen Preis für einen freiwilligen Eintritt in den Vertrag mit Gott. Die meisten, die der Anziehungskraft folgten, suchten zwar nach dem unsichtbaren Gott. Aber sie befolgten nur wenige Gesetzesregeln. Sie mieden die Beschneidung und erhielten als «halbe Juden» die Bezeichnung «Die, welche Gott fürchten». Aber sie existierten schon zu Zehn-, vielleicht schon zu Hunderttausenden, als um das Jahr 30 in Jerusalem der junge jüdisch-

messianische Wanderprediger Joschua aus Nazareth durch den römischen Prokurator Pontius Pilatus zum Tode verurteilt wurde und an dem üblichen Hinrichtungskreuz starb. Essener und Messiasverkünder hatten den Erdenweg des einfachen Mannes begleitet, der Demut und Nächstenliebe als Voraussetzung für das Kommen eines jüdischen Erlöserkönigs predigte. Er starb, weil er beim Passah-Besuch in Jerusalem Geldwechsler des Tempels, die auswärtigen Pilgern dienten, als Frevler betrachtete, ihre Tische umstürzte, einen Aufruhr erzeugte und so in die überhitzte Atmosphäre zwischen Zeloten und römischer Repression geriet. Ob Joschua von jüdischen Priestern, die während des Massenandrangs zu den Festtagen allgemeine römische Vergeltungsmassnahmen fürchteten, den Römern übergeben wurde oder ob Pilatus' Militärpolizei Joschua aufspürte – in jedem Fall fand er wie ungezählte andere messianische Verkünder einen unbeachteten Tod. Seine Gefolgsleute und Gläubigen nahmen ihn vom Kreuz, legten ihn bis zum Begräbnis in eine Höhle und verkündeten, als sie am nächsten Tage die Höhle leer fanden, er sei als der wahre Heiland von den Toten auferstanden und zu Gott zurückgekehrt. Die tumultuarische Zeit und jüdische Zurückweisung hätte ihre kleine Schar verschlungen, wenn nicht der Pharisäersohn Saul aus dem kleinasiatischen Hafen Tarsos (je nach jüdischer oder christlicher, gläubiger oder respektlos-modernistischer Version) als missverstehender Jude, epileptischer Ekstatiker, ehrgeiziger Glaubensmanager oder von Gott Erleuchteter aus den einfachen Berichten von Joschuas Anhängern dem jüdischen Ein-Gottes-Glauben ein neues Gesicht gegeben hätte.

Kühle Einsicht in das Hindernis, das die ehernen Tora-Gesetze einer jüdischen Mission und seinem missionarischen Ehrgeiz bereiteten, oder göttliche Eingebung führte ihn dazu, Joschua, den am Kreuz Gestorbenen, zu Jesus Christus, einem Sohn des Einen Gottes, zu erklären oder kraft seiner Erleuchtung Joschuas wahre Rolle als unverkannten und unverstandenen Gottessohn zu verkünden, der gekommen war, um die Menschen von der Last des bedingungslosen Tora-Gehorsams zu befreien, sich für ihre Erlösung zu opfern und all denen ein Leben im Jenseits zu verheissen, die an ihn als Gottes Sohn glaubten.

Für diejenigen Pharisäer, die zwischen Terror und Gegenterror all ihre intellektuelle Kraft aufboten, um den unangetasteten Tora-Gehorsam zu erneuern, musste Saul ein abtrünniger Verräter sein. Und als er predigend durch jüdische Gemeinden und Synagogen Vorderasiens zog und zu den «Kindern des Stammes Abrahams sowie allen, die Gott fürchten» sprach, blieben Tora und Halacha für die Juden stärker als seine Verkündigung. Doch diejenigen, die nur «Gott fürchten», strömten ihm und seiner leichteren, mehr Glauben als Tun fordernden Lehre in Scharen zu; und sein Erfolg trug ihn ungewollt aus der jüdischen in die nicht-

jüdische römische Welt hinein und machte ihn zum Architekten der christlichen Religion, die sich als Erbin eines Judentums verstand, das Jesus Christus und seine Botschaft missachtet hatte.

So hatten Gott, Schicksal oder Zufall bereits festgelegt, dass über die fernere Zukunft der Juden ein Kampf mit den Christen und weit weniger ein Aufstand gegen Rom entscheiden würde, als rivalisierende Zelotenführer, von Eleasar ben Simon bis zu dem judaisierten und fanatischsten Simon bar Giora, im Jahre 66 die Warnung des Pharisäers Jochanan ben Sakkai missachteten: «Beeilt euch nicht, den Altar anderer niederzureissen, bevor ihr nicht wisst, ob ihr ihn nicht wiederaufbauen müsst.»

Sie vertrauten auf die sichere Hilfe Gottes. Sie vertrauten darauf, dass er wie einst die Seleukiden nun die Römer durch fremde Mächte ablenken werde. Sie vertrauten auf einen Aufstand aller jüdischen Gemeinden in den Kolonien. So entfachten sie den «jüdisch-römischen Krieg», der im Jahre 70 nach Taten, die zu den Glanzpunkten einer heldenverehrenden Geschichte gehören, aber auch nach barbarischen Akten judäischer Selbsterfleischung und einem Meer von Opfern unter dem Sturm von vier römischen Legionen und zwanzig Infanterie- und Kavallerie-Einheiten auf den rauchenden Trümmern des zweiten Tempels sein Ende fand. Zur Eroberung des Königreiches Armenien hatten die Römer nur drei Legionen gebraucht. Als die Siegesparade mit Tora-Rollen als den «wirklich Schuldigen» durch Rom zog, kämpften noch Zeloten am Jordan, und andere töteten sich selbst, als ihr letzter Stützpunkt, die von Herodes erbaute Festung Massada, fiel.

Was blieb, war die «Stunde der Wahrheit». Der Ausscheidungskampf zwischen Juden und Christen trat in den Mittelpunkt der geschichtlichen Arena. Wieviel auch immer darüber debattiert wurde, ob schon Mose (in verzeihlicher Unkenntnis der wirklichen Grösse der Welt) den Weg zu einer jüdischen Weltreligion durch die Bindung Gottes an eine auserwählte Nation und deren Unterwerfung unter ein hartes Gesetz versperrte – der harte Glaubenskern, den die Erziehung durch dieses Gesetz hatte entstehen lassen, ging nicht mit dem Tempel unter, sondern stellte sich auf seine Weise der Geschichte.

Die Erben der überlebenden Zeloten verschlossen sich am längsten der «Stunde der Wahrheit» und den Realitäten der Macht. Die Römer waren stolze Sieger, die den Bau eines neuen Tempels und das Amt des Hohenpriesters für immer (oder was «immer» im langen Verlauf der Geschichte besagt) verboten. Aber nach dem Ende des Siegesrausches vertrieben sie weder die überlebenden Juden, die trotz aller Opfer die Mehrheit im palästinensischen Kernland blieben, noch gestatteten sie den anderen Völkern eine Vertreibung der Geschlagenen.

Doch im Jahre 115 genügte ein römischer Krieg mit den Persern, um Nachfahren der Zeloten zu geheimen Versammlungen auf dem Tempelberg zu ermutigen. Durch ebenso geheime Verbindungen riefen sie in der Cyrenaika, in Alexandria, Mesopotamien und auf Zypern Aufstände hervor, die durch den Römerkaiser Trajan erbarmungslos zerschlagen wurden. Die grosse jüdische Kolonie auf Zypern versank in Schutt und Asche, und noch für lange Zeit wartete selbst auf schiffbrüchige Juden an der Küste der Insel der sichere Tod. Niemals wieder erholten sich die Juden in Alexandria. Wenig später, 132, erhob sich ein neuer missionarischer Partisanenführer, Simon bar Koseba, auch «Prinz Israels» genannt. Nach dreijährigen Kämpfen beschwor er ein so blutiges Strafgericht herauf, dass von der jüdischen Mehrheit in Palästina nur Reste übrigblieben. Aus Jerusalem wurde Aelia Capitolina, ein für Juden verbotener Ort. Der Name Judäa verschwand. Doch noch 614 rebellierten – zum letztenmal – späte Nachfahren der Zeloten unter Nehemia ben Huschiel in der Hoffnung auf persische Hilfe. Sie begannen einen Opferdienst auf dem Tempelberg und wurden von den Truppen Kaiser Herakleios' dezimiert, der das «Heilige Kreuz Christi» in Jerusalem errichtete.

So verursachte alle nationalistisch-messianische Rebellion am Ende die Entvölkerung des Landes, das auch nach dem Untergang des Tempels ein jüdisches Judäa geblieben war. Nicht die Rebellen wurden zu Bewahrern und Erhaltern des Vertrages mit Gott. Diese Aufgabe fiel den nichtmilitanten Pharisäern unter Führung jenes Jochanan ben Sakkai zu, der vor dem Krieg mit Rom gewarnt hatte. Im Jahre 70 entkam er in einem Sarg aus der Hölle des untergehenden Jerusalem, ergab sich den Römern und bat darum, in Jawne in aller Stille mit rabbinischen Schülern studieren zu dürfen. Dort legte er, während Jerusalems Trümmer noch schwelten, in einem «Lehrhaus» die Grundlagen für eine neue religiös-politische Strategie. Anfangs im geheimen, dann von den Römern geduldet, stellten die Rabbiner von Jawne unterbrochene Verbindungen zu den jüdischen Gemeinden wieder her, die, den Hoffnungen der Zeloten entgegen, dem Krieg ferngeblieben waren und denen die Römer auch vor und nach ihrem Sieg über Judäa kein Vorrecht nahmen. Neben ihrer Bindung an Gott und Seinen Tempel hatte sich für sie das menschliche Problem des eigenen Überlebens in ihren Kolonien gestellt (das in der noch fernen Zukunft auch bei der Entwicklung der Beziehungen zwischen dem neuen Staat Israel und der Mehrheit der Juden in der übrigen Welt – in erster Linie wiederum in Amerika – seelische und politische Bedeutung gewinnen würde).

Nach dem jähen Ende des Tempels, der Hohenpriester, der Tempelopfer, die auch für sie verrichtet worden waren, fühlten sie sich von Verlorenheit bedroht. So war es ein Ereignis von ungeheurer Bedeutung, dass die Rabbiner – die zukünftigen Hüter ihrer Gemeinden – durch ihre neue Strategie eine ingenüose Verlagerung

des zerstörten Glaubenszentrums von Jerusalem in die Synagogen und jüdischen Häuser des Römischen Reiches vollzogen. Dazu gaben sie den scheinbar Verlorenen die ersten Teile einer neuen Ergänzung der Tora, die zur Regulierung ihres Lebens ohne Tempel in Arbeit war. Es handelte sich um eine neue Kommentierung des Gesetzesschrifttums von so ungeheurem Umfang, dass sie bis zu ihrer Vollendung als Mischna («Wiederholung») und Palästinensischer Talmud («Die Lehre») noch mehr als 300 Jahre Zeit erfordern würde. Die Rabbiner legten gewaltige neue Glaubensklammern um die verstreuten Juden des Römischen Reiches, und es war ungewiss, wieweit sie sich in der Überzeugung von der Einzigartigkeit ihrer Verbindung zu Gott bewusst waren, dass sie zugleich die Hindernisse erhöhten, die einem Missionskampf mit den Christen im Wege standen. Dass sie trotzdem von Nordafrika und Kleinasien über Rom bis Spanien neue Gläubige gewannen, sprach für ihre Überzeugungskraft. Sicher befand sich darunter eine gelangweilte römische Gesellschaft, die eine «orientalische Religion» oder jüdische Guerillas so schick fand, dass Kaiser Domitian seinen Verwandten Flavius Clemens wegen der Annahme «jüdischer Gewohnheiten» hinrichten liess. Aber die Bereicherung des jüdischen Lebens durch die Verlagerung der Mysterien Jerusalems in seine Synagogen und Häuser erzeugte noch einmal eine neue Woge der Anziehungskraft.

Am Ende jedoch konnte nichts den charismatischen Siegeszug Jesu Christi verhindern. Frei von den harten Fesseln eines Vertrages mit Gott, gewannen Sauls Nachfolger in zweieinhalb Jahrhunderten die überwältigende Masse der Bevölkerung des Römischen Reiches. Kaiser Konstantin I. erhob 315 das Christentum zur anerkannten Religion und liess sich taufen. Sein Nachfolger Konstantius verkündete in seiner neuen Reichshauptstadt Konstantinopel Gesetze, die den Juden die weitere Mission sowie den Besitz von Sklaven verboten, die Juden hätten werden können. Zum erstenmal wurden sie darin «verächtlich», «bösaartig», «verderblich» genannt. Als Frucht eines erbitterten langen Kampfes begann eine Phraseologie der Verachtung. Die machtpolitisch triumphierende christliche Kirche beanspruchte als Erbin der Juden Jerusalem als heilige Stätte und erbaute – Synagogen nachahmend – von Bethlehem und Jerusalem bis Tiberias ihre Kirchen. Im Jahre 429 schloss das letzte rabbinische Lehrhaus auf palästinensischem Boden seine Tore. Die Weiterarbeit am Talmud blieb einem anderen harten Kern des jüdischen Glaubens überlassen, der sich ausserhalb des Römerreiches in Babylonien behauptet hatte und in einem Babylonischen Talmud ein zweites, noch umfassenderes Kompendium der Gesetze und Auslegungen schuf, bevor persische Priester auch seine Lehrhäuser schlossen und Kaiser Justinian die Juden der letzten Rechte beraubte, die einstige Vorgänger auf dem Thron ihnen einmal gewährt hatten.

Er überlieferte sie dem Schicksal rechtlos-heimatloser Wanderer, und Kirchenvater Aurelius Augustinus sah den Sinn jüdischen Weiterlebens nur noch darin, dass der Anblick jüdischen Elends zukünftige Christen daran erinnern werde, dass Gott die Juden für ihre Verleugnung Jesu Christi bestraft und damit ein Zeichen für die Richtigkeit des christlichen Glaubens gegeben habe.

Er legte die Grundlage für die nun heraufsteigende grösste unsterbliche Sünde der siegreichen Kirchenmacht: für Verfolgung und «Overkill» eines zur machtlosen Minderheit verdamnten Gegners, der nur das eine «Verbrechen» beging, auch jetzt noch an seinem Vertrag mit Gott festzuhalten, und den Ritus, der sein Passah-Fest vom Tempeldienst im verlorenen Jerusalem zum Familienfest in jüdischen Häusern verwandelte, mit den Worten enden liess: «Übers Jahr in Jerusalem.»

Das spanische Vermächtnis

Zwei miniberockte Mädchen, Sara Ellen und Jean Elson Nathan, die im Jahre 1970 Blumen vor einer Gedenktafel für die «ersten Dreiundzwanzig» in New York niederlegten, waren Ur-Ur-Ur-Ur ...-Enkelinnen der «Feinde und Lächerer des Namens Christi», die ein Jahrtausend nach dem Sieg des Christentums als Schiffbrüchige Neu-Amsterdam, das abenteuerliche Palisadenreich Peter Stuyvesants, erreichten.

Es ist eine offene Frage, wie weit Sara Ellen und Jean Elson mit den Details der grossen Historie von Mose und Josua, von Esra und den Makkabäern, von den Zeloten und den frühen Rabbinern vertraut waren. Mit Sicherheit jedoch wussten sie, dass ihre Vorfahren in Neu-Amsterdam Akteure und Erben eines besonderen Abschnitts des nachfolgenden Zeitalters christlichen Overkills gewesen waren. Sie nannten sich Sefardim oder «Juden aus Spanien und Portugal», und viele bewahrten die Besonderheit dieses Erbes bis auf den heutigen Tag.

Die ersten Dreiundzwanzig von Neu-Amsterdam waren Nachfahren jüdischer Einwanderer, die schon zurzeit König Salomos zusammen mit phönizischen Seefahrern oder später als Marketender römischer Legionen die Fruchtbarkeit Spaniens kennengelernt hatten. Wie in Rom war auch in Spanien eine wirtschaftliche Elite von Gutsbesitzern, Inhabern von Weinkulturen, Grosskaufleuten oder Sklavenhändlern entstanden. Die Mehrheit hatte als Handwerker oder Händler gelebt, und ihre Zahl hatte sich durch erfolgreiche Mission vermehrt.

Der erste Hauch christlicher Macht war ihnen erst um das Jahr 412 entgegengeweht, als ein halb christianisiertes germanisches Volk der Goten Spanien aus dem

westlichen Römerreich herausbrach und eine Herrschaft von arroganten Stammesfürsten errichtete, die sich möglichst schwache Könige wählten. Fern von der Kaiserhauptstadt Konstantinopel hatten die Goten noch für rund 150 Jahre altspanische «Heiden», Juden, christliche Einwanderer und christlich getaufte Spanier, mit ihren religiösen Rivalitäten allein gelassen, sofern sie ihre Steuern zahlten.

Gotenfürsten hatten wirtschaftliche und militärische jüdische Erfahrungen benutzt. Juden standen mit westgotischen Truppen an den Pyrenäen und bewogen Offiziere des Gotenkönigs Wamba zu Beschneidung und vollem Judentum. Erst als im Jahre 587 Adelpotentaten den Gotenkönig Rekkared so schamlos missachteten, dass er die Unterstützung der römischen Kirche suchte und gewann, hatte sich die spanische Welt der Juden zum erstenmal verändert.

Papst Gregor I. war der erste, der seine Kirchenmacht auf spanischen Boden trug und Juden dazu trieb, westgotische Adelige gegen katholische Könige durch Geld, Waffen und Nachrichtendienste zu unterstützen. Als am Ende katholische Könige wie Sissibuth siegreich blieben, trafen die Juden dafür die ersten antijüdischen Gesetze, wie sie in der übrigen christlichen Welt längst erlassen waren. Das Verbot der Haltung von Sklaven eröffnete in Spanien den Untergang der – wie alle zeitgenössische Landbestellung von Sklaven abhängigen – jüdischen Landwirtschaft. Trotzdem dauerte es noch bis 680, bevor Könige wie Rekeswinth Juden die Beschneidung, die Beachtung der Speisegesetze, die Talmud-Lektüre verboten, jüdische Kinder der Erziehung durch Christen übergaben und einige tausend Juden nach Frankreich und Nordafrika flohen. Danach nahm die Flucht von Einzelnen und Familien kein Ende mehr, bis gotische Adelige sich 711 in einer selbstzerstörerischen Rebellion gegen ihren König Roderich mit islamischen Heeren verschworen, die Nordafrika erobert hatten. Dem islamischen Berberführer Tarik verhalfen sie zur Fahrt über die Strasse von Gibraltar und zur Eroberung ganz Spaniens bis nach Asturien hinauf. Mit Berbern und Arabern kehrten jüdische Afrikaflüchtlinge nach Spanien zurück. Sie vereinten sich mit einem jüdischen Untergrund, der (Wahrheit oder Legende zufolge) islamischen Reitern die Tore von Städten wie Toledo öffnete. Die Juden Spaniens aber begegneten verspätet der zweiten neuen religiösen Lehre, die – nach dem Christentum – ihre jüdische Gottesschöpfung in mehr oder weniger veränderter Version in Anspruch nahm: dem Islam.

Über die Juden, die in Palästina, Syrien, Babylonien und Nordafrika überlebt hatten, war schon seit dem Jahre 632 ein islamischer Sturm hinweggebraust. Weder persische noch oströmische Heere hatten die Gründung eines islamischen Reiches von den Grenzen Indiens bis ins zukünftige Marokko verhindert. Die Juden an der Südküste des Mittelmeeres kannten also die neue Religion, auf deren Ursprün-

ge der 570 in Mekka geborene arabische Karawanenführer Mohammed bei Handelsbeziehungen mit Juden gestossen war, die aus den Katastrophen Judäas in die arabische Wüste geflohen waren. In den Oasengebieten von Jatrib (Medina) hatten sie sich unter eigenen Scheichs zu Stämmen von Viehzüchtern, Händlern und Karawanentransporteurs formiert. Sie hatten Sklaven und arabische Frauen bekehrt und anderen Arabern die Niederlassung bei ihren Oasen und vorbildlichen Bewässerungsanlagen um den Preis der Bekehrung zum Judentum gestattet. Zu den Arabern, mit denen sie Handel trieben, hatte Mohammed gehört.

Im modernen Routinebewusstsein ist vermerkt, dass Mohammed in religiöser Erleuchtung den unsichtbaren Gott der Juden unter dem Namen Allah neu entdeckte und zum Zentrum seiner eigenen Verkündigung machte. Mose als ersten Verkünder Gottes auf Erden hatte er zu einem Teil seiner Lehre gemacht und auch Jesus Christus als zweiten Verkünder anerkannt. Sich selbst aber hatte er unter der Devise «Allah ist der Herr der Welt, und Mohammed ist Sein Prophet» zu Gottes drittem und jüngstem Sendboten auf Erden erhoben. Weil die Juden von Jatrib sein Prophetentum ebenso ablehnten, wie sie Saul und Jesus Christus als Gottes Sohn zurückgewiesen hatten, und seine oberflächliche Bibelkenntnis verhöhnten, hatte er ihre zerstrittenen Stämme einen nach dem anderen vernichtet. Aus seinem blutigen Erfolg hatte er – so wie es seit Josua, dem Eroberer Kanaans, oder Saul, dem Schöpfer von Gottes Sohn, gegenüber den jeweils Besiegten oder Schwächeren die Regel war – die Überzeugung gewonnen, dass er im Recht und Gott auf seiner Seite war. Auch alles weitere: die Sammlung der Araber unter seiner Prophetenfahne, die Erhebung Mekkas und Medinas zu Heiligtümern und Mohammeds Tod im Jahre 632, ist im abendländischen Routinewissen ebenso vermerkt wie die folgende Eroberung des christlichen Jerusalems durch den Mohammed-Nachfolger Kalif Omar I., die Errichtung einer prunkvollen islamischen Version des Tempels, der Moschee, auf dem Tempelberg und die erwähnte Eroberung des islamischen Reiches.

Weniger ergiebig ist das Wissen in Bezug auf die Verhaltensgesetze Mohammeds gegenüber Juden, welche seine Nachfolger auf Spanien übertrugen. Weil er den Gott der Juden auch als seinen Gott und ihren Propheten Mose als seinen Vorgänger respektierte, beliess er Juden das Recht auf Leben und Ausübung ihrer Religion. Es handelte sich zwar um ein Recht zweiten Ranges als «dhimmi» oder «beschützte Gäste» der islamischen Welt. Ihnen wurde untersagt, respektlos über Mohammed zu sprechen, höhere Gebäude zu errichten als moslemische, auf Pferden zu reiten (Maultiere mussten ihnen genügen), Schwerter zu tragen oder moslemische Frauen zu berühren. Aber die spanischen Juden, die nach Afrika geflo-

hen waren, hatten inmitten aller Barbarei islamischer Eroberung und islamischer Bekehrung von Heiden «durch Feuer und Schwert» eine lebenswichtige Nuance zwischen jüdischem Dasein unter mohammedanischer und jüdischem Dasein unter christlicher Herrschaft gelernt: Ein Leben als beschützte Gäste Allahs stand über einer Existenz als verachteten Sinnbildern der Strafe Gottes für die Verleugnung Jesu Christi.

So begann im Jahre 711 für die schätzungsweise 30'000 Juden in Spanien, was sie später mit einem Schuss verschönernder Nostalgie ihr «goldenes spanisches Zeitalter» nannten. Es wirkte golden, obwohl die Eroberer, die auf spanischem Boden den Namen Mauren erhielten, nie vergessen liessen, dass Juden nur Gäste waren. 1015 stieg ein schreibgewandter jüdischer Händler mit dem arabisierten Namen Gamud ibn Naghdela, der vor dem Palast von Malaga für ungebildete Diener des Hofes Briefe schrieb, zum Wesir des Königs von Malaga auf. Als aber sein Sohn und Nachfolger Joseph im Jahre 1056 die unsichtbaren Grenzen durch eine Spur Arroganz überschritt, wurde er getötet – und einige hundert Juden mit ihm. Dennoch: Der Gästestatus öffnete den Juden in Handel, Wirtschaft, Finanzen, Schreibkunst und Medizin den Weg zu einer neuen Elite, wie er sich seit dem Untergang ihrer Kolonie in Alexandria oder dem Beginn der Herrschaft Kaiser Konstantins I. nicht mehr aufgetan hatte.

Der unermessliche vom Islam beherrschte Raum von Spanien über Nordafrika bis zu Indiens Grenzen öffnete sich jüdischem Handel, und die überlebenden jüdischen Kolonien darin wurden zu handelspolitischen Zwischenstationen. Als Papst Urban II. und seine Nachfolger zwischen 1096 und 1189 die christlichen Fürsten Europas zu Kreuzzügen nach Palästina aufriefen, um den moslemischen Eroberern das Heilige Land und Jerusalem wieder zu entreissen, ermordeten Kreuzzugsteilnehmer, die nicht einsahen, warum sie bis zur Ankunft in Palästina warten sollten, um Feinde Christi zu töten, schon auf dem Marsch durch Deutschland eine unbekannte Zahl von Juden. Die spanischen Sefardim dagegen blieben nicht nur von den Kreuzzüglern verschont; der antichristliche Hass, den die Kreuzfahrer im islamischen Reich erzeugten, erhöhte jüdischen Status und jüdische Bewegungsfreiheit. Eine maurische Steuerpolitik, welche nach altägyptisch-ptolemäischem und seleukidischem Muster die Steuerverwaltung ganzer Gebiete gegen pauschale Summen an Steuerpächter übertrug und es diesen überliess, ihre Pauschalzahlungen an die Herrscherhöfe mit Gewinn von der Bevölkerung einzutreiben, fand in Juden die einzigen bereits erfahrenen Pächter.

Maurische Begierde nach Lebensfreude, Gesundheit und Genuss liess Juden, deren ärztliche Beobachtungsgabe durch keine christlich-asketische Körperfeindlichkeit behindert worden war, zu Hofärzten werden. Von Chasdai ibn Schaprut, dem Arzt des Kalifen Abd ar-Rahman III., bis zu einer ganzen Ärztedynastie der

Abulafia wurden sie Kenner fürstlicher Gebrechen und Begierden. Dies wiederum machte sie zu Vertrauten und privaten wie politischen Geheimbotschaftern. Der maurische Ehrgeiz, in Spanien Universitäten zu schaffen, die sich mit einem Zentrum moslemischer Wissenschaft in Bagdad messen konnten, machte Juden, die im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen erfahren waren, zu unentbehrlichen Übersetzern und Vermittlern von Schriften und Ideen zwischen Ost, West und Nord und schliesslich zu eigenen Historikern, Poeten und Interpreten. Mose ben Maimon (auch Maimonides genannt), der 1135 in Cordoba geborene Sohn eines Rabbiners, entwickelte sich zu einem Philosophen, der den Palästinensischen und Babylonischen Talmud «wie Mehl durch ein Sieb schüttete, den Abfall entfernte» und unter Rabbinern zum erstenmal den Argwohn weckte, dass mit der «goldenen» spanischen Ära die Gefahren und Verlockungen des hellenischen Zeitalters von Neuem heraufziehen mochten. Eine Elite, die wie andere Juden nur auf Maultieren reiten, keine Schwerter tragen und keine moslemischen Sklaven unterhalten sollte, ritt in Wahrheit zu Pferde, trug häufig Degen, hielt Sklavinnen und Konkubinen. Sie erinnerte in der Tat an die «Hellenisierer» von einst und liess warnende Bilder einer drohenden Maurisierung heraufsteigen.

Ein neuer innerjüdischer Kampf um das Gesetz und gegen seine Verletzer kündigte sich längst an, als die christlichen Herrscher neugebildeter spanischer Königreiche Navarra, Leon, Aragonien, Portugal und Kastilien in rund 200 Jahren Spanien zurückeroberten und im Jahre 1212 nur noch Granada als maurischer Stützpunkt auf spanischem Boden übrigblieb. Neue islamische Almoraviden-Könige in Nordafrika verkündeten, allein die Nachlässigkeit im Glauben an Allah und Mohammed erlaube den Christen ihre Siege. Sie setzten mit fanatisierten Truppen über die Strasse von Gibraltar, um die Christen aufzuhalten. Ihre Besessenheit verschonte auch die jüdischen «Gäste Allahs» nicht. Sie versetzte sie in eine neue makabre Welt zwischen Mohammed und Christus und den Schlachtfeldern oder Niemandsländern zwischen Nord und Süd. Aber sie zwang auch christlichen Königen und selbst Kirchenfürsten eine Interessenpolitik auf, die den endgültigen Sieg über die Mauren in den Vordergrund und Aversion sowie Kampf gegen die Juden in den Hintergrund schob. Sie folgten nacktem Selbstinteresse, als sie Juden, die den Kalifen (neben Wissen und Heilkünsten) zu so vielen Handels- und Steuerreichtümern verhalfen, den Weg auf ihre Seite und damit in eine zweite, diesmal christlich-spanische «goldene» Zeit eröffneten.

König Alfons VI. von Leon gehörte zu den ersten, die Juden mit dem Angebot des Schutzes ihrer Religion und zugleich von Handelsprivilegien, Steuerpacht, Übergewinnung erobelter Ländereien aus dem von Fanatismus geschüttelten Süden auf ihre Seite lockten. Als Toledo im Jahre 1119 in die Hände Alfons' I. von Arago-

nien fiel, liess er gefangene Mauren zu neuchristlichen «Moriscos» taufen; aber jedermann, der einen Juden verletzte oder tötete, hatte als Strafe ein Bussgeld zu entrichten. Die Verwandlung eines maurisch-spanischen in ein christlich-spanisches Hofjudentum und maurischer in christliche Ausnahmerechte für Juden versinnbildlichte sich in Figuren wie dem maurisch-jüdischen Finanzier Solomon ibn Zadok. Als spanischer Don Culema organisierte er die gesamte Steuerverwaltung Kastiliens und erhielt 1276 gegen die Summe von 80'000 Gold-Marawedis für 20 Jahre das Recht zum Einziehen aller Steuern. Die Gemeinden der arbeitenden jüdischen Mehrheit – kleinere Händler, Weber, Färber, Metallarbeiter – mit ihren Rabbinern bezogen die Zitadellen vieler zurückeroberte Städte als sicherste «Juderia»-Wohnquartiere. Aber jeder Sieg der Könige und jede maurische Niederlage führte die Kirchenfürsten wieder näher an die Möglichkeit heran, Juden von Neuem an die Spitze ihrer Feindesliste zu setzen, und Könige, die vom Blut jüdischer Nützlichkeit getrunken hatten, an ihre Christenpflicht zu erinnern. Alfons X. von Kastilien und Leon (1252 bis 1284) erkaufte sich (und den Juden) noch einmal Zeit durch die Entwürfe zu einem Gesetz, das Juden das Zusammenleben mit Christen in einem Haus und das Verlassen ihrer Wohnungen an christlichen Ostertagen verbot oder Christen, die zum Judentum übertraten, mit der Todesstrafe bedrohte. Aber die Verzögerung im Erlass und in der Anwendung solcher Massnahmen erlaubte Kastiliens Königen auch nach 1300, ihre Finanz- und Steuerverwaltung Juden zu übertragen. Solange Mauren sich in Granada behaupteten, verfügten sie über das Argument, dass jüdische Hilfe bis zum endgültigen Siege unentbehrlich sei. Jakob I. von Kastilien und seine Nachfolger nahmen mehr als 20'000 Juden aus Frankreich auf, als der französische König Philipp «der Gerechte» 1306 die rund 100'000 Juden, die zu dieser Zeit in Frankreich lebten, mit der Begründung auswies, dass sie das französische Volk durch Wucher ausbeuteten, und anschliessend alle Beträge, die französische Bürger Juden schuldeten, für seine königliche Hofkasse eintreiben liess. Der ungehinderte Zug der Juden über die Pyrenäen trug dazu bei, im Mittelmeergebiet und in Europa den Ruf Spaniens als den eines «goldenen» Landes zu verbreiten, und die Zahl jüdischer Einwanderer, die nach Kastilien und Aragonien kamen, vermehrte sich aufgeschätzte 150'000 (unter 5,5 Millionen Spaniern) und in Portugal auf 40'000 (unter 600'000 Portugiesen).

Es blieb ungewiss, wieweit jüdischen Höflingen, Steuerpächtern, Kaufleuten, Gutsverwaltern oder wohlhabenden Handwerkern in den schliesslich mehr als 100 jüdischen Gemeinden von La Coruna, Salamanca oder Cadiz bis Valencia, Madrid und Saragossa bewusst wurde, dass mittlerweile Dominikanermönche der spanischen Kirche ein neues fanatisiertes Gesicht verliehen. Die Rabbiner emp-

fanden eher das untergründige Beben, das neue Stürme ankündigte. Sie bereiteten sich so darauf vor, wie sie sich seit ihren Anfängen vorbereitet hatten: durch die Erneuerung der Gesetze und deren Autorität. Rabbiner wie Jakob ben Ascher in Toledo gaben ihren Büchern Titel wie «Turim» (oder «Reihen») und erinnerten damit an die Juwelenreihen auf den Brustplatten der einstigen Hohenpriester in Jerusalem. Sie forderten, dass jeder Jude Spaniens, auch der wohlhabendste, die Gesetze der Tora und den Talmud so dicht an seinem Herzen trage wie die Priester ihren Schmuck. Sie begannen einen Kampf gegen alle, die unter dem Schutz amouröser Könige (welche bischöfliche Betten mit maurischen Sklavinnen füllten) die Moralgesetze vergassen, sich mit christlichen Frauen zusammentaten und Nebenfrauen, «Haschuga»-Konkubinen, hielten, denen nachlässig gewordene Rabbiner zu Prestige verhalfen, indem sie ihnen den ersten Teil der jüdischen Ehezeremonie, «Kidduschin», das Verlöbnis, gewährten. 1377 gründeten sie in ihren Gemeinden erste Kommissionen zur Überwachung der Riten, Gebete und Sitten.

Der Sturm, den sie kommen sahen, brach los, als im Juni 1391 ein christlicher Demagoge namens Martinez mit Scharen von Gefolgsleuten nach Sevilla zog, wortgewaltige Bekehrungspredigten hielt, die Juden, welche sich nicht auf der Stelle taufen liessen, vertrieb und ihre Häuser Christen übergab. Bis zum August erfasste der Sturm ganz Andalusien, Madrid, Burgos, Cordoba. Am 9. Juli lagen 250 Juden tot in den Strassen von Valencia. Dennoch verfolgte Martinez nicht das Ziel körperlicher Vernichtung (wie ein halbes Jahrtausend später die Organisatoren der zweiten Phase der antijüdischen Apotheose der Hitler-Ära, welche die Bezeichnung «Endlösung» erhielt), sondern die Eroberung jüdischer Seelen. Wo Juden sich der Taufe beugten, gingen Bedrohung und Mord zu Ende. Diesmal wichen die Könige zurück und liessen dem Sturm seinen Lauf. Ganze jüdische Gemeinden wie die von Barcelona gingen unter, weil ihre Mitglieder zur Taufe gezwungen wurden oder sich zu Tausenden taufen liessen. Niemand weiss, wie viele dabei im Innersten die Hoffnung hegten, sie könnten nach dem Ende des Sturmes zum Judentum zurückkehren. Doch die Zahl der Taufen, die auch nachher weitergingen, war zu gross, um nicht die rabbinischen Ahnungen zu verstärken, das «goldene» Zeitalter habe den Boden für ein Entgleiten in die Umwelt bereitet, wie es ihnen in solchem Ausmass noch nie begegnet war. Rabbiner selbst wählten die Taufe. Solomon ha-Levi, Sohn einer Kaufmannsfamilie aus Burgos, trat mit Frau, vier Söhnen, einer Tochter und drei Brüdern zum Christentum über und wurde nach 1403 als Pablo de Santa Maria Bischof von Burgos. Sein getaufter Schüler Joseph Jorki rief 1413 als Geronimo de Santa Fe in Tortosa zu einer öffentlichen Diskussion über die «Absurditäten des Talmud» auf, nach deren einseitig-makabrem Abschluss alle greifbaren Talmud-Ausgaben in Aragonien ent-

weder verbrannt oder durch Zensur verstümmelt wurden. Nicht nur jüdische Hölflinge oder deren Kinder, sondern auch Söhne und Töchter der mittleren Schichten heirateten in spanische Familien, um sich einen Weg in die spanische Zukunft zu öffnen oder weil menschliche Liebe stärker war als die Macht der Tradition.

Weit weniger als den Idumäern und Angehörigen anderer Völker, die in Palästina einmal judaisiert worden waren, oder bei den «Heiden» des Römischen Reiches, die der jüdischen Mission folgten, war es getauften Juden der ersten oder zweiten Generation möglich, sich über Nacht von dem jahrtausendealten Glaubens- und Erziehungserbe des Vertrages mit Gott zu lösen. Aber spätere Historiker stellten sich die Frage, wie wohl die Geschichte der Juden Spaniens weiter verlaufen wäre, hätten nicht spanisch-bürgerliche Eifersucht und kirchliches Overkill eine Entwicklung, für die Generationen notwendig gewesen wären, mit ungeduldigem Chauvinismus untergraben und zerstört.

Die Eifersucht entstand in einem aufsteigenden spanisch-christlichen Bürgertum, welches begriff, dass die Taufe den neuen Christen (oder auf Spanisch «Conversos») zu voller Gleichberechtigung verhelfen und die Schranken beseitigen würde, die dem Bürgertum bis dahin noch Vorteile im Konkurrenzkampf mit den Juden geboten hatten.

Der Umstand, dass neue Christen auf dem Wege von einer Glaubenswelt zur anderen alte Bindungen nicht einfach zerreißen konnten, gab ihnen Anlass, alle Getauften zu beschuldigen, sie seien geheime Juden unter christlicher Tarnung geblieben, und ihnen den Namen «Marranos» (Schweine) zu geben. Auf der anderen Seite bewies der harte Kern gläubiger Juden, dass er nicht verlernt hatte zu kämpfen. Bei Besuchen in den Häusern der Getauften rangen sie um eine wenn schon nicht offene Umkehr, dann wenigstens darum, dass die Getauften sich insgeheim zum Gott der Juden und zur Tora bekannten. Priester und Mönche schlugen zurück, indem sie unter Conversos und Juden Spitzel anwarben. Conversos, welche insgeheim die Speiseregeln wahrten, wurden verhaftet, jüdische «Verführer» bestraft, und aus dem Terror der Mächtigen wuchs ein verzweifelter Gegenterror. Schon 1379 war der jüdische Generalfinanzverwalter König Heinrichs II. von Kastilien, Joseph Pichon, als Spitzel von jüdischer Hand gestorben. Ein Thron- und Priesterstreit in Kastilien gab jüdischen Aktivisten und Guerillas grössere Bewegungsfreiheit, um Informanten zu bestrafen, in Häusern von Conversos geheime Gottesdienste abzuhalten, ja, Christengemeinden noch einmal Gläubige zu entführen – und sei es nur, indem sie christlichen Schuldner die Schuld erliessen, wenn diese sich zum Judentum bekannten.

Aber als 1469 die tiefgläubige Thronanwärterin von Kastilien-Leon, Isabella, den König von Aragonien, Ferdinand II., heiratete und die Voraussetzung für ein ver-

eintes Königreich Spanien geschaffen wurde, forderte der Beichtvater des Königspaares, Tomäs de Torquemada, eine radikale Klärung der Frage, welche Conversos immer noch geheime Juden waren und welche nicht. Die Antwort erwartete er von der katholischen Inquisition, die im Übrigen Europa seit 1231 durch strenge Verhöre, Torturen und die Qualen lebendigen Verbrennens allen Christen den Prozess machte, die der Abtrünnigkeit von der Kirche verdächtigt wurden. Zum Generalinquisitor ernannt, eröffnete er 1480 sein barbarisches Untersuchungsschauspiel, in dem Menschengrösse und Menschenschwäche dicht nebeneinanderstanden. Conversos bekannten sich offen als Juden und starben als Märtyrer. Jüdische Untergrundkämpfer töteten den Inquisitor von Saragossa, Pedro de Arbues, vor dem Altar der Kathedrale. Aber geheime Juden wie Simon und Clara de Santangel wurden auch von ihren eigenen Kindern verraten. Bis 1488 starben 700 Neuchristen auf Scheiterhaufen, 5'000 bereuten und schworen der Kirche Treue. Im Verhältnis zur geschätzten Gesamtzahl der Getauften war ihre Anzahl gering.

Aber voller Misstrauen entschied Torquemada, dass die Neuchristen so lange unzuverlässig bleiben würden, wie sie neben Juden auf spanischem Boden lebten. Von der Ideologie eines einigen katholischen Spaniens erfüllt, forderte er von Ferdinand und Isabella, alle bisher noch nicht getauften Juden vor die Wahl zu stellen, sich der Taufe zu unterziehen oder Spanien zu verlassen. Als Granada, die letzte Bastion der Mauren, im Januar 1492 fiel und ganz Spanien spanisch war, beugten König und Königin sich seinem Drängen. Zwei ihrer jüdisch gebliebenen Finanziers, Abraham Senior und Isaac ben Judah Abrabanel, die eine halbe Million Golddukatens für den Feldzug gegen Granada aufgebracht hatten, unternahmen den verzweifelten Versuch, das Königspaar durch Spenden und Verzicht auf die Rückzahlung von Darlehen umzustimmen. Aber Torquemada trat Isabella mit dem Kreuzifix in der Hand entgegen. Unter Berufung auf Judas, den Gefolgsmann Joshuas von Nazareth, der den Aufenthaltsort Joshuas gegen Geld verraten hatte, rief Torquemada der Königin (gemäss Wahrheit oder Legende) zu: «Judas Ischariot hat unseren Herrn für dreissig Silberlinge verraten. Wollen die Könige von Spanien ihn für dreissigtausend Silberlinge zum zweitenmal verkaufen?»

Ein königliches Edikt vom 31. März 1492 liess den Juden Spaniens vier Monate Zeit, um sich für die Taufe zu entscheiden oder aber das Land, das so vielen Generationen zur Heimat geworden war, zu verlassen. Den Auswanderern wurde die Mitnahme ihres Besitzes – ausgenommen Gold und Silber – erlaubt. Aber erst nach vielen Wochen ungläubigen Zögerns und Hoöffens (welches zukünftige Betrachter an das Zögern und Hoffen denken liess, das deutsche Juden nach 1933 angesichts der ersten, für sie unbegreiflichen Phase der Vertreibung aus Deutsch-

land erfüllte) kam der Auszug aus Spanien in Bewegung. Vorbehalte gegenüber zeitgenössischen oder späteren Zahlenangaben machten es unmöglich, zu sagen, ob von geschätzten 250'000 Juden, die nunmehr unter sieben Millionen Spaniern lebten, 140'000 oder 160'000 sich auf die Reise in eine ungewisse Fremde vorbereiteten. Die eine wie die andere Zahl verriet, dass ihr von so hoffnungsloser Übermacht bedrängter Glaubenskern zwar eine neue weltliche Katastrophe erlebte und auch im Ringen um die Seelen Niederlagen erlitt, aber trotz alledem einen bemerkenswerten Sieg im Kampf um die Treue zum Vertrag mit Gott errang.

Der Auszug der Sefardim war von einem Abglanz der Tragödien, Abscheulichkeiten und menschlichen Schwächen gezeichnet, die später den deutsch-europäischen Vertreibungsakt nach 1933 begleiteten, welcher den Vertriebenen nicht einmal den Ausweg der zeitgenössischen Taufe oder Zwangstaufe, des Beitritts zur Nationalsozialistischen Partei, beliefs. Da stand entfesselter Hass neben der Zurückhaltung einer selbst angsterfüllten Umwelt. Da stand Habgier, die dazu zwang, Besitz zu verschleudern, neben wenigen Versuchen der Hilfe. Und über allem stand das ewige Unrecht, das den Reichen – die das Verbot der Goldausfuhr durch Kreditbriefe umgehen konnten – half und die Armen verzweifeln liess.

Die Zukunft legte spekulative Erwägungen in die Tatsache hinein, dass Ferdinand und Isabella fast gleichzeitig mit dem Edikt der Vertreibung der Juden dem Seefahrer Christoph Kolumbus drei Schiffe für die Suche nach einem direkten Seeweg nach Indien überliessen. Die gleichen Spekulationen wurden mit dem Umstand verknüpft, dass zwei neuchristliche Schatzmeister ihres Hofes, Gabriel Sanchez und Luis de Santangel, für die Finanzierung der Reise sorgten. Sanchez und Santangel wurde der Besitz von Berichten über ein jüdisches Land in Indien zugeschrieben, das durch die Stämme Israels, die einst nach Assyrien deportiert wurden und niemals zurückkehrten, gegründet worden sein sollte. Sie liessen Sanchez und Santangel hoffen, Kolumbus möge dieses Land entdecken, damit die Flüchtlinge eine neue Heimat fänden. Aber niemals gab es Beweise für ein solches Motiv. Sanchez erhielt als Belohnung eine königliche Lizenz für den Handel mit den Karibischen Inseln, auf die Kolumbus stiess, als er anstelle Indiens Amerika entdeckte, und seine Nachfahren gingen in spanischkatholischen Adelsfamilien auf. Luis de Santangel wurde durch einen Freibrief belohnt, der ihn als Converso vor Überwachung durch die Inquisition bewahrte.

Auch Kolumbus' Gestalt entrann nicht den Spekulationen. Ihn habe, so meinten sie, der Wunschtraum nach einer neuen jüdischen Heimat in die Ferne getrieben, weil er ein Sohn getaufter italienischer Juden gewesen sei. Der Umstand, dass er in Luis de Torres einen neuchristlichen Dolmetscher mitnahm, der auch Hebrä-

isch sprach, diene als Stütze für die Annahme, er habe gehofft, jenseits des Meeres Juden anzutreffen. Auch hierfür gab es keinen Beweis. Kolumbus brachte dem Königspaar von seiner ersten Reise amerikanische Indianer zur christlichen Taufe mit. Luis de Torres liess sich mit einem königlichen Stipendium auf Cuba als Herrscher über ein Pflanzereiche mit vielen Sklaven nieder. Aber auch die Legenden waren Spiegelbilder der Verzweiflungen und Hoffnungen, die das Ende des «goldenen» Zeitalters begleiteten.

Kurz bevor Kolumbus in See stach, zogen die letzten Juden Spaniens nach Portugal oder drängten in Cadix und anderen Häfen auf jedes verfügbare Schiff. In letzter Stunde bewahrten viele, darunter Abraham Senior, sich und ihren Kindern durch die Taufe noch die Heimat so vieler Jahrhunderte, während der Marsch der Standhaften zur Küste, der Tod von Kranken am Strassenrand, die Beschwörungen von Spaniern, sich doch noch taufen zu lassen, und die Rabbiner, die die Erschöpften durch Gesang und Trommeln aufrichteten, in zeitgenössischen Literaten Erschütterung und Bewunderung für das Unbegreifliche erweckten: «Wo immer sie das Meer sahen, fingen Männer und Frauen zu weinen an. Sie rauchten sich die Haare und riefen Gott um Gnade an.»

Aber ihr eigenwilliger Gott gewährte den Sefardim keine Gnade, und so liessen sie ein Spanien zurück, das sich erst in noch weit entfernten liberaleren Zeiten eingestand, dass es sich durch kirchlichen Fanatismus eines vitalen Ferments seiner kommenden Weltmacht und seiner intellektuellen Zukunft beraubt hatte (und erst 1968 durch eine späte Annullierung das Vertreibungsedikt aus den Skelettschranken seiner Geschichte nahm). Die meisten, die einen Platz auf Schiffen fanden, retteten sich – in der Erinnerung an bessere islamische Tage – nach Nordafrika, auf Inseln des östlichen Mittelmeeres oder in balkanische Provinzen des Sultans der Türkei. Nicht alle erreichten ihr Ziel. Türkische Seeleute zögerten nicht, jüdische Mägen aufzuschneiden, wenn sie dort verschluckte Münzen vermuteten. Andere gelangten in venezianische Gebiete, deren christliche Herrscher sich selbst über die Barbarei der Inquisition empörten. Wiederum andere zogen nach Portugal, wo den Ärmern wenige Monate Aufenthalt gewährt wurde, während Besitzende und Waffenschmiede bleiben durften, bis 1497 den portugiesischen König Manuel I. der Wunsch nach einer Ehe mit der Tochter Ferdinands und Isabellas befahl. Eine der Hochzeitsbedingungen war ein judenfreies Portugal. Um Geld und Arbeitskraft der Juden nicht zu verlieren, befahl er, alle jüdischen Kinder, derer seine Soldaten habhaft werden konnten, zu taufen und erwachsene Juden in Gefängnishöfen hungern und dursten zu lassen, bis sie sich taufen liessen. Die so geschaffenen portugiesischen Neuchristen aber lockten die Inquisition an, und mit ihr begannen neue Phasen der Verfolgung.

Als sich sieben Provinzen der noch spanischen Niederlande 1579 von Spanien und der katholischen Kirche lossagten, eine neue Religionslehre des französisch-schweizerischen Johann Calvin übernahmen und eine holländisch-reformierte Staatskirche begründeten, versprachen sie ihrer Bevölkerung Gewissens- und Glaubensfreiheit. So zogen Conversos aus Portugal nach Amsterdam. Unter Holländern, die zwar anstelle katholisch-christlicher Intoleranz von calvinistisch-reformierter Intoleranz befallen wurden, sich aber an die Verheissung der Glaubensfreiheit gebunden sahen, gründeten sie neue jüdische Gemeinden. In wenigen Generationen entwickelten sie trotz bürgerlicher Einschränkungen und Aversionen (darunter auch gegen einige Erbteile spanisch-portugiesischen Konkubinentums) einen wichtigen Teil des holländischen Seehandels und gehörten zu den ersten Aktionären der Niederländisch-Westindischen Handelskompanie. Andere Sefardim kamen nach England, dessen König Heinrich VIII. sich 1534 von der römischen Kirche trennte, weil Papst Clemens VII. ihm die Scheidung von seiner Frau Katharina verweigerte. Das britische Königshaus, das eine protestantische anglikanische Staatskirche mit Anhängseln von katholischem Pomp begründete, gestand ihnen Niederlassung und Handel, aber noch keine bürgerlichen Rechte zu. Wiederum andere (und weniger Glückliche) fanden nach jahrzehntelangen Fahrten ihren Weg nach Deutschland oder Österreich und, in einigen Ausnahmefällen, nach Polen. Die Unternehmendsten aber richteten, als sie mehr über Kolumbus' Entdeckungen erfuhren, ihre Hoffnungen auf die westindische Inselwelt. Niemand weiss, wie viele von ihnen während der langen Überfahrten starben. Überlebende gingen auf den Bahamas, in Jamaica und Martinique an Land. Andere landeten in Brasilien, noch bevor brasilianische Kolonialsoldaten das Land eroberten. 1521 erfuhr man in Lissabon, wie viele sefardische Juden und ehemalige Conversos in Brasilien lebten und grosse und kleine Zuckerunternehmen eröffnet hatten. Daraufhin begannen auch in Brasilien Zwangstaufen und Inquisition. Sie vollzogen sich in Wellenhöhen und Wellentälern. Aber sie blieben eine ständige Drohung, und am Ende klammerten sich die jüdischen Hoffnungen an holländische Flotteneinheiten, die seit der Gründung von Neu-Amsterdam im Jahre 1624 auch in brasilianischen Gewässern kreuzten. Jüdische Informanten halfen den Holländern, die Gebiete um Pernambuco und Bahia zu besetzen, und viele starben dafür in portugiesischen Gefängnissen. Die Holländer brachten für drei Jahrzehnte jenes gewisse Mass an Freiheit, welches die Sefardim in Holland errungen hatten.

Aber schon 1644 begannen die Portugiesen mit der Rückeroberung ihrer brasilianischen Kolonie. Zehn Jahre später vertrieben sie die letzten Holländer und mit ihnen die Dreiundzwanzig, die das Schicksal in Peter Stuyvesants unwirtlichem Palisadenstädtchen am Hudson stranden liess.

Peter Stuyvesant und die Unwillkommenen

Es blieb eine offene Frage, wie weit Sara Ellen und Jean Elson Nathan, die 1970 zur Erinnerung an die ersten Dreiundzwanzig ihr Blumengebinde in Manhattan niederlegten, die Einzelheiten der Anstände kannten, die Asser Levy und seine Begleiter zu überwinden hatten, um auf amerikanischer Erde Fuss zu fassen. John Megapolensis, der holländisch-reformierte Pastor von Neu-Amsterdam, ergänzte den Bericht an seinen Bischof über die «gottlosen Halunken», die nur nach christlichem Besitz und der Übernahme christlichen Handels strebten: «Es hätte sich gehört, dass die Juden von ihren eigenen Leuten» (er meinte anscheinend unbekannt gebliebene durchreisende Kaufleute) «versorgt worden wären. Aber sie fielen uns zur Last, so dass wir einige hundert Gulden für ihren Unterhalt aufbringen mussten. Sie kamen ... in mein Haus und jammerten und beklagten ihr Elend.» Niemand konnte nachträglich beurteilen, ob die Ausbrüche des Kirchenmannes über die wehklagenden Dreiundzwanzig Wahrheit, Lüge oder Übertreibung waren. Nicht erst seit dem Auszug aus Spanien oder Portugal hatten sie und ihre Vorfahren Schicksalsschläge überlebt, die ungezählte andere zerstört hätten. Sie hatten dabei auch gelernt, sich unter überlegene Mächte zu beugen wie unter einem Sturm und sich wieder aufzurichten, wenn der Sturm vorüber war. Sie hatten erfahren, dass wehzuklagen auch Hilfe und Waffe sein konnte. Aber trotzdem hatte die «goldene» spanische Vergangenheit ein psychologisches Erbe hinterlassen, das sie von den Juden West- und Osteuropas und vor allem der menschenzerstörenden Weiten Polens unterschied. Hinter aller Fähigkeit, sich zu beugen, lebte ein ungebrochener stolzer Kern. Die Sefardim kannten dafür ein altes Sprichwort, das auf spanisch lautete: «Basta mi, hombre, que es Abrabanel.» Es bedeutete: Mag es mir noch so schlecht ergehen, meine Herkunft ist nobel, mein Name genügt zum Beweis, er lautet Abrabanel. Mit dieser Einstellung begegneten sie Jacques de la Motthe, und mit dieser Einstellung begegneten sie auch Peter Stuyvesant.

Es war menschlich, wenn Frauen wie Judith de Mercado und Rachel Nunetz mit ihren Kindern klagten oder um Hilfe baten, als sie und die Männer am 7. September 1654 vor das Neu-Amsterdamer Gericht geführt wurden, das über einer Kneipe gelegen war, in der es «Bier nur in ganzen Kannen und nicht in kleinen Mengen» zu trinken gab. Sie erhielten eine Frist von nur 24 Stunden, um de la Motthes Schuldforderung zu erfüllen. Fünf Tage später wurde am Hafen unter einem hölzernen Ladekran und unter dem Neu-Amsterdamer Galgen vor einem lärmenden Publikum aus Einwohnern und Seeleuten, Holländern, Wallonen, Franzosen, Schweden, Engländern, Finnen, Portugiesen und brasilianischen Ne-

gern alles versteigert, was ihnen geblieben war. Als die Versteigerung nicht genug erbrachte, wurden Moses Lumbrosius und David Israel ins Schuldgefängnis abgeführt, und Jacques de la Motthe schwor, er werde nicht eher Segel setzen, bis der letzte Gulden beglichen sei.

Gleich wieweit Pastor Megapolensis bei der christlichen Wahrheit blieb – in jedem Fall belassen es die Dreiundzwanzig nicht bei Klagen. Die Akten des Gerichtshofes über der Biertaverne hielten den ins Niederländische übertragenen Namen desjenigen fest, dem dabei die führende Rolle zukam: Salomon Pietersen. Mit Ausdauer – oder dank vorangegangener Erfahrungen unter westindischen Seefahrern und Piraten – fand er heraus, dass die Gewinne der «Saint Charles» nicht de la Motthe allein zukamen, sondern auch seinen Steuerleuten, den Schiffszimmerern und den Matrosen. So regelte es ein Kontrakt. Es blieb Pietersens Geheimnis, auf welche Weise er die rauhen seefahrenden Gläubiger dazu bewog, von den Juden Schuldscheine anzunehmen, die ihnen volle Bezahlung plus Zinsen bei der nächsten Landung der «Saint Charles» in Neu-Amsterdam zusicherten. (Eine Zahlung, die prompt eingehalten wurde.) Es wurde Oktober, bis er von allen Einverständniserklärung und Unterschrift (oder von denen, die nicht schreiben konnten, ein Kreuz) besass. Da Jacques de la Motthes Anteil durch die Versteigerung gedeckt war, erschien Pieter sen am 26. Oktober mit Unterschriften, Namen und Kreuzen vor Gericht und befreite David Israel sowie Moses Lumbrosius. De la Motthe setzte Segel und liess die Dreiundzwanzig mittellos, aber schuldgefängnisfrei zurück.

Um diese Zeit jedoch trug bereits eine Brigg, die mit Otterfeilen und Tabak nach Holland ausgelaufen war, ein Schreiben Abraham Israel de Pizas und Asser Levys an die sefardischen Aktionäre der Westindischen Handelskompanie nach Amsterdam. Es schilderte ihre Lage und bat darum, sich für sie bei den Direktoren der Kompanie einzusetzen. Als die Mastspitzen des Schiffes hinter dem Horizont verschwanden, hing ihr ganzes weiteres Schicksal an diesem Brief. Es hing davon ab, ob die Brigg Piraten und Stürmen entkam. Selbst wenn sie in vier oder sechs Wochen Holland erreichte, konnten sie nicht vor dem Ende des kommenden Winters mit einer Antwort rechnen. Zwar würde auch der Gouverneur schwerlich früher eine Antwort erhalten, aber sein rotes, schnauzbärtiges, durch eine massive Nase und ein ebenso massives Kinn gezeichnetes Gesicht wirkte wie eine ständige Drohung, wenn er im Eisenkoller, das Holzbein an der Seite seines Pferdes baumelnd, den Broadway entlangritt oder vorgeschobene Blockhäuser am Delaware und Fort Orange am oberen Hudson kontrollierte (wo in Zukunft einmal Albany, die Hauptstadt des Staates New York, errichtet werden würde).

Niemand weiss, auf welche Weise die Dreiundzwanzig überlebten, bis ihnen im Februar oder März 1655 ein Amsterdamer Tabakhändler, Salvadore Dandrada,

eine Tora-Rolle, Gebetbücher und die Nachricht brachte, dass ihr Brief glücklich eingetroffen sei und die «ehrenwerten Lord-Direktoren der Westindischen Handelskompanie» im Januar eine Petition erhalten hätten, in der die jüdischen Aktionäre in Amsterdam mit Diplomatie darauf hinwiesen, wie sehr die Juden zur Besetzung und Bewahrung von Pernambuco beigetragen, dabei ihren Besitz und ihr Blut riskiert hatten und dass sie weder nach Spanien noch Portugal reisen konnten. Am Ende hatten sie die Mahnung hinzugefügt: «Euer Ehren sollten bedenken, dass viele Juden Hauptaktionäre der Kompanie sind. Sie haben immer ihr Bestes für die Kompanie gegeben und ... durch ihre Beteiligungen ... immense Verluste erlitten.»

Wahrheit oder Legende wollen wissen, dass nach stürmischer Überfahrt auf einem anderen Schiff, bei der Orkane einen Teil seiner Besitztümer im Atlantik versinken liessen, auch einer der jüdischen Aktionäre, Joseph d'Acosta, Neu-Amsterdam erreichte und die erlösende Nachricht mitbrachte, die Kompanie habe am 15. Februar die Petition mit der Bemerkung versehen: «Es ist erlaubt, dass die Juden bleiben – unter der Voraussetzung, dass sie zu keiner Belastung für die Kolonie werden.»

Peter Stuyvesant selbst erhielt am 26. April seinen Bescheid. Die Direktoren verbargen kaum, dass sie seine Abneigungen teilten, wenn sie bemerkten, sie würden gerne dem Wunsch des Gouverneurs folgen und das neue Gebiet nicht weiter durch «Menschen der jüdischen Nation infizieren». Aber nach langen Erwägungen habe man entschieden, dass ihre Ausweisung wegen ihrer Verluste in Brasilien unfair und «wegen der grossen Kapitalien, die sie noch in Anteilen der Kompanie investiert haben», nicht richtig sei.

So hatten die ersten Dreiundzwanzig auf amerikanischem Boden Fuss gefasst. Sie ahnten nicht, dass sie damit einen Kontinent betreten hatten, der ihnen einen Weg zur Entfaltung öffnen würde wie kein anderes Land der Welt. Und sie ahnten auch nicht, dass auf dem Boden von Neu-Amsterdam, vom Palisadenwall (der zukünftigen New Yorker Wall Street) bis zu dem Dörfchen Neu-Harlem (dem zukünftigen New Yorker Negerviertel), eine Metropole entstehen sollte, die einmal zum Zentrum ihres Daseins in Amerika werden würde. Nichts deutete auf eine solche Zukunft hin. Stuyvesant nahm vielmehr den Bescheid entgegen, wie ein Despot Anweisungen einer Handelskompanie aus der fernen Heimat entgegennimmt, die nicht aus Nächstenliebe gegründet worden war, sondern ihre Karriere durch die Ausplünderung von 560 spanischen Seglern mit Gold, Perlen und Waren im Wert von 100 Millionen Goldgulden aus Spanisch-Amerika begonnen hatte und in Neu-Amsterdam wie in dem verlorenen Pernambuco einen Handels-, Flotten- und Profitstützpunkt sah und weiter nichts. Die Direktoren in Amsterdam mochten religiöse Toleranz so weit auslegen, wie es ihnen und ihren

geschäftlichen Rücksichten zu Hause gefiel, aber in seiner Kolonie gewährte er abweichlerischen Protestanten zwar ein wenig Spielraum, wenn sie sich still verhielten und keine Kirchen bauten, doch nicht Papisten oder Juden.

Er lehnte ab, als Salvadore Dandrada, Abraham de Lucena und Jakob Cohn Henriquez, gestützt auf die Bemerkung der Kompanie vom 15. Februar, um Lizenzen für den Handel entlang des Delaware und Hudson ersuchten.

Die Nachricht, dass sie in sicherer Erwartung einer Zustimmung bereits Handels- und Tausch waren den Hudson hinaufgebracht hatten, erregte Stuyvesants Zorn, und nur einer seiner einsichtigeren oder nachsichtigeren Bürgermeister, Nicasius de Sille, erreichte, dass «ein oder zwei Juden» den Strom hinauffahren durften, um das schon vorhandene Warenlager zu verkaufen und aufzulösen. Als Dandrada bei einer Versteigerung das Haus des Holländers Teunis Cray für 1'860 Gulden erwarb, zwang Stuyvesant ihn, den Kauf zu annullieren. Juden war nach seiner Auslegung der Amsterdamer Entscheidung zwar der Aufenthalt, nicht aber der Erwerb von Grund und Boden erlaubt. Dandrada argumentierte, das Verbot beraube nicht nur ihn eines Rechtes, das anderen Bewohnern zustehe, sondern es verletze auch das Recht des holländischen Bürgers Cray, seinen Besitz an den Höchstbietenden zu veräussern. Stuyvesant war jedoch für legale Feinheiten nicht empfänglich. Er zog es vor, Cray seine Verluste aus der Stadtkasse zu ersetzen, als dieser gezwungen war, sein Haus an einen Nichtjuden für einen geringeren Preis zu verkaufen.

Seine abweisende Härte schien so unerschütterlich wie die Ausdauer der Dreiundzwanzig. Er gab um keinen Schritt nach, als 1655 eine schwedische Expedition (die in Amerika auch ein Neu-Schweden begründen wollte) das niederländische Fort Casimir am Delaware besetzte und ihn in Soldatennot geraten liess. Er vertrieb zwar die Eindringlinge, Indianer nutzten jedoch die Gelegenheit, um sich zu erheben. Sie suchten Rache für Taten seines Vorgängers Willem Kieft, der den britischen Indianer-Killer John Underhill angeheuert hatte, um 500 «Wilde» zu erschiessen oder lebendig zu verbrennen. Aber Stuyvesant lehnte einen Antrag der Juden ab, in der Bürgerwehr zu dienen, erhob von ihnen nur Wehrsondersteuern und belehrte sie, dass die Bürger Unwillens seien, zusammen mit ihnen zu exerzieren. Asser Levy und Jacob Barsimson erhielten den Bescheid: «Wenn die Antragsteller die Entscheidung als Unrecht betrachten, ist es ihnen freigestellt abzureisen – wann und wohin es ihnen gefällt.»

Der Gouverneur täuschte sich indessen, falls er gehofft haben sollte, auf solche Weise die Unwillkommenen von dem Stück Boden zu vertreiben, vor dessen Küsten, Palisaden oder Aussenforts nur das Meer und eine unermessliche Wildnis warteten, aus der sie durch Gerüchte und bruchstückhafte Nachrichten erfuhren, dass die Engländer im Norden, Westen und Süden die Handels- und Siedlungskolonien New England,

Maryland, Virginia, Carolina begründet hatten. Am 14. März 1656 nahm d'Acosta, der Aktionär, die Dinge selbst in die Hand und begab sich mit Dandrada und Henricquez in Stuyvesants Fort, um dem Gouverneur eine Beschwerdeliste zu überreichen, die sich erneut auf die «Randbemerkung» der Amsterdamer Direktoren vom 15. Februar 1655 berief und jede Zurücksetzung aufführte, die den Dreiundzwanzig widerfahren war. Als Stuyvesant mit gewohnter Kälte erwidern liess, die Juden hätten alle Rechte erhalten, welche die Kompanie zu vergeben habe, und lediglich ankündigte, in der Frage des Grunderwerbs Erkundigungen einzuziehen, verfasste Joseph d'Acosta ein neues Schreiben an die jüdischen Mitaktionäre in Amsterdam. Der Weg der Botschaften über den Atlantik hin und zurück dauerte wieder Monate. Frühjahrsstürme hielten Schiffe auf und liessen manche mit gebrochenen Rahen oder Masten im East River und Hudson Schutz und Hilfe suchen. Aber am 14. Juli 1656 erhielt Stuyvesant eine neue Anweisung seiner Direktoren, die diesmal mit den schärferen Worten begann, sie hätten «zu ihrem Missvergnügen» erfahren, dass «Seine Hochwohlgeboren» gegen ihre Weisungen gehandelt habe. Den Juden in den Neuen Niederlanden sei wie in Holland Grunderwerb und Grosshandel zu gestatten. Sie schränkten allerdings ein, dass der Einzelhandel in Geschäften verboten bleibe, und folgten damit dem Kalkül, dass internationale sefardische Beziehungen dem holländischen Aussenhandel dienlich waren, während Einzelhandelsgeschäfte auf niederländischem Boden Konkurrenz für Holländer bedeuteten. Aber mit dieser Einschränkung, schlossen sie, dürften Juden in der Stille ihren Geschäften nachgehen und auch ihre Religion in der Stille ihrer Häuser ausüben, «zu welchem Zweck sie ihre Wohnungen ohne Zweifel in oder ausserhalb von Neu-Amsterdam dicht beieinander bauen müssten, wie es in Amsterdam geschieht». Es handelte sich nur um einen Teilerfolg, aber Dandrada, de Lucena, Henricquez und die anderen zögerten nicht, Tauschwaren zu verladen und den Delaware oder Hudson hinauf in das Gebiet von Fort Orange zu fahren, das ihnen so lange versperrt worden war, Häute und Biberfelle zu tauschen, zu kaufen und nach Holland zu verschiffen. Asser Levy gelangte weit über die Gegend von Orange hinaus, tauschte Kleider und Geräte aus Holland gegen Land und Vieh und errichtete am Puls der Wall Street, ein Schlachthaus, das er allen Neu-Amsterdamerinnen gegen angemessene Gebühr zum Schlachten ihrer Tiere und Lagern des Fleisches anbot. In einem Schotten namens Garrett Janson Rose fand er einen Partner, der an einer Stelle das Schlachten von Schweinen übernahm. Die Eröffnung einer Kneipe, die nicht unter das Verbot des Einzelhandels fiel und in der er auch Seeleuten und abenteuernden Pelzjägern Kredit gewährte, rundete seine ersten

Unternehmen ab, und in einem kleinen Haus an der Stone Street richtete er einen Raum ein, in dem sie eine Gemeinde gründeten, die später den Namen Shearith Israel oder «Die Überlebenden Israels» erhielt.

So waren sie für ein letztes Gefecht bereit, das Peter Stuyvesant ihnen lieferte, als er am 3. April 1657 jedem Bewohner, der länger als ein Jahr und sechs Wochen in den Neuen Niederlanden gelebt und «Feuer und Licht angezündet» hatte oder in der Kolonie geboren war, für 20 Gulden das Bürgerrecht anbot. Nur einer der Amsterdamer Direktoren, Kiliaen van Rensselaer, Juwelenhändler seines Zeichens, hatte bereits in den Gründungsjahren der Kompanie verlangt, die Neuen Niederlande nicht nur als Posten für Handel und Profit zu betrachten, sondern wie die Engländer ihre Kolonien zu besiedeln und eine Bevölkerung mit Gefühl für Zusammenhalt zu schaffen. Aber seine Bemühungen waren auf ein eigenes Pflanzungsgebiet Rensselaerswyk – eine Million Morgen links und rechts des Hudson – beschränkt geblieben, und nun, 1657, geschah, was er befürchtet hatte. Aus Maryland – von 13'000 Menschen bewohnt – zogen britische Kolonisten über den Delaware und befolgten die Weisung ihres Gouverneurs: «Drängt die Niederländer einfach hinaus.» Sie siedelten auf unbewohntem holländischem Gebiet. Wenn Stuyvesant sie vertrieb, kehrten sie in umso grösserer Zahl zurück. So war seine Bürgerschaftsofferte ein später Versuch, um abenteuernde Untertanen in sesshafte Kolonisten zu verwandeln. Aber was die ersten Dreiundzwanzig, aus denen inzwischen 30 oder mehr geworden waren, anbetraf, so schien er entschlossen, ihnen auch jetzt kein Entgegenkommen zu zeigen.

Als Asser Levy am 1. April als erster Jude zur Registration erschien, wurde sein Antrag abgelehnt. Jacob Barsimson erging es am gleichen Tage ebenso, und so traten d'Acosta, Dandrada und Henricquez noch einmal in Aktion. Ihre Petition für Bürgerrecht vom 20. April 1657 wurde ein zukunftsweisendes Beispiel für den Lohn der Beharrlichkeit – Peter Stuyvesant gab nach. Es blieb sein Geheimnis, was ihn dazu bewog. Am wahrscheinlichsten war, dass Gerüchte aus London eine Rolle spielten. Danach hatte der britische König Charles II. die Neuen Niederlande seinem dreissigjährigen Bruder James, Herzog von York, als Geschenk versprochen und wartete nur auf einen missgünstigen Augenblick, um seine überlegene Flotte auszuschicken. Im Verhältnis zu solcher Drohung gerieten die «gehässigen Feinde und Lästler des Namens Jesu Christi» in den Hintergrund. 1664 erschienen die Briten in der Tat vor Neu-Amsterdam. Die Bewohner zeigten keine Lust, Stuyvesants Aufrufe zum Abwehrkampf zu befolgen, und es gehörte zur Ironie der Geschichte, dass Asser Levy (der sich nun auch Levy van Swellen nannte) zu den wenigen zählte, die dem Gouverneur 100 Gulden für einen Fonds zur Verteidigung des Stückes Heimat übergaben, das er und die anderen mit so viel Mühe gewonnen hatten und von dem sie nicht wussten, was unter britischen Eroberern daraus werden würde.

Aber Stuyvesant kapitulierte – machtlos mit dem Holzbein stampfend – vor vier Schiffen und 400 Mann des Herzogs von York. Er fuhr nach Holland, um dort mit Schuld überhäuft zu werden. Als er es vorzog, unter britische Herrschaft und auf seine Bouwery-Farm zum Sterben zurückzukehren, hiess Neu-Amsterdam nach seinem neuen Besitzer New York.

Peter Stuyvesants Querelen mit den ersten Dreiundzwanzig aber endeten, vom höheren Standpunkt der Geschichte aus betrachtet, rund 200 Jahre später damit, dass 1960 ein New Yorker Architekt den alten Friedhof Saint Marks, auf dem der Despot und acht folgende Stuyvesant-Generationen begraben waren, vor der Zerstörung zugunsten von Neubauten der Metropole bewahrte. Der Architekt hiess Harmon Hendricks Goldstone. Er war ein Nachfahre Abraham de Lucenas, eines der «Bürgerrechtskämpfer» von einst.

Die sefardischen Aristokraten von New York

Mehr als 70 Jahre nach Stuyvesants Tod, 1748, notierte ein weltreisender schwedischer Botaniker namens Peter Kalm: «Es gibt viele Juden in New York, die grosse Privilegien besitzen. Sie haben eine Synagoge, eigene Häuser und grosse Landsitze, das Recht, Geschäfte in der Stadt zu unterhalten, und sie sind Eigner von Schiffen, die sie beladen und mit ihren Waren über See schicken.» Für spätere Betrachter, die vergassen, dass der Schwede mit dem Massstab jüdischen Lebens im grössten Teil Europas mass, erweckten seine Zeilen den Eindruck, als hätten die Nachfolger der ersten Dreiundzwanzig, die nun 31 Familien mit rund 300 Männern, Frauen und Kindern unter 9'000 sonstigen New Yorkern zählten, schon die Stellung eingenommen, die den Juden New Yorks 230 Jahre später unter mittlerweile 12 Millionen anderen Bürgern zugeschrieben wurde.

Ein amerikanischer Berichterstatter, Alexander Hamilton, malte mit dunkleren Farben. Er beschrieb die Synagoge Shearith Israel, die 1730 erbaut worden war, als einen kleinen bescheidenen viereckigen Bau und fuhr fort: «Ich traf (darin) eine Versammlung von ungefähr 50 Abkömmlingen des Samens Abrahams, die eintönig ihre traurigen Hymnen sangen.

Vor dem Rabbiner, der sich höher als die anderen an einer Art Tisch aufhielt, stand ein Leuchter mit sieben Armen ... Die Männer behielten ihre Hüte auf und trugen eine Art Schleier aus weissem Stoff, den sie in ihrer Versunkenheit manchmal über den Kopf warfen. Die Frauen, von denen einige sehr hübsch waren, standen auf einer Galerie wie in einem Hühnerpferch. Manchmal pausierten sie, ruhten sich vom Singen aus und sprachen über Geschäfte ... Meine Ohren waren so sehr von ihren kum-

mervollen Gesängen erfüllt, dass ihr Ton mich den ganzen Tag verfolgte.»

Es war die alte Geschichte von der Wahrheit, die in der Mitte liegt. Niemand konnte behaupten, der Herzog von York und die Seinen hätten den New Yorker Juden freiwillig grössere Rechte mitgebracht, als diese Peter Stuyvesant abgerungen hatten. Wäre der Herzog den heimatlich-britischen Bräuchen gefolgt, hätten die Rechte eher magerer ausfallen müssen, denn Bürgerrechte für Juden gab es nur durch Sonderbeschluss des Parlaments als Belohnung für christliche Taufe oder als Preis für «besondere wirtschaftliche Bedeutung».

Doch der erste Ritt durch Manhattan hatte dem Herzog den Klageruf entlockt: «Welch höllische Mischung von Völkern! Welch höllische Mischung von Göttern! Welch ein Problem ...!» Nach einigen weiteren Erfahrungen hatte er einen klugen Befehl an seinen Gouverneur Sir Edmund Andros erlassen: «... allen Personen, gleich welcher Religion, ein angemessenes Leben zu gewähren und niemanden wegen seines Glaubens zu behelligen.» Er hatte auch nicht vergessen, die grossen oder kleinen Bürgerrechte anzuerkennen, die unter Peter Stuyvesants Herrschaft verliehen worden waren. Aber zur Vorbeugung gegen Religionskriege war es auch bei der niederländischen Regel geblieben, wonach jedermann seinen Gott in der Stille anzubeten hatte.

Der Bau von Gotteshäusern blieb mit zwei Ausnahmen untersagt, welche die hohe Politik dem Herzog und seinen ersten Nachfolgern vorschrieb. Die gebliebenen Niederländer behielten ihre Kirche, und zu Ehren der anglikanischen Staatsreligion entstand schliesslich das protestantische Gotteshaus Trinity. Abgesehen von Papisten, die so oder so ausgeschlossen blieben, hatten des Herzogs Gouverneure das Kirchenbauverbot gegenüber Juden aufrechterhalten, und auch was «jüdische Privilegien», Geschäfte, Reedereien, Häuser oder Landsitze anbetraf, hatten sie keine besondere Toleranz gezeigt. Ihre Mehrzahl, insbesondere eine Reihe habgieriger parfümierter Plünderer mit Namen wie Benjamin Fletcher, Lord Corsbury oder Francis Lovelace hielt es mit denen, die schon unter Peter Stuyvesant privilegiert gewesen waren, oder verteilte neue Privilegien an britische Freunde.

Ausser den Rensselaers brachten niederländische van Cortlandts, Philips, Bayards oder Schuylers (deren Namen sich für die folgenden drei Jahrhunderte den Wohlklang amerikanischer Geschäftsaristokratie bewahrten) immer grösseren Landbesitz in ihre Hand. Sie sicherten sich das Monopol über alle Getreidemühlen und die Brotversorgung New Yorks, die Schifffahrt auf dem Hudson und den Pelzhandel mit Indianern im Fort-Orange-Gebiet, das nun Albany hiess. Ein gewisser Stephanos de Lancy, der mit protestantischen Hugenotten aus dem katholischen Frankreich nach

England geflohen war, entwickelte sich durch gut bezahlte Gouverneursfreundschaften zum Landspekulanten und Lieferanten britischer Truppen «in grossem Stil».

Charaktere wie der schottisch-britische Exbuchhalter Robert Livingston, «der keine 6 Cents hergab, ohne 12 dafür zurückzufordern», wurden auf die gleiche Weise Besitzer Hunderttausender von Morgen New Yorker Land und einer Generallizenz für die Einfuhr aller Metallsorten aus London und Liverpool. Sie waren die Herren New Yorks, der besten Häuser, zahlreichsten Schiffe und leibeigener Arbeiter und Diener, die eine freie Überfahrt aus England mit der Verpflichtung bezahlten, für viele Jahre umsonst zu arbeiten. Sie waren auch die Besitzer der ersten New Yorker Negersklaven, die nach monatelanger Fahrt, angekettet in den stinkenden Bäuken britischer Afrikaschiffe, ausgeladen wurden und täglich die Unratkübel aus den Herrenhäusern zum East River trugen. Sie waren der mächtige Schatten, in dem die Juden ihren weiteren New Yorker Weg zu machen hatten. Als Asser Levy 1682 in seinem Haus an der schmalen Stone Street starb, hinterliess er ausser seinem Bürgerrecht ein für seine Familie beachtliches, für die van Cortlandts oder Livingstons aber lächerliches Vermögen von 53 Pfund in bar, einigem Land- und Hausbesitz, einem Lager mit Otterfellen und 504 Musikinstrumenten, 13 Tischtücher, 24 Servietten, Haushaltssilber, ein Paket alter Bücher und – immerhin – «einen Negersklaven im Wert von 20 Pfund». Das materielle Erbe der anderen, die mit ihm oder nach ihm gekommen waren, nahm sich nicht viel grösser aus. Doch was – wie bei ihrer Ankunft – mehr zählte als ihr Besitz, war der Schatz ihrer ersten Erfahrungen in New York (und es war durchaus sinnvoll, dass 300 Jahre später, während der Amtszeit des ersten jüdisch geborenen Bürgermeisters von New York, Abraham Beame, ein Park in Brooklyn den Namen Asser Levy Seaside Park erhielt).

Die britische Admiralität in Port Royal auf Jamaica, das seit 1655 als SuperBabylon mit Piraten, Rum- und Sklavenhändlern (und dazu Huren und dem ersten Striptease der Geschichte) den Engländern gehörte, erlebte als erste Instanz, dass die Sefardim von New York sich einmal erworbene Rechte nicht ohne Kampf nehmen liessen.

1670, nur sechs Jahre nach von Yorks Einzug in seine neue Kolonie, beschlagnahmte die Admiralität den Segler «Trial» – aus dem Besitz des jüdischen Kaufmannes Henriques Couty. Wahrscheinlich war er, von Curaçao kommend, einer der letzten, die das Stuyvesant-Bürgerrecht erworben hatten, bevor die niederländische Flagge über Neu-Amsterdam niederging. Die Seebehörde glaubte, das britische Schiffahrtsgesetz auf ihrer Seite zu haben, das französischen, spanischen und «fremden Reedern aller Art» verbot, in britischen Gebieten Handel zu treiben. Henriques Couty aber erhob Protest und berief sich auf sein gültiges Bürger-

recht im nun britischen New York. Er wurde abgewiesen. Die «Trial» blieb beschlagnahmt. Er appellierte beim Admiralsgericht, wurde erneut abgewiesen, und die «Trial» begann, vor Jamaica liegend, zu verrotten. Er appellierte in London beim Obersten Admiralsgericht und wurde abgewiesen. Daraufhin segelte er selbst – mit Bürgerschaftsdokument und einer Bestätigung des New Yorker Gouverneurs über die Gültigkeit des niederländischen Bürgerrechts – nach London und vertrat seine Sache vor dem britischen Rat für Handel und Transport. Wie viele Jahre der Kampf um die «Trial» in Anspruch nahm, wurde nicht überliefert, wohl aber, dass der Rat sich für Henriques Couty entschied. Die «Trial» segelte – verrottet, aber frei – von Port Royal nach New York zurück.

Unterdessen hatten auch die Gouverneure und Richter von New York gelernt, dass die Sefardim – mit ihren Mitteln – Kämpfer waren. Ihre Zahl betrug kaum mehr als 2 Prozent des New Yorker Volkes, aber sie bestritten 10 Prozent aller Verfahren vor Gericht. Zwar gehörten sie auch zu den Beklagten – oft als Händler, die zuviel gewagt hatten und deren Namen dann in Schuldgefängnis-Registern erschienen. Zeitgenössische Quellen lassen vermuten, dass ihre Familien einschliesslich ihrer Frauen an die Stelle der Gescheiterten traten, um sie auszulösen und ihr Geschäft zu erhalten. So brachte Frau Hester Brown auf der Schaluppe «Flying Horse» 25 Gallonen Rum von Jamaica nach New York, und Sarah Meyer entlud am 25. Mai 1705 75 Gallonen von ihrer Bark «Frederick». Meistens indessen waren Juden die Kläger, die um Recht und gegen christliche Kränkungen wie den Vorwurf, Wucherer oder Betrüger zu sein, fochten.

Sie hatten kein Terrain verloren, als zwischen 1695 und 1709 eine neue Epoche begann. Neuankömmlinge begnügten sich nicht damit, Erworbenes zu verteidigen. Sie fochten mit Gouverneuren, Stadträten, den van Cortlands oder Livingstons um grössere eigene Bewegungsfreiheit. Einer der ersten Neuankömmlinge hiess Moses Levy, ein zweiter Louis Gomez, ein dritter Jacob Franks. Über Levy ist nicht viel in den Annalen der Geschichte erhalten, ausser dem Umstand, dass er 1695 aus England kam. Im gleichen Jahr erwarb er das New Yorker Bürgerrecht und war im Handel mit den Westindischen Inseln so erfolgreich, dass er in der Tat bei seinem Tode 1728 im New Yorker Bezirk Rye eines jener Landhäuser hinterliess, die zwei Jahrzehnte später den Schweden Kalm zu seinen Anmerkungen über jüdische Landsitze inspirierten. Er hinterliess auch das Kaufherrenporträt eines schwergewichtigen, modisch-elegant gekleideten Mannes mit kostbarer weisser Perücke, einem seiner Segler im Hintergrund und einem edlen Hund an seiner Seite. Vor allem aber zeugte er eine schöne Tochter, Abigail, die 1712 mit Jacob Franks den Bund der Ehe schloss und in unserer Geschichte die Rolle einer der frühesten prominenten jüdischen Frauengestalten auf amerikanischem Boden spielt.

Über Louis Gomez, der 1696 mit 36 Jahren die New Yorker Bühne betrat, haben die Annalen mehr – Dramatisches wie Romantisches – anzubieten. Mit einem Hauch von Legende wissen sie zu berichten, dass die Gomez' zurzeit der Vertreibung aus Spanien in Madrid gelebt und die christliche Taufe angenommen hatten. Aber ein Zweig, dem Louis Gomez entstammte, hatte auch nach 1492 und in der zweiten und dritten Generation die jüdischen Traditionen nie völlig vergessen.

Versuche, ein zuweilen makabres Leben zwischen den Fronten der Religionen zu führen, hatten ihrem sefardischen Ritual Stempel aufgeprägt. Wie andere Familien in ihrer Situation hatten sie aus Angst vor Entdeckung weder Gebetbücher noch Talmud aufbewahrt. Durch mündliche Überlieferung aber hatten sich die Gebet- und Talmud-Texte verändert. Ihren Hochzeiten nach katholischem Zeremoniell hatten sie eine geheime jüdische Eheschliessung folgen lassen. Sie hatten eine Zeitlang zu Hause anstelle christlicher Vornamen jüdische benutzt, und wenn es schon unmöglich war, den Sabbat zu begehen, versuchten sie wenigstens die Fastentage einzuhalten. Doch ihr Bemühen, einer christlichen Dienerschaft Appetitlosigkeit vorzutauschen oder nur scheinbar benutzte Schüsseln zurückzulassen, hatte sich auf die Dauer erschöpft. So war von den Speiseregeln nur die Meidung von Schweinefleisch übriggeblieben. Selbst die Gewohnheit, in der Kirche kniend zu beten, hatte auf die Körperhaltung bei den eigenen Gebeten abgefärbt. Louis' Vater Isaac Gomez, der 1620 in Madrid geboren worden war, hatte sich insofern leichter getan, als er dem von einer Geldkrise in die andere taumelnden spanischen König Philipp IV. so wie viele Vorläufer in der «goldenen» Zeit durch gute Dienste als Finanzberater unentbehrlich geworden war. Seine Verschwiegenheit angesichts Philipps Ausschweifungen und Begierden hatte ihn für den König noch vertrauenswürdiger und zum regelmässigen Gast an seiner Tafel gemacht. Als Frankreichs König Louis XIV. Philipps Tochter Maria Theresa zur Gattin nahm, hatte Gomez seinen Sohn Louis genannt.

Im Übrigen verliess er sich auf ein Versprechen seines Königs, ihn bei Tisch durch die Losung «Gomez, die Zwiebeln beginnen zu riechen» zu warnen, falls je ein später inquisitorischer Verdacht auf ihn fallen sollte. Der König hielt sein Wort. Aber nur Louis und seine Mutter entflohen mit einem Teil des Gomez-Vermögens über die Pyrenäen. Isaac folgte ihnen erst Jahre später nach London, erwarb als «wirtschaftlich bedeutendes Subjekt» britisches Handels- und Aufenthaltsrecht, und seine Finanzkünste blieben ihm auch hier treu. Louis hätten sie gewiss eine angemessene Karriere gesichert. Aber ein Brief Moses Levys aus New York verlockte ihn zu amerikanischen Abenteuern.

Seine Abenteuer hatten schon unterwegs begonnen, als er auf Jamaica haltmach-

te und die ersten für die Zukunft nützlichen Erfahrungen in einer Inselwelt sammelte, in der ein skrupelloser karibischer Pirat, Henry Morgan, britischer Vizegouverneur hatte werden können und gerade als scheinbar friedlicher Bürger auf seinem Landsitz gestorben war. Seine Genossen und Nachfahren verkauften Schiffsladungen ihrer Beute ungehindert an Jamaicas Strand. Louis hatte den Umschlag von Zucker und Sklaven studiert und die Sefardim-Familien de Silva, Cardozo, Marquez sowie entfernt verwandte Gomez' aufgesucht, die schon auf der Insel gelebt hatten, als die Engländer kamen. In Esther, eine Tochter der Marquez', hatte er sich verliebt, und sie heirateten ohne katholische Fesseln. Als er in dem erwähnten Jahr 1696 in New York ankam, seinen Namen Louis zu Lewis veränderte und ein kleines Haus mit Lager und Kontor erwarb, hatte Esther ihm schon seinen ersten Sohn, Daniel, geboren. In Abständen von wenigen Jahren liess sie noch fünf weitere Söhne mit Namen wie David, Isaac und Benjamin folgen.

Anzeigen in New Yorker Lokalblättern lassen vermuten, dass Lewis Gomez nicht mit väterlichem Geld, sondern eher bescheiden begann. Er verkündete: «Alle diejenigen, die im nächsten Frühjahr oder Sommer guten Kalk benötigen, können jede Menge von Lewis Gomez in der Stadt New York zu vernünftigen Preisen beziehen.» Als er neun Jahre später das kleine Bürgerrecht samt dem Recht zum Überseehandel in Händen hielt, erkannte und nutzte er seine erste grosse Chance. Aus Briefen von Verwandten erfuhr er früher als die New Yorker Getreide- und Mehlmonopolisten, dass durch Missernten in Portugal, Spanien und Madeira Hunger drohte. Er investierte alle Ersparnisse der vergangenen Jahre, belieh Haus und Warenlager und kaufte auf New Yorker Westchester-Farmen allen Weizen, der zu haben war. Anscheinend überbot er – kühn kalkulierend – die Monopolisten, die sich zu sicher fühlten. Er verschifftete das Getreide und berichtete Monate später seinem Vater nach London, er verkaufe Weizen «in enormer Menge». Aus den ersten Fahrten entwickelte sich ein eigenes Monopol auf der Getreideroute nach Südeuropa. Madeira-Wein wurde dabei die naheliegende Fracht, um leere Getreideschiffe für die Rückfahrt zu füllen, und 1710 erkämpfte oder erwarb er – durch die spanische Tradition im Umgang mit geldhungrigen Gouverneuren nicht weniger erfahren als die Schuylers oder Livingstons – die Lizenz zur Einfuhr von Madeira-Fässern für die seit Peter Minuit unverändert harten Trinker der Kolonie. Daniel, sein ältester Sohn, war zu dieser Zeit 14 Jahre alt. Er reiste bereits mit den Madeira-Schiffen. Doch ihn beschäftigte weit mehr ein mysteriöses, von dichten Wäldern umgebenes Felsgelände am Westufer des Hudson, das schon die Niederländer mit abergläubischer Scheu gemieden und mit dem Namen «Tanzhalle des Teufels» versehen hatten. Algonkin-Indianer und andere Stämme trafen

dort alljährlich zu glückbringenden Wettkämpfen und Tänzen zusammen, bevor sie zu ihren langen Jagdzügen auf Biber, Otter oder Büffel aufbrachen. Die nächste Farmersiedlung, Newburgh, war mindestens 9 Meilen entfernt, und auch protestantische Deutsche und Schotten, die sie begründeten, hielten sich von den Indianerfelsen und der Wildnis fern.

Daniel verfolgte die Idee, die Pelzhändler von Albany auszuschalten, indem er mit den Indianern an ihrem Sammelplatz zusammentraf und Häuptlinge und ganze Stämme als Gomez-Trapper gewann. Als Siebzehnjähriger träumte er von einem Handelshaus, das dicht bei den gefürchteten Felsen an Indianerpfaden gelegen war – ein Haus, stark genug, um es gegen kriegerische Indianer zu verteidigen, aber auch einladend, um friedliche Indianer anzulocken. Er gewann seinen Vater für den Plan, 3'000 Morgen unbegehrter, fast verschenkter Wildnis zu kaufen, und lernte Algonkin-Sprachen. Im Alter von 22 Jahren und nach einer Jamaica-Reise, von der er nach väterlichem Beispiel ein Sefarden-Mädchen, Rebecca de Torres, als Ehefrau mit nach Hause brachte, heuerte Daniel eine Schar abenteuerbereiter Arbeiter an.

Sechs Jahre lang rodeten sie, um an einem schmalen, für Kanus befahrbaren Nebenarm des Hudson das Haus zu bauen, von dem Daniel träumte. Es wurde ein Bau aus grauen Steinen, mit dicken Wänden, feuerfestem Dach, sicheren Kellern für Proviant, Munition, Tauschwaren und Felle sowie zwei Hallen mit grossen offenen Feuerstellen, die sich zum Palaver mit den Indianern eigneten. Farmer von Newburgh sprachen rätselnd von «Judenhaus» und «Juden-Creek». Der Bau war noch nicht vollendet, als Rebecca Gomez bei einer Geburt starb. Daniel aber brachte von einer Handelsreise nach Curaçao eine zweite Frau und Mutter seiner Kinder mit. Er fand sie in Esther Levy aus dem Hafen Willemstad, von dem aus Stuyvesant einmal die Insel regiert hatte, bevor er sein Bein verlor. Als Enkelin von sefardischen Pereiras, Jesurums oder Oliveiras, die dazu beigetragen hatten, Curaçao zum Aloe-, Gewürz-, Rum- und Sklavendepot für ganz Südamerika zu machen, wurde Esther die richtige Gefährtin für das Haus bei der «Tanzhalle des Teufels».

Schon fünf Jahre später funktionierten Gomez' indianische Trapper, und Gomez-Kanus transportierten so viele Felle den Hudson hinab, dass das kombinierte Weizen-, Wein- und Pelzunternehmen seine Handelsrouten über Jamaica, Curaçao oder Madeira hinaus bis nach Cadiz, Brest, Amsterdam, Dublin, Liverpool sowie London ausdehnte und Livingstons und van Wyks zu Handelspartnern gewann. 1748, als Peter Kalm von den jüdischen Landsitzen schrieb, war das «Judenhaus» keine einsame, von Indianermystik und Indianerfurcht umwitterte Feste mehr. Es war Handelsplatz und Wohnsitz zugleich, in den New Yorker Luxus neben

schwarzen Bediensteten Einzug hielt. Einer von Daniels Haussklaven, der Neger Cuffee, verursachte Aufregung, als er sich 1741 an einer Sklavenverschwörung zur Niederbrennung der Stadt New York beteiligte und vor den Richtern, die 14 Neger öffentlich verbrennen und 18 hängen liessen, seine Absicht, das Gomez-Haus zu zerstören, eingestand.

Nur ein Zug der Ironie mischt sich schliesslich in die Gomez-Geschichte. Daniels Sohn Moses engagierte einen halbwüchsigen und ungewaschenen protestantischen Einwanderer namens Jacob Astor, einen Metzgerssohn aus Waldorf bei Heidelberg, für 1 Dollar pro Tag als Gehilfen zur Aufarbeitung von Fellen. Er entliess ihn wieder, weil er beim Essen seine Hände am Hemd abwischte, nicht ein Wort schreiben konnte, ein grausames Kauderwelsch aus Gossendeutsch und Gossenenglisch sprach und im Übrigen – nach Moses' Worten – ein Tölpel «ohne Fähigkeiten für Geschäfte» war. Aus dem ungewaschenen Tölpel wurde der Gründer der grössten, Amerikas Fellhandel beherrschenden Pelzkompanie, die nicht nur wie die Familie Gomez über ein Trapperhaus am Hudson verfügte, sondern über eine ganze Kette befestigter Pelzhandels-Forts bis an die Mündung des Columbia-Flusses in den Pazifik (von wo Astors Schiffe China erreichten, Felle gegen Tee eintauschten und ihrem Eigner Gewinne brachten, die ihn zum grössten Grundbesitzer von Land auf Manhattan mit unermesslichen Zukunftswerten machten).

Daniels Ehrgeiz und Erfolg gaben seinem Vater die Musse, ein Ziel zu verfolgen, das spätere Betrachter als Herzensanliegen des Spätankömmlings aus Spanien bezeichneten. Er war von dem Wunsch beseelt, 200 Jahre sefardisch-neuchristlicher Geschichte wie eine Episode auszulöschen und zu den «goldenen» Tagen zurückzukehren.

So wurde er die treibende Kraft, die zwischen 1710 und 1728 den Gouverneuren und Stadträten (wahrscheinlich durch Spenden für den Bau des Turmes der Trinity-Kirche) die Erlaubnis abrang, nach mehr als 70 Jahren in New York eine Synagoge zu errichten und nicht länger im Verborgenen Gott dienen zu müssen. 1728, als die Gemeinde Shearith Israel ihn zu ihrem Präsidenten wählte, organisierte er eine Sammlung für den Synagogenbau. Die Sammelaktion reichte bis nach Jamaica, Curafao und zu jüdischen Bewohnern der britischen Zimt-, Safran- und Sklaveninsel Barbados. So kamen aus Curaçao 264 britische Pfund. Auf Barbados stiftete eine Familie Burgos 40 Pfund speziell für den Friedhofszaun. Andere spendeten 20, 50 oder 100 Ziegelsteine, Holz für die Türen, schwarze Sklaven als Bauarbeiter oder 30 Pfund für das Blei der Fenster (dessen Lieferung der niederländisch-reformierte Händler John Roosevelt, Urvater der späteren amerikanischen Präsidenten Theodore und Franklin Delano Roosevelt, übernahm).

Als zwei Jahre später die Synagoge Shearith Israel ihr schmuckloses Tor auftat, konnte Lewis Gomez nicht ahnen, dass mehr als anderthalb Jahrhunderte später, 1896, einer seiner Urenkel, Dr. Horatio Gomez, die Portale der vierten nun prunkvoll-säulenbestandenen sefardischen Synagoge Shearith Israel in New York, Central Park West, als erster öffnen würde. Er ahnte aber auch nicht, dass das Bauwerk an der Mill Street, das für ihn ein Symbol der Erneuerung des in Spanien zerstörten Glaubens war, und die folgenden Synagogen Zeugen ungeahnter Erschütterungen und Veränderungen ebendieses Glaubens werden würden. Er selbst sah die Vorboten dieser Vorgänge nicht mehr, als er 1740 starb. Die erste Begegnung mit den Erschütterungen blieb Jacob Franks vorbehalten, der es zu Prominenz im britischen New York und Stammvater einer Dynastie brachte.

Unsicherer Überlieferung zufolge hatten die Franks' sich Franco genannt, bevor sie Spanien verliessen. Sie waren zu Franks' geworden, während sie auf einem langen Weg über Bayern und Hannover nach London zogen. Zeitgenössische Biographen hatten sich in Jacobs Vater Benjamin eine Figur entgehen lassen, die Stoff für viele abenteuerliche Bände hätte liefern können. Um 1680 hatte man auf den Westindischen Inseln und später in Bombay von Benjamin Franks gehört. Zu den Geheimnissen seines Lebens gehörten Beziehungen zu dem berühmt-berüchtigten Piratenkapitän Kidd. Niemand wusste genau, was ihn mit dem Freibeuter verband, der 1695 nach vielen Beutezügen in der Karibik die Fronten wechselte und von Englands Marineminister Bellomont den kanonengeschickten Segler «Adventure» zum Kampf gegen Piraten vor Madagaskar erhielt. Dort tauschte er zum zweitenmal das Lager, machte mit Räubern auf Madagaskar gemeinsame Sache und segelte erst, als er sich mit ihnen zerstritten hatte, nach London, um Bellomont mit einem Schiff voller Beute zu versöhnen. Benjamin Franks hatte als Zeuge der Anklage vor dem Gericht ausgesagt, das den Freibeuter 1701 am Londoner Galgen enden liess. Er hatte dabei die richtige Seite gewählt, und sein ältester, 1685 geborener Sohn Aaron war als Juwelenhändler sowie Ausrüstungslieferant der britischen Armee und Flotte aufgestiegen. Auch Jacob, der drei Jahre jünger als Aaron war, kam nicht als Unbekannter nach New York. Er kam als stolzer Botschafter der Franks', und die Beziehungen zu London blieben das Fundament seiner Karriere. Er benötigte nur wenige Monate, bis er sich Lieferverträge für die Verpflegung der britischen Truppen in Amerika gesichert hatte, und schon nach zwei Jahren besass er das New Yorker Bürgerrecht. In zweieinhalb Jahren brachte er es zu einem Haus in unmittelbarer (und, wie sich zeigte, schicksalhafter) Nachbarschaft des hugenottischen De-Lancey-Clans. Ein weiteres halbes Jahr verging bis zur Hochzeit mit Abigail Levy, die ihm 1715 seinen ersten Sohn, Naphtali, und danach acht weitere Söhne und Töchter gebar. Anders als im

Falle der Gomez' war es ohne sonderlichen Reiz, seinen weiteren Aufstieg, die Entsendung seiner Söhne Naphtali und Moses als Verbindungsleute nach London oder seine zunehmend gleichberechtigten Beziehungen zu Gouverneuren und britisch-niederländischen Handelsaristokraten zu verfolgen. Erst im dritten Jahrzehnt eines geregelten Daseins zwischen ihrem Stadthaus und einem Sommersitz brachen ungewöhnliche Ereignisse in das Leben von Jacob und Abigail Franks ein, die beide mit der Erschütterung des Unbegreiflichen trafen.

1742 verliess Phila, ihre aparte zwanzigjährige Tochter, das Elternhaus. Ohne ihre Eltern zu fragen, hatte sie schon ein halbes Jahr zuvor ganz geheim den eleganten, charmanten Sohn der De-Lancey-Nachbarschaft, Oliver de Lancey, gehehlicht, und sie kehrte niemals mehr zurück. Ihre Mutter Abigail, mit schmalem, vornehm bleichem Gesicht und gescheiteltem schwarzem Haar über der schulterfreien neuesten Modegarderobe, hatte zwar seit der Hochzeit ein weltzugewandtes Leben geführt. Sie war in englischer Literatur belesen, und ihre Lieb-linge waren die Schriftsteller Fielding und Pope. Sie fühlte sich frei genug, um andere Jüdinnen gelegentlich als «dumme Gesellschaft» zu bezeichnen, und auch dieser oder jener Abweichung von der einstigen Strenge des portugiesisch-sefar- dischen Rituals war sie nicht entronnen. Aber all das hatte nie ihre innerste Gläu- bigkeit berührt. Sie hatte ihre Kinder zu Hause und, wenn sie das Elternhaus ver- lassen hatten, in einer nie versiegenden Folge von Briefen die entscheidenden Grundlagen des jüdischen Glaubens und Lebens gelehrt, und ihre Mahnung, nie- mals eine Ehe «ausserhalb des Glaubens» einzugehen, hatte dabei stets Vorrang gehabt.

Briefe, die sie ihrem Sohn Naphtali nach London schrieb, als Phila sie verlassen hatte, verrieten ihre Verzweiflung, Verwirrung, Scham und das tiefinnere Gefühl, als Mutter versagt zu haben: «Ich bin aus der Stadt geflüchtet und suche nach Seelenfrieden. Gott, welch ein Schlag hat mich getroffen, als ich erfuhr, dass sie bereits sechs Monate verheiratet war, bevor sie das Haus verliess ... Ich bin kaum imstande, die Feder zu halten, während ich diese Zeilen schreibe. Niemals werde ich wieder den Frieden finden, der mir vorherbeschieden war ... Das Haus ist ein Gefängnis, und ich bin nicht beherzt genug, aus der Tür zu treten. Ich kann mir nicht vorstellen, jemals wieder in die Stadt zu gehen, und wenn Deines Vaters Geschäfte uns erlauben würden, woanders zu leben, würde ich nie zurückkehren. Ich wünsche, ich könnte diesen Teil der Welt verlassen ...» Sie berichtete, dass Oliver de Lancey und Phila zahlreiche Boten gesandt hätten und um Frieden und Versöhnung bäten, aber sie habe Phila aufgefordert, niemals mehr die Schwelle des Elternhauses zu betreten, und schloss: «Die mütterliche Natur ist stark. Es würde mich quälen, wenn sie unglücklich wird. Aber sie hat solche Empfindung

nicht verdient.» Ihre Befürchtung (oder vielleicht Überzeugung), Phila müsse durch eine Ehe «ausserhalb des Glaubens» unglücklich werden, trat nicht ein. Phila lebte mit de Lancey in einem Stadthaus an der Broad Street oder auf dem De-Lancey-Landsitz bei Greenwich Village am Hudson. Sie gebar ihm sieben Kinder. 1783, nachdem Oliver als General auf britischer Seite den Aufstand der Kolonien gegen das Mutterland bekämpft und nach der Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika das Land verlassen hatte, begleitete sie ihn nach London, wuchs in die britische Aristokratie hinein, und ihre Töchter Susannah und Charlotta heirateten britische Adelsöhne.

Doch es war, als hätte Philas Ausbruch aus der jüdischen Welt ihrer Jugend nicht genügt, um Abigail und Jacob Franks zu treffen. Nur ein Jahr nach Philas Heirat verliebte sich ihr dritter, dreiundzwanzigjähriger Sohn David, der auserwählte Nachfolger für die Führung des amerikanischen Hauses Franks, in eine christliche Dame namens Margaret Evans. Als Kind hatte David die Gemeinde Shearith Israel tief beeindruckt, weil er hebräische Texte der Tora-Rolle ohne Umlautzeichen lesen konnte.

Nun folgte er wie seine Schwester weder Mahnungen noch der Macht der Tradition, sondern nur seiner Neigung. Er heiratete Margaret und liess Abigail, Jacob (und die Gemeinde Shearith Israel) mit der Frage nach dem Warum allein zurück. Vielleicht argwöhnten die Franks', dass sich an ihnen wiederholte, was weit zurück in der «goldenen» spanischen Ära so viele Sefardim den Lockungen der Umwelt und schliesslich der Taufe erliegen liess.

Der Argwohn hatte einiges für sich. Aber er führt nicht zur richtigen Antwort, und es ist zweifelhaft, ob die Franks' diese Antwort auch nur ahnten, als zum erstenmal den Laderäumen einer alten Brigg Gruppen von armselig-verwahrlosten, hungernden, zerlumpten und geduckten Neuankömmlingen entstiegen, die sich wie sie selbst Juden nannten.

Aber diese Neuen blickten auf keine «goldene» spanische Zeit mit ihren Höhen und Tiefen zurück. Sie kamen aus der mittel- und osteuropäischen Welt, wo sie in einer tausendjährigen Wanderung als Aschkenasim oder «deutsche Juden» eine unberechenbare Geschichte zwischen wenigen Höhen und immer entwürdigenderen, entmenschlichten Tiefen erlitten und überdauert hatten. Die Erfahrung hatte ihr Aussehen, ihr Wesen, ihr Leben geformt und einen in 3'000 Jahren unveränderten Glaubenskern zum einzigen Halt und zur einzigen Hoffnung ihres Daseins gemacht. Niemand weiss genau, in welchem Jahr die allerersten Aschkenasim in Manhattan an Land gingen, nachdem sie sich – jung genug, um noch Hoffnung auf ein besseres Leben aufzubringen – aus Polen und Deutschland nach England durchgehökert und durchgebettelt hatten. Der anglikanische Reverend John Sharpe hatte schon 1712 in einem Brief bemerkt, in New York sei es mög-

lich, auch Hebräisch zu lernen. Es gebe einige bettelarme, aber intelligente Leute «der jüdischen Nation» aus Deutschland, Ungarn und Polen. Ein Gerichtsprotokoll erwähnte auch Moses Susman, der – laut Anklage – im Haus von Moses Levy Gold und Silber stahl und dafür 1727 am Galgen endete. Doch nicht nur zwielichtige oder einfach verzweifelte Figuren, sondern auch die anderen hatten, solange sie vereinzelt auftraten, bei den Sefardim keine Beachtung gefunden, sondern die geringschätzigste Bezeichnung «Tedescos» erhalten.

Jetzt, da sie nicht mehr einzeln, sondern in kleinen und verlorenen, doch nicht zu übersehenden Gruppen in Erscheinung traten, riefen sie eine Reaktion hervor, welche die jüdische Amerikanerin Anita Lebeson 200 Jahre später in die Worte fasste: «(Sefardim), die soziale Gleichheit mit christlichen Nachbarn erreicht hatten, fürchteten in ihren Wohnsitzen, dass ihr wertvoller Status durch Neuankömmlinge mit durchgelaufenen Schuhen gefährdet werde, die ihre Hausierwaren zusammen mit ihrem Gebetsschal auf dem Rücken trugen. Was konnte ein Mann wie ...Gomez mit einem Landhaus am ... Hudson ... für die mit Strassenstaub bedeckten Brüder empfinden ...»

In der Tat, was konnte David Gomez empfinden – ausser Verachtung für den Schmutz ihres Gebetsschals, des Tallit. Nur die menschliche Unfähigkeit, die Zukunft vor auszusehen, bewahrte ihn vor der schockierenden Einsicht, dass die gebeugten Tallit-Träger nur die Vorboten eines Stromes von 250'000 «Tedescos» waren, die rund 80 Jahre später den Atlantik überqueren würden. Wahrscheinlich begriff er nie, weshalb sie sich, nachdem sie als unfreundlich geduldete Gäste die Synagoge zum Gottesdienst wie ein Heiligtum betreten hatten, abkehrten und laut klagten, dieses Haus (der Stolz seines Vaters Lewis) sei kein wahres Haus Gottes und die Gemeinde kein Hort wahrer jüdischer Gläubigkeit mehr.

Aber eben diese Klage liess die Antwort auf die Fragen ahnen, zu denen Phila und David Franks den Anstoss gegeben hatten. Ihre Klage liess vermuten, dass New York, ohne dass es Gomez oder Franks bewusst war, schon begonnen hatte, den harten Kern des sefardischen Glaubens anzutasten, zu erschüttern oder aufzuweichen, der in Spanien trotz Wunden oder Veränderungen widerstanden hatte, und dass dies nicht durch Inquisition oder Gewalt, sondern – Ironie der Geschichte – durch die Gleichheiten und Freiheiten geschah, um welche die jüdischen Pioniere seit den ersten Dreiundzwanzig gefochten hatten.

Als Peter Kalm, der Schwede, seinen Report über die New Yorker Juden fünf Jahre nach der Affäre um Phila und David Franks niederschrieb, ergänzte er seine Ausführungen mit der Anmerkung, er habe junge Sefardim angetroffen, die in der Öffentlichkeit britischem, holländischem oder sonstigem Beispiel folgten, «Schweinefleisch assen» und den Sabbat missachteten. Nur neun Jahre später

mahnnte Shearith Israel alle Gemeindemitglieder: «Wer auch immer... fortfährt, gegen unser heiliges Gesetz zu verstossen und seine Gebote zu brechen, wird nicht länger als Mitglied unserer Gemeinde betrachtet. Die Synagoge wird ihn von allen Wohltaten ausschliessen, und bei seinem Tode wird er nicht bestattet werden wie unsere Brüder.»

Darin kündigte sich ein Phänomen der jüdischen Zukunft in Amerika an, die Begegnung der geschlossenen, durch ihren harten Kern von innen und Feindseligkeit von aussen zusammengehaltenen religiösen jüdischen Welt mit einem aus dem wilden kolonialen Boden aufsteigenden amerikanischen Freiheitsideal.

Die Sefardim in New York steuerten schon in diese Begegnung hinein. Die «Tedescos», denen Indianer den Namen Ju-Wedge-Chi-Gish oder «Eierfresser» gaben, weil sie es vorzogen, statt eine nicht koschere Speise zu berühren, nur Eier zu essen oder zu verhungern, hatten den gleichen Prozess noch vor sich. Für beide führte in naher oder fernerer Zukunft kein Weg daran vorbei.

Newport-Story

Was die Juden in ihrem New Yorker Brückenkopf 80 Jahre lang aus den übrigen Kolonien, von Nova Scotia im Norden bis zum Savannah-Fluss im Süden und den Appalachen-Bergen im Westen, erfahren hatten, war nicht geeignet gewesen, sie dorthin zu locken. In der nahen Kolonie Virginia hatten von 8'800 brotlosen britischen Pachtfarmern oder Ackerknechten, die gemäss einer Lizenz König Jakobs I. zwischen 1607 und 1624 virginischen Boden rodeten, nur 1'278 überlebt. Aber diese waren eine harte Brut, die zwischen Norfolk, Potomac und Appalachen ein rauhes Tabakland kultivierte und, seit ihr ein Segler mit dem sinnigen Namen «Jesus von Lübeck» die ersten Negersklaven gebracht hatte, die schwere Arbeit Schwarzen überliess. Pächter aus Suffolk und Essex waren zu Grossgrundbesitzern geworden, Knechte und desertierte Matrosen zu Pflanzern und Tabakspekulanten. Wenn ihre abgehärteten Seelen Gottes Wort benötigten, lauschten sie ihm wie in der alten Heimat in hölzernen anglikanischen Kirchen. Sie waren bereit, Katholiken wie Indianer zu jagen, und hielten Juden lange Zeit «für Eskimos».

Was die Kolonie New England anbetraf, so hat eine romantisierende Legende der Nachwelt einiges über die Vorliebe ihrer britisch-puritanischen Gründungsväter für Juden hinterlassen. Das war ein Irrtum.

Die Puritaner, die unter ihrem Anführer John Winthrop mit einem religiös-mili-

tärischen Vorkommando von fünf Schiffen, 400 Menschen und ebenso vielen Rindern 1630 an der Küste von Massachusetts gelandet waren und Boston zu ihrer Hauptstadt erkoren hatten, fühlten sich als Revolutionäre gegen die anglikanische Kirche. Ihnen missfiel, dass die Anglikaner allen Menschen bescheiden die Tore zur Kirchenmitgliedschaft öffneten und sich damit begnügten, Mittler zwischen Gott und den Menschen zu sein. Winthrop war (weniger bescheiden) überzeugt, dass nur Kirchenmitglied werden durfte, wer sich durch vorbildliche Lebensführung und in öffentlichen Prüfungen als Auserwählter Gottes erwies. Auserwählte waren berufen, zu regieren und alle anderen durch strenge Kontrolle auf den rechten Weg zu führen. König Charles I. hatte ihm – gewiss mit einem Gefühl der Erleichterung – eine Lizenz für die Gründung seines Gottesstaates an der wilden amerikanischen Massachusetts-Bay erteilt. Der Priester des Vorkommandos, John Endicott, hatte schon beim ersten Gottesdienst in der Wildnis gezeigt, wie man dabei zu verfahren gedachte. Zwei harmlose Gläubige mit einem anglikanischen Gebetbuch hatte er wie Pestkranke nach London zurückgeschickt, und seither war New England für nichtpuritanische Christen verbotenes Land. Der Umstand, dass die Auserwählten das Alte Testament als Gotteszeugnis schätzten und ihren Kindern alttestamentarische Namen wie Nathan oder Rebekka gaben, bedeutete nicht, dass sie in Juden mehr sahen als trotzige, irregeleitete Vorläufer ihrer selbst. Genausowenig hatte es zu besagen, dass sie an einer Mini-Universität, die sie 1636 für die Ausbildung ihrer Priester gründeten und nach dem wichtigsten Geldgeber Harvard nannten, Hebräisch zum Studium der Urbibel lehrten. Ihre prominentesten Auserwählten predigten die Juden taufe, und ein jüdischer Händler namens Solomon Franco, der sich 1644 nach Boston verirrtte, konnte sich glücklich preisen, dass ihn die «Blut-hunde Gottes» nicht bestrafte, sondern mit Geld versorgte, damit er aus der Kolonie verschwinde.

Die Auserwählten hatten 1722 einen anderen, ebenfalls nach Boston verirrt Sefarden, Judah Monis aus Jamaica, in Harvard zum Hebräischlehrer gemacht. Aber vorher hatte er sich zur öffentlichen Taufe bereit erklärt und ein Werk über die Richtigkeit der Dreieinigkeit geschrieben. Für Professorenfreunde und Schüler blieb er «der bekehrte Jude Monis» (und keiner von ihnen ahnte, dass 200 Jahre nach Monis' Tod, 1964, an der modernen Harvard-Universität Professoren lehren würden, die im Durchschnitt der Fakultäten zu 25 Prozent jüdischer Herkunft waren, während rund 30 Prozent der Studenten jüdische Eltern hatten). Sofern eine Kolonie noch abschreckender wirken konnte, war es Maryland. Charles I. hatte das Gebiet südlich des Potomac einem katholischen Höfling, Cecilus Calvert Lord von Baltimore, vermacht, um auch überzählige Katholiken in die amerikanische Wildnis zu verbannen. Die Papisten waren allerdings auch

auch hier eine Minderheit geblieben. Um aber den Katholiken wenigstens für längere Zeit ihren Platz zu sichern, hatte Lord Baltimore ein «Toleranzgesetz» erdacht, das anderen Christen Freiheit gewährte, allerdings nur, sofern sie an die Dreieinigkeit von Gott, Jesus und dem Heiligen Geist glaubten.

Anderen, Christen wie Juden, drohte die Todesstrafe wegen Blasphemie. So hatten 1658 Maryland-Richter einen Jacob Lumbrozo angeklagt, der sich als jüdischer Arzt und nebenher Händler und Geldverleiher in Lord Baltimores Kolonie gewagt hatte, weil er auf den Mangel an Ärzten vertraute. Seine Bemerkung, Pontius Pilatus habe in Jesus einen Menschen und nicht Gottes Sohn ans Kreuz geschlagen, hatte für Lumbrozos Verhaftung genügt. Er war nur deshalb mit dem Leben davongekommen, weil in England eine Revolution stattfand, der eine Amnestie gefolgt war. Danach hatte auch er sich zwar erfolgreich arrangiert, eine christliche Dame mit dem Vornamen Elizabeth geheiratet und das kleine Bürgerrecht erworben, indem er im «treuen Glauben eines Christen» schwor. Als Chirurg und Tabakhändler war er Besitzer einer 200-Morgen-Farm geworden, der schwarze Sklaven importierte und bis zu seinem Tode erfolgreich jedermann verklagte, der ihm Chirurgenhonorare schuldig blieb. Aber seine Geschichte hatte genügt, um Juden länger als 100 Jahre vor Marylands unfreundlichen Grenzen zu warnen (und auch hier ahnte niemand, dass 1886, 220 Jahre nach Jacob Lumbrozos Tod, aus der Johns-Hopkins-Universität in Maryland einer der bedeutendsten Reformer des amerikanischen Erziehungswesens, Abraham Flexner, Sohn eines jüdischen Hausierers, hervorgehen würde, der, als er 1959 mit 93 Jahren starb, die führende amerikanische Forschungsstätte für experimentelle Physik und Atomwissenschaften in Princeton hinterliess).

Aus drei anderen Kolonien waren von Zeit zu Zeit freundlichere Nachrichten nach New York oder London, Amsterdam, Jamaica und Barbados gelangt – insbesondere aus einem kleinen Siedlungsgebiet namens Rhode Island an der nördlichen Narragansett Bay. Seine Entstehung verdankte es einem Puritanerprediger namens Roger Williams, den die «Bluthunde Gottes» 1630 praktisch barfuss verbannt hatten, weil er den Ausspruch tat: «Erzwungener Gottesdienst stinkt in Gottes Nase.»

In einem Birkenrinden-Kanu war er ins Narragansett-Gebiet gelangt, hatte andere religiöse Freiheitsfanatiker (aber auch Freibeuter, die ohne die Kontrolle puritanischer Auserwählter den Handelshafen Newport gründeten) getroffen und die Siedlung Providence oder «Vorsehung» errichtet, die Freiheit für die Verfolgten jeder Religion versprach. 1644 hatte Grossbritannien auch ihm eine Koloniallizenz, die für Rhode Island, gewährt, und die 40 restlichen Jahre seines Lebens hatte er darauf verwandt, Verfolgten, die nach Rhode Island

zogen, beizubringen, sich nun nicht gegenseitig zu verfolgen. Aber es war unklar geblieben, wie weit seine Schüler sich bereitfanden, auch Juden in die «grosse Freiheit» aufzunehmen. Er hatte noch gelebt, als nach 1670 der Rhode-Island-Hafen Newport durch Walfang sowie Holz- und Viehtransporte bis hin nach Barbados aufblühte und eine Anzahl Sefardim aus Barbados die Freiheitsverkündung beim Worte nahmen und nach Newport zogen. Aber Berichte über ihr Schicksal waren widersprüchlich. Sicher war nur, dass jüdische Grabsteine später ihre Namen trugen. Jahrzehnte der Ungewissheit über Newport waren vergangen, als in den Tagen von Abigail Franks' Kümmernissen über ihre Kinder David und Phila ein Neuankömmling, Jacob Rodriguez Rivera, direkt aus Portugal in New York eintraf. Der Achtundzwanzigjährige hatte sich auf die Herstellung von «Spermatiki»-Kerzen aus Pottwal-Talg spezialisiert und konnte verlockenden Nachrichten über Newports inzwischen mächtig gewachsene Walfängerflotte und die Menge von Walrat, die sie erbeutete, nicht widerstehen. Als er um 1745 – als New Yorker Neubürger – mit Frau und Tochter Sarah in der vom Wasser überschwemmten Kabine einer leckgeschlagenen Brigg vor Newport ankam und mehr als 40 ladende und löschende Segler zählte, vergass er Kälte und Nässe.

Die Mehrzahl der Schiffe verriet zwar, dass Newport seit 1696 im Sklavenhandel eine bessere Goldader angeschlagen hatte als im Walfang und im Holztransport. Aber wenigstens ein Dutzend Walfänger versprach Rivera Rohstoffe für eine grosse Kerzen-Zukunft. Fünf Jahre später versandte er seine Kerzen nach ganz New England. 1751 war er auf dem besten Wege zur Gründung einer United Company of Spermatiki Candles, eines Kerzentrusts, und einige der unabhängigen britisch-schottischen Handelsherren und Reeder von Newport, Blain, Palmers, Marryatt, Collins und Wyeth, meldeten sich als Partner – entweder, weil sie Roger Williams' Lehren beherzigten oder Geschäft über Religion stellten. Aber Rivera hatte nur erste Hürden genommen, als er im gleichen Jahr seinem 14 Jahre jüngeren Cousin Aaron Lopez, der als Nachfahre von Conversos ein bescheidenes Geschäft in Portugal betrieb, über Newports grosse Chancen schrieb. 1752 entstieg Aaron – zwanzigjährig, klein, mit olivfarbenem Gesicht und dunklen Augen – der Brigg «Celeste». Offenbar war er als ein zweiter Lewis Gomez bereit, die goldenen Tage seiner Vorfahren zu erneuern. Schon unterwegs hatte er mit dieser Erneuerung begonnen, sich – wohl auf Jamaica – beschneiden lassen und seine ihm katholisch angetraute Frau Anna nach jüdischem Ritus zum zweitenmal geheiratet. Als sie in Newport ankamen, hiess Anna nicht mehr Anna, sondern Abigail, und ihre Tochter Catharina nannte sich Sarah.

Alles Weitere dauerte weniger als ein Jahrzehnt. Lopez schätzte Riveras Kerzentrust nicht gering ein. Aber schon während er in einem gemieteten kleinen

Haus mit Laden (in dem Abigail ihm zwei weitere Kinder gebar) seine Geschäfte begann, richtete er seine Ziele nach den Blains oder Marryatts aus, von denen keiner mit weniger als 30 Schonern Holz, Käse oder Räucherfisch aus New England nach den Bahamas, Jamaica, Haiti, Martinique oder Barbados beförderte. Mit Zuckerrohr beladen, kehrten diese Schiffe von dort zurück. 30 Fabriken in Newport verwandelten das Zuckerrohr in Rum und luden diesen auf Afrika-Brigantinen, in deren Bäuchen die Ketten für Sklaven klirrten.

Nach sechs oder acht Wochen erreichten die Rumschiffe die afrikanische Küste. Die Fässer wurden verkauft, Sklaven an Bord genommen und sechs Wochen später in Jamaica oder auf New Providence auf den Markt gebracht. Dann luden die Schiffe wieder Zuckerrohr für die Rumfabriken und kehrten «rein von Sklaven» (oder nur mit ausgesuchter Ware für New Englands Puritaner) nach Newport zurück. Jede Afrikareise brachte den Newport-Aristokraten 1'400 bis 2'500 Pfund Gewinn im Vergleich zu 500 Pfund Baukosten für ein ganzes Afrika-Schiff. Sie vergassen darum auch nicht, Gott in den Kirchen dafür zu danken, dass er die Schwarzen der Wildnis entriss und ihnen das Glück bescherte, fortan an Gottes Gnade teilzuhaben. Sie selbst betraten nie ein Sklavenschiff, und in ihrem an britischen Bräuchen orientierten Fellowship Club verstießen Gespräche über Schwarze gegen die Regeln.

Das britische Schifffahrtsgesetz hinderte Lopez zwar sieben Jahre lang, bis zur Einbürgerung, daran, offen in den Westindien- oder Afrikahandel hinein zu segeln. Aber Riveras Bürgerrecht war ein guter Mantel, um mit dem Westindienhandel wenigstens anzufangen, bei dem er kein noch so billiges Frachtgut – und sei es Essig, Bohnerwachs und Bohnen – verschmähte. Ein Erdbeben in Lissabon unterbrach für kurze Zeit seinen ersten Höhenflug als Reeder und half ihm gleichzeitig weiter. Jedenfalls forderte er Freunde, die in Portugal ihre Lebensgrundlage verloren hatten, auf, nach Newport zu ziehen. Zwischen 1756 und 1757 brachten Levys, Isaacs, Polocks und Elizers ihre Erfahrungen, ihre Beziehungen, ihre geretteten Kapitalien und ihre Arbeitskraft nach Newport und kehrten offenbar nach Lopez' Beispiel zum Judentum zurück.

Sie wurden zu Trägern der ersten dauerhaften Newport-Gemeinde Nefutse Israel. 1759 – mit nur 28 Jahren – legte Lopez den Grundstein für eine Synagoge, und ein angelsächsischer Architekt, Peter Harrison, sah keinen Hinderungsgrund, die Baupläne zu entwerfen. Er hielt sich an Bilder der Synagoge von Amsterdam und wunderte sich nur über Lopez' Anweisung, unter dem Pult des Vorbeters, des Kantors, eine Falltür zu einem unterirdischen Versteck einzubauen. Niemand weiss, ob er ahnte, dass sich dahinter Erinnerungen an inquisitorische Zeiten verbergen mochten. Ein Rivera-Schiff brachte den Kandelaber einer spanischen Synagoge, die

1492 in eine Kirche verwandelt worden war, von Holland über das Meer, und Aaron Lopez segelte nach Jamaica, um einen jungen Mann unbestimmter Herkunft, der Schüler des Rabbiner-Seminars von Amsterdam gewesen war und Isaac Touro hiess, als ersten Rabbiner Amerikas nach Newport zu entführen. 1763, am ersten Tage des Chanukka-Festes, klopfte Isaac Touro an das Tor des fertigen Synagogenbaues. Als er ausrief: «Öffnet für mich die Tore der Gerechtigkeit» und zusammen mit nun schon 56 Mitgliedern der Gemeinde, den 29. Psalm singend, eintrat, hatte Aaron Lopez sein religiöses Ziel erreicht, ohne dass sich in Newport Widerstand geregt hätte. Der Widerspruch kam erst, als den Aristokraten von Newport bewusst wurde, wie hoch Lopez seine weltlichen Ziele steckte. Lopez baute ein Haus, in dem Abigail drei weitere Kinder zur Welt brachte. Er errichtete – den Puritanern trotzend – ein Sommerhaus in Swansea auf dem Boden von Massachusetts, und der Widerspruch der Newport-Aristokraten rückte spürbar näher, als er mit acht anderen Sefardim den ersten jüdischen Club Amerikas, eine Kopie des Fellowship Clubs, ins Leben rief. Er nannte ihn Newport-Gesellschaftsclub und prägte seine Statuten mit Fellowship-Exklusivität. Die Mitglieder trafen sich jeden Mittwochabend während der Winterzeit. Kartenspiele waren nur bis zum Abendessen erlaubt, Flüche ebenso untersagt wie Gespräche über Synagogenangelegenheiten, und die Strafe für eine Missachtung der Regeln betrug «vier Flaschen guten Wein». Der Widerspruch war da, als sich Aaron Lopez und Isaac Elizer um die koloniale Bürgerschaft bewarben. Am 11. März 1762 lehnte der Oberste Gerichtshof von Newport den Antrag mit der Begründung ab: «Uns scheint, dass die freie Ausübung der christlichen Religion die Hauptgrundlage für die Entstehung dieser Kolonie war ... Niemand, der sich nicht zur christlichen Religion bekennt, kann daher Bürger werden ...» Die Begründung war ein Rückfall in christliche Auslegungen von Roger Williams' Grundgesetz. Aber Aaron Lopez schlug Richter und Konkurrenten mit einem Schachzug aus dem Felde, der zwar geheimnisumwittert, aber deshalb nicht weniger erfolgreich blieb. Vielleicht hatten die Puritaner in seinem Sommerwohnort Swansea im Laufe der Zeit mehr Milde gelernt, oder sie benötigten einen reichen Bürger für das Wohlergehen der Gemeinde. Jedenfalls gaben die «Bluthunde Gottes» Lopez das koloniale Bürgerrecht, das ihm Williams' Erben verwehrten. Auch Isaac Elizer fand einen Weg oder Umweg zur Bürgerschaft, und noch im gleichen Jahr setzten ihre ersten Schiffe Segel zur Fahrt nach Afrika.

Isaac Elizers schriftliche Befehle an die Kapitäne der Segler blieben erhalten, darunter einer an den Kapitän der mit Rum beladenen Brigantine «Prince George», einen Neuengländer namens George Peck: «Nutzen Sie die ersten Winde ... Suchen Sie den schnellsten Weg zur afrikanischen Küste ... Verkaufen Sie dort Ihre Ladung zum höchsten Preis ... Investieren Sie den Gewinn in so viele gesunde,

verkäufliche Sklaven, wie Sie erhalten können ... Danach wählen Sie den schnellsten Weg nach New Providence. Dort verkaufen Sie die Sklaven gegen bar. Wir gewähren Ihnen auf den Verkauf von 104 Sklaven 4 Neger als Provision.» Das war kühles Management.

Aber Lopez blieb ihm überlegen. Ein Jahr, nachdem Abigail bei einer neuen Geburt gestorben war, heiratete er 1763 Riveras um 16 Jahre jüngere Tochter Sarah. Mit seinem Schwiegervater verband er sich in offener Partnerschaft und entwickelte alle Züge eines frühen Handels-Tycoon. Der Präsident des Yale College im benachbarten Connecticut meinte: «Er ist ein Kaufmann ersten Ranges, den wahrscheinlich kein anderer amerikanischer Kaufmann an Fähigkeiten und Ehre übertrifft.»

Die Orders an seine Yankee-Kapitäne mit Namen wie Reply, Hathaway, Wiswall oder English verrieten befehlsgewohntes Selbstvertrauen. Über Hathaway notierte er: «Er erhielt die Anordnung, mit grösstmöglicher Geschwindigkeit Carolina anzulaufen, da ich dort sofortige Verwendung für die Sklaven habe, die sich an Bord seines Schiffes befinden.» Auch William English, der den Segler «Ann» kommandierte, konnte sich nicht über mangelnde Präzision der Instruktionen beklagen, die ihn an die Küste von Guinea beorderten: «Wenn Sie dank Gottes Hilfe glücklich eintreffen, tauschen Sie Ihre Ladung gegen gute Sklaven ein. Es ist Ihnen bekannt, dass zu langes Liegen vor der Küste nicht nur Unkosten verursacht, sondern auch die Gefahr mit sich bringt, schon an Bord Sklaven zu verlieren.» English büsste auf seiner Reise ein Dutzend Schwarze durch Fieber und Skorbut ein. Aber ihr Verkauf auf dem Markt von Savanna-la-Mar in Jamaica brachte, wenn man einschlägigen Berichten folgt, 1'259 Pfund Profit.

Die Gewinne teilten Lopez und Rivera sich zu zwei bzw. einem Drittel. Als Besitzer oder Mitinhaber von rund 30 Schiffen hatte Lopez seine weltlichen Ziele erreicht, als 1775 der Revolutionskrieg der Kolonien gegen Grossbritannien heraufzog. Bevor 8'000 englische Soldaten in Newport landeten, rund 480 Häuser zerstörten und sogar die Felder verwüsteten, zogen Aaron und Sarah mit ihren nunmehr 17 Kindern nach Massachusetts in ein neues Haus auf «einem gesunden Hügel», bei Leicester, und Aaron sah sein altes Newport nie mehr wieder. Im Mai 1782, ein Jahr nachdem die letzte amerikanische Schlacht gegen England geschlagen war, bestieg er mit seinem schwarzen Diener Anthony einen Einspanner, um an den Ort seines Aufstiegs zurückzukehren. Unterwegs traf ihn unter ungewöhnlichen Umständen der Tod, als er an einem Teich anhielt, um sein Pferd zu tränken. Es scheute, schleuderte ihn aus dem Wagen ins Wasser, und er ertrank. Sarah und seine Kinder trugen den nur Zweiundfünfzigjährigen auf dem jüdischen Friedhof von Newport zu Grabe. Sie setzten ihm einen Grabstein, vor

dem rund sieben Jahrzehnte später der amerikanische Dichter Henry Longfellow sinnierend stehenblieb und die berühmten – aber am Ende irrenden – poetischen Zeilen schrieb:

Wie seltsam muss, wie fremd es uns gemuten –
Der Judenfriedhof in der Hafenstadt!
Die Gräberruh am tosenden Gestad,
Hier ew'ger Friede, dort ruhloses Fluten!

... Aus jeder Zeit, von allen Völkern stammen
Die Worte, die ich les' von Grab zu Grab,
Alvares und Rivera wechseln ab
Mit Jakobs, Abrahams ehrwürd'gen Namen.

... Wie kamen sie hierher? Von welcher Küste
Hat Christenhass sie und Verfolgung blind,
Die aller Welt Hagars und Ismaels sind,
Getrieben durch des Meers trostlose Wüste?

... Was war, das schauten einmal nur die Zonen!
Die Erde stöhnt und lässt in Zeugungsmühn
Ein neu Geschlecht ums andere erblühn –
Doch nie erstehn die toten Nationen!

(Ins Deutsche übertragen von Friedrich Marx)

In Carolina – zwischen Weiss und Schwarz

Niemand weiss, wie der sefardische Jude hiess, den 1695 eine Akte des Gouverneurs Archdale als ersten Juden der Kolonie South Carolina erwähnte. Archdale regierte südlich von Virginia ein halb tropisches Gebiet von der vielfachen Grösse Europas und brauchte einen Dolmetscher, der ihm das Spanisch gefangener Seminolen, Indianer aus Florida, übersetzte. Er nannte ihn kurzerhand den «Juden». Als der Gouverneur seinen Übersetzer viele Jahre später entliess, brachte der Unbekannte die ersten Nachrichten über Carolina zu den jüdischen Gemeinden nach Jamaica, den Bermudas, London und Liverpool. Sie enthielten die Geschichte vomacht anglikanischen Lords, denen Zucker- und Sklavenprofite aus Barbados nicht gross genug gewesen waren. So hatten sie sich vom König das Recht zur Besiedlung und Ausbeutung «aller Ländereien südlich von Virginia» übertragen lassen. Ein Lord Ashley hatte sich bald überzeugt, dass er keine Siedler für den grössten, von Hitze und Sumpf fieber heimgesuchten, südlichen Teil Carolinas

finden würde, sofern er ihnen nicht mehr Profit und Freiheiten versprach, als weiter im Norden zu haben waren. Sein Privatsekretär hatte 1669 eine Verfassung zusammengebraut, die (als weltlichen Köder) unbegrenzten Sklavenbesitz zum Bürgerrecht erhob und (zur religiösen Anlockung) allen Abweichlern von der «Reinheit der anglikanischen Kirche» einschliesslich von Heiden und Juden Gelegenheit versprach, sich ohne Zwang mit der echten Lehre vertraut zu machen und ihre Wahrheit zu begreifen. Aber die ersten anglikanischen Siedler hatten sich nur für die Sklaverei begeistert und die Paragraphen über Abweichler, Juden und Heiden niedergestimmt. Dabei wäre es geblieben, hätten die Anglikaner sich nicht im kühleren Norden der Kolonie, wo Tabak gedieh, versammelt und eine eigene Kolonie North Carolina konstituiert. Sie wollten nichts mehr von Lord Ashley, der Hitze, den scheinbar unfruchtbaren Sümpfen, der Malaria und den Abweichlern im Süden wissen.

Ashley aber hatte das Glück, Pflanzen zu finden, die auf sumpfigem Boden unter heisser Sonne gediehen: Indigo war imstande, Uniformen der britischen Marine blau zu färben; Ingwer reizte britische Gaumen; Reis und Baumwolle wuchsen im Überfluss. Für hitzefeste Arbeitskräfte hatte das Sklavengesetz gesorgt, und schliesslich fand sich auch ein wunderbarer piratensicherer Hafen, dem der Lord in Würdigung des königlichen Gönners Charles II. den Namen Charlestown verlieh (woraus 100 Jahre später Charleston wurde). South Carolinas Weg zum Reichtum war gebahnt.

Da die Anglikaner nur noch eine Minderheit waren und Zwinglianer, Pietisten, Mennoniten, Lutheraner, Baptisten sowie Hugenotten die Mehrheit stellten, wurde auch religiöse Toleranz wieder aktuell.

Sofern die Behauptung eines späteren Soziologen stimmt, die Juden hätten in New York am frühesten Fuss gefasst, weil das Babylon Manhattan sie davor bewahrte, unter eine religiöse Einheitsfront zu geraten, dann galt gleiches für Charlestown. 1697 verkündete Gouverneur Joseph Blake, so viele Siedler nichtbritischer Nationalität, die nach religiöser Verfolgung in die Kolonie gelangt waren, seien zu wertvollen Bewohnern geworden, dass ihnen ohne Unterschied des Glaubens die gleichen Rechte wie gebürtigen Engländern zustünden.

Ein neuer spanischsprechender und nun nicht mehr anonymer Dolmetscher des Gouvernements, Joseph Tobias, blieb nicht lange in seinem Amt. Nach wenigen Jahren – 1730 – war er bereits Reeder seiner ersten beiden Reis- und IndigoSchiffe, und seine Briefe lockten bis 1749 genug Sefardim von Jamaica, den Bermudas, aus Liverpool und London an, um eine Gemeinde Beth Elohim Ohave Shalom («Haus Gottes und Liebende des Friedens») zu gründen und den ersten jüdischen Friedhof des Südens einzuweihen.

Sieben Jahre später kam der Mann, den man einen Lopez oder Gomez von Charlestown hätte nennen können. 44 Jahre alt, elegant, mit Familie und Kammerdiener, entstieg Moses Lindo der Kajüte einer Londoner Brigg. Sein Grossvater hatte wie Isaac Gomez erst spät – 1656 – die iberische Heimat verlassen, nachdem er auf den Kanarischen Inseln als Geldverleiher – zu Recht oder Unrecht – in den Verdacht geraten war, jüdische Mission zu betreiben. Moses selbst hatte in der berühmten, stockbritischen Taylor-Handelsschule in London studiert und war auf Indigo und den Farbstoffhandel mit der britischen Flotte spezialisiert. Als Experte hatte er vor dem Parlament über Indigo-Qualitäten gesprochen und entscheidenden Einfluss auf die Verteilung von Anbauprämien für Indigo erlangt, die das Parlament vergab.

Er brachte also alle Voraussetzungen für einen Indigo-Monopolisten mit, als sein Diener Jonas Phillips die Sklaven antreten liess, die sein Gepäck in Charlestown an Land beförderten. Was dabei Phillips, geborener Pheibush aus Buseck im deutschen Rheinland, anging, so bewahrten ihn Lindos Flair und die eigene Livree davor, wie die armselig-hausierenden «Tedescos» in New York als aschkenasischer Jude (möglicherweise als erster in Charlestown) erkannt zu werden. Vielleicht lag es auch an seiner Persönlichkeit, denn er fand bald seinen eigenen Weg nach Norden und in eine der ersten deutsch-jüdischen Karrieren.

Moses Lindo wurde Generalinspekteur für Indigo, gründete unterdessen umfangreiche Indigo-Plantagen und eine Indigo-Reederei. Einiges, was er unternahm, hätte ihn im alten Judäa zum verachtens- oder verdammenswerten «Hellenisierer» gemacht (und mit Sicherheit das Missfallen des tieffrommen Jonas Phillips erregt), sofern der Deutsche nicht schon nach Norden gezogen wäre. Unter anderem sandte er seinen Sohn Moses auf eine neue Universität, Browns College, eine Schöpfung presbyterianischer Evangelisten, denen alle bestehenden Glaubensgemeinschaften nicht genug Begeisterung für Christus erzeugten und die sich Priester wünschten, welche (wie in ferner amerikanischer Zukunft der Evangelist Billy Graham) das Wort Gottes «so scharf machen konnten wie ein Schwert». Moses Lindo offerierte dem Kuratorium eine Spende von 20 Pfund als Preis dafür, dass das College seinen Sohn und jüdische Freunde als Studenten für wissenschaftliche Fächer aufnahm, und das Kuratorium entschied ohne langes Zögern: «Angesichts der Summe von 20 Pfund ... wurde ... beschlossen, dass Kinder von Juden an unserer Universität zugelassen werden können und dass es ihnen ohne Druck ... freistehen wird, dabei ihrer eigenen Religion zu folgen.» So wurden Moses jun. und seine Freunde Michael Lazarus und Israel Joseph die ersten jüdischen Studenten Amerikas. Bevor Lindo 1774 starb, vollzog er dank seines Reichtums, seines Selbstgefühls oder seiner Diplomatie noch einen spektakulä-

übersandte der britischen Königin einen ungewöhnlich grossen Saphir, den er «für eine Kleinigkeit» erworben hatte, der ihm aber zu wertvoll erschien, als dass «eine Geringere als die Königin Grossbritanniens» ihn hätte tragen können.

Als man Lindo zu Grabe trug, hatten die Sefardim von Charleston den Status derer von Newport oder New York erreicht oder übertroffen. Da Feindseligkeit von aussen fehlte, war die Bindung an den harten Kern ihres Glaubens zwar nicht zerstört, aber sie hatte an Starrheit oder Festigkeit verloren (und Religionshistoriker der Zukunft sahen hier den Ausgangspunkt dafür, dass die Gemeinde Beth Elohim 1824, genau 50 Jahre später, zum Schauplatz des ersten offenen Kampfes um eine Modernisierung des jüdischen Glaubens auf amerikanischem Boden wurde).

Das leichtfüssige, New York an Eleganz, gesellschaftlichem Glanz und Unterhaltung übertreffende Leben in Charleston hatte die Juden integriert, und sie strebten bewusst danach, ein Teil dieses Lebens zu bleiben, ganz so wie der jüdische Historiker Bertram Wallace Korn später schrieb: «Die Juden (im Süden) wollten in jeder Weise in ihrer Umwelt aufgehen und... von ihren Mitbürgern als Gleiche unter Gleichen akzeptiert werden.» In Charleston verschloss kein Fellowship Club seine Tore. Die schottische St. Andrew's Society nahm vielmehr Männer wie Moses Solomon und Isaac d'Acosta als Mitglieder auf, und auch alle anderen Erscheinungsformen des südkarolinischen Daseins einschliesslich des Sklavenbesitzes und des Sklavenhandels wurden Teil des jüdischen Lebens. Ihrer geringen Zahl entsprechend, verfügten sie zwar nur über einen Bruchteil der Sklavenscharen, über welche die Aristokraten und deren Nachfolger herrschten. Aber die Lindos besaßen neben ihren Indigo- auch Reisplantagen, wo Sklaven arbeiteten. Ebenso hielten es die Tobias', die – als Zeichen ihres Wohlstandes – die Toten ihrer Familie nicht auf dem jüdischen Friedhof, sondern auf ihrer Pflanzung bestatteten. Abraham Tobias war 1856 der erste, der nicht mehr unter schattigen Plantagenbäumen ruhte, und die Annalen berichten, dass er 2 Jahre vor seinem Tode für den Verkauf der fünfzehnjährigen Sklavin Sally den Betrag von 475 Dollar erhielt. Aus anderen Akten geht hervor, dass Isaiah Moses auf seiner Pflanzung am Goose Creek 35 Sklaven hielt. Mordecai Cohens Pflanzung St. Andrew's kam mit 27 Schwarzen aus. Die Zahl der Neger auf Nathan Nathans Plantage am Cooper blieb unbekannt, nicht indessen, dass er zu den Präsidenten von Beth Elohim zählte, was zeigt, dass es – wie in der Antike, in Spanien, auf den Westindischen Inseln – keinen Abgrund zwischen Glauben und Sklavenbesitz oder Sklavenhandel gab.

Diejenigen, welche ihre Unternehmen auf den Sklavenhandel ausdehnten, kauften und verkauften zusammen schwerlich so viele Neger wie nur eines der beiden grössten britisch-schottischen Unternehmen von Charleston:

Franklin and Armfield und Henry Laurens. Aber Namen von Händlern wie Jacob Ottolengui, Ralph de Pass, H.H. de Leon oder Abraham Mendes Seixas gingen in die südkarolinische Geschichte ein, und Seixas bot seine Neger sogar mit blumigen Versen an:

Abraham Seixas,
Immer zu Diensten,
Bietet Ihnen wieder einmal
Ein sauberes Geschäft an:
Damit Ihr Geld Im Kasten sicher ist, Stehen zum Verkauf
Ein paar Neger, männlich,
Die sich sehr gut als Diener eignen.
Auch einige ihrer Frauen
Kommen zum Verkauf ...
Sie sind so frank und frei,
Was immer Sie befehlen,
Sie werden gehorchen,
Wenn Sie sie bei mir kaufen.

Auch das persönliche Verhältnis der Juden zu Sklaven und Sklavinnen, sei es, was Härte, Strenge, Menschlichkeit, Sexualität oder Liebe betrifft, entsprach dem ihrer Umwelt. Die einen hinterliessen die Sklaven bei ihrem Tod den Erben, andere gaben ihnen die Freiheit. Philip Hart schenkte 1796 seiner Sklavin Flora die Freiheit. Samuel Jones entliess bei seinem Tode die Negerin Jenny mit ihrem Sohn Emanuel, schenkte ihr aber andere Sklaven und verfügte: «Ich wünsche nicht, dass Jenny und ihre Kinder aus meinem Haus an der King Street vertrieben werden, bevor sie eine neue Unterkunft gefunden haben.» 1797 erkannte Moses Nunes die Mulattin Rose als Geliebte und Mutter seiner Kinder Robert, James, Alexander und Frances an. Er hinterliess allen die Freiheit, ein Haus, Land und 13 Sklaven. Auf dem Sterbebett bekannte sich Barnet A. Cohen von einer Pflanzung am King's Creek vor 5 Zeugen zu seinem Liebesverhältnis mit der Negerin Catherine Owen und gab ihren Kindern Bernard und Benjamin Philip seinen Namen. Aber vielleicht demonstrierte niemand stärker die Eingliederung der Juden in die Welt der Südstaaten als der Indigo-Pflanzer Francis Salvador, der im Dezember 1774 im unmittelbaren Schatten des Revolutionskrieges der Kolonien gegen England in den Ersten Provinz-Kongress von South Carolina und anschliessend als Abgeordneter des neuen Staates South Carolina in den Generalkongress gewählt wurde, wodurch er zum ersten jüdischen Parlamentsabgeordneten nicht nur auf amerikanischem Boden, sondern in der Welt wurde. Den Achtundzwanzigjährigen, der 1773 aus London eingewandert war und in Coronaca eine 7'000

Morgen grosse Plantage betrieb, hatte sein Nachbar Richard Ripley für den Kampf um die Unabhängigkeit der Kolonien gewonnen. Allerdings erlebte er das Ende des Krieges nicht mehr. Während im Juli 1776 eine britische Flotte vor Charleston erschien, drangen mit den Engländern verbündete Tscherokesen und Seneca-Indianer von Nordwesten her über die Grenzen nach South Carolina vor. Siedlerfamilien flüchteten in Panik zu Salvadors Haus, und ein Kommandeur der örtlichen Bürgermiliz, Major Williamson, trommelte 330 Berittene zusammen, um die Indianer zu vernichten. Salvador ritt neben ihm, als sie bei Dunkelheit den Keowee überschreiten wollten. Sie gerieten in einen Hinterhalt, Salvador stürzte verwundet vom Pferd und wurde von den Indianern skalpiert. Er starb kurze Zeit darauf (und wurde für Liebhaber des Makabren der «erste skalpierte Jude Amerikas»).

Eine Bark «Ann» vor Savannah oder: Überraschung in Georgia

Besondere Umstände kennzeichneten die Geschichte der ersten Juden, die am 11. Juli 1733 die Küste der südlichsten Kolonie Georgias erreichten. Wäre es nach den Wünschen der prominenten Londoner Sefardim Alvaro Lopez Suasso, Anthony d'Acosta und Francis Salvador (eines Blutsverwandten des in South Carolina skalpierten Pflanzers) gegangen, hätten auch sie ihr amerikanisches Dasein in Charleston begonnen. Alles fing damit an, dass 1732 die Zahl armer «Tedescos» aus Deutschland und Polen, die in England Arbeit und ein besseres Leben erhofften, auf über 4'000 anstieg und die Menge der Londoner Juden auf 6'000 erhöhte. Früher noch als die New Yorker fürchteten die Londoner Sefardim um ihr Prestige. So hatten Suasso, d'Acosta und Salvador das Britische Komitee für Koloniale Siedlung ersucht, der «herum gestossenen Masse von Juden, die aus Hausierern, Bettlern, Hökerern und anderen am Rande des Hungers ... besteht», den Weg nach Carolina zu öffnen.

Sie hatten keine Antwort erhalten. Aber sie waren Männer, die sich nicht durch Schweigen abweisen liessen, ohne auf eigenes Handeln zu sinnen. Alvaro Lopez Suassos Grossvater Antonio hatte während eines Amsterdamer Aufenthaltes auf dem Wege von Spanien nach England 107'000 Gulden in die Niederländisch-Westindische Handelskompanie investiert. Francis Salvador verdankte seinen Reichtum einem mehr oder weniger geheimen Handel mit der alten Heimat Spanien sowie der Einfuhr von Perlen und Edelsteinen aus Indien, und Anthony d'Acostas christianisierter, aber zum Judentum zurückgekehrter Grossvater hatte sich finanzielle Verdienste um König Charles II. von England erworben.

Ihre Stunde kam, als sie von einem jungen Gentleman aus Oxford, dem Major James Edward Oglethorpe, erfuhren, der, seit einiger Zeit «von Gewissensqualen angetrieben», Grossbritanniens schauerliche Schuldgefängnisse studierte, deren Insassen sich glücklich preisen konnten, falls irgendjemand sie nach Jahren auslöste oder als begnadigt laufen liess. Angeblich hatten Oglethorpes Gewissensqualen König George II. dazu bewogen, kleinere Sünder aus dem Gefängnis zu entlassen und ihnen eine Chance in Amerika zu geben. Wahrscheinlicher war, dass der König daran dachte, die noch freie Wildnis zwischen Carolina und den Spaniern in Florida zu besiedeln. Jedenfalls erhielt auch Oglethorpe eine Koloniallizenz, und er träumte von einem Georgia, in dem jeder Siedler 60 Morgen freies Land bekommen sollte. Sklaven und Rum wurden verboten, um die Moral und die Erziehung durch Arbeit nicht zu stören. Im Übrigen sollte gemäss Oglethorpes liberaler Natur Religionsfreiheit herrschen. Sie verstand sich allerdings als Freiheit unter Christen (mit Ausschluss von Papisten). Juden wurden nicht erwähnt. Als aber eine parlamentarische Treuhandkommission unter den Reichen Londons Beauftragte warb, die den Transport und die Ansiedlung durch Sammlungen finanzieren sollten, akzeptierte sie auch die Hilfe von Suasso, d'Acosta und Salvador. Oglethorpe segelte am 12. Februar 1733 mit seinen ersten 120 Siedlern den Savannah-Fluss hinauf und fand ein Steilufer, das vor Piraten Schutz bot und von malariafreien Winden mit frischer Luft versorgt wurde. Hier bauten sie ihre Hütten und gründeten die Stadt Savannah. Die Treuhänder in London waren im folgenden Juli mit der Abfertigung weiterer Menschenfrachten – darunter zum erstenmal Schotten, Deutsche und Schweizer, die nicht im Schuldgefängnis gewesen waren – beschäftigt, als sie zu ihrer Überraschung erfuhren, dass sich ohne ihr Wissen andere Schiffe, darunter die Bark «Ann», mit 12 mittellosen «Tedesco»-Familien, aber auch 40 wohlhabenden Sefardim auf der Fahrt nach Georgia befanden. Suasso und seine Freunde hatten nicht erst eine neue Ablehnung provoziert, sondern ihre eigene Georgia-Expedition auf den Weg gebracht. Der Zorn der Treuhänder verband sich mit der Entladung antijüdischer Emotionen. Einer, Thomas Coram, erklärte, bei einer Duldung dieses Vorgehens werde Georgia bald eine jüdische Kolonie sein, und die Juden würden von den anderen Kolonisten nur diejenigen zurückbehalten, welche die Arbeit für sie verrichteten. Suasso erhielt ein Schreiben, in dem es hiess: «Gewisse Juden wurden gegen den Willen der Treuhänder nach Georgia entsandt, wodurch üble Folgen für die Kolonie entstehen könnten ...» Gleichzeitig nahm ein nach Amerika auslaufendes Schiff die Anweisung an Oglethorpe mit, die Juden an der Landung zu hindern und zurückzuschicken.

Die Anweisung schwamm jedoch noch auf dem Atlantik, als die Sefardim und

«Tedescos» am 11. Juli vor der steilen Savannah-Klippe vor Anker gingen. Oglethorpe war ebenso überrascht, wie es die Vertreter des Parlaments waren, und er hetzte einen Reiter nach Charleston, um bei einem königlichen Juristen Rat einzuholen. Der Rat war zwiespältig, weil der Text der Lizenz für Georgia Juden nicht wie Papisten ausdrücklich ausschloss. Doch bevor der Reiter zurückkehrte, hatte Oglethorpe erfahren, dass die «Ann» einen Arzt, Samuel Nunez Ribiero, an Bord hatte. Ein Arzt aber war für ihn momentan wichtiger als alle religiösen Probleme der Welt. Ein Drittel seiner Kolonisten lag von Typhus befallen in den Hütten. Ribiero hatte den Kranken zwar nicht viel mehr zu bieten als Opium, aber er rettete die Expedition.

Oglethorpe liess die Juden landen. Der Anführer der von den Sefardim getrennten «Deutschen» war Benjamin Sheftall aus einem Dorf an der Oder. Seine Gefährten trugen Namen wie Moses Ledesman und Abraham Minis, und als zwei Wochen später der Ausweisungsbefehl aus London eintraf, brachte Ledesmans Frau gerade das erste in Georgia geborene weisse Kind zur Welt, und Abigail Minis ging mit dem ersten in Georgia empfangenen weissen Jungen schwanger, dem sie 9 Monate später den Namen Abraham gab. Oglethorpes liberale Natur verbot ihm, nachträglich der Londoner Anweisung zu folgen. Er berichtete über Ribieros ärztliche Hilfe und bat um Rücknahme des Befehls.

Als er darauf die noch schärfere Weisung erhielt, Ribiero zu bezahlen und den Rücktransport wie befohlen durchzuführen, kämpfte er um Zeitgewinn. Er schrieb zurück, die Juden hätten sich als nützlich erwiesen, und fügte (wahrheitsgemäss) hinzu, einer habe sich zum Christentum bekannt. So lavierte er, bis der Kreis der Treuhänder in London wechselte und ein neuer, William Stephen mit Namen und seines Zeichens Liebhaber eines guten Tropfens, zur Inspektion in Georgia erschien. Er begeisterte sich am Traubenanbau des Sefarden Abraham Deleon und erblickte in Georgia ein britisches Weinland der Zukunft (was es niemals wurde).

In der Verlorenheit von Savannah erschöpften sich die meisten Bewohner bald in dem verzweifelten Versuch, ihren 60 Morgen Land in tropischer Hitze irgendeine Ernte abzurufen. Die Schatten religiöser und sozialer Entfremdung zwischen Sefardim und «Tedescos» wurden noch tiefer als in New York. Berichte eines rothaarig-sommersprossigen anglikanischen Reverend Quincy, dem die erste, für Oglethorpe hilfreiche Bekehrung gelang, unterstreichen die Situation: «Wir haben zwei Sorten Juden, Portugiesen und Deutsche. Diejenigen, die in Portugal ... christlich waren, sind laxer ... Die Deutschen, die sich als die besseren Juden betrachten, folgen ihren Gesetzen unbeeinflussbar.» Der österreichische Pastor Bolzius, der 1734 mit einer Anzahl von Lutheranern aus dem katholischen Salzburg über London nach Savannah kam, ergänzte: «Die spanischen und portu-

giesischen Juden ... sind gegen die deutschen Juden ..., und die letzteren suchen ... Hilfe bei uns und erweisen uns ... Dienste.» Noch 56 Jahre später bestimmte ein sefardischer Jude von Savannah, De Leon Norden, in seinem Testament, unter den Wünschen für seine Bestattung: «Niemand von den Sheftalls soll anwesend sein.» Quincys Bekehrungseifer zwang die Juden Savannahs in einer Gemeinde Mikveh Israel zusammen, und die Sefardim stellten eine Tora zur Verfügung, die ein Nachzügler aus London über den Atlantik brachte. Über die soziale Kluft aber liess sich keine Brücke schlagen. Die Sheftalls und Minis' kämpften wie die britischen, deutschen oder schweizerischen Leidensgenossen um die 60 Morgen freien Landes. Einige resignierten, unerfahren und körperlich erschöpft, um sich einem kleinen Handel zuzuwenden. Andere, die Drang zum Abenteuer empfanden, folgten mit ihren Warenbündeln der Verlockung des Handels mit den Indianern. Aus ihrer Mitte erwuchs in Abraham Mordecai eine Waldläufer-Figur, die tief ins unerforschte Alabama gelangte, bis zu jener Gegend, in der später Alabamas Hauptstadt Montgomery entstand. Mordecai glaubte fest, auf indischem Boden zu sein und eines Tages Indianer anzutreffen, die sich als Nachfahren der einst nach Assyrien deportierten Stämme Israels erwiesen. Friedliche Indianer, denen er begegnete, sprach er auf Hebräisch an. Jedesmal erwartete er die Antwort «Schalom». Er erhielt sie nie, sondern büsste ein Ohr ein, als er einen Messerkampf um eine Indianer-Squaw ausfocht. An seinem Lebensende handelte er unter Cussala-Indianern mit Hickorynüssen, wurde rund 100 Jahre alt, und sein selbstgezimmerter Sarg diente ihm in seinen letzten Jahren als Tisch und Bett.

Wohlhabende Sefardim mit Namen wie Delmonte oder Henricquez kauften unterdessen so wie bemittelte britische Nachzügler Land, das andere Siedler aufgaben, und sie fanden freie brasilianische Neger, die es für sie bebauten. David Delmonte war der Besitzer von 30 stattlichen 60-Morgen-Farmen, als England 1739 in einen Krieg mit Spanien um Handelsrechte in Mittelamerika geriet und seine Kolonien mit in die Kämpfe hineinzog. Oglethorpe zog mit Seeleuten und Aushilfstruppen aus Carolina gegen die spanische Festung St. Augustine in Florida. Er wurde geschlagen, die Spanier rüsteten zu einem Generalangriff, und für die Sefardim stand der alte Feind wieder vor der Tür.

So begann ein Auszug aus Georgia – nach Osten und Norden, nach Charleston oder weiter nach Carolina hinein. Aber es war nicht nur Furcht vor den Spaniern, die den Zug in Bewegung brachte. Er dauerte an, auch als Oglethorpe mit neuen Truppen die Spanier 1743 bei Bloody Marsh so entscheidend schlug, dass sie niemals mehr Georgias Grenzen überschritten. Was nach dem Osten und Norden lockte, waren Fruchtbarkeit und das freiere Leben Carolinas, und mit den Juden zogen an-

dere Siedler, denen Malaria und Tropenarbeit in Oglethorpes Traumland ohne Rum und Sklaven unerträglich wurden.

Nach 1743 blieben für lange Zeit nur die Sheftalls, die Minis' und ein einzelgängerischer Neuankömmling aus England namens Joseph Ottolenghi zurück. Er bekehrte sich zur anglikanischen Kirche, hing dem Traum nach, Georgia in ein Paradies für Seidenraupen zu verwandeln (und irrte dabei ebenso wie William Stephen, der in Georgia den besten Wein der Erde hatte wachsen sehen). Der Auszug dauerte an, bis auch Oglethorpes georgianische Utopie sich der Wirklichkeit Amerikas anpasste. 1752 gab der Soldat und Träumer sein «Reich» an die britische Krone zurück. Georgia öffnete seine Tore nicht nur dem Rum, sondern auch den grossen Pflanzern, die jene Reiskulturen und Sklaven mitbrachten, welche South Carolina gedeihen liessen.

Die Simons, die Gratz, die Franks von Pennsylvanien und der Zug nach dem Westen

Woher Joseph Simon mit seiner Frau Esther, seinen ersten Töchtern, einer wasserdicht verpackten Tora-Rolle und einigen Packtieren um 1735 in die Kolonie Pennsylvanien kam – nirgendwo ist es vermerkt. Eher weiss man, weshalb er kam und auch, weshalb er den Karrenwegen und Indianerpfaden soweit nach Westen in Richtung auf die Appalachen folgte, bis er auf einen Ort namens Lancaster stiess. Was das Weshalb anbetraf, so lockte ihn sicher eine Variante der Rhode-Island-Toleranz, welche Pennsylvanien seit seiner Gründung durch den britischen Quäker und Admiralssohn William Penn auszeichnete. Bevor Penn sich zu den abtrünnigen Quäker-Protestanten bekehrte, hatten diese für ihre Überzeugung, dass Gott in jeder Menschenseele lebe und dass kein kirchlicher Beistand nötig sei, um allein durch Selbstprüfung, harte Arbeit, Güte und Gewaltlosigkeit (auch im Krieg) ein Paradies auf Erden zu errichten, teuer bezahlt. In England hatten sie die Gefängnisse bevölkert. Auch Bostoner Puritaner hatten den Galgen oft benutzt, und keine Kolonie hatte die Quäker geduldet, bis Penn den Herzog von York daran erinnerte, dass er seinem Vater, Admiral Penn, noch 16'000 Pfund schuldete. Zur Begleichung der Schuld war Penn 1681 zum Lizenzträger der neuen Kolonie zwischen New York, Virginia, Appalachen und Eriesee geworden. Er hatte ein «heiliges Experiment» begonnen, indem er Siedlern politische und religiöse Freiheit zusagte, eine Volksversammlung schuf, die Todesstrafe abschaffte und einen Platz in der Nähe der Delaware-Mündung unter dem Namen Philadelphia zur Haupt- und Hafenstadt erkor.

Als sich Joseph Simon als Händler in Lancaster unter Familien einer fleissigen, schwarzgekleideten, farmenden Mennoniten-Sekte niederliess, bewirtschafteten schon Zehntausende von Deutschen, Schotten und Iren blühende Farmen, und Philadelphia war mit seinen gepflasterten, von Weiden bestandenen Strassen, seinen saubereren Backsteinbauten und rund 15'000 Einwohnern auf dem Wege zu einem «amerikanischen London». Aber Simon hatte sich nicht lange in Philadelphia aufgehalten. Ihn hatten Nachrichten von Trappern und Kundschaftern beeindruckt, die jenseits der Appalachen in riesige Gebiete bis zu dem gewaltigen Ohio-Fluss vorgedrungen waren, im Vergleich zu deren Ausdehnung die bisherigen Kolonien bedeutungslos erschienen. In den unermesslichen Weiten waren sie niemand anderem als Indianern und französischen Waldläufern begegnet, die aus Quebec, dem Zentrum einer Kolonie Neu-Frankreich, kamen. Diese Kolonie, aus der später Kanada wurde, hatten die Franzosen schon vor der Ankunft der ersten Puritaner in New England gegründet.

In Kanus aus Birkenholz und grösseren *bateaux* durchfuhren sie das ganze Flussgebiet des Ohio und Mississippi, durchquerten die Landstriche, aus denen später amerikanische Staaten wie Minnesota, Wisconsin, Iowa, Illinois, Ohio, Indiana oder Louisiana wurden, und hatten 1718 an der Mississippi-Mündung, in einer Gegend mit Sümpfen, Zypressen und Reptilien, den Hafen New Orleans gegründet. Da sie keine Indianer aus ihren Jagdgründen vertrieben, sondern nur ein französisches Pelz- und Fell-Imperium von Kanada bis New Orleans errichten wollten, waren sie eher Verbündete als Feinde der Apachen, Pawnee und Sioux geworden. Sie vertrauten darauf, dass französische Ohio- und Mississippi-Forts wie Montreal, Detroit, St. Louis und Duquesne die britischen Kolonisten daran hindern würden, jemals in ihr französisches Amerika vorzudringen. Schottische und britische Appalachen-Überquerer dagegen, die wahre Schätze an Fellbündeln hinter sich herschleppten und von Siedlungsland für neue Kolonien und Millionen von Menschen berichteten, waren überzeugt, dass in ganz Neu-Frankreich von Quebec bis New Orleans bestenfalls 100'000 Weisse lebten. Die angelsächsischen Kolonien dagegen zählten schon 1,5 Millionen Menschen. Trapper wie Kundschafter waren sicher, dass man den Franzosen mit der Übermacht alles wegnehmen konnte, was sie zu beherrschen glaubten: Flüsse, Wälder, Tiere, unermessliches Land. Die Zukunft lag im Westen.

So träumte auch Joseph Simon von der Ausdehnung nach dem Westen und seinen Möglichkeiten. Er kam der allgemeinen Entwicklung um 20 Jahre zuvor. Aber kein Jahr davon war wirklich verloren. Nach wenigen Monaten enthielt sein Warenlager alles (und das Beste), was Appalachen-Überquerer, Trapper oder Händler, die mit Indianern Geschäfte machten, benötigten: Hirschlederanzüge, Mokassins, Gewehre, Pulverhörner, Blei, Woldecken aus London, Gürtel, Räucher- und

Pökelfleisch, Brandy, indischen Tee, Kaffee, Pemmikan, Maultiere, Sättel und Geschirr, Silberreifen und deutsche Federmesser für Indianer-Häuptlinge, Pariser Perlenketten und Ohrringe, bunte Stoffe aus Manchester sowie süsse Smyrna-Früchte in Fässchen für die Squaws.

Unter den Briten, Schotten und Iren, die sich bei Simon (und bald darauf bei seinen ersten Partnern, den Schwiegersöhnen Andrew Levy und Levy Phillips) vor jeder Reise ins Ohio-Gebiet versorgten, befanden sich grosse Abenteurer mit Namen wie George Croghan, William Trent, George Rogers Clark und Robert Callender. Noch ahnte niemand, dass sie einmal zu den grössten Spekulanten mit erobertem Land in Ohio, Indiana und Kentucky werden würden.

Um 1750 gründete Simon Zweiglager jenseits der Appalachen und unterhielt Packtier-Kolonnen mit bewaffneten Treibern, liess aber niemals einen Zug am Sabbat aufbrechen. Er und andere jüdische Handelsagenten trugen die schärfsten Messer bei sich, um auch in der Wildnis Tiere gemäss dem Gesetz zu schlachten. Er errichtete ein zweites Hauptlager in dem vorgeschobenen britischen Fort Pitts und nahm, risikofreudig und verwegen, von Indianern Überschreibungen von Land in Zahlung, das jenseits der kolonialen Grenzen lag und von dem niemand Voraussagen konnte, dass es einmal zu Bau- und Siedlungsland für Städte und Farmer in Kentucky werden würde.

So weit war Simon gediehen, als die benachbarten Virginier sich 1754 stark genug fühlten, die Franzosen in deren Fort Duquesne am Ohio anzugreifen. Aber unter dem Kommando eines damals noch unbekanntenen, durch Wahl zum Major ernannten zweiundzwanzigjährigen Tabakpflanzers namens George Washington wurde ihre Miliz übel zugerichtet. Als ein Jahr später der britische General Edward Braddock mit regulären Truppen gegen das gleiche Fort marschierte, standen Joseph Simons Packzüge mit Ausrüstung und Munition in der weit vorgeschobenen Siedlung Big Crossing bereit. Braddock erlitt aber eine so furchtbare Niederlage, dass von seinen 1'400 Soldaten kaum 400 überlebten. Der bisher kleine Krieg weitete sich zu einer rund achtjährigen britisch-französischen Auseinandersetzung aus, die den Namen «Franzosen- und Indianerkrieg» erhielt. Grossbritannien mobilisierte nicht weniger als 52'000 reguläre und Miliz-Soldaten in Pennsylvanien, Virginia und New England. Bei einem so gewaltigen militärischen Aufgebot hielt sich Joseph Simon zunächst im Hintergrund.

Die kolonialen Handels- und Reeder-Aristokraten verdienten mit den Lieferungen an das Heer neue Vermögen. Aber ihnen fehlte noch die spezielle Erfahrung, welche die Franks in London und New York errungen hatten. Wie Joseph Simon hatte sich auch David Franks, der «Abtrünnige», mit seiner Frau Margaret für einen Aufenthalt in dem toleranten Land Pennsylvanien entschieden. Er hatte den Weg nicht

wie Simon mit Packtieren zurückgelegt, und auch die Wildnis des Westens lockte ihn nicht. Pferde und Kutschen hatten ihn nach Pennsylvanien gebracht, und weisse wie farbige Dienerschaft betreute sein britisch-georgianisches Herrenhaus, «Woodfort Mansion» genannt, in dem seine Kinder Moses, Abigail, Jacob, Mary und Rebecca zwischen Judentum und Christentum heranwuchsen.

Zusammen mit seinen älteren Brüdern Naphtali und Moses, die der alternde Jacob Franks von New York nach London delegierte, um die Beziehungen zu Königshof, Heer und Flotte zu erneuern, schuf David in Philadelphia ein neues amerikanisches Zentrum der Franks. Zwar wollen Wahrheit oder Legende wissen, dass er seinen ersten Reichtum so wie der fromme Bostoner Reeder Hancock (und andere) durch Zuckerschmuggel mit holländischen und spanischen Inseln erwarb. Auf jeden Fall hatte er schon 1752 Gelegenheit gehabt, Philadelphia Dank und Reverenz zu erweisen, indem er auf seinem Segler «Myrilla» eine schwere, in England gegossene Glocke über den Atlantik transportieren liess, damit sie jeden Jahrestag von William Penns Kolonialgründung einläutete.

Der Franzosen- und Indianerkrieg stellte jedoch Heeres- und Flottenlieferungen in den Mittelpunkt seines Unternehmens. Die Franzosen, die bis 1757 nur Siege errangen und mit indianischen Verbündeten bis nach New York vorstiessen, sorgten dafür, dass diese Lieferungen so bald kein Ende nahmen. Zahlungsanweisungen des britischen Hofes an die Franks und einige britische Partner erreichten allein im Jahre 1760 die Höhe von 76'400 Pfund. Erst 1763 eroberten die Engländer Quebec, Montreal und die französischen Forts des Ohio-Tales und zwangen den Franzosen einen Frieden auf, der ihr Imperium auf amerikanischem Boden zerstörte. Kanada und alles Land von den Appalachen bis zum Mississippi wurde königlichbritisches Territorium. Nur die Spanier standen noch in Florida und in den südlichen und westlichen Landstrichen, die später zu den Staaten Texas, Oklahoma, Arizona und Kalifornien wurden. Im Austausch gegen Cuba erhielten sie New Orleans, das sie den Briten als Freihafen zur Verfügung stellen mussten. Der Sieg über Frankreich und die Verlockungen der Territorien um Ohio und Mississippi veränderten die ganze koloniale amerikanische Welt. Das Leitmotiv für das kommende Jahrhundert, die Eroberung des Westens, war angeschlagen. Es weckte besitzgierige Instinkte der Landnahme und des Landraubs mit so unwiderstehlicher Gewalt, dass auch die Franks ihren Blick nach dem Westen wandten und dem Beispiel Joseph Simons folgten, das er in Lancaster so früh gegeben hatte. Zwei junge Männer, Barnard und Michael Gratz, die David Franks während des Franzosen- und Indianerkriegs als achtzehn- und zwanzigjährige Volontäre und später als Partner in seine Firma aufgenommen hatte, wurden zu sefardischen

Protagonisten des Westens. Beide kamen aus London, aber ihr Geburtsort war Langendorf in Schlesien, und ihre Vorfahren hatten sich in Spanien anscheinend Garcia genannt. Barnard hatte bei den Franks bescheiden mit der Lieferung kocheren Fleisches nach Westindien angefangen, während der rastlosere Michael von London nach Berlin, Amsterdam und Ostindien zog, aber nirgendwo schnell genug «zum Nabob» werden konnte. Schliesslich hatte Barnard den um zwei Jahre jüngeren Weltreisenden nach Philadelphia befohlen, damit dieser mit «Ehrlichkeit, Fleiss, Charakter und ohne falschen Stolz» das amerikanische Geschäft erlernte.

Michael hatte es gründlich gelernt, hatte aber nichts von seinem abenteuerlichen Charakter aufgegeben. 1765 segelte er mit dem ersten eigenen Schiff, «The Rising Sun», aus dem Delaware mehr als 1'000 Meilen nach der französischen Westindien-Insel Guadeloupe. Er reiste weiter nach St. Kitts, einer Insel, um die Engländer und Franzosen seit einem Jahrhundert kämpften, und schliesslich zu dem holländischen Vulkan-Eiland St. Eustachius, das vor Schmuggelzucker überfloss und wo die Sefardim der örtlichen Gemeinde Honen Dalim gerade einen so heftigen Kampf mit den zugewanderten «Tedescos» ausgefochten hatten, dass der Gouverneur einen Schiedsspruch fällen musste, um den Kampf zu beenden.

Auf der Rückreise erlitt Michael Schiffbruch, kam in schweren Brandungsbrechern beinahe ums Leben und vergass danach niemals, ein Testament zu machen, bevor er eine Reise antrat. Sein grosses Western-Abenteuer nahm seinen Anfang, als er 1769 nach Lancaster kam und zum ersten Male Joseph Simons aparte, kluge und zugleich mütterlich veranlagte Tochter Miriam sah. Er ritt gar nicht erst nach Philadelphia zurück, sondern heiratete. Miriam bekam zwölf Kinder – von Michael jun. über Rebecca bis zu Benjamin – und hörte niemals auf, ihre Briefe an Michael mit «Deine Dich liebende und treue Frau bis zum Tode» zu zeichnen. Wenn er im Westen unterwegs war, fügte sie hinzu: «Komm so schnell nach Hause, wie Du kannst.»

Weder Joseph Simon noch Michael und Barnard Gratz erreichten jemals die Stellung britischer und schottischer Landbarone, die seit dem Franzosen- und Indianerkrieg einen gewalttätig-gesetzlosen Kampf um Landerwerb im Gebiet zwischen den Appalachen, Ohio und Mississippi führten. Als Michael Gratz nach Lancaster zog, hatten George Croghan, der sich nun «Oberst» nannte, William Trent, dazu ein gewisser Thomas Wharton und ein dubioser «Richter» Richard Henderson bereits so viel Land-»Käufe» getätigt oder Landraub betrieben, dass das britische Parlament Landspekulationen im ehemaligen französischen Gebiet verbot, bis der ganze Raum vermessen, die Indianer befriedet und eine geordnete Übergabe an Siedler möglich war. Indianer hatten für wenige tausend Pfund Pa-

piere «gegengezeichnet», die Hendersons Ansprüche auf Hunderttausende von Morgen Land zwischen Kentucky sowie den Flüssen Ohio und Cumberland «bestätigten». Der später gefeierte, aber arm gestorbene Kundschafter Daniel Boone entdeckte für ihn den Cumberland-Weg durch die Appalachen in die «dunklen und blutigen Gründe» von Kentucky. Noch aggressiver und skrupelloser agierte Robert Morris aus Philadelphia, der aus Liverpool eingewandert war, schon als Kind alle Tricks der Landspekulation «in sein Blut aufgenommen» hatte und wegen seiner Fettsucht von den Indianern den Namen «der Mann ohne Hals» erhielt. Das Parlament hätte mit ebenso viel Erfolg ein Gesetz gegen Naturgewalten erlassen können. Beauftragte, die es als Indianer-Superintendenten nach Pennsylvania und Virginia schickte, waren machtlose oder bestechliche Puppen. Als «Oberst» Croghan und Thomas Wharton eine Vandalia Company gründeten, die zehn Millionen Morgen Siedlerland im Ohio-Tal anbot, für das sie den Indianern 10'000 Pfund bezahlt hatten, waren Superintendenten mit von der Partie. Und auch Landbarone wie James Adaer, John Holker oder «General» Rufus Putman – allesamt britisch-schottischer Herkunft – zählten zu ihren Freunden.

Das Land war so unermesslich, dass sie nichts dagegen einzuwenden hatten, wenn Joseph Simon, Michael und Barnard Gratz sowie eine Reihe von Partnern, Levys, Maraches, Harts, Nathans, sich an Unternehmen beteiligten, bei denen ihr Kapital, ihre Beziehungen und ihre Händlererfahrungen von Nutzen waren. So wurden auch Barnard und Michael Gratz zu Landspekulanten des «Wilden Westens».

Die Briefe, die sie oder ihre Partner und Agenten hinterliessen, verrieten, dass Wohlstand und schliesslich Reichtum, zu denen sie in wenigen Jahrzehnten gelangten, nicht in Schreibstuben von Lancaster und, später, als sie wieder in der Hauptstadt zusammenkamen, Philadelphia entstanden. Die Briefe enthielten eine ununterbrochene Kette von Mitteilungen, wie z.B.: «Unbekanntes Schicksal unserer Agenten in den Pawnee-Indianerdörfern», «die unruhigen Seneca-Indianer stehen unmittelbar vor einem neuen Krieg», «die Indianer griffen bei Ponts Creek unser Vermessungslager an, töteten einen unserer Agenten, und Levy ist in ihrer Hand», «Moses und Uriah kamen mit McCrea und Douglas beim Beladen ihres Packzuges mit Tauschwaren durch Pfeilschüsse um, und von Samuel Hart, seinem Sohn Jacob und dem Zug fehlt jede Spur ...».

7'500 Morgen Land im Ohio-Gebiet wurden durch andauernde Indianerangriffe unverkäuflich. Die Flucht von Siedlern auf das Westufer des Monongahela-Flusses zerstörte ein Siedlungsprojekt. 400 Pfund Pulver und Gewehre für ihre Verteidigung wurden bei der Flussüberquerung von den Strudeln weggerissen. Ein Versuch, in St. Louis Fuss zu fassen, misslang, und eine Reise Barnards nach London

zu Verhandlungen über Sonderlizenzen führte zu keinem Ergebnis. Um Verluste einer eigenen Gesellschaft in Indiana zu ersetzen, musste Michael sich mit dem Verkauf von 34'500 Morgen Land am Mohawk- und Susquehanna-Fluss im Dienste von «Oberst» Croghan begnügen. Mehr als einmal klagte er in Hebräisch geschriebenen Einfügungen seiner englischen Briefe: «Alles Geld ist aus dem Haus, und Gott allein weiss, ob es je zurückkehren wird.» Oder er machte die Bemerkung: «Was mich angeht, so bedrängen mich so viele Probleme, dass ich kaum weiss, wie ich meine Beherrschung und Würde bewahren soll.»

Er wahrte jedoch seine Würde und machte zu sammen mit Barnard die Gratz zu einer neuen sefardischen Dynastie. Beide bewahrten Glauben und Frömmigkeit, waren massgeblich am Bau der ersten Synagoge von Philadelphia im Jahre 1773 beteiligt, und Barnard war ihr erster Präsident. Aber ansonsten verwuchsen sie wie die David Franks, Nathans oder Levys mit der Gesellschaft von Philadelphia, über der zwar der Ernst der Quäker lag, aber auch deren Toleranz und Freundlichkeit. Letztere erlaubten so viel Unterhaltung, Gesellschaften, Diskussionen und Bildung, dass eine der führenden Gestalten des heranrückenden amerikanischen Revolutions- und Unabhängigkeitskrieges, Benjamin Franklin, sein heimatliches New Yorker Babylon mit Philadelphia vertauschte. Sie trugen wie ihre Umwelt gepuderte Perücken und waren nach Massstäben der Londoner oder Pariser Eleganz gekleidet. Ihre Kinder wuchsen teils in britischer, teils in französischer Kultur auf, und sie zeigten gegenüber Aschkenasim, die gegen 1760 nach Philadelphia kamen, fast noch grösseres Befremden und grössere Distanz, als das in New York der Fall war.

Unter umherziehenden Yankee-Händlern, die 1765 in Philadelphia «Berufslizenzen» erhielten, trugen zum erstenmal zwei, Moses Abraham und Abraham Moses, jüdische Namen; sie kamen aus einer nicht näher bezeichneten bayerischen Stadt. Als aus New York Spottlieder auf jüdische Hausierer nach Philadelphia drangen, schrieb ein Schwager Barnards, Mathias Bush, an David Franks, der sich gerade zu einem Besuch bei seinen Brüdern in London aufhielt: «Diese neuen Juden sind eine Plage ... Ich bitte Sie, alles zu tun, was in Ihrer Macht steht, um zu verhindern, dass noch mehr von dieser Art zu uns kommen.» Und als 1772 zwei arbeitslose deutsch-jüdische Hebräischlehrer, Emanuel Lyons und Jacob Isaacs, nach gescheiterten Versuchen, sich als Hausierer durchzuschlagen, mit einer Wagenladung, die ihnen nicht gehörte, bei Lancaster verschwanden und nie mehr gesehen wurden, sahen die Sefardim sich in ihrer Geringschätzung oder Missachtung der deutschen Juden nur noch bestärkt.

Aber die Aschkenasim entwickelten erstes Selbstbewusstsein, als sie 1770 in Jonas Phillips, dem Deutschen, der 1756 als Leibdiener Moses Lindos nach Charlestown gekommen war und nach abenteuerlichen Fahrten als Marketender in abgelegenen

Forts Inhaber einer Versteigerungshalle in Philadelphia geworden war, einen religiösen Führer fanden. Sie feierten ihre Feste nicht in der sefardischen Synagoge mit spanischen Gebeten und Anklängen spanischer Volksmusik, sondern in Phillips' von 21 Kindern bevölkertem Haus. Sie vertieften auch ihrerseits die Kluft, und bald fühlten sich nicht nur die Franks, sondern auch die Gratz und andere den Quäkern oder Presbyterianern näher als den «Tedescos».

Sie bezahlten dafür mit dem Entgleiten vieler aus dem jüdischen Glauben – nicht nur bei den Franks, wo dieses Entgleiten in New York begonnen hatte. Davids 1745 geborene Tochter Abigail, ein Ebenbild ihrer New Yorker Grossmutter, mit langem, schmalem Gesicht, dunklen Augen, wundervollem schwarzem Haar, das lang auf ihre weissen Schultern fiel, heiratete den Protestant Andrew Hamilton, der 1768 Generalstaatsanwalt in Pennsylvania wurde. Viele ihrer Nachfahren gingen im britischen Adel auf und liessen sich bis zu Mrs. Randolph Churchill, der Mutter von Winston Churchill, verfolgen. Abigails um 13 Jahre jüngere Schwester Rebecca, auch Becky genannt, verwöhnt, stolz, gerne flirtend, eine umschwärmte Tänzerin und Schönheitskönigin grosser Philadelphia-Bälle, verliebte sich in den britischen Oberstleutnant und späteren General Sir Henry Johnson. Sie zog mit ihm nach Bath in England. Auch ihre Kinder und Enkel fanden den Weg in die britische Aristokratie oder die hohe britische Geistlichkeit. Ein Grossneffe David Franks', der Makler Isaac Franks, heiratete eine Christin aus Philadelphia, und als er 1819 starb, ermahnte er seine Kinder, «gute Christen» zu sein. Judith, die Tochter eines Franks-Partners, Meyer Hart, der zu den Mitbegründern der Stadt Easton am Delaware wurde, «entlief» mit dem schottischen Leutnant James Pettigrew, so wie es Phila Franks in New York getan hatte. Hart enterbte sie, aber Judiths Mutter versöhnte sich, als James und Judith versprachen, von ihren Kindern die Jungen christlich und die Mädchen jüdisch zu erziehen.

Joseph Simon bekam einen christlichen Schwiegersohn, als eine seiner Töchter sich mit Nicolas Schuyler, aus der Neu-Aristokraten-Familie gleichen Namens in Albany stammend, vermählte, und auch die Gratz entrannen dem «Entgleiten» nicht. Michael und Miriams reizvollste Tochter, die 1781 geborene Rebecca, widerstand zwar der erwiderten Liebe zu Samuel Ewing, dem Sohn des Präsidenten der Universität von Pennsylvanien. Thomas Sully, der gefragteste zeitgenössische Prominentenmaler von Philadelphia, welcher der Nachwelt ein Bild ihrer lächelnden Schönheit, ihres blassen, olivgetönten Gesichts mit den schwarzen Augen und der feingemeisselten Nase, umrahmt von dem vollen dunklen Haar, das unter dem weitgeschwungenen Hute hervorschaut, hinterliess, erinnerte sich, er habe «niemals ein anziehenderes hebräisches Gesicht» gesehen, «mit einer Stärke des Charakters, die keine Zweifel daran erlaubt, welcher Rasse sie entstammt». Er fügte

hinzu: «In Rebecca Gratz lebt alles, was eine Prinzessin von königlichem Blut sich wünschen kann.»

Wahrheit oder Legende wollten wissen, dass der amerikanische Schriftsteller Washington Irving während einer Reise nach Grossbritannien dem schottischen Dichter Sir Walter Scott Rebecca so begeistert beschrieb, dass Scott sie zum Vorbild für seine jüdische Heldin Rebecca in dem Kreuzritterroman «Ivanhoe» wählte. Rebecca Gratz übersandte die ersten Exemplare des Buches, die nach Amerika gelangten, ihren Schwägerinnen und bemerkte in einem Brief: «Ich bin glücklich darüber, dass Ihr Rebecca bewundert, weil sie die Verkörperung eines so guten Mädchens ist», und «(Ivanhoe) kämpft für Rebecca, obwohl er ihre Rasse mit allen Vorurteilen der Zeit verachten musste ...» Ihre tiefe Gläubigkeit machte sie zu einer religiösen Mahnerin gegenüber ihrem jüngeren Bruder Joseph, der in das ferne New Orleans gereist war. Sie schrieb ihm: «(Dort) gibt es viele, die sich Juden nennen, aber jene Pflichten versäumen, die diesen Namen ehrenhaft und respektabel machen ... Wer könnte dem Verhältnis eines Menschen zu seinem Nebenmenschen vertrauen, wenn er die wichtige Beziehung zu Gott vergisst.» Die Beziehung zu ihrem Gott wollte sie nicht vergessen, und so überliess sie Samuel Ewing, den sie auf einem Gesellschaftsball kennengelernt hatte, der unglücklichen Ehe mit einem protestantischen Mädchen.

Ewing verstarb früh, und als er in der Kirche aufgebahrt lag, erschien sie tief verschleiert und legte auf die Brust des Toten ein Miniaturporträt von sich mit weissen Rosen, die zu einem sechseckigen Stern geflochten waren. Sie heiratete nie und widmete ihr Leben jüdischen Sonntagsschülern und den neun Kindern ihrer Schwester Rachel. Aber das Erlebnis der unglücklichen Liebe hinterliess nicht nur eine seelische Wunde. Es erzeugte auch eine tiefere Neigung zur Toleranz, die mit den Jahren immer deutlicher hervortrat. Einen Brief, in dem sie sich mit den Verschiedenheiten der vielen religiösen Sekten und den unbegreiflich starken Feindseligkeiten, die daraus erwachsen, befasste, schloss sie mit der Bemerkung, dass die Entscheidung über den richtigen Glauben nur Gott allein zukomme und nicht der schwachen menschlichen Kreatur: «Deshalb lebe ich in religiösen Fragen mit der Welt in universellem Frieden.» Als nach ihren Brüdern Simon und Jacob, die beide Christinnen heirateten, auch ihr elf Jahre jüngerer Bruder Benjamin 1819 eine Protestantin, Maria Cecil Gist, zur Frau nahm und zur Verwaltung eines Gratz-Unternehmens nach Kentucky zog, schrieb sie: «Wir hören regelmässig ... aus Kentucky. Ben ist damit beschäftigt, das Haus einzurichten, und beide sind sehr glücklich.» Benjamins Sohn Henry Howard trat zur Episkopalkirche über. Seine Enkelin Helen Gratz heiratete in die Familie der Rockefellers, und als anderthalb Jahrhunderte später nur noch eine Stadt namens Gratz in der Nähe von

Lancaster an die Gründergeneration der Dynastie erinnerte, lebte das Erbe anderer Gratz-Kinder und -Enkel in protestantischen aristokratischen amerikanischen Familien von den Wallaces über Rowlands, Taylors, Marshalls und McClures bis zu den Gillettes fort.

Die Unabhängigkeitserklärung und die «weissen Menschenrechte»

Rund 2'500 Juden lebten unter den geschätzten 3,7 Millionen amerikanischen Kolonisten anderen Glaubens (darunter 700'000 Neger), als im Juni 1776 in einem glühendheissen, von Stechmücken durchsummten Zimmer in Philadelphia ein Komitee von fünf Angelsachsen zusammentrat, um eine Erklärung über die Trennung und Unabhängigkeit der Kolonien von England zu verfassen.

Wenn man von Benjamin Franklin absah, führte ein dreiunddreissigjähriger dürrer, hochaufgeschossen-rothaariger, zwischen Realistik und naiver Traumseligkeit pendelnder Pflanzersohn, Advokat und Literat aus Virginia, Thomas Jefferson, das Wort.

Was dabei dank seiner flinken Feder bis zum 2. Juli als «Unabhängigkeitserklärung» zustande kam, lautete der Hauptsache (und der zukünftigen Bedeutung für die Juden in Amerika) nach folgendermassen: «Wir halten Folgendes für grundlegende Wahrheiten: Dass alle Menschen gleich geschaffen sind und dass ihr Schöpfer ihnen unveräusserliche Rechte gegeben hat, nämlich: Leben, Freiheit und das Streben nach Glück. Um diese Rechte zu garantieren, werden den Menschen Regierungen gegeben, welche ihre Macht durch die Zustimmung der Regierten erhalten. Wann immer eine Regierungsform diesen Zielen nicht genügt, ist es das Recht des Volkes, sie zu ändern oder zu beseitigen und eine neue Regierung einzusetzen, die auf Prinzipien aufgebaut ist, welche mit höchster Wahrscheinlichkeit zu seiner Sicherheit und seinem Glücke führen ...»

Was dieser für ihre Tage revolutionären Deklaration über die Rechte der (weissen) Bürger folgte, war ein langes, mehr oder weniger anfechtbares, aber durch Jeffersons flüssige Rhetorik überzeugendes Register der Sünden, welche die Regierung des britischen Königs George III. in Verletzung dieser Rechte begangen hatte. Aus einer absoluten britischen Tyrannei über die Kolonien leitete die Unabhängigkeitserklärung das Recht der Kolonien ab, als selbständige Vereinigte Staaten von Amerika alle Bindungen zum britischen Mutterland zu zerschneiden. Die wirklichen Gründe für die angestrebte Unabhängigkeit liessen sich weit kürzer und prosaischer fassen. Abgesehen von den britischen Versuchen, die Eroberung des Westens aufzuhalten, vertrat das Parlament in London die (nicht ungerechtfertigte)

sicht, die Kolonien sollten sich an den ausserordentlichen Kosten für den Franzosen- und Indianerkrieg beteiligen und einen Anteil an dem Aufwand für ihre zukünftige Sicherheit tragen. Koloniale Handelsaristokraten und Pflanzer lehnten eine solche Beteiligung ab. Sie hielten auch nichts von den Versuchen des Parlaments, einen Teil der Kosten durch eine verschärfte Kontrolle des Zuckerschmuggels, durch Abgaben für Beglaubigungsstempel der britischen Kolonialbehörden, durch eine Sonderbesteuerung der Einfuhr von Glas und Farben und 1773 schliesslich durch die Beschränkung der Tee-Einfuhr auf britisch-ostindische Teegewächse samt Sperre für chinesischen Tee einzubringen. Die Zahl der kolonialen Rebellen betrug kaum mehr als 33 Prozent der Bevölkerung. Weitere 33 Prozent waren für eine Umgestaltung der Machtverteilung zwischen Mutterland und Kolonien, aber nicht für eine Trennung. Und die verbleibenden 34 Prozent verhielten sich gleichgültig und waren auf jeden Fall nicht auf grosse kriegerische Abenteuer erpicht. Aber wie die meisten Rebellionen wurde auch die amerikanische von einer Minderheit in Gang gebracht. Sie hatte das Glück, dass sie zur rechten Zeit in dem bis dahin nur wenigen virginischen Advokaten, Studenten oder Literaten bekannten Thomas Jefferson den Freiheitsideologen fand, ohne den selten eine Rebellion zustande kommt. Jefferson hielt zwar die meisten Grosskaufleute und Landbarone (von Finanziers und Bankiers ganz zu schweigen) für Schmarotzer. Aber in den Farmern und Siedlern Amerikas, welche bei der Kolonisierung der Wildnis selbständig zu entscheiden gelernt hatten, ohne dafür Könige oder Regierungen europäischen Stils in Anspruch zu nehmen, erblickte er den geeigneten Stoff, um auf den «jungfräulichen» amerikanischen Boden die revolutionären Ideen zu verwirklichen, die ein Engländer, John Locke, schon vor rund einem Jahrhundert niedergeschrieben hatte: «Hauptaufgabe des Staates ist es, Leben, Freiheit und Gleichheit zu schützen, wozu jeder Mensch berechtigt ist. Wenn eine Regierung diese Rechte des Menschen verletzt, hat der Mensch das Recht, Regierungen zu beseitigen oder zu ändern.» An anderer Stelle hatte Locke hinzugefügt: «Religion und Staat gehören in zwei verschiedene Sphären. Kirchen sollen freiwillige Organisationen sein, die nur von ihren Mitgliedern getragen werden.» Auch für dieses Prinzip sah der konfessionslose Jefferson in dem kolonial-amerikanischen Konglomerat von Religionen, Kirchen und Sekten eine ideale Möglichkeit der Verwirklichung.

Schon vor Jefferson hatten sich die Aktivisten und Terroristen eingefunden, ohne die ebenfalls keine Revolution beginnen kann. Junge Männer wie der reiche Reederssohn Samuel Adams aus Boston oder Thomas Paine, der als Rebell in England gescheitert war und seine republikanische Demagogie in Amerika anzubringen suchte, hatten nur Anlässe benötigt, an denen sie ihre Talente entzünden konnten.

Es war Samuel Adams, der 1770 Posten eines britischen Zollhauses so lange provozieren liess, bis sie aus Selbstverteidigung vier Provokateure erschossen, und der dann aus der Affäre ein marktschreierisches «Boston-Massaker» machte. Und Adams hatte 1773 mit einer als Indianer verkleideten Bande britische Teeschiffe im Bostoner Hafen bei Nacht geentert, ihre Teeladungen ins Hafenwasser geworfen und durch diese «Bostoner Teeparty» England dazu provoziert, von Massachusetts 15'000 Pfund Schadenersatz zu fordern.

Alles Weitere hatte sich in Amerika wie in England unter beiderseitigen Missverständnissen, gewollten und ungewollten Prestige-Reaktionen mit unausweichlicher Folgerichtigkeit vollzogen. Als sich 51 Delegierte aus den Kolonien in Philadelphia zu einem ersten «kontinentalen Kongress» versammelten, um sich mit Massachusetts solidarisch zu erklären, und England im Gegenzug den Bostoner Hafen sperrte, hatte es kein Zurück mehr gegeben. Ein offener Kampf war ausgebrochen, als britische Truppen bei Concord ein illegales Waffenlager entdeckten und 800 Soldaten in roten Röcken, auf europäische Weise in weithin sichtbaren Linien vorrückend, von gutgetarnten Farmerschützen so lange attackiert wurden, bis 300 von ihnen tot am Boden lagen. Samuel Adams hatte gejubelt: «Welch ein glorreicher Morgen!» Und ein zweiter «Kongress» hatte in Philadelphia George Washington zum Befehlshaber einer noch nicht vorhandenen amerikanischen Armee erklärt. Das einzige, was noch fehlte, war jene «Unabhängigkeitserklärung», die am 4. Juli 1776 verkündet wurde und den rund sieben Jahre dauernden Krieg einleitete, an dessen Ende im Jahre 1783 die Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika stand.

Judas Makkabäus, George Washington und der Revolutionskrieg

Rund zwei Jahrhunderte später, als die Vereinigten Staaten ihr zweihundertjähriges Bestehen feierten, zog ein jüdisch-amerikanischer Schriftsteller, Budd Schulberg, enthusiastische, aber umstrittene Parallelen zwischen dem amerikanischen Revolutionskrieg und dem einstigen Aufstand der Makkabäer. In Matthias Makkabäus sah er gleichsam Benjamin Franklin, Samuel Adams und Thomas Paine zu einer gewaltigen Figur vereint. In den alt jüdischen Revolten gegen fremden Götterkult erblickte er ein «Bostoner Massaker». Die Makkabäer hatten ihre eigene «Bostoner Teeparty» veranstaltet, und Judas Makkabäus schien ihm George Washington zu entsprechen.

Ein amerikanischer Rabbiner, Simon Greenberg, meinte über die Unabhängigkeitserklärung: «So wie die Zehn Gebote, die dem Volke Israel zu Beginn seiner

Geschichte in der Wüste Sinai gegeben wurden, eine Bindung an Gott enthielten, so glaube ich, dass der einleitende Paragraph der Unabhängigkeitserklärung, die das amerikanische Volk (1776) durch seine Repräsentanten erhielt, das Zeichen einer göttlichen Vereinigung war.» Beide Gedankenspiele entsprangen dem zeitgenössischen Wunsch, in einer Phase anhaltender Krisen um das moderne Israel und dessen wachsender Abhängigkeit von Amerika tiefere, unlösbare Bindungen zwischen Amerika und dem jüdischen Staat aufzuzeigen. Ob solche Spiele jedoch die Empfindungen der 2'500 betroffenen Juden wiedergaben, die im Jahre 1776 zu Handelnden, Duldern oder Statisten des Revolutionskrieges wurden, ist mehr als zweifelhaft. Es ist eine offene Frage, inwieweit sie erkannten, welche Bedeutung für ihr zukünftiges Schicksal in den Worten der Unabhängigkeitserklärung über die Menschenrechte verankert war. Nur wenige wie Jonas Phillips in Philadelphia wurden sich dieser Bedeutung mit Sicherheit bewusst, denn er sandte eine der ersten gedruckten Kopien der Deklaration in jiddischer Übersetzung an einen Freund in Amsterdam (und es lag ausserhalb seiner Absichten, dass sein Brief in britische Hände fiel, und die Engländer Jiddisch für einen Geheimcode der Kolonisten hielten). Allzu viele seiner Zeitgenossen, vor allem der Sefardim, sahen sich zwischen zwei Fronten gestellt: Auf der einen Seite befand sich die gewohnte britische und britisch-koloniale Welt, die ihnen im Verlauf von 100 Jahren mehr und mehr Wohlstand, Toleranz und Sicherheit gegeben hatte. Auf der anderen Seite entfaltete sich ein kolonialer Aufstand, der in einer vorerst papierernen Proklamation allen (weissen) Bewohnern, und damit auch ihnen, absolute Gleichheit versprach, dessen Ausgang aber im ungewissen lag.

Sie waren die Erben von Wanderern, die nur zu oft zwischen rivalisierenden Mächten, zwischen Umstürzen und Eroberungen, zwischen gegebenen und gebrochenen Versprechungen gelebt, geduldet, abgewartet oder mit ihren Mitteln gekämpft hatten. Der Konflikt zwischen ihren sozialen und geschäftlichen Beziehungen zu England und ihren sozialen, menschlichen, geschäftlichen Bindungen an die unmittelbare koloniale Umgebung traf ihren Lebensinstinkt, ihre Gefühle, ihr Gewissen mehr als ihre Umwelt. Sie hatten nach bürgerlicher Anerkennung, nicht nach politischem Einfluss gestrebt. Gering an Zahl und weit verstreut, standen sie ausserhalb der Männer und Mächte, die über Revolution, Krieg oder Frieden entschieden. Sie wurden von Thomas Paine und anderen Agitatoren nicht um Zustimmung gefragt, als diese das Alte Testament und die Geschichte Alt-Israels und Alt-Judas zur Propaganda gegen das britische Königreich und sein Herrscherhaus benutzten. Wohl wissend, dass die Bibel für die Masse der Kolonisten immer noch das einzige Buch war, das sie kannten, verbreitete der selbst areligiöse Paine Worte aus Hosea 13: «In meinem Zorn gab ich ihnen (den Israeliten) einen König». In seinen Stan-

dardparolen hiess es: «Die Monarchie wird in der Heiligen Schrift als eine Sünde der Juden betrachtet», und er zitierte Samuels unheilsschwangere Ankündigung über die Schrecken, welche königliche Herrscher der Welt antun würden. Auch aus den Ansprachen Samuel Langdons, eines für die Unabhängigkeit fechtenden Ex-präsidenten der Harvard-Universität, tönte es: «Es war ihr (der Israeliten) Verbrechen, dass sie sich einen König wünschten so wie andere Völker, einen König mit der gleichen absoluten Macht, nur nach seinem Vergnügen zu regieren. Aber Gott war ihr einziger wahrer König ... Weil sie seine göttliche Ordnung missachteten, gab Gott ihnen in seinem Zorn einen König ... und das Ende war, dass sie die bitteren Früchte despotischer Macht verspürten.» Die 2'500 Juden im Amerika von 1776 hatten jeder für sich die Entscheidung für die eine oder andere Seite zu treffen, sofern sie sich nicht für ein geschicktes, einfaches Bemühen um Überleben zwischen den Fronten entschieden. Solche Entscheidungen gingen mitten durch Familien und Gemeinden hindurch. In diesem Krieg, in dem 3 Millionen weisse Amerikaner eine Armee von 250'000 hätten aufstellen können, in dem aber nur wenige Male 30'000 gleichzeitig Waffen trugen, Milizen zurzeit der Ernte einfach nach Hause gingen, galt auch für die Juden das Wort der modernen amerikanischen Historiker Morison, Commager und Leuchtenburg: «Es gibt keinerlei Beweis dafür, dass eine ethnische Gruppe sich besonders für die eine oder andere Seite des Kampfes eingesetzt hätte.»

Das Leben David Franks' war viel zu lange und zu tief mit Grossbritannien verknüpft gewesen, als dass er innere und äussere Bindungen leichten Herzens hätte zerschneiden können.

Von vornherein als englandfreundlicher «Loyalist» verdächtigt, beauftragte ihn der Kongress mit den Versorgungslieferungen für britische Kriegsgefangene, ohne aber Mittel dafür zur Verfügung zu stellen. Nachdem sich 1778 Franks' eigene Mittel erschöpften und die Versorgung stockte, wurde er des «Verrats an den Vereinigten Staaten» beschuldigt. Als ein abgefangener Brief an seinen Bruder Moses Klagen über die unfaire finanzielle Regelung enthielt, kam er vorübergehend in Haft. 1780 zwang ihn der Kongress, binnen 14 Tagen Philadelphia zu verlassen, verkürzte die Ausweisungsfrist auf 24 Stunden, und am Ende gelangte er mit 50 Pfund Vermögen über New York zu seinen Kindern nach London. Als «David Franks, Gentleman of Islewood, County of Middlesex» machte er sein Testament, bevor er 1792 im 72. Lebensjahr nach Philadelphia zurückkehrte, das er nicht hatte vergessen können. Gleich rund 100'000 anderen «Loyalisten», die nach dem amerikanischen Sieg enteignet oder mit geringen Beträgen abgefunden wurden, gewährte ihm der Kongress eine Grundentschädigung von ganzen 125 Pfund und eine

Jahrespension im Dollarwert von 100 Pfund. Im Jahre darauf starb er während einer Gelbfieber-Epidemie, die Philadelphia überfiel.

Sein Grossneffe Isaac Franks dagegen stand vom ersten Tage des Krieges an auf der kolonialen Seite. Als siebzehnjähriger Freiwilliger bei Einheiten, die unter Washington auf Long Island kämpften, geriet er beim Rückzug nach Manhattan in britische Gefangenschaft und entkam in einem lecken, halb mit Wasser gefüllten Boot mit nur einem Ruder über den Hudson. Danach diente er in West Point und als Fähnrich in einem Massachusetts-Regiment, bis er 1781 wegen einer Nierenkrankheit, die er sich während der Flucht über den Hudson zugezogen hatte, dienstunfähig wurde. Ähnliches galt für Barnard Gratz' Neffen Salomon Bush, der 1777 bei den Kämpfen in der Pennsylvania-Miliz eine nach Meinung der Chirurgen hoffnungslose Oberschenkelverletzung erhielt, jedoch zwei Jahre Verwundetenlager überstand und am Ende der Kämpfe als Oberstleutnant der jüdische Milizoffizier mit dem höchsten Rang wurde.

Auch in New York schieden sich die Geister in Familien und Gemeinden. Während 16 jüdische Kaufleute, darunter Mitglieder der Familie Gomez, im Oktober 1776 eine Treueadresse der Bürgerschaft für König George III. mitunterzeichneten, verliess der jugendliche Kantor der Synagoge Shearith Israel, Gershom Mendes Seixas, mit der Mehrheit seiner Gemeinde die Stadt und zog nach Philadelphia und Stratford in koloniales Gebiet.

Zu den New Yorker Unterzeichnern gehörte auch der Reeder und Kaufmann Daniel Hays. Er darf jedoch nicht mit einem Verwandten gleichen Namens verwechselt werden, der bei Bedford im Staat New York eine Pferde- und Rinderfarm unterhielt. Dieser andere Daniel Hays verlor in der Nacht auf den 19. Juli 1779 Haus und Besitz, als eine von Briten umstellte amerikanische Milizeinheit in White Plains seit mehr als zwei Wochen ohne Verpflegung war. Mit seinem ältesten, achtjährigen Sohn Jacob trieb er 70 Rinder mit verbundenen Mäulern und umwickelten Hufen an britischen Postenlinien vorbei. Weil der Mond von Wolken verdeckt war, erreichte er auch sein Ziel. Aber königstreue Nachbarn bemerkten das fehlende Vieh, riefen ein britisches Kommando herbei, und dieses drang in Hays' Haus, in dem seine Frau Esther gerade ihr jüngstes Kind geboren hatte. Sie war schon vor Monaten in Verdacht geraten, weil sie mit Salz, Tee und Zucker, die sie in den Taschen ihrer Unterröcke versteckt hatte, eine Reihe von britischen und «loyalistisch»-amerikanischen Posten passiert hatte, um eine andere abgeschnittene Milizgruppe zu versorgen. Als sie sich weigerte, Daniels Unternehmen zu verraten, setzten Soldaten und Loyalisten das Haus in Brand, und nur mit Hilfe von Hays' Negersklaven, die einen geheimen Ausgang kannten, konnte sich Esther mit dem Neugeborenen retten. Die Schwarzen trugen beide aus dem Feuer heraus und ver-

sie in ihren Sklavenhütten. Der achtjährige Jacob, der später zum Christentum übertrat, wurde 1802 Polizeichef von New York. Benjamin Etting aber, der in der Feuernacht zur Welt gekommen war, wurde Schächter und lebte 75 Jahre lang im New Yorker Pleasantville. Einer seiner Enkel wurde Arthur Hays Sulzberger, der 1935 als Verleger die Leitung der NEW YORK TIMES übernahm.

Es gehörte zu den Nachwehen des Krieges, dass nach dem Sieg ein Patriotismus umso höhere Wogen schlug, je weniger einhellig dieser Patriotismus gewesen war. Um in patriotisch-propagandistischer Erinnerung an die Gründung der Vereinigten Staaten bestehen zu können, benötigten insbesondere Minderheiten Helden und Heldenlegenden. Die kleinste Minderheit, die jüdische, entrann diesen Anforderungen nationalistischer Geschichte nicht. Ihre Besonderheit lag darin, dass sie erst ein Jahrhundert und mehr nach dem Ende des Krieges ihre Patrioten zu erwähnen begann, als auf den grossen aschkenasisch-deutschen Einwanderungszug – von dem uns nur noch wenige Jahrzehnte trennen – zwischen 1881 und 1924 eine noch grössere, Millionen zählende Amerika-Wanderung jüdischer Emigranten aus Osteuropa folgte. Wie der spätere Verlauf der Saga zeigen wird, riefen sie Aversionen hervor, welche die menschliche Verheissung der Unabhängigkeitserklärung zu bedrohen schienen. Die Aversionen trieben ungezählte Geängstigte dazu an, Amerika an die ersten Juden zu erinnern, die zur Befreiung der Kolonien und zur Gründung der Vereinigten Staaten beigetragen hatten.

Sie taten recht, wenn sie in Büchern und Artikeln Francis Salvador schilderten, der 1776 am südkarolinischen Keowee-Fluss von Indianern skalpiert worden war. Doch sie umrahmten sein Schicksal mit anderen Figuren und Ereignissen voll patriotischer Farbigkeit. Dazu gehörten eine «jüdische Kompanie von Charleston», die unter einem Captain Lushington ausgezogen war, um Salvadors Tod zu rächen, oder ein amerikanischer General Gadschen, der als Gefangener der Engländer in der Festung St. Augustine von jüdischen Mitgefangenen Hebräisch lernte. Eine «jüdische Kompanie Lushington» hatte es jedoch nie gegeben. Die alten Gefangenenlisten von St. Augustine wiesen keinen jüdischen Gefangenen auf, und 1905 mahnte der Rabbiner der Charlestone Gemeinde Beth Elohim, Barnett Elzas: «Es ist absurd, von einer ganzen Bevölkerungsgruppe Patriotismus zu erwarten.»

Haym Salomon als Finanzier des Krieges – Wahrheiten und Legenden um einen schlichten Mann

Die verbreitetste und umstrittenste patriotische Erinnerung verband sich jedoch mit einem jungen Mann, Haym Salomon, der um 1775 nach New York gekommen war und 1785 im Alter von nur 48 Jahren starb. Einige seiner späteren Biographen nannten ihn «Finanzier des Revolutionskrieges» und schufen ein Menschenbild, dem sie – allen Widersprüchen historischer Forschung trotzend – mit einer Überzeugung und Beharrlichkeit anhingen, die niemals erlahmte.

Salomon entstammte nach der einen Version sefardischen Vorfahren, die nach der Vertreibung aus Spanien bis in das Königreich Polen und hier nach Lissa gelangten und verarmten. Nach der anderen Version kam er aus einer bis nach England verzweigten mittellosen polnischen Aschkenasim-Familie und hatte um 1770, rund 30 Jahre alt, von Lissa aus eine wechselvolle Reise durch Europa und England angetreten, auf der er Deutsch, Französisch und Englisch lernte. Die jiddische Umgangssprache der Aschkenasim in Polen hatte er dabei so weit vergessen, dass er später einen Übersetzer benötigte, um seinen Eltern aus Amerika zu schreiben. Das genaue Datum seiner Ankunft in New York blieb ungewiss. Ebenso die Umstände der Gründung eines Kurzwarenladens, einer ersten Fahrt nach Philadelphia und seiner Liebe zu Rachel, der kaum fünfzehnjährigen Tochter eines Verwandten von David Franks. Sicher ist, dass, während Washingtons ungeordnete erste Kolonial-Milizen und britische Soldaten sich Kämpfe um Boston lieferten, ein New Yorker Yankee-Krämer Haym Salomon dem Kommandanten der Miliz im Nordteil der Kolonie, General Schuyler, als Marketender für seine Soldaten empfahl. Am 12. Juni 1776, einige Wochen vor der Unabhängigkeitserklärung, zog Salomon mit einem Wagen voller Decken, Verpflegung und Whisky nach Norden und folgte der Miliz, bis seine Vorräte erschöpft waren. Er kam nach New York zurück, als die Engländer unter der Führung von General Howe Washington auf Long Island schlugen und New York für den Rest des Krieges besetzten. Wenn man der Darstellung seiner späteren Biographen folgt, dann entwickelte Salomon als überzeugter Revolutionär Pläne für Sprengstoffschiffe, die den New Yorker Hafen sperren sollten. Daraufhin wurde er verhaftet, eingekerkert, zum Tode verurteilt, und nur durch glückliche Umstände entging er 1778 der Exekution. Nach der Flucht nach Philadelphia bot er dem für die Kriegsdauer permanent tagenden Kongress seine Dienste an. Am Abend des Jom-Kippur-Festes im Jahre 1779 traf ein persönlicher Bote Washingtons in Philadelphia ein, um für die Entlohnung seiner seit Monaten nicht bezahlten Truppen 400'000 Dollar aufzubringen. Haym Salomon, der sich in der Synagoge befand, unterbrach seine Gebete, traf sich mit Bekannten und stellte die Summe zur Ver-

fügung, wobei er mehr als 200'000 Dollar aus eigenen Mitteln beitrug. Weitere Darlehen an den Kongress erhöhten den Betrag auf 700'000 Dollar, von denen er bis zu seinem frühen Tode nur wenig oder nichts zurückerhielt und in Armut starb.

Jüdische Historiker belegten Haym Salomons Geschichte bis zu dem Augenblick, als er nach New York zurückkehrte und im Gegensatz zu den anderen Juden, die nach Philadelphia zogen, in der Stadt blieb. Weshalb er in der Folge von den Briten festgenommen wurde – ob wegen seiner Arbeit als Marketender für die Revolutions-Miliz oder wegen einer Denunziation als Spion blieb indessen ungeklärt. Haym Salomon selbst berichtete niemals und nirgendwo, dass er Attentate geplant habe und zum Tode verurteilt worden sei. Die Briten liessen ihn unter der Bedingung frei, dass er fortan für ihre hessischen Söldnertruppen und deren deutsch-jüdischen Generalmarketender Alexander Zunz arbeite. Er besass genügend Bewegungsfreiheit, um im Juli 1777 Rachel Franks aus Philadelphia heiraten, sein Geschäft fortführen und in New Yorker Zeitungen Angebote von «Schiffszwieback, frischem Reis», «Wein oder gewöhnlichem Essig» inserieren zu können. Aber er verriet unzweifelhaft Sympathie für die Kolonisten. Er half ihren Kriegsgefangenen in New York und unterhielt sich (für die Briten zu häufig) mit heimwehkranken, kriegsmüden Hessen. Anfang August 1778 fühlte er sich überwacht, floh nach Philadelphia, ohne Rachel und sein erstes Kind, Haym, mitnehmen zu können, und legte dem Kongress in einem Brief dar, in welche Schwierigkeiten er durch seine Sympathien für die Revolution geraten sei. Er wies darauf hin, dass er alle Besitztümer und Kredite verloren habe, und bat um ein Amt, um seine Familie nicht mit leeren Händen aus New York zu sich holen zu müssen. Da der Kongress seine Eingabe nicht beantwortete, eröffnete Salomon ein kleines Geschäft an der Front Street in Philadelphia, vereinte sich mit Rachel und Haym, und erhaltene Briefe zeichneten das Bild eines amerikanisch fühlenden jungen Mannes, der virginischen und pennsylvanischen Kunden die steigenden Preise von Hüten und den Mangel an anderen Waren durch die Schiffe erklärte, «die wir verloren haben» und durch «all die feindlichen Schiffe vor *unsere* Küste». Dokumente aus dem Jahre 1781 zeigten, dass er als Verkäufer von Kriegsschuldverschreibungen des Kongresses tätig war. In diesem Jahr hatte die Verschuldung des Kongresses eine Höhe von 12 Millionen in Frankreich, Holland und Spanien sowie 6 Millionen im eigenen Land erreicht. Papiergeld in Höhe von 240 Millionen Dollar überflutete das Land, und als Superintendent der Finanzen hatte sich kein besserer Mann gefunden als Robert Morris, der früher erwähnte Landspekulant. Es steht auf einem anderen Blatt, dass der «Mann ohne Hals» sein neues Amt dazu benutzte, amerikafreundliche, unge-

duldig auf einen Sieg der Revolutionäre wartende Bankiers in Europa zur Beteiligung an seinem privaten Poker mit Land im Westen zu animieren. Immerhin fiel er auf die Idee, in Philadelphia eine Bank of North America zu gründen, um dadurch neuen Schuldverschreibungen des Kongresses einen Hauch von mehr Vertrauen zu vermitteln. Unter den jüdischen Kaufleuten, die sich am Verkauf von Obligationen beteiligten, war Haym Salomon der erfolgreichste. 1781/82 verkaufte er Schuldverschreibungen im Werte von 200'000 Dollar gegen eine Provision von nicht mehr als 1 Prozent. In Morris' Amtsakten aus den Jahren 1781 bis 1784 wurden 114 Verkaufsaktionen Haym Salomons vermerkt, und auf Salomons Ersuchen erlaubte ihm Morris, sich in Anzeigen zukünftig «Makler des Amtes für Finanzen» zu nennen. Dem Kongress erklärte er, Salomon habe sich als nützlich erwiesen, und er glaube nicht, dass der Öffentlichkeit durch die gewährte Erlaubnis Nachteile entstehen könnten – «eher das Gegenteil». Salomon inserierte fortan – neben Angeboten an Zucker, Tee oder Tabak – entsprechend und erwähnte dazu seine «Pünktlichkeit» und die «Beziehungen zu verschiedenen Teilen Europas und der Vereinigten Staaten von Amerika».

Es waren nicht eigene Kapitalien (die ihm nach seiner mittellosen Einwanderung fehlten), welche in Morris' Büchern erschienen, sondern die Erträge aus dem Verkauf von Obligationen. Aber auf diese Weise trug auch er dazu bei, die Kriegführung in Gang zu halten, bis England 1783 – obwohl noch im Besitz von New York, Charleston, Savannah und Detroit – den Kampf verlorengab und am 3. September die 13 Kolonien aus dem britischen Weltreich entliess.

Salomon erwähnte niemals die Opfer, die zum Fundament seiner späteren Lebensgeschichte oder Lebenslegende wurden. Briefe an seine Eltern in Polen, denen er einmal eine goldene Uhr, ein andres Mal Geld für ein Grab übersandte, oder Briefe an einen Verwandten in London schilderten nur die Mühen seines täglichen Lebens. «Deine Vorstellungen über meinen Wohlstand sind unmöglich», schrieb er dem Verwandten in der britischen Hauptstadt, für den Amerika selbstverständlichen Reichtum bedeutete. «Ich bin nicht reich, denn das Wenige, was ich habe, sollte ich zuerst mit meinem armen Vater und meiner Mutter teilen ... Nächst Vater und Mutter muss ich für Frau und Kinder sorgen. Ich habe jetzt drei Kinder, meine Frau ist sehr jung, und sie kann weitere Kinder haben ...» Er tadelte: «Fülle Deinen Kopf nicht mit goldenen Träumen, die niemals Wahrheit werden können ... Deine Erziehung zählt hier nichts ... Es gibt nur wenig Jiddischkeit.»

1783 wies er den Übersetzer, der Jiddisch an seine Eltern schrieb, an: «Sie sollten die Schwierigkeiten betonen, die mir begegneten und noch grösser gewesen wären, hätte ich auf meinen Reisen nicht Französisch, Englisch etc. gelernt ... Geben

Sie all meinen Verwandten den Rat, ihre Kinder besonders in den christlichen Sprachen zu erziehen.» Ausser seinen Erfolgen als Makler des Kongresses, die seinen Biographen nicht strahlend genug erschienen, hinterliess er Zeugnisse für ein hilfsberechtigtes Amerikanertum, die nicht in Hunderttausenden von Dollar zu messen waren, wohl aber nach Massstäben der Menschlichkeit. James Madison, ein damals knapp dreissigjähriger politischer Denker Amerikas, von dem Salomon nicht voraussehen konnte, dass er wenige Jahre später der Mitschöpfer der Verfassung der Vereinigten Staaten werden würde, schrieb 1783 an einen Freund: «Ich habe für einige Zeit von der Hilfe Haym Salomons, eines jüdischen Brokers, gelebt.» Einen Monat später gebrauchte er das Wort «Jew-Broker» nicht mehr, sondern notierte: «Das Entgegenkommen unseres kleinen Freundes in der Front Street ... ist ein Schatz, der mich vor verzweifelten Situationen bewahrt. Aber ich mache immer nur mit dem Gefühl grosser Demütigung davon Gebrauch, weil er jede Rückzahlung ablehnt. Er sagte mir, die Zinsen für geliehenes Geld seien so hoch, dass sie nur denjenigen abgenommen werden sollten, die vom Profit ihrer Spekulationen leben, nicht aber einem wichtigen Abgeordneten des Kongresses.» Ein Jahr nach dem Ende des Krieges kaufte Salomon ein Haus in der Pearl Street in New York. Aber er starb, früh erschöpft, und liess Rachel mit vier Kindern, einer Verschuldung von 560 Dollar und seiner umstrittenen Lebensgeschichte zurück.

Eine Vereinigung polnisch gebürtiger Juden in Amerika kämpfte ein rundes Jahrhundert später lange darum, dass in Chicago ein Denkmal für Salomon errichtet wurde, in dessen Mitte sich George Washington erhebt, der zu seiner Rechten Robert Morris, zur Linken Haym Salomon die Hand reicht. Es blieb eine offene Frage, ob den Erbauern des Denkmals bewusst war, dass sie Haym Salomon nicht nur mit Washington in Verbindung brachten, sondern auch mit Morris, dem Spekulanten, der nach der Gründung der Vereinigten Staaten nicht davon abliess, die Interessen seines Landes mit dem skrupellosen Gigantismus seiner Spekulationen zu vermischen und 1797/98 ein Jahr lang in seinem Haus «The Hill» von Gläubigern belagert wurde, bis er sich schliesslich ergab und im Schuldgefängnis von Philadelphia verschwand.

Salomon erhielt auch eine sefardische Gedenkstatue in Los Angeles, und eine kalifornische Haym-Salomon-Gesellschaft forderte 1974: «Eine Statue Salomons gehört in jede Stadt der amerikanischen Nation.» Im Jahre darauf gab die amerikanische Post vier Briefmarken heraus, die dem Gedenken an den Revolutionskrieg gewidmet waren. Drei trugen Bild und Namen von unbekanntem amerikanischen Frauen, die vierte zeigte Haym Salomon. Doch die Unterschrift «Finanzheld» war eine Klischees erweckende wortschöpferische Monstrosität, die dem

Mann, der 1785 an der Pearl Street von New York gestorben war, weder Würde noch Gerechtigkeit zukommen liess.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika und die «private Inquisition»

Kein Vertreter von Minderheiten war an der Gruppe von 55 protestantischen Kaufleuten, Politikern und Anwälten beteiligt, die sich aufgrund einer Einladung durch den Kongress am 25. Mai 1787 im Staatshaus von Philadelphia unter strenger Geheimhaltung zusammenfanden, um den Vereinigten Staaten vier Jahre nach dem Ende des Krieges eine Verfassung und eine Regierungsform zu geben. Sie kamen (da Rhode Island sich noch voll stolz Individualismus fernhielt) aus zwölf von 440 Millionen Dollar Papiergeld überschwemmten, durch unbezahlte Soldaten und unzählige Arbeitslose heimgesuchten Staaten, die miserabel regiert wurden und die unter Freiheit eine Mischung von Egoismus und Anarchie verstanden. Sie erhoben gegenseitig Zölle, missachteten Gerichtsurteile der Nachbarstaaten und liebäugelten mit Separatismus, wenn der nur der Theorie nach regierende Kongress Geld verlangte, um Kriegsschulden bezahlen zu können.

Nach acht Wochen, während denen die Versammelten alle nicht monarchistischen Staatsverfassungen der Weltgeschichte studiert und für unbrauchbar befunden hatten, traten schliesslich zwei Männer als Geburtshelfer der Verfassung in den Vordergrund. Da Thomas Jefferson als Abgesandter in Paris weilte und dadurch verhindert wurde, mehr Rhetorik in die Versammlung hineinzutragen, als für die praktische Arbeit von Nutzen war, übernahmen diese Aufgabe Alexander Hamilton und James Madison, dem der seit drei Jahren tote Haym Salomon so oft aus seinen weltlichen Nöten geholfen hatte.

Der dreissigjährige Hamilton (nicht zu verwechseln mit dem Gatten Abigail Franks') glaubte nicht an viel natürliche Einsicht beim Volke oder an Jeffersons Worte von den gleichgeschaffenen Menschen und ihrem Recht, Regierungen zu stürzen, die nicht ihrem Glück dienen. Er focht für einen möglichst starken Staat. Der ältere James Madison glaubte ebensowenig an angeborene Vernunft. Er ging davon aus, dass Menschen mit mehr egoistischen als gemeinnützigen Instinkten ausgestattet seien. Aber er suchte deren Bändigung weniger in einer starken Regierung. Er war für ein System, bei dem sich die einzelnen Egoisten gegenseitig Zügel anlegen konnten. Nach wilden Debatten, in die aus dem fernen Paris Jeffersons briefliche Meinung hineintönte, nach Abstimmungen und neuen Debatten

brachten die Versammelten schliesslich eine Verfassung und ein Regierungssystem zustande, das – mochte die Zukunft noch so viele Schwächen darin erblicken – in der Geschichte einzigartig war.

Um die Einzelstaaten davon abzuhalten, mit ihrem Separatismus Ernst zu machen, erhielten sie erhebliche wirtschaftliche, juristische und sonstige Eigenständigkeit, andererseits aber nicht so viel, dass sie von Beschlüssen der zentralen Regierung unabhängig geworden wären. Die Verfassung wies der Zentralregierung aussenpolitische, juristische, handelspolitische, finanzielle, militärische und andere überstaatliche Aufgaben zu. Die Regierung wurde in die Hand eines Präsidenten und von Ministern gelegt, die der Präsident ernannte. Ihre Überwachung blieb einem zukünftigen Kongress vorbehalten, der aus einem grossen Abgeordnetenhaus und einem kleineren Senat bestand. Jeder Einzelstaat delegierte in das Abgeordnetenhaus eine Zahl von Abgeordneten, die seiner Bevölkerungsdichte entsprach. Im Senat dagegen war jeder Staat durch die gleiche Anzahl von Repräsentanten vertreten, und Abgeordnete und Senatoren wurden durch die Bewohner der Staaten gewählt.

Der Präsident wurde von der gesamten Bevölkerung der Vereinigten Staaten gewählt. Da keiner der Verfassungsväter voraussehen konnte, dass es in Zukunft nur wenige grosse politische Parteien mit je einem Präsidentschaftskandidaten geben würde, wurde befürchtet, die Bevölkerung könnte so vielen verschiedenen Präsidentschaftskandidaten ihre Stimme geben, dass eine Entscheidung nur durch ein besonderes Gremium möglich wäre. So schuf man ein Wahlmänner-Kollegium, in das jeder Staat so viele Vertreter entsandte, wie er Abgeordnete in Kongress und Senat unterhielt. Dabei hoffte man, dass die grossen Staaten die endgültige Auswahl treffen, nur wenige Kandidaten aufstellen und die kleineren Staaten mit in ihren Trend hineinziehen würden.

Schliesslich schlossen die Konstrukteure der Verfassung nicht aus, dass es trotz aller Bemühungen um Ausgleich zu Gegensätzen kommen könnte, die sich nicht durch Kompromisse lösen liessen. So schufen sie einen Obersten Gerichtshof, der aus neun Richtern bestand, welche auf Lebenszeit durch den Präsidenten ernannt würden und durch den Senat bestätigt werden müssten. In Streitfällen zwischen Regierung, Kongress, Staaten und Bürgern über Rechts- und Verfassungsfragen sollten sie mit einer Mehrheit von wenigstens fünf zu vier Stimmen entscheiden. Später mochte es dem einen oder anderen Historiker kurios erscheinen, dass den verfassungsgebenden Kongress während der ganzen Dauer seiner Tagungen nur ein einziges persönliches Schreiben in der Angelegenheit religiöser Freiheit erreichte. Es stammte von jenem Jonas Phillips, der auch die erste jiddische Kopie der Unabhängigkeitserklärung nach Holland gesandt hatte. Er gab seinem Brief den jüdisch-amerikanischen Datumsvermerk «Philadelphia 24dl Elul 5547 oder

7. September 1787» und ersuchte darum, die Verfassung der Vereinigten Staaten möge Eidesleistungen auf die «göttliche Herkunft des Neuen Testaments» untersagen, weil sie die religiösen Prinzipien jedes Juden verletzte. Wegen der Geheimhaltung war ihm unbekannt geblieben, dass die Versammelten schon am 20. August (Jeffersons Mahnungen aus Paris folgend) den Artikel sechs der Verfassung geschaffen hatten: «Niemals darf die Besetzung eines öffentlichen Amtes der Vereinigten Staaten durch die Religion beeinflusst werden.» Ebenso wenig wusste Phillips, dass Jefferson von Paris aus verlangt hatte, der Hauptinhalt der Unabhängigkeitserklärung müsse in der Verfassung noch einmal «spezifiziert» und durch eine eindeutige Trennung von Staat und Kirche ergänzt werden. Madison und Hamilton hatten ihm erwidert, die Zeit dränge so sehr, dass man nicht noch mehr neue Paragraphen einfügen könne. Aber er hatte die Zusicherung erhalten, dass nach einer Annahme der Verfassung Zusätze beschlossen werden könnten, die seinen Forderungen entsprächen.

So kam Jonas Phillips (der sich als «ein Angehöriger des über die ganze Welt zerstreuten Volkes, das man Juden nennt» vorstellte) zu spät, und sein Brief wurde zwischen den Akten nicht beachtet. Aber er verriet, nun von Seiten der «Tedescos», den gleichen Willen, sich zu wehren und zu Wort zu melden, der schon die ersten Dreiundzwanzig von New York ausgezeichnet hatte.

Als am 17. September 1787 eine Mehrheit von 39 der 55 Delegierten die geleistete Arbeit guthieß, dauerte es noch mehr als ein Jahr, bevor sich im November 1788 die zwölf beteiligten Staaten nach Kämpfen, Intrigen und endlosen Gegenvorschlägen bereitfanden, das Werk zu ratifizieren und ihren Anschluss an die Vereinigten Staaten zu bestätigen.

Rhode Island zögerte noch, als George Washington am 30. April 1789 als erster noch nicht von der Bevölkerung gewählter, sondern ernannter Präsident auf dem Balkon der Federal Hall in der provisorischen Hauptstadt New York seinen Amtseid schwor. Fünf Monate später, am 25. September, erfüllte der Kongress die Versprechungen an Jefferson und fügte der Verfassung die erste Ergänzung an, die da lautete: «Der Kongress darf kein Gesetz erlassen, welches der Einführung einer Staatsreligion dient, eine freie Ausübung der Religion verbietet, die Freiheit der Rede und der Presse sowie das Recht des Volkes beschneidet, sich friedlich zu versammeln und die Regierung um die Beseitigung von Missständen zu ersuchen.»

Die Juden Amerikas erlebten bei alledem Stunden von noch unübersehbarer historischer Bedeutung. Zum erstenmal in ihrer neueren Geschichte erhielten sie das Bewusstsein, ohne Petitionen, ohne Fürstengunst, ohne Sondersteuern, ohne fürstliche Handels- oder Finanzdienste, ohne Umwege oder Bestechungen, ohne willkürliche Aufteilung in kleine oder grosse Bürgerrechte und ohne endlose Va-

rianten menschlicher Zweitrangigkeit freie, uneingeschränkte Bürger eines Landes zu sein.

Mit Sicherheit empfand die sefardische Elite dieses Bewusstsein nicht so tief wie die mittlerweile 1'000 oder 1'200 Vorboten der Aschkenasim. Sie erhielt eine Bestätigung von Rechten, die sie im praktischen Leben schon errungen hatte. Aber alle anderen, die sich noch um ein rechtliches Dasein mühten, wurden von Empfindungen überschwemmt, deren Stärke nur wenige in Briefen und Worten Ausdruck verleihen konnten. Dabei ahnten sie (Jonas Phillips eingeschlossen) schwerlich, dass Unabhängigkeitserklärung und Verfassung ihnen in einer noch entfernten Zukunft Wege zu einem politischen Einfluss öffnen würden, der in keinem Verhältnis zu ihrer Zahl stand. Wie hätten sie voraussehen können, dass ihnen zukünftige Kongress-Rivalitäten Nischen öffnen würden, in denen sich ihre Entschlossenheit und Fähigkeit zur Verfechtung ihrer Anliegen entfalten liessen. Wie konnten sie ahnen, dass die aus einem Irrtum geborenen Regeln für die Wahl des Präsidenten wenigen grossen Staaten Schlüsselfunktionen sicherten und damit denjenigen ihrer Nachfahren politische Schlüssel in die Hand gaben, die New York einmal zur Stadt mit der grössten jüdischen Bevölkerung Amerikas machen würden. Das alles lag noch jenseits des im Augenblick vorherrschenden Gefühls, Bürger eines neuen Landes mit vollen und gleichen Rechten zu sein.

Levi Sheftall, der Sohn Benjamin Sheftalls, der 1733 die deutschen Juden nach Georgia geführt hatte, war der erste, der George Washington am 6. Mai 1789 eine Dankesschrift der Gemeinde von Savannah übersandte: «Wir haben lange sehnlichst auf diesen Augenblick gewartet ...» Washington, der jede Zuschrift seiner Staatsbürger zu beantworten pflegte, schrieb zurück: «Es freut mich, dass sich unter den aufgeklärten Nationen der Erde ein wachsender Geist der Freiheitlichkeit und Wohlfahrt ausbreitet, der auch Ihren Brüdern dienen wird ...» Danach schlug er als ein Vorläufer zukünftiger Public-Relations-Präsidenten den Ton des Alten Testaments an: «Möge die gleiche wunderwirkende Gottheit, die vor langer Zeit die Hebräer von ihren ägyptischen Unterdrückern befreite und ins Gelobte Land führte, die gleiche Gottheit, deren Vorsehung nun die Vereinigten Staaten als freie Nation geschaffen hat, fortfahren, die Hebräer mit dem Tau des Himmels zu beschenken und die anderen Bewohner unseres Landes, gleich welchen Glaubens, dazu ermuntern, mit dem Volk zusammenzuleben, dessen Gott Jahwe ist ...»

Uneinigkeit zwischen Sefardim und «Tedescos» hinderte die Gemeinden in New York, Philadelphia oder Charleston 16 Monate lang daran, Levi Sheftalls Beispiel aus Georgia zu folgen. Schliesslich kamen ihnen die Gemeinde von Newport und ihr Präsident Moses Seixas zuvor, als George Washington 1790 die Stadt besuchte, um den späten Entschluss der Rhode Isländer zu würdigen, unter die Verfassung

ihre Unterschrift zu setzen. «Wir», schrieb Seixas, «... sehen uns – mit einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit gegenüber dem Allmächtigen – mit einer Regierung vereint, welche Bigotterie nicht duldet und der Verfolgung keine Hilfe gewährt.» Washington war durch die Beantwortung zahlreicher Newporter Botschaften so sehr in Eile, dass er in seiner Erwiderung Seixas' poetische Formulierung über Bigotterie und Verfolgung im Wortlaut übernahm, bevor er wieder den blumigen Ton der Bibel wählte: «Die Kinder vom Stamme Abrahams, die in diesem Lande leben, mögen weiterhin den guten Willen aller anderen Einwohner verdienen und geniessen. Jeder möge in Sicherheit unter seinem eigenen Weinstock und Feigenbaum sitzen. Es soll nichts geben, was ihn mit Furcht erfüllt.» Der Präsident vergass nicht die patriarchalische Ermahnung «verdienen», und seine eilige Rhetorik versprach zu früh zuviel. Was prophetische Einsicht anbetraf, war ihm Thomas Jefferson voraus, dem die Juden wegen seines Einflusses auf Unabhängigkeit und Verfassung mehr zu danken hatten als irgendeinem anderen Menschen auf amerikanischem Boden. In diesen Tagen gaben manche ihren Söhnen anstelle von David oder Moses den Vornamen Thomas Jefferson (und kehrten erst anderthalb Jahrhunderte später, nach der Neugründung Israels, aus einem Gefühl nationaler und religiöser Renaissance, zu David oder Moses zurück).

Thomas Jefferson Tobias, der Pflanzler und Reeder aus Charleston, ritt den weiten Weg von South Carolina bis zu Jeffersons ein wenig extravagantem virginischem Landsitz «Monticello», um dem «Träumer» ein einziges Mal die Hand zu schüteln. Wieviel von einem Realisten sich jedoch in dem «Träumer» verbarg, zeigte sich, als Jefferson den Brief eines Enkels von Jonas Phillips namens Mordecai Manuel Noah beantwortete und dabei folgende Formulierung wählte: «Ihre Sekte (der Juden) ist ein bemerkenswertes Beispiel für den universellen Geist religiöser Intoleranz, der in jeder Sekte lebt und von ihr beklagt wird, solange sie schwach ist, aber praktiziert wird, sobald sie Macht besitzt. Unsere Gesetze haben das einzige Gegenmittel gegen dieses Übel geschaffen, indem sie unsere Religionen sowie unsere bürgerlichen Rechte dadurch schützen, dass sie diese gleichberechtigt nebeneinanderstellen.»

Es blieb umstritten, ob er andeuten wollte, dass auch Juden in einigen Epochen ihrer Frühgeschichte wenig Toleranz gegenüber anderen Religionen gezeigt hatten und dass ihr Begehren nach Toleranz erst die Frucht von Niederlagen, Leiden und bitteren Erfahrungen war. Bedeutungsvoller war sein Hinweis, dass die Verfassung allein auch in den Vereinigten Staaten keine völlige religiöse, politische oder wirtschaftliche Freiheit und Gleichheit der Menschen schaffen werde, weil – so lautete seine Erklärung – «die öffentliche Meinung sich ihre eigenen Inquisitionen schafft».

Dieser selten beachtete Satz sprach eine Wahrheit aus, welche ungezählte Millionen erfahren sollten, die als Minderheiten in das neue Land einwanderten – vor allem aber die Juden, die vorgezeichneten Lastenträger einer inquisitorischen Geschichte.

Von dem Tage der Übernahme des Präsidentenamtes durch Washington an blieben seine Nachfolger bemüht, Juden die verfassungsmässige Gleichheit vor dem Gesetz zu sichern. Da aber die Verfassung allen Einwohnern Meinungsfreiheit versprach, lag es ausserhalb ihrer Macht, nicht-jüdische Bürger daran zu hindern, Juden zu verachten oder ihnen mit all den ethnischen und religiösen Aversionen zu begegnen, die christliche Einwanderer aus ihren christlichen Heimatländern mit sich über den Atlantik tragen würden.

Was das zukünftige Schicksal der Juden anbelangt, so entwickelte sich ein grundlegender Unterschied zwischen den europäischen und vorderasiatischen Ländern einerseits und den Vereinigten Staaten andererseits, die sich nun als die Neue Welt betrachteten. Antijüdische Gesetze aus der Kolonialzeit blieben zwar noch für einige Zeit in den Verfassungen der einzelnen Staaten in Kraft. Massachusetts erlaubte jüdischen Bürgern erst 1833, ein öffentliches Amt zu bekleiden, ohne dass sie dabei den dazugehörigen Eid auf christliche Weise leisten mussten. In North Carolina dauerte es bis 1868, bevor für Juden die Anordnungen aufgehoben wurden, die jeden von öffentlichen Ämtern ausschlossen, der «die Wahrheit des Alten oder Neuen Testaments leugnete».

Maryland, wo 1658 Jacob Lumbrzo beinahe gehängt worden wäre, weil er der Meinung war, Pontius Pilatus habe in Jesus nur einen Menschen und nicht Gottes Sohn gekreuzigt, zeigte die grösste Ausdauer. Bis 1917 galten Gesetze, die neben Atheisten, Moslems und Buddhisten auch Juden von öffentlichen Funktionen fernhielten, wenn sie sich nicht entschliessen konnten, ein Weiterleben im Jenseits als sicher hinzunehmen. Erst 1927 wurden jüdisch geschlossene Ehen auch nach amerikanischem Gesetz anerkannt. Davon abgesehen war aber alles, was der kommende breite Strom der amerikanischen Geschichte an offenen oder untergründigen antijüdischen Reaktionen gebar, mit wenigen Ausnahmen die Frucht «privater Inquisition».

Doch was die Verfassung versprach, waren legale Spielregeln und keine menschliche Vollkommenheit. Die Regeln schufen das rechtliche Fundament, das künftig allen weissen Einwohnern der Vereinigten Staaten die Möglichkeit eröffnete, in Amerika – von der Sprache bis zum Herzen – aufzugehen oder sich im Kampf mit dem Menschen und Seelen verändernden Magneten Amerika zu bemühen, Bürger der Vereinigten Staaten zu sein und doch eigene religiöse, ethnische oder nationale Traditionen zu bewahren. Niemand war durch Herkunft und Geschichte mehr für

den zweiten Weg prädestiniert als Juden, die sich wie Jonas Phillips noch tief mit Glauben und Tradition verbunden fühlten.

Als George Washington 1799, zwei Jahre nach dem Ende seiner siebenjährigen Amtszeit in den ersten provisorischen Hauptstädten New York und Philadelphia, auf seinem Sitz «Mount Vernon» in Virginia verstarb, waren sich die Juden im Klaren darüber, dass sie in der grossen freien, aber auch erbarmungslosen Arena zwischen Verfassung und Inquisition würden weiterkämpfen müssen, um sich Rechte und Lebensmöglichkeiten nach Buchstaben und Sinn der Verfassung zu sichern.

Als sich Thomas Jefferson 1809 als dritter Präsident aus der mittlerweile endgültigen Hauptstadt Washington und dem nach seiner Meinung «für zwei Kaiser, einen Papst und einen Dalai-Lama» geschaffenen Weissen Haus nach «Monticello» zurückzog, besass der zukünftig zu führende Kampf schon seine ersten geschichtlichen Symbolfiguren.

Auf saturierte aristokratisch-zurückhaltende Sefardim wirkten sie noch befremdender als die Vorboten der deutsch-jüdischen Einwanderung nach Amerika. Ihre Namen waren Uriah Phillips Levy und Mordecai Manuel Noah – der eine sefardischer, der andere jüdisch-deutscher Herkunft, der eine 17, der zweite 27 Jahre alt.

Der Commodore

Uriah Levy aus Philadelphia – laut Wirklichkeit oder Legende der Urenkel eines Arztes am portugiesischen Königshof – wurde sicherlich eine der ungewöhnlichsten Gestalten, die je eine Uniform der amerikanischen Marine trugen. Angeblich nahmen einige Admiräle die Nachricht von seinem Tode im Jahre 1862 mit Erleichterung auf. Bis dahin aber verfolgte Levy mit einer Mischung von Ego und Messianismus das Ziel, die Verfassung beim Wort zu nehmen und die britisch-traditionellste Institution Amerikas, die Flotte, nicht nur zur Einstellung, sondern auch zur Respektierung jüdischer Offiziere zu zwingen.

Britische Marinekommandos, die 1809 im westindischen Tortola an Land gingen und in den Hafenkneipen Seeleute für ihre Schiffe schanghaiten, trugen mit Sicherheit zu dieser seiner traumatisch-missionarischen Haltung bei. Als Zehnjähriger war er seinen Eltern entflohen, umso lange als Kabinenjunge auf Küstenschiffen zu fahren, bis sie ihn einem Philadelphia-Reeder, John Coulton, als Navigationsschüler anvertrauten. Coulton hatte noch nie von jüdischen Seeleuten gehört. Aber ihm imponierte Uriahs Erzählung, dass bei den letzten Kämpfen um Judäa vor mehr als 1'700 Jahren jüdische Schiffe gegen römische Galeeren vor

der Palästinaküste gefochten hatten. Er schickte ihn an Bord seiner Brigg «Polly and Betsy», und das Schiff lag gerade vor Tortola, als die Engländer Uriah aufgriffen. Sie hielten keine Rückfragen an Bord, sondern beschieden Uriah, er sehe nicht wie ein Amerikaner, sondern wie ein Jude aus. Als sie seine naiv-stolze Erklärung «Ich bin Amerikaner *und* Jude» mit den Worten abfertigten, nun wüsten sie, weshalb die Amerikaner so miserabel segelten, wer mit jüdischen Hausierern fahre, könne es eben nicht besser, stürzte er sich mit Fäusten auf die Übermacht, wurde ohnmächtig geprügelt und fand sich, aufwachend, an Bord des Schiffs «Vermyra» Seiner Majestät wieder. Seine Weigerung, als Amerikaner auf den britischen König und als Jude auf das Neue Testament zu schwören, trug ihm die Antwort ein: «Schön, Yankee-Jude, dann wirst du eben arbeiten und verhungern.» Aber 15 Tage später wurden die Briten seiner Hartnäckigkeit überdrüssig, setzten ihn in Jamaica in Freiheit, und es dauerte bis 1811, bevor er sich wieder nach Philadelphia durchschlagen konnte.

Jetzt lieh er sich Geld vom Coulton, um sich ein Drittel Anteil an einem Schoner zu kaufen, der sofort den Namen «George Washington» erhielt. Als selbsternannter Kapitän nagelte er eine jüdische Mesusa (eine Pergamentrolle, die zwei Paragraphen des Schema-Israel-Gebets und die hebräischen Schriftzeichen für Gott [Schaddai] trug) an einen Pfosten seiner Kabinentür. Aber Gott war seiner ersten Reise nach den Kapverdischen Inseln nicht gut gesinnt.

Während er in der Nähe des amerikanischen Seglers eines Kapitäns Joy, der sich anscheinend mit Sklavenhandel beschäftigte, ankerte und mit Joy in dessen Kabine zu Abend ass, meldete ihm ein Matrose von der «George Washington», dass deren Besatzung seine Abwesenheit dazu benutzt hätte, um zu meutern und mit dem Schiff auf und davon sei.

Was aus dem gestohlenen Schoner wurde und wie Uriah selbst nach Philadelphia zurückkam, das verschweigen die Annalen. Jedenfalls traf er 1812 rechtzeitig genug ein, um zu erfahren, dass Amerikas vierter Präsident, James Madison, England am 18. Juni von Neuem den Krieg erklärt hätte. Die Gründe waren nicht besonders ruhmreich. Sie gingen unter anderem auf Kämpfe mit den von mehr als 50 Millionen Acre umfassenden Land brutal vertriebenen Indianern im Ohio- und Indiana-Gebiet zurück, die sich nach endloser Geduld unter Häuptling Tecumseh erhoben, als der zuständige Indianer-Superintendent (und spätere Präsident) William Harrison ihnen auch noch die letzten Jagdgebiete nahm. England aber gewährte Tecumseh gegen seine rebellisch abgefallenen Kolonien Unterstützung.

Uriah Levy – nun 20 Jahre alt – war nicht zu verübeln, dass er den Krieg als eine Gelegenheit sah, seinen Patriotismus zu beweisen. Er liess sich in Boston eine dunkelblaue zweireihige Navigatorenuniform mit goldenen Litzen nebst schwar-

zen Dreispitz und weissen Strümpfen anfertigen und meldete sich als Freiwilliger für 40 Dollar pro Monat auf der navigator-hungrigen und deshalb in religiösen Fragen grosszügigen Zwanzig-Kanonen-Brigg «Argus», die einem Kapitän Allen unterstand. Bei der Enterung der britischen Schaluppe «Barbados» vor Charleston hatte er Gelegenheit, den Briten einiges von seinen Erlebnissen als Yankee-Jude zwischen Tortola und Jamaica heimzuzahlen. Aber als die «Argus» weiter über den Atlantik segelte, um einen amerikanischen Unterhändler für Frankreich abzusetzen, und anschliessend britische Schiffe im Kanal überfiel, verliess ihn das Glück. Kapitän Allen setzte ihn als Kommandanten des erbeuteten Zuckerschiffes «Betty» nach Frankreich in Marsch. Aber er lief, während die «Argus» im Kanal unterging, überlegenen Engländern direkt in die Arme und verschwand für 16 Monate in der Zelle des berühmten britischen Gefängnisses Dartmoor.

Als ein Gefangenenaustausch ihn nach Philadelphia zurückführte, war der zweite amerikanisch-britische Krieg bereits vorbei. Uriah Levy aber hatte, wenn man einem seiner Biographen folgt, so viel Stolz auf seine Marineuniform entwickelt, dass er sich die mahnenden Worte John Coultons über private Inquisition wenig zu Herzen nahm, die da lauteten: «Neun von zehn Flottenoffizieren mögen sich den Teufel darum kümmern, ob du Jude bist. Aber der zehnte wird dir das Leben zur Hölle machen...» In einer neuen Uniform, mit Kopien der Unabhängigkeitserklärung und der Verfassung in der Tasche, meldete er sich 1816 als Navigator an Bord von USS «Franklin», und es dauerte nur wenige Tage, bis zu einem patriotischen Ball in Philadelphia, bis John Coulton recht behielt. Ein Leutnant William Potter stiess beim Tanz mit ihm zusammen. Der Zusammenstoss wiederholte sich. Uriah schlug Potter ins Gesicht, und Potter gab ihm mit «Verdammter Jude!» heraus. Uriah rief: «Dass ich Jude bin, leugne ich nicht, noch bedauere ich es.» Am nächsten Morgen erhielt er Potters Aufforderung zum Pistolenduell auf eine Entfernung von 20 Schritt.

Es ist ziemlich gleich, welche Darstellung der nun folgenden Vorgänge man sich zu eigen macht. Alle enthalten die Grundelemente für weitere Ereignisse, die Uriah Levy zwischen 1816 und 1828 zum Mittelpunkt von nicht enden wollenden Kontroversen, Kämpfen, Militär- und Zivilgerichtsverfahren machten. Viele begannen mit geringfügigem persönlichem Streit. Dann gerieten sie – zu Recht oder Unrecht – in eine Sphäre antijüdischer Emotionen und führten schliesslich durch Levys immer egozentrisch-ekstatische, alle Leiden und Kränkungen der jüdischen Geschichte schulternde Seele zu allgemeinen Explosionen und Plädoyers gegen antijüdische Verfolgung und für jüdisches Recht.

In seinen Memoiren bekannte Uriah Levy mit der Neigung zu pompösen Worten, er habe die Absicht gehabt, als erster jüdischer Offizier in der Flotte Amerikas auf-

zusteigen, nicht aber als erster jüdischer Seemann im Duell zu fallen. Er erinnerte sich, zu Beginn des Duells vor zahlreicher Zuschauerschaft ausgerufen zu haben: «Ich erkläre hiermit, dass ich ein glänzender Schütze bin, aber nicht auf meinen Gegner feuern werde. Ich denke, es wäre klug, die lächerliche Affäre zu vergessen.» Trotz seines nicht zur Zurückhaltung geschaffenen Wesens hielt er sich daran. Als Potter, «Feigling!» rufend, als erster schoss und das Ziel verfehlte, feuerte Levy in die Luft. Was ihm persönlich indessen als Grossmut erschien, wirkte aus dem Munde eines Vierundzwanzigjährigen gegenüber einem zeitgenössischen Offizier wie aufreizende Arroganz. Potter schoss drei weitere Male und fehlte jedesmal. Levy feuerte weiterhin in die Luft. Beim fünftenmal streifte Potter Levys Ohr, und Levy rief: «Gentlemen, halten Sie ihn zurück, oder ich muss schiessen.» Potter schrie, ausser sich vor Wut: «Geht zur Seite, ich will ihn haben!», und Levy traf ihn mit seinem ersten gezielten Schuss tödlich in die Brust.

Schläge in das Gesicht eines Offiziers und Tötung eines Offiziers im Duell waren als Auftakt seiner Karriere schlimm genug. Eine Marinekommission eröffnete eine Untersuchung, und eine zivile Grand Jury von Philadelphia überwies den Fall einem Geschworenengericht. Unterdessen aber war Levy an Bord der «Franklin» bereits in den nächsten Konflikt, diesmal mit einem Leutnant Bond, verstrickt. Der Leutnant beanstandete, Levy habe als Nichtoffizier einem Kabinen-Boy unbefugt Befehle erteilt. Beide gerieten in ein wildes Wortgefecht, das mit «Lügner», «kein Gentleman» begann und mit «Verdammter Jude!» endete. Ein Disziplinargericht verwarnte nicht nur Levy, sondern auch Bond wegen marineunwürdigen Verhaltens. Aber als das Geschworenengericht Levy in der Mordsache William Potter mit den unvoreingenommenen Worten freisprach: «Jedermann, der tapfer genug ist, in die Luft zu schiessen, während er seinem Gegner erlaubt, mit einer tödlichen Waffe auf ihn zu zielen, verdient Freispruch und Leben», vergass er den freundschaftlichen Rat Coultons, nämlich Geduld zu zeigen. Der Wunsch, nicht noch einmal als Nichtoffizier von einem Offizier getadelt zu werden, sondern selbst Offizier zu sein, trieb ihn dazu, sich – auf das rühmende Urteil gestützt – auf eine Verordnung über die Sonderbeförderung von tapferen Seeleuten zu Leutnants zu berufen. Er beantragte seine vorzeitige Ernennung zum Offizier. Niemand weiss, welche Gefühle sein Antrag auf dem Flottenweg bis hinauf zum Marineminister Benjamin William Crowninshield unter den Offizieren, die Levys Akte lasen, erzeugte. Aber der derzeitige vierte Nachfolger George Washingtons im Weissen Haus, Präsident James Monroe, der vier Jahre danach auch die erste Kathedrale der amerikanischen katholischen Minderheit in Baltimore einweihte, liess sich offenbar nicht die Gelegenheit entgehen, auch in der Marine ein Sonderexempel für den Geist der Verfassung zu statuieren. Am 5.

März 1817 bestätigte er Uriah Levys Ernennung zum Leutnant der Marine. Von diesem Zeitpunkt an befand sich Uriah Levy – persönliches Ego mit jüdischer Mission verknüpfend – endgültig im Kampf mit der privaten Inquisition. Ein Gefühl des Triumphes veranlasste den Fünfundzwanzigjährigen, sich von Thomas Sully in eleganter Offiziersuniform, mit goldenen Epauletten und in stolzer Haltung malen zu lassen, und bei seinem ersten Erscheinen als Leutnant an Bord der «Franklin» fand er sich von einer Atmosphäre der Kälte und Distanz umgeben.

Die folgende Reise ins Mittelmeer wurde zu einem peinigenen, die längst wache innere Empörung speichernden Erlebnis. Er bemühte sich um die Versetzung auf ein Schiff, das seit dem zweiten amerikanisch-englischen Krieg wegen seiner Taten als «Gentlemen's-Segler» bezeichnet wurde, die Fregatte «United States». Aber noch bevor er einen Fuss an Bord der «United States» setzen konnte, bat deren Kommandant William Crane den Commodore der Mittelmeerflotte, Stewart, auf die Versetzung Uriah Levys zu verzichten. Er nannte seine Eigenschaften anstössig und schloss: «Ich hoffe, dass er mir nicht aufgezwungen wird.» Als Levy trotzdem mit einer Anweisung Stewarts an Bord erschien, empfing Crane ihm mit den Worten: «Die 'United States' hat so viele Offiziere, wie sie benötigt und wünscht» und gab Befehl, ihn an Bord der «Franklin» zurückzurudern. Erst als Levy sich mit einer zweiten Order Stewarts meldete, warf Crane grusslos einen flüchtigen Blick auf den neuen Versetzungsbefehl, äusserte kalt: «Nun gut» – und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Die anderen Offiziere erklärten ihm, sie hätten bisher eine friedliche, durch keine Extravaganzen gestörte Messe unterhalten und sie legten Wert darauf, dass das so bleibe. Aber das entwürdigende Hin und Her zwischen «Franklin» und «United States» hatte bei Levy weiter an seiner Vorstellung von einer geschlossenen Front antijüdischer Feindseligkeit gebaut. Von noch kühlerer Distanz als auf der «Franklin» umgeben und unfähig, seine innere Empörung gegen die Umwelt, die seine exaltierte Vorstellung von Jeffersons Recht auf Gleichheit tief verletzte, zu entladen, suchte und fand er nach Wochen ein Ventil, als ein Matrose (gemäss den bei jeder Flotte der Welt üblichen Regeln) wegen Trunkenheit zu 30 Peitschenhieben am Mast verurteilt wurde und vor der angetretenen Besatzung seine Strafe empfing. Levys Feinde spöttelten später, er habe die Gesetze Moses, welche auch eine Bestrafung durch Auspeitschen vorsahen, nicht genau gekannt. Gleichviel – seine innere Rebellion fand in der Offiziersmesse in Äusserungen gegen die Barbarei der Prügelstrafe ein Ventil. Da er nur scharfe Zurückweisung erntete, trieb ihn sein innerer Motor zu eigenem Handeln. Als er während einer Wache an Deck glaubte, dass ein Bootsmann zwei Schiffsjungen mit einer Peitsche verfolge, hielt er ihn auf und

schlug ihn mit der Hand ins Gesicht, weil er von ihm eine nach seiner Meinung «spöttische Antwort» erhielt. Im Beisein des Bootsmannes zur Rede gestellt, brach die Empörung vieler Monate aus ihm heraus: «Es steht niemandem zu, mich in Gegenwart eines Bootsmannes zu ermahnen.» Als er schliesslich auf die Warnung hin, sich respektvoll zu verhalten, zurückgab: «Ich bin es, der respektlos behandelt wird», wurde er in seine Kabine verbannt, und ein Offiziersgericht verurteilte ihn zum Ausschluss vom Dienst an Bord der Fregatte «United States».

Präsident James Monroe erhielt erneut Gelegenheit, Ausgewogenheit oder politische Weisheit zu zeigen. Das Urteil schien ihm überspitzt, und so hob er es auf. Inzwischen hatte sich Uriah Levy wegen der Benutzung eines Ruderbootes längst in einen neuen Kampf mit einem Leutnant Williamson verstrickt. Es flogen Worte wie «Lügner», «Arroganz» und schliesslich «Jude» hin und her. Levy trug eine schriftliche Aufforderung in Williamsons Kabine, seine Beleidigungen vor Zeugen zu widerrufen. Als Williamson ihm das Papier vor die Füsse warf, begab er sich noch am gleichen Abend in Hafelokale, verlas öffentlich den Inhalt seines Schriftstückes, belegte Williamson mit Worten, die als «schimpflich» bezeichnet wurden, und sah sich mit dem nächsten Disziplinargericht und einer Anklage wegen «provokierender Worte, Verlassen des Schiffes ohne Erlaubnis und Zerstörung der Moral» konfrontiert.

Seine Verteidigung offenbarte zum erstenmal die ganze messianische Vorstellungswelt, die ihn – zwischen jüdischer Erfahrung, Verfassungstext, amerikanischem Gleichheitstraum, Realität und Ego – erfüllte: «Ich gehöre dem Glauben an, der in der christlichen Welt niemals geduldet worden ist, dem aber die Vereinigten Staaten zum erstenmal das gleiche Recht gewähren wie allen anderen Religionen ... In der heutigen Welt Jude zu sein, kommt einem Akt des Glaubens gleich, den kein christliches Märtyrertum übertreffen kann. In jedem Winkel der Welt bis auf diesen bedeutet es, von beinahe jedem Vorzug in der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein. Obwohl die Dulder meiner Rasse ihren christlichen Lästerern als Geschäftsagenten dienen durften, wurden sie von einigen der wichtigsten Güter der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen ... Sie konnten ihre Kinder nicht in ihrem eigenen Glauben erziehen. Kinder wurden gezwungen, ihre Eltern und ihren Gott aufzugeben ... Reiche Jüdinnen konnten geschändet oder entführt werden, und das Gesetz bot dagegen keine Hilfe ... Ich appelliere aus meinem Herzen an den reinen und himmlischen Geist der allgemeinen Toleranz, den die Verfassung der Vereinigten Staaten auch vor diesen Gerichtshof trägt. Muss nicht vor einem Gericht der amerikanischen Flotte jeder Angeklagte, Jude oder Nichtjude, Christ oder Heide, Gerechtigkeit erfahren ...»

Die Richter verstanden schwerlich Uriah Levys Brückenschlag zwischen jüdisch-

europäischen Erfahrungen und dem Fall Williamson. Sie verurteilten ihn im Frühjahr 1819 als Siebenundzwanzigjährigen zum Ausschluss aus der Flotte.

Von einem Gefühl zerstörter Ambitionen übermannt, unfähig, in Philadelphia mit der vermeintlichen Niederlage zu leben, verschwand er für zwei Jahre, ohne sichere Spuren zu hinterlassen. Angeblich floh er nach Paris, und die unvermeidliche Legende verstrickte ihn in eine Liebesaffäre mit einer französischen Adelsdame. Gleichviel: Was ihn aus der Versenkung zurückrief, war ein neues Eingreifen des mittlerweile zum zweitenmal gewählten Präsidenten James Monroe, der nach 23 Monaten Bürokratie das Urteil über Uriah Levy auf seinem Tisch fand. Er entschied, dass Levys Verhalten ernste Bestrafung verlange, dass sein langer Dispens vom Dienst aber Busse genug sei, und er verfügte seine Wiedereinstellung in die Flotte – an Bord von USS «Spark». An dem Schicksal Uriahs wurde indessen deutlich, dass Verfassungen und Gesetze nur die Vorstufe zu gesellschaftlichen und menschlichen Veränderungen sein können, während die inneren Wandlungen Generationen in Anspruch nehmen. Nach seiner Rückkehr zur Flotte erfuhr Levy diese Wahrheit im Überfluss. Historiker können sich darauf beschränken, zwei Kontrahenten anzuführen, mit denen Levy seine nächsten erbitterten und folgenreichen Kämpfe ausfocht: Leutnant Weaver in Philadelphia und William Spencer, sein vorgesetzter Erster Offizier.

In Weaver vermutete er den anonymen Verfasser eines Washingtoner Zeitungsartikels, in welchem es hiess: «Wenn ein schuldiger Offizier, wie in einem kürzlichen Fall, kassiert wird, intrigiert er mit politischen Freunden ... und erscheint mit Papieren beladen in Washington. Dort wird der 'starke Arm' der Regierung gelähmt ... und der Schuldige bleibt im Dienst.» Es gab keine Spur von Beweis dafür, dass Weaver Artikel schrieb oder dass der Verfasser in Washington nicht an Vorkommnisse oder Möglichkeiten gedacht hatte, die keinerlei Beziehung zu Levy hatten. Aber noch von einer Mittelmeerreise aus bedachte er Weaver so lange mit Kommentaren voller Bitterkeit, dass er sich abermals vor Marinerichtern wiederfand, die ihn wegen «provokierender Worte» verwarnen liessen. Ein heftiger Wortwechsel mit William Spencer endete damit, dass in jedem Marinehafen vor angetretenen Besatzungen eine neue einjährige Suspendierung Uriah Levys vom Dienst bekanntgegeben wurde. Als er daraufhin erfolgreich Zivilklage gegen Spencer wegen beleidigender Ausdrücke erhob, sah er sich an Bord wie in Philadelphia so isoliert, dass er um einen unbegrenzten Urlaub nachsuchte und ihn 1826 ohne Formalitäten auch erhielt.

Diesmal aber floh er nicht nach Paris, sondern sann darauf, die Flotte auf andere Weise zu bezwingen, und vielleicht wies ihm der Washingtoner Zeitungsbericht,

der seine Fehde mit Leutnant Weaver heraufbeschworen hatte, einen Weg. Er beschloss, zunächst wohlhabend und unabhängig zu werden, und New York – nun 140'000 Einwohner stark – lieferte alle Voraussetzungen dazu. Das Babylon von Manhattan brodelte gerade in einem Ausdehnungs-Boom. Die Preise für Immobilien verdoppelten sich in einem Jahr, verdreifachten sich in zwei Jahren, und binnen fünf Jahren hatten sie den achtfachen Wert. Mit dem Geld, das Coulton, sein alter, manchmal verzweifelnder, aber verständnisvoller Gönner ihm geliehen hatte, erwarb er Mietshäuser, verkaufte sie, kaufte neue, und zehn Jahre später wurde sein Vermögen auf 250'000 Dollar geschätzt. Ob er nach seiner Verwandlung in einem «massgeschneiderten» New Yorker «Gent» mit europäischem Samtkragen und Spazierstock mit Elfenbeingriff mehr Verständnis oder Sympathie bei der sardischen Elite genoss, blieb eine offene Frage. Aber sicherlich gewann er Kontakte zu ehrgeizigen Advokaten und Politikern in New York, Philadelphia und Washington, darunter zu republikanischen Anhängern seines Idols Thomas Jefferson, der 1826 im 83. Lebensjahr gestorben war.

1833 sandte er einem der berühmtesten Bildhauer von Paris, P.J. David d'Angers, ein Porträt des Toten und erteilte ihm den Auftrag, danach eine eindrucksvolle Statue des Vaters der Unabhängigkeitserklärung und der Religionsfreiheit zu schaffen. Er hatte nie Gelegenheit gehabt, Jeffersons Tagebuchnotizen aus Europa zu lesen, in denen dieser Denkmäler von Politikern mit Spott übergoss. So liess er ein Jahr später d' Angers Werk nach Washington transportieren und trug es Kongress und Regierung in einem Schreiben als Geschenk für die amerikanische Nation an. Den Kongress – mit argwöhnischen Vertretern der Marine im Hintergrund – stürzte er damit in heftige Debatten über die Frage, ob die Annahme des Geschenks eines mehr oder weniger geschassten Leutnants am Platze sei. Auch die Kongressabgeordneten hatten Jeffersons Tagebücher nicht gelesen, und so wussten sie nichts von dem einfachsten Argument für eine Ablehnung. Jeffersons Abbild wurde an der Nordfront des Weissen Hauses und später im Capitol aufgestellt, doch erst 40 Jahre später offiziell als Gabe akzeptiert. Mittlerweile war Uriah Levy mit dem nächsten diplomatischen Schritt beschäftigt. 1836 kaufte er Jeffersons Landsitz «Monticello», das einst auf 11'000 Morgen Land errichtet worden war. Jefferson hatte in ständigem Kampf mit Schulden und Gläubigern schon zu seinen Lebzeiten mehr als 10'000 Morgen veräussert. Seine Tochter Martha hatte nach seinem Tod den einst auf 71'000 Dollar geschätzten Sitz für ganze 10'000 Dollar an einen Seidenraupenzüchter verkauft, der (statt in Georgia) in «Monticello» ein neues Welt-Seidenzentrum reifen sah. Aber die Raupen wollten «am Geist der Gleichheit allein nicht gedeihen», und ihr Züchter war glücklich darüber, dass er nach endlosen Bemühungen in Uriah Levy für nur noch 2'700 Dollar einen Käufer

für «Monticello» fand. Levy erwarb ausserdem einiges Land zurück und restaurierte das Arbeitszimmer seines Helden. Im Jahre 1837 beförderten der nunmehr amtierende Präsident Andrew Jackson und sein Marineminister Dickerson Uriah Levy überraschend vom beurlaubten Leutnant zum Fregattenkapitän und wiesen die Flotte an, ihm das Kommando über ein Schiff zu geben.

Die Admiralität hatte offenbar nichts vergessen (und verziehen). Sie übergab ihm die Korvette «Vandalia», die im Hafen Pensacola von Florida mit angefaulten Decks, verrosteten Kanonen und Restbeständen einer Besatzung lag, die eher in Kneipen als an Bord zu finden war. Doch was immer man gegen Levy vorgebracht hatte – das Bewusstsein, der erste jüdische Kommandant eines Kriegsschiffes der Vereinigten Staaten zu sein, liess ihn Wunder verrichten. Seiner Mutter Rachel schrieb er mit neuem Selbstvertrauen: «Ich gehöre mit Sicherheit zu den einzigen, die imstande sind, die Korvette wieder in einen seefähigen Zustand zu versetzen.» Das gelang ihm in der Tat. Aber als er 1839 aussegelte, um amerikanischen Konsuln in Mexico durch Ankern vor ihren Standorthäfen Respekt zu verschaffen, erstrahlten seine Kanonen in Farben, welche die farbenfrohen Mexikaner begeisterten und ihn zum Mittelpunkt von Ovationen machten, Flottentraditionalisten aber schockierten. Anscheinend verliess ihn die in Washington bewiesene Gabe für Taktik und Diplomatie, sobald er voller unfreundlicher Erinnerungen ein Schiffsdeck betrat.

Aus eigener Befehlsgewalt schaffte er die Prügelstrafe an Bord der «Vandalia» ab und praktizierte eine humanere Strafpädagogik. Diebische Seeleute trugen fortan ein Schild mit der Aufschrift «Dieb». Dem Matrosen Thompson, der einen Offizier nachgeäfft hatte, liess er zum Zeichen seines Papageientums Hahnenfedern mit Teer auf den entblössten Rücken kleben. Als er jedoch nach Pensacola zurückkehrte, wurde er seines Kommandos wegen Eigenmächtigkeit enthoben und wegen «schamlosen Verhaltens bei der Bestrafung des Matrosen John Thompson» vor die Schranken eines Gerichts zitiert, das ihn zum zweitenmal aus der Flotte ausschloss.

Der mittlerweile zehnte Präsident der Vereinigten Staaten, John Tyler, forderte indessen eine Überprüfung des Urteils, und als das Gericht bei der antiquierten Ansicht blieb, dass Auspeitschen ehrenhafter sei als das Ankleben von Hahnenfedern, wandelte Tyler den Ausschluss aus der Flotte in «zwölf Monate Ausschluss vom Dienst» um. Der Ausgeschlossene nutzte aber seine Zeit, und spätere Betrachter vertraten die Ansicht, er habe bewiesen, dass er im Umgang mit Politik und öffentlicher Meinung mehr Geschick erworben habe als in frontalen Zusammenstössen an Bord.

Als die Admiralität nach Ablauf seines Zwangsurlaubs keine Anstalten zeigte, ihm ein neues Kommando zu geben, und Briefe unbeantwortet liess, machte er die Barbarei der Prügelstrafe zum Vehikel eines öffentlichen indirekten Angriffs ge-

gen seine Gegner und ihre Überzeugung, dass die Peitsche das Fundament jeder Ordnung und Disziplin sei. Er versandte Leserbriefe an die Zeitungen New Yorks, Philadelphias und Washingtons. Ihnen liess er Artikel folgen, in denen von mittelalterlicher Grausamkeit die Rede war. Schreiben an Politiker, Geistliche, Kongressabgeordnete schlossen sich an. Schliesslich hielt er Ansprachen vor Versammlungen und fand bombastische, wirkungsvolle Worte wie: «Amerika soll nicht gezüchtigt werden.» Ein Pamphlet mit dem Titel «Ein kleiner Überblick über die Anklagen gegen Kapitän U.P. Levy» wurde im Kongress verteilt, und am Ende fanden Abgeordnete im Capitol Peitschen vor mit dem beigefügten Vorschlag: «Probieren Sie sie an Ihrer eigenen Haut aus.»

Nach acht Jahren fand Levy in einem Senator von New Hampshire, John T. Haie, den «Prominenten», der – gleich, aus welchen menschlichen oder persönlichen Motiven – die Abschaffung der Prügelstrafe zu seiner politischen Sache machte. Zwischen 1849 und 1852 brachte er Gesetze ein, die der Auspeitschung schliesslich ein Ende setzten.

Uriah Levy war jetzt 60 Jahre alt. Aber durch den indirekten Sieg über die Flotte fühlte er sich anscheinend so erfrischt, dass er eine um 40 Jahre jüngere, schöne, eitle und lebenslustige Nichte, Virginia Lopez, die Tochter seiner verarmten Schwester Fanny aus Jamaica, zur Frau nahm. Er bezog mit Virginia ein Haus am Saint Marks Place in New York. Aber das Leben mit der Zwanzigjährigen bedeutete nicht das Ende seiner so tief wurzelnden Fehde mit der Flotte. Sie steuerte erst ihrem Höhepunkt entgegen. 1855 erhielt eine Marinekommission den Auftrag, zur Verjüngung der Marine alle Offiziere, die als nicht mehr voll einsatzfähig betrachtet werden konnten, in Pension zu schicken. Zusammen mit 200 anderen, denen Marineminister James Cochran Dobbin die Streichung von der Liste der aktiven Offiziere mitteilte, erhielt auch Uriah Levy die Nachricht von seiner Pensionierung. Die Mitteilung rief ihn auf die Barrikaden zurück. Er eröffnete den neuen Kampf auf dem Gelände, auf dem er inzwischen am erfolgreichsten fechten gelernt hatte, in der Öffentlichkeit und im Kongress, sowie mit den Waffen, die sich im Kampf um die Prügelstrafe so wirkungsvoll erwiesen hatten. Mit dem Beistand des ehemaligen Justizberaters Präsident Andrew Jacksons, Benjamin Butler, richtete er zunächst eine Beschwerde an den Kongress, die nichts an Eindeutigkeiten wie «illegal», «ohne Beispiel» oder «empörend» vermissen liess. Sie beschuldigte die Marinekommission, ihre Entscheidung über 200 Offiziere ohne die persönliche Prüfung jedes einzelnen Offiziers vorgenommen und dadurch deren Rechte übergangen zu haben. Danach wandte sie sich Uriah Levy zu und erhob Klage, dass in seinem Fall nicht nur das Recht persönlicher Überprüfung verletzt worden sei. Die Flotte habe 15 Jahre lang – in Uriah Levys besten Mannesjahren – seine

Gesuche um ein neues Kommando nicht beachtet. Der entscheidende Grund dafür sei leicht ersichtlich. Es handele sich um sein Bekenntnis zur jüdischen Religion. Der grausamen Behandlung, die er als jüdischer Offizier erfahren habe, werde durch eine vorzeitige Pensionierung ein Gipfelpunkt des Unrechts hinzugefügt. Statt einer Pensionierung stünde ihm das so lange verweigerte neue Kommando zu.

Der Kongress liess sich zwar Zeit, aber am Ende berief er einen Prüfungsausschuss, vor dem Offiziere, die sich in ihrem Recht benachteiligt fühlten, ihre Sache vertreten konnten. So kam im November 1857 Uriah Levys bis dahin grösste Stunde. Gegen 8 Zeugen, welche die Flotte gegen ihn aufbot, erschien er in Washington mit 19 Entlastungszeugen aus der Marine und nicht weniger als 53 zivilen Zeugen, die über seine Fähigkeiten und seinen Charakter aussagten. Sie reichten von Kaufleuten, Ärzten, einem Gouverneur von New Jersey und dem Präsidenten seiner Bank bis zu dem Chairman einer Feuerversicherung und einem Exbürgermeister von Washington und waren, mit wenigen Ausnahmen, protestantischer Konfession. Die Jugend und Eleganz Virginias, mit der er eine Suite im Gatsby-Hotel bezog, bot Reportern jeden Tag eine neue Attraktion. Mehrere Commodores, die als Zeugen der Flotte erklärten, Uriah Levy zeige ausser Exzentrik und Eitelkeit keinerlei bemerkenswerte Qualitäten, und seine Pensionierung sei ohne jedes antijüdische Motiv gerechtfertigt, hatten einen harten Stand gegen Senior-Commander Charles Stewart. Dieser hatte nicht vergessen, dass er Levy einmal der «United States» hatte aufzwingen müssen, und er bemerkte kühl: «Er war 1818 kompetent, und ich denke, er ist es heute.»

Der grosse Zeugenaufmarsch trat jedoch in den Hintergrund, als Uriah Levy am 19. Dezember 1857 als Zeuge in eigener Sache auftrat und seine Aussage sich zu einem grossen Plädoyer für die jüdischen Bürger Amerikas entwickelte. Seit dem Fall Williamson im Jahre 1819 hatte er gelernt, seine Emotionen besser zu kontrollieren, und so begann er: «Der erste Zusatz der Verfassung der Vereinigten Staaten verbietet jedes Gesetz gegen die freie Ausübung einer Religion. Er beweist, wie hoch die Gründer der Republik die Freiheit des Gewissens bewertet haben.» Dann fuhr er fort, vor 30 Jahren habe ein Brite geschrieben, Amerika habe für immer die religiöse Unterdrückung beseitigt, welche für viele Jahrhunderte ein Fluch der Menschheit gewesen sei ... Dieser Engländer habe jedoch nicht daran gedacht, dass – während er das schrieb – in der Flotte der Vereinigten Staaten Männer wirkten, für die es ein Problem sei, ob Juden im Dienst der Flotte geduldet werden könnten. «Denn», so fragte er, «was anderes bedeutet es, wenn mir wegen meines Glaubens die Anerkennung verweigert wird, welche mir nach den Aussagen von fünfzig Zeugen zusteht, als einen Versuch, die Angehörigen meines Glaubens von Neuem der Unterdrückung zu unterwerfen. Müssen die Tausende von

Juden aus Juda und Israel, die in ihrer Zerstreung über die Welt auf Amerika als auf das Land der Befreiung blicken, zu ihrem Schmerz lernen, dass auch wir in einem Sumpf religiöser Intoleranz versinken ... Glauben Sie nicht, dass sich dieser Sumpf, wenn er einmal betreten wird, auf Juden beschränken lässt... Was heute mein Fall ist, kann morgen der Fall der Katholiken oder Unitarier, der Episkopalisten, der Methodisten oder Baptisten sein ... Es gibt nur eine Sicherheit – sie liegt in der ehrlichen, ... unerschütterlichen Anwendung der Verfassung ... Ich lege mein Schicksal in Ihre Hand.»

Gegenüber dieser Argumentation gab es für den Ausschuss keinen anderen Weg als die Verfügung von Uriah Levys Wiederaufnahme in die Offiziersliste und seine Ernennung zum Kommandanten der Korvette «Macedonian», die in Boston zur Fahrt ins Mittelmeer bereit lag.

Das überschüssende Ego des Siegers überschattete seinen eigenen Triumph, als er – entgegen den Regeln in jeder Kriegsflotte der Welt – darum ersuchte, die nun vierundzwanzigjährige Virginia mit an Bord nehmen zu dürfen. Anscheinend geschlagen, erfüllte das Flottenkommando seinen Wunsch, und er genoss drei Jahre Mittelmeerkommando sowie den echten Triumph, als jüdisch-amerikanischer Kapitän und Commodore der Mittelmeerflotte bei Empfängen in Ägypten, Neapel, Rom oder auf einem Pariser Kostümball, veranstaltet von Kaiser Napoleon III. von Frankreich und der Kaiserin Eugenie, zu repräsentieren. Es blieb umstritten, ob ihm auch die Flirts und Modeschauen seiner Frau an Bord gefielen, wo sie in immer neuen Kleidern erschien. Schliesslich färbte Uriah Levy seine Haare und seinen Schnurrbart schwarz, um jünger zu wirken, während Virginia über ihre Wirkung auf Männer philosophierte. 1861 fühlte er sich krank, kehrte nach New York zurück und verschied im Jahre darauf, am 22. März, in einem Haus am St. James Place.

Virginia, die nicht lange Witwe blieb und ihn um 65 Jahre überlebte, schloss er weitgehend aus seinem Testament aus. Er bestimmte, dass für ihn ein Denkmal mit der Inschrift «Uriah Phillips Levy, Kapitän der US-Marine, Vater des Gesetzes zur Abschaffung der barbarischen Prügelstrafe in der Flotte der Vereinigten Staaten» zu errichten sei. «Monticello» hinterliess er dem Volk der Vereinigten Staaten mit der Bestimmung, es solle daraus eine Landwirtschaftsschule für verwaiste Kinder von Marineoffizieren werden. Das Testament wurde jedoch angefochten, das Denkmal nie gebaut. «Monticello» gelangte in den Besitz eines Neffen, der das Anwesen weiter renovierte, bis nach Europa nach Gegenständen der Original-einrichtung aus Jeffersons Tagen forschte und dem Haus einen letzten Abglanz der Vergangenheit verlieh. Um 1920 erwarb eine Jefferson-Stiftung «Monticello» als patriotischen Touristenplatz. Für die Touristen, die hinfort Jeffersons Haus besichtigten, war Uriah Levys Name in Vergessenheit gesunken.

Und ein später entferntes Schild, auf dem – sozusagen als Appell an die amerikanische Bewunderung für schnellen Reichtum – zu lesen war, ein Uriah Levy habe den Sitz einmal für 2'700 Dollar erworben und für 500'000 weiterverkauft, belebte nur das alt-untergründige Klischee von jüdischer Geschäftstüchtigkeit.

Aber das änderte nichts mehr an der symbolischen Bedeutung von Uriah Levys Gestalt. Erfolgreiche Sefardim und andere, die in seinen Handlungen nur Anklänge an Donquichotterie sahen, konnten zwar darauf hinweisen, dass er in jenen Tagen nicht der einzige jüdische Seeoffizier der Vereinigten Staaten war, sondern dass ein Enkel Barnard Gratz', Henry Etting, 1818 als Midshipman ohne grosses Aufsehen ein Duell ausfocht, 1830 Leutnant wurde und zur gleichen Zeit wie Uriah Levy als Kapitän in den Ruhestand trat. Doch sie übersahen, dass Henry Etting niemals wie Uriah Levy das Ziel verfolgte, in wenigen Jahren die Veränderung einer sozial-religiösen Situation zu erkämpfen, die nur in Generationen möglich war und erst im Zweiten Weltkrieg Symptome der Wandlung zeigte, als einer der zahllosen amerikanischen Zerstörer-Neubauten den Namen «Levy» erhielt.

Für andere Betrachter blieb seine Rolle als Offizier auf Fregatten oder Korvetten ohnedies nur eine Episode. Für sie lag seine Bedeutung darin, dass er – bewusst oder unbewusst – der jüdischen Überlebens- und Interessenstrategie im Amerika der Zukunft Wege und Waffen zeigte, die ihr – wie jeder Minderheit – zur Verfügung standen: die Verfassung, die Unabhängigkeitserklärung, das grosse moralische Versprechen, das in beiden verankert war, die Beeinflussungsmöglichkeit der öffentlichen Meinung und die politischen oder menschlichen Abhängigkeiten, Verpflichtungen, Emotionen und Verstrickungen von Politikern, Abgeordneten und Präsidenten, die damit verbunden waren.

«Ararat» und Mordecai Noahs Traum vom neuen Israel

Vielleicht hatten sie recht. Und vielleicht hatten sie ebenso recht, wenn sie in Mordecai Manuel Noah, dem zweiten frühen Symbol jüdischer Bemühungen um die Verwirklichung jüdischer Rechte in Amerika, mehr als nur einen Egozentriker oder Don Quichotte sahen, nämlich einen Vorausahner oder gar Vorausdenker jüdisch-israelisch-amerikanischer Beziehungen der Zukunft.

Mordecai Noah war der 1785 geborene Enkel des «Tedesco» Jonas Phillips, der in Philadelphia als Auktionator zu Erfolg und Ansehen gelangt war und früh die Bedeutung der Unabhängigkeitserklärung für die jüdische Zukunft erkannt hatte. Jonas Phillips' Tochter Zipporah war Mordecais Mutter. Als ihr Mann Manuel, ein

erfolgloser Hausierer, am Leben verzweifelte und sie selbst 1792 starb, war Mordecai im Hause seines Grossvaters aufgewachsen. Jonas Phillips hatte ihn zur Wahrung der religiösen Orthodoxie, zum Glauben an die Auserwähltheit des Judentums und an die Auferstehung Alt-Israels, aber auch an Amerika als dem Boden erzogen, auf dem jüdisches Leben sich nach ungezählten Generationen wieder frei würde entfalten können.

Wahrscheinlich lag es hieran, dass Mordecai Manuel Noah das Kaufmannsgewerbe der meisten seiner Verwandten mied und stattdessen in Journalismus, Literatur und Politik direktere Wirkungsmöglichkeiten für das Judentum im Amerika suchte. Wenn man Urteile über seine Persönlichkeit zusammentrug, ergab sich das Bild eines «durch und durch jüdischen», «scharfzüngigen», «lauten», «insistierenden» und «irritierenden» Mannes, der nur Begeisterung oder Hass kannte, oft von einer Idee zur anderen sprang, Pläne für vollendete Tatsachen hielt, alles und jedes «dramatisierte» oder die Aufmerksamkeit der Umwelt «weniger durch Leistungen als durch Kontroversen und Showmanship» auf sich zog. Was immer er wirklich war, auch er nahm die Verfassung beim Wort, und er bewarb sich so lange um eine Funktion bei dem noch jungen diplomatischen Dienst der Vereinigten Staaten, bis Präsident Madisons Aussenminister James Monroe ihm ein konsularisches Amt in Tunis übertrug. So wurde Noah 1813 zum ersten jüdisch geborenen diplomatischen Vertreter Amerikas.

Es blieb unbekannt, weshalb Monroe ihn während des zweiten Krieges mit England an die nordafrikanische Küste delegierte, wo seeräuberische Araberfürsten von Algier und Tripolis sich durch Kapern amerikanischer Schiffe und deren Besatzungen bereicherten. Vielleicht bewog ihn der Gedanke an besondere jüdische Geschäftserfahrungen in Nordafrika dazu, denn der Hauptauftrag Noahs lautete, die gefangene Besatzung einer Brigg namens «Edwin» auszulösen und dabei möglichst als Privatmann und nicht als Konsul zu agieren.

Noahs Mission begann damit, dass Engländer ihn unterwegs gefangennahmen und erst nach Wochen wieder freiliessen. Nach der Ankunft in seinem Standort Tunis verführte ihn Übereifer dazu, sich einem mysteriösen Vermittler anzuvertrauen, der für rund 5'000 Dollar zwei «sichere» und zwei «wahrscheinliche» Amerikaner aus algerischen Gefängnissen zu befreien versprach. Ohne Rückfrage in Washington entlieh er das nötige Lösegeld. Später konzentrierte er sich mit ebenso grossem Eifer auf die Zurückweisung britischer Demarchen in Tunis, die sich gegen den tunesischen Bei richteten, weil er englische Schiffe gekauft hatte, die von einem amerikanischen Kaperkreuzer aufgebracht worden waren. Die Demarchen stützten sich auf einen britisch-tunesischen Vertrag, in dem der Bei sich verpflichtet hatte,

keine englischen Schiffe oder Ladungen zu erwerben, die durch christliche Mächte gekapert worden waren. Mordecai Manuel Noahs Argumentation gegen die Engländer gestattete einen Blick in seine Gefühls- und Gedankenwelt. Er erklärte, die Vereinigten Staaten fielen nicht unter den Vertrag. Da sie unter ihren Bewohnern jüdische Bürger zählten, seien sie keine christliche Macht. Einige Zeit später wurde seine mit so grossen Hoffnungen begonnene Tätigkeit durch eine persönliche Botschaft James Monroes beendet, in der es – nächst einer Beanstandung der durch den Präsidenten nicht genehmigten Lösegeldzahlungen – hiess: «Zurzeit Ihrer Ernennung zum Konsul in Tunis war nicht bekannt, dass die Religion, zu der Sie sich bekennen, hinderlich für die Ausübung Ihrer konsularischen Aufgaben sein würde.»

Es blieb eine offene Frage, wer Noahs jüdische Herkunft beanstandete. Aber wahrscheinlich spielte seine Interpretation Amerikas als einem nichtchristlichen Lande eine Rolle dabei. Nichts aber hätte Noah und seine Vorstellungen von jüdischer Freiheit und Gleichheit in Amerika tiefer treffen können. Er schrieb, er sei «schockiert». «Ohne Erklärung» sei er nicht nur des Amtes, sondern auch seiner Rechte und seiner Ehre beraubt. Die eigene Regierung habe die «religiösen Empfindungen der ganzen jüdischen Nation» verletzt. Er sandte Briefe und Dokumente an das Weisse Haus und den Kongress. Er sammelte Zeugnisse über seine Arbeit und Äusserungen nicht-jüdischer Kritik an Monroes Verhalten. Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten sprach er mit Abgeordneten und schrieb weitere Briefe und Artikel. Als das Aussenministerium nach einem Jahr zwar das entlehene Lösegeld erstattete und dazu bemerkte, Noahs Aktion werde nicht als unehrlich, sondern nur als unklug betrachtet, blieb für ihn die Kränkung wegen seines Glaubens bestehen. So setzte er seine Kampagne um eine Rechtfertigung fort, bis Expräsident James Madison ihm brieflich bestätigte, der jüdische Glaube «in sich selbst» sei nicht der Grund für seine Abberufung gewesen. Trotzdem hinterliess das plötzliche Ende seiner Karriere als erster jüdischer Diplomat in ihm einen Zwiespalt, der fortan sein Leben mehrfach beeinflusste. Ihn erfasste der Argwohn, dass Amerika trotz seiner Verfassung auf die Dauer nicht das Land vollkommener Gleichheit und Freiheit für Juden sein könnte. Mit der dramatischen Heftigkeit, die ihm eigen war, überfiel ihn der Gedanke an eine Neugründung Alt-Israels als einzigem Territorium, wo wirklich Freiheit auf die Juden wartete.

Drei Jahre nach seiner Rückkehr aus Tunis verkündete er der schon so fest in Amerika verwurzelten Gemeinde Shearith Israel in New York: «Wir werden nach Zion zurückkehren.¹.. Wir werden den Glauben zurücktragen, den wir mit uns nahmen. Den Tempel, den wir unter Salomo in Jerusalem errichteten, werden wir als auserwähltes Volk von Neuem bauen.»

In seinen Phantasien zeichnete er ein auf erstandenes Alt-Israel als das Land neu-jüdischer Bauern. Als er 1819 erfuhr, dass der Staat New York die 12'500 Morgen grosse Insel Grand Island im Niagara-Fluss bei Buffalo von den letzten Seneca-Indianern geräumt hatte, beschwor er Mitglieder der New Yorker Abgeordnetenversammlung, die Insel für jüdische Einwanderer-Farmer aus Europa und der übrigen Welt zu reservieren. Da die Abgeordneten seiner begeisterten Phantasie nicht sofort folgen konnten, überredete er einen wohlhabenden Bekannten, Samuel Leggett, 2500 Morgen Inselland für eine «Stadt der Juden» zu erwerben. Er übersah dabei, dass im besten Fall einige Dutzende jüdische Familien auf der Insel würden leben können. Vor seinen Augen entstand eine jüdische Farmerstadt. Er gab ihr den Namen «Ararat» – anscheinend nach dem Ararat-Gebirge, auf dem der Bibel zufolge Noahs Arche gelandet war – und liess einen Grundstein anfertigen, der die Aufschrift trug: ARARAT, STADT DER ZUFLUCHT FÜR DIE JUDEN. GEGRÜNDET DURCH MORDECAI MANUEL NOAH IM MONAT TISCHRI (SEPTEMBER) 1825, IM 50. JAHR DER AMERIKANISCHEN UNABHÄNGIGKEIT.

Sein Traumbild verdrängte seine erste diplomatische Niederlage, und er erbat sich von dem nunmehrigen Aussenminister John Quincy Adams ein neues diplomatisches Amt – diesmal als Botschafter der Vereinigten Staaten in Wien. Er glaubte, von dort aus seine Idee den Juden Deutschlands und Polens, aber auch europäischen Regierungen nahebringen zu können. Adams reagierte jedoch nicht auf seine Wünsche und Appelle. Er vertraute nur seinem Tagebuch an: «Er (Noah) hat grosse Projekte für die Ansiedlung von Juden in diesem Land.» Schliesslich organisierte Noah auf eigene Weise eine Gründungszeremonie für «Ararat», welche alle Juden der Welt aufrütteln sollte. Mit einer Schar von Freunden, jüdischen und nicht-jüdischen Milizangehörigen, die Uniformen und eine Salutkanone aus der Kriegszeit hervorholten, mit einer Musikkapelle und vielen Neugierigen zog er am 2. September 1825 von Buffalo nach Grand Island, das er nie zuvor betreten hatte. Doch man hatte Boote zum Übersetzen über die Niagara-Gewässer vergessen, und so führte er sein Gefolge nach einigen Kanonenschüssen in die Episkopalkirche von Buffalo. Dort legte er eine selbstentworfenen schwarze Richterrobe mit weissem Hermelin an und verkündete, nachdem der grosse Marsch aus «Judas Makkabäus» gespielt worden war, eine «jüdische Unabhängigkeitserklärung», die schriftlich bereits an alle ihm bekannten jüdischen Gemeinden in Amerika und Europa unterwegs war. Er rief die Juden «in den vier Teilen der Erde» auf, zusammenzukommen, ihr Erbe als souveränes Volk anzutreten und wieder ihren gebührenden Rang unter den Völkern der Erde einzunehmen: «Zu diesem Zweck verkünde ich, Mordecai Manuel Noah, Bürger der Vereinigten Staaten und dank der Gnade Gottes Gouverneur und Richter Israels, allen Juden der Welt, dass hiermit ein Asyl für sie vorbereitet wird ...» Er fuhr fort: «Es wird eine Steuer von drei

Schekeln in Silber pro Jahr ... von jedem Juden der Welt erhoben, eingezogen durch die Schatzmeister aller Gemeinden, bestimmt für die Ansiedlung, die Beschaffung landwirtschaftlicher Geräte und die Vorbereitung der zukünftigen Regierung.» Anschliessend untersagte er den Juden weitere Mischehen, empfahl denjenigen, die in fremden Ländern unter erträglichen Umständen lebten, vorerst zu bleiben und weitere Anordnungen abzuwarten, und schloss mit der Aufforderung, alle Indianer über ihre wirkliche jüdische Herkunft zu unterrichten, damit sie sich «mit der jüdischen Rasse vereinigen können». Nach seiner Ansprache zog er sich mit seiner Begleitung in ein Restaurant zurück, nahm eine jüdische Mahlzeit ein und machte sich, ohne Grand Island besichtigt zu haben, auf die Rückreise nach New York.

Kein Schekel und kaum ein Echo erreichten ihn von jenseits des Atlantik, und von Ararat blieb nur der Grundstein übrig, der 1978 noch im Rathaus eines kleinen christlichen Industrieörtchens auf Grand Island zu finden war. Aber die Idee der Wiedererweckung Israels mit Hilfe der Vereinigten Staaten blieb ein Leitmotiv seines Lebens. 1844 kam er in Schriften, die zwischen Phantasie und Realität schwankten, darauf zurück: «Die Juden sind in der... Lage, sich wieder in den Besitz des Heiligen Landes zu setzen ... Nirgendwo können wir die Sache der Unabhängigkeit der Kinder Israels besser verfechten als in Amerika, der Wiege der Freiheit... Hier können wir die grundlegende Strategie dafür schaffen, und 17 Millionen (Amerikaner) werden erklären: 'Gott ist mit euch. Wir sind mit euch. Im Namen Gottes und im Namen bürgerlicher und religiöser Freiheit ziehet hin und nehmt das Land eurer Väter wieder in Besitze» Bei seinem Bemühen, die Amerikaner mit der Verwirklichung seines Traumes zu verknüpfen, suchte er Motive, die Amerika dazu bewegen würden, einer Neugründung Israels seine Hilfe zu gewähren. Er geriet in Bereiche des Absurden, wenn er in diesem Zusammenhang meinte, die Vereinigten Staaten kämpften für die Freiheit Südamerikas, sie hätten ihren «roten Brüdern jenseits des Mississippi eine neue Heimat» geschaffen oder (und im Folgenden spielte er auf den Versuch der Ansiedlung einiger freigelassener Sklaven am afrikanischen Cap Mesurado durch eine Wohlfahrtsorganisation an) «den Afrikanern ihre Heimat wiedergegeben». Wenn die Vereinigten Staaten auf solche Weise Südamerikanern, Indianern und Negern ihre Sympathien zeigten, um wieviel grösser müsse ihre Hilfsbereitschaft für ein Volk wie das jüdische sein, vor dem «der Allmächtige bei Tage wie in einer Wolke wandelte und wie eine feurige Säule bei Nacht».

Er appellierte an alle Christen Amerikas: «Es ist eure Pflicht... uns wieder zu dem Land unserer Väter zu verhelfen, auf das wir durch unseren Bund mit Gott einen unverbrüchlichen Anspruch haben ... Die Wiederkehr Jesus Christus hängt von euch ab... Wenn Christus wiedererscheinen soll, kann es nur unter seinem eigenen

Volk und in dem Lande seiner Geburt und seiner Leiden geschehen ...» Zur praktischen Politik übergehend, forderte er dazu auf, den Sultan der Türkei zur Freigabe jüdischen Landkaufes in Syrien und Palästina zu veranlassen. «Vom gleichen Augenblick an», prophezeite er, «wird das ganze Gebiet um Jerusalem mit den Orten Hebron, Safed, Tyrus, dazu Jaffa und anderen Häfen am Mittelmeer von jüdischem Unternehmungsgeist durchdrungen werden ... Die Täler des Jordan werden sich mit jüdischen Farmern aus dem Norden Deutschlands, aus Polen und Russland füllen ... Im Umkreis von 20 Tagen rings um die Heilige Stadt werden zwei Millionen Juden leben ... Allen, denen die Mittel fehlen, wird durch Gesellschaften geholfen werden... Einwanderung wird das Werk vollenden. «Und um zu unterstreichen, dass ihn nicht nur Visionen, sondern reale weltpolitische Erwägungen vorwärtstrieben, ergänzte er, England benötige Ägypten, um den Weg nach Indien zu sichern. Russland werde versuchen, diesen Weg zu bedrohen. Nur ein Land könne England als palästinensischer Schutzwall gegen eine russische Expansion dienen – das wiedererweckte Land der Erben Abrahams.

Doch so sehr Noah von der Auferstehung Alt-Israels träumte, so verriet er in seinem ganzen übrigen Leben als Dramatiker, zeitweiliger Sheriff, Wahlkampf-Promoter sowie in einer Ehe mit der wohlhabenden New Yorker Kaufmannstochter Rebecca Esther Jackson, dass er immer tiefer mit Amerika verwuchs und schließlich imstande gewesen wäre, selbst in das erträumte Neu-Israel zu ziehen.

Er starb 1851. Seine Träume gerieten für 50 Jahre in Vergessenheit und danach auf ein vermeintliches Seitengeleise der Geschichte. Doch so, wie einige moderne Betrachter in Uriah Levys egozentrischem Feuerwerk frühe Grundsätze für eine zukünftige Kampfstrategie um jüdische Lebensfragen auf amerikanischem Boden erkennen wollten, so faszinierte sie an Noahs scheinbar irrationalen Verkündigungen die frühe Verknüpfung der zionistischen Idee mit den Juden Amerikas und mit Amerika selbst. Vielleicht war es eine glückliche Fügung in Noahs Leben, dass er es nicht mehr erlebte, dass einige seiner Enkel zu Christen wurden.

Die einen und die anderen Sefardim

Als der sechsundsechzigjährige Noah einem Gehirnschlag erlag, war seit rund 20 Jahren der Einwandererzug im Gange, den die Sefardim gefürchtet hatten, seit sie seinen Verboten begegnet waren – der Zug der Aschkenasim. Er vermehrte die Zahl der Juden in Amerika von weniger als 6'000 (unter 15 Millionen Amerika

nern) im Jahre 1830 auf 260'000 im Jahre 1870. Es waren nur wenige Jahrzehnte nötig, um das Zeitalter der Sefardim zu beenden und eine neue Ära zu eröffnen, an deren Wiege keine «goldenen», sondern Getto-Erinnerungen standen. Als immer mehr deutsche und österreichische Juden (zusammen mit kleineren tschechischen, ungarischen, elsässisch-französischen und englischen Gruppen) nach acht- oder neunwöchigen Reisen aus den dunklen, stickigen Zwischendecks billiger Einwandererschiffe stiegen, bewohnten die meisten Sefardim die besseren oder besten Stadtviertel, lebten in Landhäusern oder auf südlichen Plantagen. Die Lazarus von New York, deren Zuckerhandel florierte, oder die Nathans, welche an den Ursprüngen der New Yorker Börse beteiligt waren, bewohnten Herrenhäuser an der Fifth Avenue. Isaac Mendes Seixas Nathan, der sein Haus mit Glocken regierte (jedes seiner 15 Kinder gehorchte auf eine Glocke mit einem eigenen Klang), und sein Sohn Benjamin Nathan gehörten dem besten protestantischen Club von New York, dem Union Club, an. Im Union Club gab es später einen Stuhl, der «Mr. Lazarus» hiess. Jeder der berühmten angelsächsischen Clubs von Philadelphia, «Rittenhouse», «Racquets», «Rabbit», hatte einen Gratz, Hays oder Etting zum Mitglied. Ihr Lebensstil und ihre Verhaltensweisen verrieten die 150 Jahre Einfluss Amerikas. Die Zahl derer, die sich von der jüdischen Glaubensstradition trennten, Protestanten wurden oder durch Eheschliessungen in der protestantischen Umwelt aufgingen, hatte sich ständig vergrössert. Wenn man sie später auf 15 bis 20 Prozent schätzte, so wusste in Wahrheit niemand genau, wie hoch die Zahl «sefardischer Presbyterianer» oder «sefardischer Quäker» war. Viele weitere Franks, Harts, Simons, Hays und Gratz gingen in den Familien oder Seitenlinien der christlichen Rowlands, Rockefellers, Wallaces, Taylors, Marshalls oder Gillettes auf. Die Livingstons, Stevensons, Hopkins, van Rensselaers, Ingersolls, Lodges und zahlreiche andere schlugen mehr oder weniger sichtbare Familienbrücken zu Sefardim. Sie erlebten nicht mehr, dass ihre zukünftigen Erben es nicht als Seitensprung, sondern als etwas Besonderes betrachten würden, jüdische Vorfahren zu haben, und nicht-jüdische, areligiöse oder antinationalistische Betrachter die Frage stellten, ob die Sefardim, die ganz über die Brücken zu ihrer Umwelt gegangen waren, nicht ein glücklicheres und leichteres Leben gewählt hatten als die Juden, die weiterhin die Last ihres Glaubens und ihrer Traditionen trugen. Sie konnten allerdings nicht leugnen, dass es gerade die «jüdischen Lastenträger» waren, die das Gefühl des Besonderen bewahrt oder immer wieder erneuert hatten. Um das Jahr 1900 kamen «andere» Sefardim, die nach der Vertreibung aus Spanien und Portugal nicht den Weg nach Westindien, Holland, England und gelegentlich Deutschland gegangen, sondern in den östlichen Mittelmeerraum geflücht-

tet waren, in einem späten sefardischen Einwanderungszug nach Amerika. Als sie mit ihrem fremdartigen Gepäck Zuflucht in amerikanisch-sefardischen Synagogen suchten, schien ihnen auf den ersten Blick, dass das alte jüdisch-spanische Ritual und der Glaube, den sie in einem schlichten Leben in südosteuropäischen Dörfern und jüdischen Vierteln von Städten bewahrt hatten, auch in Amerika unverändert seien. Viele der Neuankömmlinge trugen noch die Schlüssel spanischer und portugiesischer Häuser oder Hütten bei sich, die ihre Vorfahren einst verlassen hatten. Unter sich sprachen sie noch Ladino, den mit hebräischen Worten vermischten spanischen Dialekt der einfachen Leute, den ihre Ur-Ur-Ureltern benutzten und den sie im Verlauf der Jahrhunderte um griechische oder türkische Sprachelemente aus Smyrna, Saloniki und Mazedonien bereichert hatten.

Sie folgten buchstabengetreu der Tora und dem Talmud, gehorchten den striktesten Vorschriften über Gebete, Kleidung, Bäder, über die Trennung von Männern und Frauen in der Synagoge, über Speiseregeln, über die Unvereinbarkeit von Leinen, Wolle und Seide in der Kleidung. In Dörfern auf Rhodos oder bei Istanbul hatten sie ihre alten Feste gefeiert. Nach der Geburt eines Sohnes hatte die Patin das Kind oft kilometerweit auf einem Kissen zur Beschneidung in die Synagoge getragen. Ein Zug der Verwandten und der Freunde war ihr gefolgt. In jüdischen Gassen oder an Strassenrändern spielten Violinen, Gitarren und Mandolinen auf. An Jahrestagen von Todesfällen standen ihre Türen offen zum Zeichen der Einladung für jeden, der an dem Gottesdienst im Hause mit einer Vorlesung aus der Mischna und einem Mahl mit Eiern, Oliven, Rosinen und Raki teilnehmen mochte. Nun begegneten sie amerikanischen Sefardim, die einen anderen langen Weg hinter sich gebracht hatten und für die der Besuch der Synagoge an Feiertagen weniger ein Akt tiefen Glaubens als nostalgischer stolzer Erinnerung war. In dem nicht endenden Einwandererdrama zwischen Zuerstgekommenen, die in der neuen Umwelt schon aufgegangen waren, und Nachwanderern, die im Innersten noch an einer anderen Welt hingen, wurden die Nachfahren der kolonial-amerikanischen Sefardim für die Neuankömmlinge zu Fremden – zumindest so lange, bis sie nach dem nun längst eroberten und erschlossenen amerikanischen Westen weiterzogen, in Los Angeles und Seattle – nicht selten als Fischer – ein neues Leben begannen und in einigen Generationen ihre eigene amerikanische Erfahrung und Verwandlung durchlebten und durchlitten.

Noch grösser war die Distanz zwischen den Nachfahren der kolonialen Sefardim und einem zweiten, später erfolgten Nachfolgerschub, der nach 1920 aus syrischen Gebieten nach New York gelangte. Rund 28'000 Neueinwanderer zogen in die New Yorker East Side und später weiter in die Stadtteile Williamsburg, Renson-

hurst, Flatbush. Auch wenn sie untereinander endlos darüber stritten, ob diejenigen aus Aleppo oder die aus Damaskus die besseren Kaufleute seien, und dann sehr verschiedene Karrieren in Amerika machten, bewahrten sie einen fast militant-gläubigen Zusammenhalt, 1960 bauten sie in New York eine eigene marmorreiche sefardische Synagoge, Shaare Zion, und eine zweite, ländliche, an der Küste von New Jersey, wo sie mit dem gleichen Zusammengehörigkeitsgefühl ihre Sommer-tage verbrachten.

Ihre Rabbiner, die oftmals arabisch sprachen, konnten sicher sein, dass sich zu jedem Sabbat-Gottesdienst wenigstens 1'000 Menschen einfanden, und sie bekämpften jede unnötige Beziehung zu der Welt, die sie umgab. Sie fochten auch gegen Mischehen mit anderen Sefardim einschliesslich der rund 10'000 ägyptisch-libanesischen Einwanderer, die als noch spätere Nachzügler nach Amerika zogen. Sie öffneten ihnen ihre Synagogen. Aber von ihrer andersgearteten, weltoffenen, englisch, französisch, arabisch, italienisch parlierenden Wesensart befürchteten sie, dass sie so vollkommen in Amerika aufgehen würde, wie es den frühen Sefardim ergangen war. Nur von sich selbst glaubten sie, dass sie stark bleiben und in ihrer Art alle anderen Juden überleben würden.

In Wirklichkeit aber standen sie am Ende (oder zumindest vorläufigen Ende) der sefardischen Geschichte in Amerika – rund 150 Jahre nachdem 1820 der grosse Zug der Aschkenasim begonnen hatte und die ersten Juden Amerikas durch seine Überlegenheit an Zahl und Lebenskraft vom Vordergrund der Bühne verdrängte.

II Aschkenasim

«Sheenies» und «Achtundvierziger»

Die Aschkenasim kamen in der Tat aus einer anderen Welt. Eingeborene Amerikaner und früher Eingewanderte bedachten Neuankömmlinge, insbesondere aus nichtangelsächsischen Ländern, mit Erstgeburtsstolz oder aus ethnischer Distanz mit Namen, aus denen mehr oder weniger Herablassung sprach. Italiener wurden zu «Dagos» und Slawen zu «Pigs». Viele Aschkenasim erhielten die Bezeichnung «Sheenies», weil ihre Namen (gemäss einer Deutung) häufig auf die Silbe «schein» endeten, weil sie (gemäss einer anderen) arm, gebückt demütig und unterwürfig wirkten oder weil (gemäss einer dritten) das Wort an den Berg Sinai erinnerte. Manche Amerikaner, die William Shakespeares Schauspiel «Der Kaufmann von Venedig» und den hartherzig-habgierigen jüdischen Händler Shylock darin gesehen oder wenigstens von ihm gehört hatten, hielten die Bezeichnung «Shylocks» für angebracht. Seltener sprach man – um eine Spurachtungsvoller und in einem Atemzug mit einer entsprechenden Bezeichnung für nicht-jüdische deutsche Einwanderer – von «Achtundvierzigern», weil viele Neuankömmlinge in dem Ruf standen, in Europa an republikanischen Bewegungen beteiligt gewesen zu sein, die sich 1848 gegen die bestehenden monarchistischen Staatsordnungen richteten und manchen Amerikanern als Nachahmung der amerikanischen Revolution erschien.

Niemand hatte Zeit, darüber nachzudenken, welch schicksalsschweres geschichtliches Erbe die Aschkenasim mit sich über den Atlantik trugen und weshalb jene (sofern es derart absolute Begriffe gibt) im Guten wie im Schlechten, im Verständlichen wie im Unverständlichen so auftraten, wie sie es taten. Wiederum kann niemandem mit gutem Gewissen empfohlen werden, den folgenden Abschnitt zu überschlagen und sich unverzüglich der Saga der deutsch-europäischen Juden auf amerikanischem Boden zuzuwenden. Auch die Vorgeschichte des zweiten jüdischen Einwanderungszuges nach Amerika schlägt Brücken, ohne die jene Saga mit all ihren Schicksalen und Dramen unverständlich bliebe. In allgemeinen Lehr- und Geschichtsbüchern ist sie – wenn überhaupt – nur am Rande erwähnt.

Ein Vermächtnis des europäischen Mittelalters

Sie leiteten ihren Namen von dem hebräischen Wort «Aschkenas» für Deutschland ab, auch wenn sich ihre Vorväter, die in den Tagen des Römerreiches nach Westeuropa gekommen waren, zum grossen Teil im zukünftigen Frankreich niedergelassen hatten. Lyon im Rhönetal war zu einem Zentrum ihres Landgutbesitzes und ihres Handels mit mittelmeerisch-orientalischen Gütern im Tausch gegen Sklaven aus den endlosen Kämpfen der Römer mit germanischen Barbaren geworden. Als sich schliesslich die Barbaren als stärker erwiesen, das westliche Römerreich zerbrachen und Frankenstämme auf französischem und deutschem Boden ein Königreich errichteten, hatte sich ihr Leben wenig geändert. Mainz, Speyer, Worms, Aachen, Nimwegen waren zu weiteren Lebenszentren und zur ersten Wiege ihrer zukünftigen Sprache «Loschaun Aschkenas» geworden, die sich aus deutschen Volksdialekten, altfranzösischen Einflüssen und hebräischen Einfügungen formte und in Zukunft als Jiddisch in die Geschichte einging. Als der Frankenkönig Karl (auch «der Grosse» oder Charlemagne genannt) zwischen 768 und 814 rivalisierende Sachsen, Bayern, Langobarden unterwarf und sein Reich bis nach Italien und dem slawischen Osten ausdehnte, hatten die Juden auch in Augsburg und Magdeburg neue Stützpunkte gefunden. Missionare und Bischöfe der Kirche hatten sie – genauso wie die Juden in Spanien – eingeholt und ihre fränkische, sächsische, bayerische Umwelt zum Christentum bekehrt. Schon 576 hatte Bischof Avilus im französischen Clermont 500 jüdische Bewohner vor die Wahl gestellt, Christen zu werden oder die Stadt zu verlassen, und alle, die aus Stolz oder Unerfahrenheit blieben, mit Gewalt getauft. Damit hatte er sich mehr vorgenommen, als selbst sein zeitgenössischer Papst Gregor I. (der Grosse) in seinem römischen Kirchenstaat von ihm erwartete.

Für Gregor waren Juden zwar ebenso «tückisch» wie für die ersten antijüdischen Gesetzgeber der Kaiser Konstantin und Justinian – Verworfenen, welche die Botschaft Jesu Christi missachtet, Gottes Sohn den Römern zur Kreuzigung ausgeliefert hatten und Mörder Jesu Christi geworden waren. Als erster Papst hatte er ein System kirchlicher Verordnungen erlassen, das jede menschliche Beziehung zwischen Juden und Christen unterbinden sollte. Es entsprach Kirchenvater Augustinus' Lehre, dass Juden nicht durch rohe Gewalt auszulöschen seien, sondern als deklassierte Aussenseiter der christlichen Welt vor Augen führen mussten, wie sehr Gott sie für die Missachtung seines Sohnes strafe. Gregor hatte ihnen jedoch die Möglichkeit gelassen, sich durch Anhören von Predigten und freiwillige Taufe von der Verdammnis zu befreien. Bischof Avilus, der im Jahre 576 mehr auf eine Schnellbekehrung durch Gewalt vertraute, eilte also Gregors Stra-

tegie voraus und blieb ein makabrer Vorbote zukünftiger Taufen durch die stärkere Faust.

Karl der Grosse war noch unabhängig genug, um in König David sein Vorbild als Herrscher zu erblicken. Jüdische Leibärzte, denen – wie in Spanien – die christlich-asketische Körperfeindlichkeit, welche für viele kommende Jahrhunderte die Entstehung einer leistungsfähigen christlichen Medizin verhinderte, keine Schranken für Forschung und Wissen setzte, bewahrten in ihm menschliche Zuneigungen. Auf der anderen Seite waren seine Reichsvölker erst von einem Hauch der Christenfrömmigkeit berührt, und das Feindbild der Christismörder hatte in ihnen noch keinen festen Platz. Auch als Charlemagne 814 starb, bemühte Erzbischof Agobert von Lyon sich 30 Jahre lang vergeblich, den Kaisernachfolger Ludwig zur Bestrafung von Juden zu bewegen, die, selbst den milderen Regeln Gregors I. zuwider, Seite an Seite mit Christen lebten, Sklaven als Arbeiter und Diener hielten, offen den Talmud lasen und über (noch) analphabetische christliche Prediger spotteten. Ludwig bemerkte, Christus habe nirgendwo gefordert, Ungläubige zu strafen, und Ludwigs Gemahlin Judith hegte tiefe Bewunderung für die Makkabäer, aber auch für Juwelen, die deren späte Nachfahren ihr verschafften. Alle Hirtenbriefe Agoberts über die «Unverschämtheit der Juden» blieben unerhört, und selbst der Umstand, dass Ludwigs Beichtvater Bodo sich zum Judentum bekehrte, hatte die kaiserliche Toleranzbereitschaft nicht zerstört.

Erst als Ludwigs uneinige Söhne Karl und Ludwig das Frankenreich in einen westlich-französischen und einen östlich-deutschen Teil auseinanderrissen, kündigte sich die tumultuarisch-barbarische Epoche an, der spätere Historiker die Bezeichnung des «siebenhundertjährigen christlich-jüdischen Zermürbungskrieges» verliehen. Es dauerte zwar noch zweieinhalb Jahrhunderte, bis Papst Urban II. im Jahre 1095 die christlichen Fürsten Europas zum bewaffneten Kreuzzug nach Palästina zur Vergeltung einer Schändung des Grabmals Christi durch Mohammedaner sowie zur Eroberung Jersualems für die christliche Welt aufrief und damit auch den offenen Ausbruch des christlich-jüdischen Krieges heraufbeschwor.

Aber in den zweieinhalb Jahrhunderten waren die Voraussetzungen zum Krieg gereift. In den Völkern war die Saat der Lehre von den Christismördern aufgegangen. Erben Ludwigs des Frommen hatten auf französischem und deutschem Boden in ihren Kämpfen mit rivalisierenden Normannen-, Lothringer-, Sachsen- oder Bayernherzögen gelernt, was auch Könige in Spanien lernten: dass die Hilfe der Kirche und deren Macht über die Emotionen ihrer Völker notwendig war, um Throne zu erringen oder zu behaupten. Die Kaiser Otto I., Otto II., Otto III., die in Deutschland zwischen 962 und 1002 als Sieger aus blutigen Fehden hervorgingen, nahmen die Kaiserkrone ihres nunmehrigen Römischen Reiches Deutscher Nation

aus päpstlicher Hand. Sie belehnten Bischöfe mit weltlichem Besitz. Doch sie lernten auch, dass zur Ausübung ihrer Herrschaft über christlich erleuchtete, aber wirtschaftlich unterentwickelte Völker jüdische Erfahrung mit Wirtschaft, Handel, Münzen, Sprache und Schreibkunst schwer entbehrlich war. Sie nahmen den von Gregor I. verkündeten Schutz der Juden gegen Gewalt für sich in Anspruch und brachten die Entscheidung über jüdisches Leben und jüdisches Handeln in ihre Hand. Die nicht kaiserlichen, aber königlichen Herrscher auf französischem Boden folgten ihnen nach.

Als das erste Jahrtausend nach Beginn der Zeitrechnung zu Ende ging, bewirtschafteten Juden noch ihre Güter und folgten Handel, Münzgeschäften und Handwerk. Kaufleute und Marketender begleiteten normannisch-französische Truppen, die 1066 zur Eroberung Englands aufbrachen, über den Kanal und liessen sich auf der Insel nieder. Jüdische Leibärzte dienten Bischöfen, deren körperliche Leiden stärker waren als Theologie und Vertrauen in die heilende Kraft des Gebets (und nur zwei Jahrhunderte trennten jüdische Ärzte davon, durch Papst Bonifatius im Jahre 1294 auch in den Vatikan gerufen und für drei Jahrhunderte Leibärzte selbst der theologisch feindseligsten, bei eigenen Schmerzen aber toleranten Päpste zu werden, bis Papst Gregor XIII .1572 den letzten jüdischen Arzt aus seinen Gemächern verbannte und Christen die Behandlung durch Juden verbot). Rabbiner wie Gerschom ben Juda und Elieser ben Nathan in Mainz, Isaak ha-Levi in Worms und viele andere füllten ohne die einstigen Beziehungen nach Palästina, Babylonien oder dem von den Mauren eroberten Spanien rheinische Talmud-Akademien mit eigenem Leben und schufen Sammlungen neuer Kommentare oder Interpretationen von Bibel und Talmud. Aber hinter diesem vordergründigen Bild hatte die jüdische Welt sich schon verändert. Die ersten Flammen christlicher Feindseligkeit wurden sichtbar, wenn Juden in Toulouse oder Beziers am Karfreitag öffentlich geohrfeigt und am christlichen Osterfest von einer Übermacht durch die Strassen getrieben wurden. Bischöfe von Rouen und Limoges stellten Juden in ihren Gebieten zum erstenmal wieder vor die Wahl zwischen Taufe und Ausweisung.

Als die Juden von Speyer im Jahre 1084 voll dunkler Ahnungen den Bischof Johann um die Erlaubnis ersuchten, ihr Wohnviertel mit Mauern schützen zu dürfen (und die gewaltsamen Gettomauern der Zukunft um ein halbes Jahrhundert vorwegzunehmen), trennten sie nur noch zwölf Jahre von den Kreuzzugs-Massakern, mit denen der christlich-jüdische Zermürbungskrieg begann.

Teile der Heerhaufen, die Kreuzritter wie Gottfried von Bouillon 1095 in Frankreich versammelten, zogen der Masse voraus nach Westen. Der Anblick jüdischer Güter und Handelszüge erweckte in ihnen die religiös-räuberische Idee, mit der

Bestrafung der Feinde Christi nicht bis nach Jerusalem und zum Treffen mit den Moslems zu warten, sondern mit den jüdischen «Christusmördern» zu beginnen. Sie erschlugen alle jüdischen Bewohner von Rouen, die nicht fliehen konnten, raubten ihre Besitztümer, und ihre Haufen wälzten sich Anfang 1096 dem Rhein entgegen.

Kaiser Heinrich IV., der selbsternannte Schutzherr der Juden, befand sich in Italien, und jüdische Boten und Hilfspetitionen erreichten ihn zu spät. Als die Kreuzfahrer nach Speyer kamen, überfielen sie das Judenviertel und ermordeten nach kurzem Kampf alle Bewohner, die nicht auf das Schloss des Bischofs entkommen konnten. In Mainz öffnete Erzbischof Ruthard zwar rund 1'000 Juden seine Residenz, nachdem sie ihm ihren tragbaren Besitz übergeben hatten. Aber am 27. Mai lieferte er sie den Belagerern aus. In Worms töteten einige hundert Juden ihre Kinder, Frauen und sich selbst. Diejenigen, die auf das Schloss Bischof Adalberts entkamen, erhielten nur eine kurze Lebensfrist. Vor den Augen des Bischofs, der ihnen keine andere Rettung zu bieten hatte als die Taufe, begingen die meisten Selbstmord oder wurden erschlagen und hinterliessen die Erinnerung an einen Jungen namens Simcha Kohen, der drei Landsknechte erstach, bevor er selber getötet wurde. Nachdem zahlreiche jüdische Frauen von Trier sich mit ihren Kindern in die Mosel gestürzt hatten und Väter ihre Söhne töteten, um sie «in den Leib Abrahams zurückzusenden», verliess die Überlebenden der Mut. Sie flohen in Erzbischof Egilberts Residenz, und er taufte sie. Binnen drei Monaten starben rund 12'000. Dann war der Durchmarsch der Kreuzfahrer zu Ende. Als Kaiser Heinrich IV. zurückkehrte, blieb ihm nichts anderes zu tun, als (gegen den Willen Papst Clemens' III., der darauf beharrte, dass eine einmal vollzogene Taufe unwiderruflich sei) den Getauften die Rückkehr zum Judentum zu gestatten.

Für Statistiker des Krieges wogen die 12'000 toten Juden vom Rhein wenig im Vergleich zu den wahren Bergen von Erschlagenen und von Verstorbenen, welche den Weg der Kreuzritter säumten, die im Jahre 1099 Jerusalem unter Strömen von Blut erstürmten. Sie wogen wenig gegenüber den Opfern des zweiten Kreuzzuges von 1146 und des dritten in den Jahren von 1189 bis 1193, der auf päpstlichen Ruf gegen Jerusalem marschierte, um die Stadt zurückzuerobern, die 1187 wieder in die Hände der Moslems gefallen war. Aber Ziffern besagten nichts über die tatsächliche Bedeutung der jüdischen Katastrophe, die mit den Zwölftausend begann. Die Barche hatte, ohne selbst Waffen zu besitzen, gezeigt, dass sie Könige, Herzoge, Ritter und Hunderttausende in Bewegung setzen konnte, um für ein christliches Heiligtum zu kämpfen, und die 12'000 toten Juden bestätigten, dass das Bild der Juden als Feinde des Christentums in den Vorstellungen und Emotionen von Millionen verankert war. Bevor das ebenso grandiose wie menschenverschlingende Kreuzzugs-Spektakel zu Ende war, starben noch mehr. Einmal im französi-

schen Blois, das im Jahre 1171 34 Männer und 17 Frauen in einem Holzturm verbrannte, weil sie sich nicht taufen liessen; ein anderes Mal in Wien, wo 1181 300 Juden auf Scheiterhaufen starben, weil sie beschuldigt wurden, drei Kinder, die beim Eislauf einbrachen und bis zum Frühjahr unter der Eisdecke verschwunden blieben, ermordet zu haben, um ihr Christenblut in Ostermatzen zu verbakken; ein drittes Mal im englischen York, als die jüdische Bevölkerung nach dem Aufbruch König Richard Löwenherz' zum dritten Kreuzzug von einer vieltausendköpfigen Menge bis ins königliche Schloss verfolgt und belagert wurde und sich, als ihre Lebensmittel zu Ende gingen, mit ihrem Rabbiner Jomtow an der Spitze tötete. Die Ursache war stets die gleiche – das jüdische Feindbild in den Seelen.

Was Agobert von Lyon einmal vergebens angestrebt hatte, das Ende jüdischen Sklavenbesitzes, wurde Wirklichkeit, noch bevor die Kreuzzüge zu Ende gingen. Ihrer Arbeitskräfte beraubt, verloren jüdische Weingüter an Rhône und Rhein, Landwirte und Handwerksunternehmen ihr Daseinsfundament. Rabbiner erlaubten den betroffenen Familien, je einen Sohn zum Schein taufen zu lassen und dadurch das Recht der Christen zum Sklavenbesitz zu erwerben. Aber sie gewannen nur einen Aufschub – nicht mehr.

Christliche Kaufleute, die mit den Kreuzzügen zum erstenmal nach dem Süden und Südosten in frühere Domänen jüdischen Fernhandels gelangten, schlossen sich in Städten von Marseille bis London, Emden bis Königsberg, Frankfurt bis Leipzig, Wien bis Venedig zu Kaufmannsgilden zusammen und schufen sich eigene internationale Stützpunkte. Jüdische Wagenzüge und Schiffsladungen waren nicht mehr sicher. Venezianische Reeder versperrten ihren Waren den Weg, und die Päpste Alexander III. und Innocenz III. erliessen 1197 und 1215 die ersten kirchlichen Verordnungen, die Juden verboten, «christliche» Berufe auszuüben, und forderten die europäischen Herrscher dazu auf, die Juden ihrer Gebiete durch gelbe Zeichen sichtbar von Christen zu unterscheiden.

Es war eine Ironie der Geschichte, dass zu eben dieser Zeit die Wirtschaft einen schon längst vorbereiteten Übergang vom Tauschhandel zum Zahlungsverkehr mit Geld erlebte und Papst Innocenz Christus Verurteilung der Geldwechsler im Tempel von Jerusalem zum Anlass für die Verdammung des Geld- und Zinsgeschäftes und zur Drohung nahm, allen Christen, die seinem Gebot nicht folgten, ein christliches Begräbnis zu verweigern. Niemand aber war besser auf die Wende vorbereitet als jüdische Münzpräger und Kaufleute, die durch ihre Verdrängung aus dem Grosshandel die Anlagemöglichkeiten für ihr Kapital verloren und auf der Schwelle zum sicheren Niedergang standen. Es blieb ein Geheimnis, ob Innocenz in religiöser Besessenheit die unausweichliche Bedeutung von Geld

und Zins für die Zukunft der Welt übersah, während er den Juden, denen Mose Warnungen gegen Zins und Wucher erteilt, aber nicht verboten hatte, von Fremden Zins zu nehmen, das Feld der Geldwirtschaft überliess, um sie vor Gott in neue Schuld und Verworfenheit zu verstricken und sie Hass und Ächtung einer schuldnerischen christlichen Umwelt auszuliefern.

In jedem Fall öffnete er einer grossen jüdischen Elite den halb offenen, halb verborgen-geheimnisvollen Weg zu einem letzten dramatischen Aufstieg als Finanziers, aber zugleich zu dem Verhängnis, das seinem Denken und Planen näherstand. Er erlebte nicht mehr, dass nicht nur Herrscherhöfe, Städte und Wirtschaftsunternehmen einen zeitgenössisch ungeheuren Geldbedarf entwickelten, sondern auch der Kirche Abgaben der Gläubigen nicht mehr genügten, um Gotteshäuser oder Klöster zu erbauen und ihren ständig wachsenden Apparat zur Bewahrung und Erneuerung des Glaubens der Massen und zur Auseinandersetzung mit den weltlichen Herrschern zu erhalten. Er erlebte nicht, wie die Juden im römisch-deutschen Reich, in Frankreich und England mit Beweglichkeit und Phantasie Fundamente für Banksysteme der Zukunft schufen und in ein oder zwei Generationen eminente Reichtümer gewannen. Er erlebte nicht mehr, dass seine Nachfolger, Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, ohne christliche Finanziers gezwungen waren, Kredite von Juden aufzunehmen und jüdische Verwalter kirchlichen Vermögens in Vatikan und Bischofsschlösser einzulassen. Aber was immer er an Voraussicht auf das Verhängnis für die Juden in sich beherbergt hatte – er behielt damit recht.

Das Verhängnis war in jedes jüdische Bemühen eingebaut. Die wachsende Unsicherheit jüdischen Daseins zwang jüdische Finanziers dazu, die höchsten, Abneigung und Abwehr erweckenden Sicherheiten zu Verlagen: Juwelen, Kirchenschätze, Hypotheken auf Schlösser, Güter, Dörfer, Häuser; Kreditbriefe, Bürgschaften durch Dritte (und gelegentlich – vielleicht als bitter ironisches Symbol ihrer geistigen Überlegenheit – einen Adelsbrief). Unsicherheit und Verlorenheit trieben sie wie Mächte des Schicksals zu für eine noch ferne Zukunft unvorstellbaren Zinsforderungen von 36 bis 100 Prozent, um wenigstens ihr Kapital zurückzugewinnen, bevor die feindselig-unberechenbare Umwelt sich von Neuem änderte. Anders als die Steuerpächter in Spanien riefen sie nicht nur Abneigung oder Hass der besteuerten Massen hervor, sondern auch Abneigung, Hass und neidvoll-heuchlerische Verachtung von Schuldnern aus den höheren und höchsten Stufen ihrer mittelalterlichen Welt.

Reichtum erlaubte ihnen, Adelige, Beamte oder Bischöfe zu bestechen und die entwürdigende Kennzeichnung der Juden für lange Zeit zu verhindern. Unter Innocenz III. Nachfolgern erweckten viele – von Alexander IV. bis zu Sixtus V. – den Verdacht, dass jüdisches Geld (gemeinsam mit dem Einfluss jüdischer Leib-

ärzte) ihre religiösen Entscheidungen beeinflusste. Aber aus der makabren Absurdität der Situation wuchs der innere und äussere Zwang, die Fesseln von Innocenz' Gebot durch neue theologische Auslegung zu sprengen oder stillschweigend die Entwicklung christlicher Finanziers zu dulden – und zu fördern. Die Entscheidungen fielen für den letzteren Weg, und noch bevor das 13. Jahrhundert zu Ende ging und das 14. Jahrhundert anbrach, wuchsen in Mailand und der Lombardei nach jüdischem Vorbild – und laut Wahrheit oder Legende unter Mithilfe getaufter Juden-christliche Gesellschaften von Bankiers, die als «Lombarden» in die Geschichte eingingen, über enorme Kapitalien verfügten und bis nach England und Frankreich in die grosse Finanz-Arena eintraten. Alle Voraussetzungen für das jüdische Verhängnis waren geboren.

Es entwickelte sich in Etappen und mit Unterbrechungen, in Katastrophen und Agonien. Deutsche Kaiser wie Friedrich II. und ihre Finanzkammern, denen schnell bewusst wurde, dass «ihre Juden» als Finanziers weit wichtiger waren denn als steuerzahlende Kaufleute, bevollmächtigten Juden zu Zinsforderungen bis zu 170 Prozent. Sie machten sich zu «Schwämmen», um geldbedürftige Fürsten, Städte, Untertanen auszubeuten und sich als Schutzherren an den Gewinnen nach eigenem Gutdünken zu beteiligen. Rudolf I. von Habsburg, der 1273 nach zwanzigjährigen Wirren und blutigen Kämpfen die Nachfolge Kaiser Konrads III. antrat, begnügte sich nicht mit den Abgaben seiner «jüdischen Finanzkammerknechte». Er liess Meir ben Baruch, das Haupt der Talmud-Akademie von Rothenburg, auf eine elsässische Burg verbannen, weil dieser versuchte, das Reich zu verlassen, um eine Reise nach Palästina anzutreten, und forderte jüdisches Lösegeld. Rudolf folgte damit dem Beispiel der Könige von England, die absolutere Macht über ihr Land errungen hatten als Deutschlands Kaiser über ihr vielgesichtiges Adels- und Städtereich. Englands König Johann ohne Land behinderte bis zu seinem Ende im Jahre 1216 kein jüdisches Finanzgeschäft. Aber jedes wurde, zusammen mit Abschriften von Krediturkunden, in seiner Schatzkammer registriert. Danach bestimmte er die Höhe jüdischer Abgaben. Juden, die den Versuch unternahmen, geheime Geschäfte abzuwickeln, belegte er mit der ungeheueren Strafsumme von 66'000 Penny und liess einen Finanzier Abraham aus Bristol allwöchentlich einen Zahn ausbrechen, bis er eine Sonderabgabe von 10'000 Penny entrichtete. Heinrich III., der nach ihm den Thron bestieg, erzwang 1239 eine Sondersteuer von einem Drittel jedes jüdischen Vermögens und verweigerte den Juden, die daraufhin baten, England verlassen zu dürfen, die Ausreise. Als schliesslich sein Nachfolger Edward I. um das Jahr 1275 Verbindungen zu den «Lombarden» und ihren überlegenen Geldquellen erhielt, verbot er allen Juden den weiteren Geldverleih gegen Zins und verfolgte fortan nur noch das Ziel, ihr gesamtes Vermögen in seinen Besitz zu bringen, bevor er sie aus Eng-

land vertrieb. 233 Juden, die in verzweifelter Ausweglosigkeit Münzen fälschten, um zu retten, was ihnen geblieben war, starben am Galgen, und die verhafteten Frauen und Kinder der übrigen Juden dienten Edward als Pfand, um die Ablieferung ihrer Besitztümer zu erzwingen. Am 18. Juni 1290 folgte ihre Verbannung aus England. Sie flohen nach Frankreich oder Deutschland, und für 367 Jahre erhielt kein Jude mehr die Erlaubnis, sich auf englischem Boden niederzulassen. Frankreichs Könige gewährten den Nachfahren der Juden, die in den Tagen Charlemagnes noch soviel Toleranz erfahren hatten, eine längere Frist. Aber seit König Philipp der Gerechte im Jahre 1306 alle Juden aus seinem Machtbereich vertrieb, jüdische Forderungen an christliche Schuldner annullierte und die Schuldsommen für die königliche Kasse hatte eintreiben lassen, waren französische Könige ebenfalls dem britischen Beispiel – allerdings ohne dessen gradlinige Konsequenz – gefolgt. Je nach ihrem eigenen Geldbedarf (einmal nur, um von Juden das Lösegeld für ein gefangenes Mitglied des Königshauses einzufordern) hatten sie Juden enteignet, ausgewiesen und wieder in Frankreich aufgenommen, um ihnen die Wiederaufnahme ihrer Finanzgeschäfte für einige Zeit zu erlauben. Als sie schliesslich wie die Engländer Beziehungen zu den «Lombarden» gewannen, wurden Pariser Tumulte gegen jüdische Geldverleiher für König Karl VI. zum Anlass, um am 17. September 1394 alle Juden endgültig (oder was immer die Geschichte unter endgültig versteht) aus Frankreich zu verbannen, und es vergingen einige hundert Jahre, bis Juden wieder französische Erde betreten.

Die meisten der Vertriebenen wanderten nach Deutschland aus, und sie trafen am Ende eines Jahrhunderts ein, das es Historikern stets schwermachte, die Irrungen und Verwirrungen um Kaiser, Fürsten, Päpste und ihre leidende Untertanen-Masse festzuhalten. Kaiser und Fürsten, von Albrecht I. (1298-1303) über Ludwig den Bayern (1314-1347), Karl IV. (1346-1378) bis zu Wenzel (1378-1400), kämpften miteinander oder mit Kur- und Reichsfürsten um die Kaisermacht. Sie umwarben oder befehdeten Päpste und Gegenpäpste, die in Rom und einem zweiten Kirchenstaat im französischen Avignon ebenfalls miteinander im Streit lagen und später nicht nur in Rom und Avignon, sondern auch in Pisa und Bologna um die Stellvertretung Gottes auf Erden rangen, bis das makabre Schauspiel endlich im Jahre 1407 unter Papst Martin V. ein Ende fand – gerade rechtzeitig genug, um den ersten bedrohlichen Rebellen gegen die Kirche aus den eigenen Reihen, den Tschechen Johann Hus, während des ersten vereinten Konzils von Konstanz verräterisch zu verbrennen.

Im Streit der Kirchenfürsten mischten sich persönliche Rivalitäten mit dem Ringen um eine neue kirchliche Strategie gegen die Vorboten eines wissenschaftlich-philosophischen Denkens, das in noch fernerer Zukunft den christlichen Glauben er-

schüttern würde. Damit verband sich die Notwendigkeit, der Frömmigkeit der christlichen Massen nach mehr als einem Jahrtausend neue Anreize zu geben. Die zukünftigen Betrachter, die angesichts dieser Situation annahmen, sie habe die Kirche vom christlich-jüdischen Krieg abgelenkt, vergassen, dass theologische Unsicherheit und Furcht vor einem Erlahmen der Frömmigkeit nur umso mehr dazu treiben mussten, dem jüdischen Ur-Gegner auch seine letzte Kraft und Attraktion zu rauben. Dominikanermönche wurden zu Hauptträgern des Kampfes gegen die Wissenschaft, für die fanatische Erweckung neuer Gläubigkeit und gegen den jüdischen Feind.

Während Dominikaner-Theologen wie der 1323 heiliggesprochene Thomas von Aquin und Albertus Magnus auf luftigen Gedankenhöhen ein 1190 erschienenes Werk des jüdisch-spanischen Philosophen Maimonides «Führer der Verirrten», welches den jüdischen Zweiflern nachzuweisen suchte, dass Wissen, Vernunft und Glaube vereinbar waren, als Quelle benutzten, um Widersprüche zwischen Wissen, weltlicher Philosophie und christlichem Glauben hinweg zu deuten, wurden dominikanische Prediger zu den aggressivsten Erweckern einer neuen Massenfrömmigkeit der Heiligenanbetung, der Heiligenbilder, Hostien und Reliquien – und einer neuen Woge antijüdischer Feindseligkeit.

In ihrem Feindbild vereinten sich die Mörder Christi und die Wucherer mit Hostien-, Reliquien- und Heiligenschändern, weil sie in der vermenschlichten Abbildung von Elementen des Glaubens ein so grosses Vergehen sahen, dass die Makkabäer deshalb einst zum Schwert gegriffen hatten. Dominikaner machten Juden zur täglichen Gefahr für alles, woran die neue Christenfrömmigkeit sich klammerte, und zu Objekten eines Misstrauens, das selbst die jüdische Nähe scheute. Ein verarmter Adeliger mit Namen Rindfleisch, der sich zur Rächung aller jüdischen Hostienschändung berufen fühlte, zog 1298 mit Fanatikerbanden durch Franken und Bayern, ermordete in Rothenburg einige hundert Juden und vertrieb rund 100 jüdische Gemeinden in Wälder, Berge und Sümpfe. Es war nur das Vorspiel einer neuen Entwicklung. Zwischen 1336 und 1338 folgten ihm die Mord-, Brand- und Beutezüge zweier Adeliger, die sich wegen ihrer ledernen Armbänder «Armleder» nannten und von Bayern bis zum Elsass durch 110 jüdische Gemeinden zogen, töteten, raubten und verbrannten, was ihnen in die Hände fiel. Als zehn Jahre später, 1348, die grösste, Jahrhunderte vor der Entdeckung der Infektionskrankheiten unbegreifliche Pestepidemie der europäischen Geschichte das römisch-deutsche Reich überfiel und ein Drittel der Bevölkerung tötete, besass die Idee, jüdische Christusmörder, Wucherer und Hostienschänder hätten die Brunnen vergiftet, um die Christen zu töten, mystische Überzeugungskraft. Sie führte zu einem Rachefeldzug von solchem Ausmass, dass Kaiser Karls IV. Ver-

such, seine «Kammerknechte» wenigstens in Frankfurt, Zürich und anderen Städten zu schützen, im wütenden Sturm der Ereignisse unterging. Weder die Tatsache, dass ungezählte Juden selbst sterbend in den Strassen lagen, noch eine Bulle Papst Clemens' VI., der sich auf Gregors I. Regel «keine unnötige Gewalt gegen die Juden» besann, hielt den Sturm auf. Die Juden Strassburgs, die am 14. Februar 1349 verbrannt wurden, die Juden von Worms oder Mainz, die sich selbst in ihren Häusern verbrannten, waren nur Zeichen einer Katastrophe, die dem christlich-jüdischen Krieg der Zermürbung eine kaum noch zu überbietende Dimension verlieh.

Es wurden keine sicheren Zahlen derjenigen überliefert, die sich erschöpft und ohne Hoffnung freiwillig taufen liessen und aus der jüdischen Geschichte verschwanden. Es fehlen genaue Zahlen über diejenigen, die mit und ohne Habe auf abenteuerlichen Wegen über die Ostgrenze des deutschen Reiches in eine «polnische Wildnis» entkamen, aus der sich die Nachricht verbreitete, dass ihre Herrscher Juden zur «Entwicklung von Geschäften und Geld» in ihren Ländern aufnahmen.

Verlässlicher waren Zahlen, die angaben, dass die Hälfte von insgesamt 300 jüdischen Gemeinden des Reiches unterging. Aber die klagende Frage eines Rabbiners: «O Himmel, sind wir denn schlimmer als andere Völker? Ist denn unsere Widerstandskraft gleich der eines Steines und aus Erz unser Fleisch, dass es so schweres Unheil ertragen soll?» fand eine Antwort, die auch jetzt noch seelisches «Erz» vermuten liess. Die meisten Überlebenden und in Deutschland Gebliebenen kehrten binnen zwei bis zehn Jahren in zahlreiche Städte zurück. Was immer sie jedoch überleben liess (Verbergen ihres Besitzes an abgelegenen Orten, Vorbereitung von Verstecken für sich selbst, Verstreuen über das Land, Bestechung von Christen, die sie warnten oder aus Mitleid verbargen, Täuschung räuberischer Haufen durch gefälschte Münzen und die vorsorglichen Kopien von Schuldbriefen, von denen brandstiftende Schuldner geglaubt hatten, sie hätten sie vernichtet) – sie überlebten nicht als die gleichen, die sie noch vor dem letzten Sturm gewesen waren. Sie waren vom unaufhaltsamen weiteren Niedergang gezeichnet.

Der Niedergang liess sich drei Jahrhunderte Zeit, und das «Erz im jüdischen Fleisch» schmolz nicht ohne Widerstand, ohne verzweifelte Überlebenstaktiken der Schwächeren, aber Ideenreicheren, ohne passives Ausharren. Aber die Weichen waren gestellt.

Während sie zurückkehrten, nahmen Kurfürsten, Landesherzöge und Städte Kaiser Karl IV. auf dem Reichstag zu Worms von 1356 Stück um Stück seiner Macht. Er verlor «Schutzrechte» über die Juden, die nicht in seinem eigenen Hausmachtbereich oder in einigen Kaiserstädten wie Frankfurt lebten. Ein Satz der neuen Reichsordnung bestimmte: «... desgleichen steht jetzt den Kurfürsten das Recht

zu, Juden zu besitzen.» Er lehrte, dass Juden von jetzt an vieler Herren «Kammerknechte» waren. Die neuen Herren aber nahmen ausser Ärzten nur noch diejenigen unter ihren Schutz, die Kapital über die Pestzeit hinweggerettet hatten. Gleichzeitig nutzten sie die Gelegenheit, um Juden zum erstenmal in bestimmte Gassen zu verbannen, ihnen den Hausbesitz zu verbieten, ihre Zahl zu beschränken, Heiraten genehmigungs- und kostenpflichtig zu machen und das Wohnrecht nur für beschränkte Zeit zu gewähren, nach deren Ablauf Juden neue Bedingungen zu akzeptieren hatten oder ausgewiesen wurden. Wer keinen Schutz mehr erhielt und in keine Residenz oder Stadt aufgenommen wurde, blieb einer gefahrenumwitterten Wanderer-Existenz im wilden freien Land zwischen Rittern, kleinen Adeligen und deren Bauern und Leibeigenen ausgeliefert – als Trödler, Viehhändler, kleiner Geldverleiher, Bettler, Dieb, Räuber oder Hehler. Die Schnelligkeit des zukünftigen Niedergangs hing davon ab, wie lange die «Geschützten» Kapital, Beziehungen zu Kapital oder Erfahrungen als Finanziers behielten, die andere noch nicht besaßen, und unentbehrlich blieben. Sie hing davon ab, wann Laune oder Geldnot ihrer neuen «Schutzherren» sie zu stark erpresste, wann neue Ausbrüche christlichen Fanatismus sie vertrieben oder beraubten und wann neben den «Lombarden» auch christliche Kaufleute mit ihren Kapitalien, unvergleichlich geringerem Risiko und entsprechend geringem Zins auf dem Geldmarkt erschienen. Die ersten Schatten dieser Entwicklung kündigten sich an, als Franziskanermönche wie Girolamo Savonarola – oft selbst Söhne christlicher Grosskaufleute – in Florenz und Perugia die ersten antijüdischen Banken unter dem (den Wucher anklagenden) Namen «Monti di Pietà» (Berge der Barmherzigkeit) mit Zinssätzen von nur 4 bis 15 Prozent begründeten. Die Schatten rückten näher, als Papst Leo X. die «Monti di Pietà» als verdienstvolle Grundlage eines christlichen Bankensystems pries und Papst Innocenz' Verdammung des Zinses für immer begrub. Jüdische Botschafter in Rom (wie spätere Betrachter wollten: Lobbyisten im Kirchenstaat) hatten Papst Eugen IV. (1431-1442) noch genug Schätze anzubieten, um ihn zur Zurücknahme einer Anordnung zu bewegen, die Innocenz' III. fromme oder machiavellistische Politik nicht nur beendete, sondern ins Gegenteil verkehrte: nämlich das erste (aber nicht letzte) Verbot jüdischen Geldverleihs. Um die gleiche Zeit folgte Kaiser Wenzel in Prag dem Beispiel König Philipps des Gerechten von Frankreich, annullierte in seinem Hausmachtbereich alle jüdischen Forderungen aus Krediten an Österreicher und Tschechen und nahm von den befreiten Schuldnern ein Drittel kaiserliche Provision. Als die tschechischen Anhänger des in Konstanz verbrannten Kirchenrebellens Johann Hus 17 Jahre lang ihrer Vernichtung durch die christlichen Truppen Kaiser Sigismunds (1411-1452) widerstanden, beschuldigte der

Kaiser die Juden der Unterstützung der Rebellen mit Geld und Waffenkauf und befahl ihnen, ein Drittel ihres Besitzes zu den Kriegskosten beizutragen. Niemand weiss, wieviel der Kaiser wirklich erhielt und wieviel Juden verbergen konnten. Niemand weiss auch, ob die Beschuldigung zutraf. Für jeden von ihnen, der sich noch Willen zum Widerstand bewahrt hatte, lag es nahe, jedem Feind der Kirche Hilfe zu leisten, deren Ziel die Zerstörung ihres Vertrages mit Gott und ihre Entwürdigung als Menschen war. Aber gleich, ob sie den Hussiten gedient hatten oder nicht, sie bezahlten bitter, als Kaiser und Kirche zur Warnung der Juden des Reiches alle ärmeren Juden Wiens in Boote laden und ohne Ruder der Strömung der Donau ausliefern liessen. Wohlhabendere dagegen wurden gefoltert, bis sie ihren letzten Besitz preisgaben, und 200 auf Scheiterhaufen am Donauufer verbrannt. Für ein halbes Jahrhundert gab es keine Juden mehr in Wien. Doch der Hussitenkampf war nur das Vorspiel einer mehr als hundertjährigen Katastrophe, welche aus der nächsten und diesmal weltverändernden christlichen Rebellion gegen die Kirche entstand, die der vierunddreissigjährige Augustinermönch Martin Luther 1517 mit dem Anschlag von 95 revoluzzerischen Thesen am Tor der Schlosskirche zu Wittenberg eröffnete. Für die Nachwelt war es schwer, die Gefühle nachzuempfinden, die Juden überfielen, als Luther in seinem ebenso tumultuarisch – wagemutigen wie hemmungslos – temperamentvollen Kampf gegen Beichte, Heiligenbilder, Reliquien, Verkauf von Sündenvergebung, Ehelosigkeit der Priester, Prunk und Vergeudung, durch welche die römische Kirche das Bild des ursprünglichen Christentums verzerrt und verändert hatte, auch Anklage wegen der Behandlung der Juden erhob. 1523 verkündete seine Schrift «dass Jesus Christus ein geborener Jude sei», der Papst sei mit den Juden verfahren, als wären sie Hunde «statt Blutsfreunde, Vettern und Brüder unseres Herrn». Soweit Juden aber echte Hoffnung auf Verständnis und Toleranz überfiel, verwandelte sie sich bald in Enttäuschung und in die Erkenntnis, dass Martin Luther nicht anders als einst Mohammed oder Gregor I. nur von dem Traum erfüllt sein konnte, die Juden zu seiner gereinigten Christenlehre zu bekehren. Auch für ihn gab es keine Wahrheit ausser der seinen, und die Weigerung der durch Pest, Vertreibung und die Auflösung von Gemeinden an Zahl dezimierten, durch Schliessung und Verfall von Talmud-Akademien oder die Taufe von Entmutigten vereinsamten Rabbiner, den Vertrag mit Gott zu verraten, erfüllte Luther mit Frustration. In zwei Jahrzehnten mit Aufständen verarmter Bauern (die seine Lehre beim Wort nahmen), mit Tumulten von Bilderstürmern gegen Heiligenabbildungen der Kirche, mit einem rivalisierenden Genfer Reformator Calvin, aber auch mit der Bekehrung von 29 deutschen Kur- und Landesfürsten und der Herrscher Schwedens und Dänemarks zu Lutheranern verwandelte sich

die Frustration in Zorn. Im Licht eines Erfolges, der zum erstenmal das Gebäude der römischen Kirche erschütterte, steigerte der Widerstand des Kernes der fast schon am Boden liegenden Judenschar den Zorn zu verzweifelt-unbeherrschtem Mass. Er entlud sich 1543, drei Jahre vor Luthers Tod, in der Schrift «Von den Juden und ihren Lügen» und dem Ausruf: «Was sollen wir Christen mit den verworfenen, verdammten Juden tun?» Sein Rat lautete, die Synagogen zu zerstören, alle jüdischen Bücher auszurotten und jüdische Häuser dem Erdboden gleichzumachen. Der reformierte Kurfürst von Sachsen folgte als erster dem Rat, vertrieb alle Juden aus seinem Land, und die bis dahin grösste Katastrophe aschkenasischen Daseins hatte begonnen.

Der Gigantenkampf der Kirche, der römisch-katholischen Kaiser von Karl V. bis zu Ferdinand III. und aller römisch-katholisch gebliebenen Länder Süddeutschlands und Italiens gegen die reformiert-protestantischen von Sachsen bis Hessen, Bremen bis Magdeburg und, ausserhalb des deutschen Reiches, Dänemark bis Schweden verschlang die Juden mit unausweichlicher Gewalt. Sein erster Akt ging als «Gegenreformation» in die Geschichte ein und hatte neben einer neuen Disziplinierung der römischen Kirche die Zerstörung des reformierten Glaubens zum Ziel. Aber so tief die Feindschaft Luthers, seiner Anhänger und Nachfolger gegen die Juden war, so wenig blieben sie von dem alten Gesetz verschont, wonach jede Bedrohung der Kirche eine Verschärfung des Kirchenkrieges gegen den jüdischen Urfeind zur Folge hatte. Die Gegenreformation dauerte rund 90 verworren-grausame Jahre. Sie scheiterte an den neuen reformierten Mächten, aber Juden traf sie mit der Intensität und Besessenheit, die sie leitete. Grossinquisitor Pietro Caraffa, der 1555 zum Papst Paul IV. gewählt wurde, verkündete im gleichen Jahr die Kriegserklärung: «Da es völlig absurd ... erscheint, dass die wegen ihrer Schuld vor Gott zu ewiger Sklaverei verdammten Juden sich unserer christlichen Liebe und Duldsamkeit erfreuen und unsere Gnade mit schnöder Undankbarkeit ... vergelten, und, statt sich demütig zu ducken, an die Macht herandrängen, ferner angesichts der Tatsache, dass die uns zur Kenntnis gelangte Frechheit in Rom ... so weit geht, dass sich Juden unter Christen und sogar in unmittelbarer Nähe der Kirchen ohne Abzeichen zu zeigen wagen, sich in vornehmen Stadtvierteln einnisten ..., christliche Ammen ...in ihrem Haushalt anstellen und die christliche Ehre mit Füßen treten, sehen wir uns genötigt, die folgenden Massnahmen zu ergreifen ...»

Rom als Stadt so langer kirchlicher Empfänglichkeit für jüdische Bestechung und deren Vermittler, für jüdische Finanziers, Ratgeber und Ärzte, aber auch als Stadt italienischer Toleranz, war kein zutreffendes Spiegelbild für die Situation in dem in zwei Teile zerrissenen Reich. Aber nun wurden ihre chaotischen Besonderhei-

ten zum Anlass für eine Verdammung jüdischer Finanzgeschäfte, für eine Beschränkung der Juden auf Pfandleihe und Handel mit alten Kleidern, für das Gebot, fortan weithin sichtbare gelbe Hüte für Männer und gelbe Kopftücher für Frauen zu tragen. Über allem aber stand die Verbannung der 2'000 römischen Juden in eine von Mauern umschlossene Strasse mit Nebengassen in der Nähe des Tiber, der regelmässig über die Ufer trat und das Quartier mit Schmutz, Gestank und Fieber heimsuchte. Kein Haus war mehr jüdisches Eigentum. Nur Mietrecht in fürchterlicher Enge wurde gewährt, und zwei Tore – von christlichen Posten bewacht – öffneten sich über Tag und schlossen sich bei Nacht. Ein grosses Kreuz mit einem Abbild des Gekreuzigten erhob sich vor den Mauern, und ein Drittel der Bewohner wurde an jedem Sabbat in Kirchen und zu Bekehrungspredigten durch getaufte Juden geführt. Wieder fehlen genauere Angaben über die Erschöpften, die sich in Rom (und nachher in zahlreichen anderen Städten) in wachsender Zahl taufen liessen, um der Gefangenschaft zu entrinnen und als Ferment in Italiens Völkern aufgingen. Paul IV. hatte, 40 Jahre nachdem Venedig auf die Idee verfallen war, Juden in der Nähe einer alten, als «Getto» bezeichneten Eisengiesserei hinter Mauern anzusiedeln, das Getto zu einer neuen Waffe des christlich-jüdischen Krieges gemacht.

Von der hohen Warte der Geschichte aus gesehen war es mehr oder weniger belanglos, mit welcher relativen Milde oder Härte die neue Institution ihren beispielgebenden Weg von Süden nach Norden, nach Cremona, Verona, Mantua, Frankfurt, Prag durch die römisch-katholischen Länder und später durch die reformierten zurücklegte. Die Ära des menschen- und seelenverändernden Gettos und der Kontrolle aller Juden, die sich nicht immer häufigeren Zügen nach Polen anschlossen oder vogelfrei auf dem Lande vegetierten, hatte begonnen. Fürsten- oder Bischofsresidenzen und Freie Städte benötigten kaum noch die Ausweisung ihrer Juden, um ihnen ihre Gesetze über Abgaben, Arbeit und die Beschränkung ihrer Zahl aufzuerlegen. Sie benötigten keine Austreibungen mehr, um die Wohlhabenden an den Finanzdienst für die jeweilige Stadt oder Residenz zu fesseln und diejenigen, die nach unten sanken, in für Christen verächtlichen, aber nützlichen Berufen als Pfandleiher, Klein-Geldverleiher oder Sammler und Wiederverkäufer billiger gebrauchter Kleider (mit Beschränkung) von Woche zu Woche zu dulden.

Die Zahl derer, die noch über grossen und grösseren Besitz verfügten (oder aber als Ärzte neu erwarben), betrug nach Schätzungen nur noch weniger als 10 Prozent der rund 200'000 Juden unter 24 Millionen Bewohnern der deutschen und italienischen Territorien, als im Jahre 1618 die Gegenreformation zu Ende ging und römische Katholiken wie reformierte Protestanten die Entscheidung über die höhere göttliche Wahrheit ihrer Lehren im blutigen Kampf des Dreissigjährigen

Krieges suchten, der das reiche Arsenal der Kriegsgeschichte um einen Ausbruch menschlicher und religiöser Barbarei bereicherte. Doch selbst in Bezug auf die 10 Prozent war es trügerisch, sich an Finanzierungsgestalten wie Del Banco und Da Pisa in Florenz zu messen oder an Mordecai Meisel, der aus dem Judenviertel von Prag Kaiser Rudolf II. (1576-1612) Darlehen unbekannter Herkunft gegen Zins und Ländereien als Sicherheiten anbot, als diesen nicht nur Protestanten, sondern vom Balkan her auch Türken bedrängten. Meisel wurde von Getto und Steuern befreit, erhielt die Erlaubnis zum Bau einer Synagoge und zum Hissen der Fahne Davids vor seinem Haus. Aber sein durch die Kriegsanleihe-Zinsen vervielfachtes Vermögen von einer halben Million Florinen verfiel der Beschlagnahme, als er tot und (im Beisein des Kaisers) bestattet war. Christliche Finanziere beherrschten nun grosse Teile des Geldmarktes. Zahlreiche Juden, die mit dem niedrigen Zins der Christen konkurrierten, scheiterten an ihrem grösseren Verlustrisiko. Sie vermehrten die wachsenden Scharen von Winkelverleihern oder Pfandleihern, und der Kampf um nacktes Überleben trieb andere schliesslich auf den Weg zu Münzfälschung oder Betrug. Nur die Vitalisten und die grossen Spielernaturen wagten sich in die freien Nischen der Hof-, Armee- und Kriegskredite, welche Christen wegen zu grosser Risiken mieden. Wo ihr eigenes Kapital nicht ausreichte, entwickelten sie ihre eigenen Wege, um die Besitztümer von Verwandten und Bekannten zusammenzuschliessen. Wenn sie erfolgreich waren, ernteten sie Lob und Ruhm. Wenn sie durch Zahlungsunfähigkeit, Tod oder Zahlungsverweigerung von Fürsten oder Feldherren nach verlorenen Schlachten alles einbüssten, verfolgte sie ein ewiger Fluch. Ihnen verhalf der Dreissigjährige Krieg als Unbeteiligten, die von beiden Seiten mehr oder weniger verachtet, aber benötigt wurden, als verwegenen Geldbeschaffern und Marketendern noch einmal zu Reichtümern, aber gleichzeitig zu Tragik und Untergang.

Auch die Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. vergassen Papst Pauls IV. Verdammung des jüdischen Geldverleihs, als Jakob Samuel Bassevi die Armee des Generalissimus Albrecht von Wallenstein ausrüstete, der für die Liga der katholischen Fürsten gegen die Union der Protestanten zu Felde zog, fast ganz Norddeutschland eroberte, aber am Ende wieder verlor und durch Mörderhand starb. Bassevi stieg hoch empor und stürzte noch tiefer, als er in Wallensteins Dienst den Versuch unternahm, in Böhmen und Niederösterreich ein Monopol alter Silbermünzen zu begründen, ins Gefängnis kam und nach seiner Entlassung in Obiskurität verschwand. Auch die Union der Protestanten nutzte wagemutige jüdische Marketender – unglückliche wie glückliche.

Die Glücklichen blieben eine Minderheit, gemessen an den Zehntausenden, die

in den Mahlstrom des Krieges gerieten, der in drei Jahrzehnten mehr als ein Drittel von Deutschlands Bevölkerung zum Tode auf Schlachtfeldern, durch Krankheiten und an Hunger verdammt, Zehntausende von Weilern, Dörfern und Städten zerstörte und am Ende mehr verbrannte als bestellte Erde hinter sich zurückliess.

Katholische Landsknechte, die Protestanten ermordeten und zu Tode marterten, und Protestanten, die mit Katholiken auf gleiche Weise verfuhrten, kannten noch weniger Erbarmen gegenüber Juden – ausser wenn sie nützlich waren. Sie waren nützlich, wenn sie die Beute von Union-Soldaten oder Räuberbanden auf der Seite der Liga verkauften und umgekehrt, oder wenn sie auf ingeniösen Wegen, die ihr schnell beweglicher Geist unter der Peitsche der Not fand, Pferde, Waffen, Branntwein beschafften, die sonst nicht aufzutreiben waren. Sie waren auch nützlich als Frauen und Mädchen, die mit Vorliebe vergewaltigt wurden, aber unnützlich als Kinder, Alte, Kranke, die in den Gettos niedergebrannter Orte starben, oder Bettler und Obdachlose, die auf freiem Felde gehänselt, gemartert und getötet wurden, sofern sie sich nicht bewaffneten und zu Banden zusammenschlossen.

Als 1648 das grosse Morden zu Ende ging und die römische Kirche sich mit der Gleichberechtigung lutherisch- und calvinistisch-reformierter Länder abfinden musste, waren zahlreiche Gettos, Judenviertel und Synagogen zerstört; einige zwanzigtausend Juden hatten ihr Leben verloren, weitere Gemeinden waren zersprengt oder nur noch Zerrbilder der Vergangenheit. Den Überlebenden blieb keine Zeit für philosophisch-historische Spekulation. Aber auch wenn ihnen Zeit geblieben wäre, hätte es sie kaum getröstet, zu wissen, dass sie Luther trotz allen Hasses, den er über die Juden ausgeschüttet hatte, den ersten grossen Einbruch in die alles erdrückende Front ihres grössten römischen Feindes verdankten. In den Stürmen der Reformation hatten sie diesen Einbruch und den Anfang der Entstehung einer Vielfalt religiöser Konfessionen erlebt und erlitten, welche die Juden vor einem Untergang im christlich-jüdischen Zermürbungskrieg bewahren und auf amerikanischem Boden ein Fundament für ihre religiöse und menschliche Befreiung schaffen würde. Aber, wie gesagt, es hätte ihnen kaum zum Trost gereicht. Diesmal verliessen ganze Scharen Überlebender deutschen Boden, um in Polen ein neues Leben zu versuchen.

Niemand weiss genau, wann die ersten Aschkenasim polnischen Boden betraten. Andere Juden waren lange vor ihnen aus südöstlichen Gebieten zwischen Kaukasus, Schwarzem Meer und Don gekommen, wo ihnen nach dem endgültigen Durchbruch des Christentums und des Islams noch ein missionarischer Erfolg in einem halbnomadischen Königreich der Chasaren gelungen war. Chasarische Herrscher-Clans waren zum Judentum übergetreten, während weiter nördlich ost-

slawische Russen sich zum griechisch-orthodoxen Christentum bekehrten und vom Balkan kommende Krim-Tataren ihren islamischen Glauben mit sich brachten. Schon bevor das Chasarenreich um 1200 unter russisch-tatarischen Angriffen zerfiel, waren einzelne jüdische Händler bis in das Gebiet um Donau, Elbe und Oder gelangt, wo polnische Westslawen mit dem deutschen Kaiser Otto im Kampf lagen und um 990 das römisch-katholische Christentum annahmen. Christianisierung und Kirchenhilfe hatten einem Herzog Boleslaw I. geholfen, ein polnisches Reich von der Ostsee bis nach Kiew zu schaffen und sich um das Jahr 1000 in Krakau die polnische Königskrone aufzusetzen. Seine durch Adelsstreit gelähmten Nachfolger hatten westliche Landstriche, die später den Namen Pommern oder Ostpreussen erhielten, an deutsche Ritterheere eingebüsst, und deutsche Kaufleute waren, von Handwerkern gefolgt, bis tief in polnisches Gebiet vorgedrungen.

Aber um das Jahr 1300 wurde wieder ein starker König, Wladislaw Lokietik, gekrönt, und was immer er an sonstigen Wesenszügen entwickelte – Misstrauen gegen die Deutschen spielte eine Rolle darin. Das Misstrauen übertrug er auf Nachfolger wie Kasimir III. (1333-1370), Ludwig I. (1370-1382) und den Grossfürsten Jagiello von Litauen, der Litauen und Polen zu einem Königreich verschmolz. Ihr Misstrauen wurde zu einer der Triebkräfte, die sie veranlassten, Juden aus Deutschland den Weg in die noch rauen unentwickelten Weiten ihres Landes zu öffnen. In bedrängten deutschen Juden fürchteten sie keine «fünfte Kolonne» wie in deutschen Kaufleuten, Handwerkern und deren Gilden. Mit Sicherheit lud König Boleslaw der Fromme deutsche Juden durch Abgesandte ein und gab ihnen grosszügige Zusagen: freie Niederlassung, freie Ausübung von Geld- und Handelsgeschäften, Bewegungs- und Ansiedlungsfreiheit, Selbstverwaltung ihrer Gemeinden, Schutz der Ausübung ihrer Religion und den Bau von Synagogen.

Auch geringere Zusagen hätten wahrscheinlich genügt, um allzu oft vertriebene, zwischen Fürstenmacht, Kirchenmacht und Feindseligkeit der Massen hin- und hergeschobene Aschkenasim in eine noch so öde, von unterworfenen fremden Völkern und Leibeigenen notdürftig bebaute Landschaft ziehen zu lassen, deren wenige königliche Städte und Schlösser in ihrer Primitivität weit unter dem lagen, was selbst auf friedlosem deutschem Boden an zivilisatorischen Elementen blieb. Gleichviel – wann immer und in wie vielen verschiedenen Wanderungen sie Polen erreichten. Sie wurden von neuer Hoffnung erfüllt und sahen nicht die Zukunft voraus, in welcher ein ähnlicher Wettlauf auf sie wartete, wie sie ihn auf deutsch-europäischem Boden verloren. Sie erwartete das gleiche Drama, in dessen Verlauf sie ihrem eigenen menschlichen und religiösen Leben im übermächtigen Gegenwind der Kirchen nur so lange würden folgen können, als sie den

Fürsten unentbehrliche Dienste leisteten, aber zu Freiwild wurden, wenn sich polnische Kaufleute, Finanziers oder Handwerker die jüdischen Fähigkeiten aneigneten und jüdische Dienste für die Fürsten ihre Monopolbedeutung verloren. Das Drama musste damit enden, dass sich alle Abneigung, die Polen und Deutsch-Polen bis dahin gegen die königlich bevorzugten Aussenseiter aufgespeichert hatten, gegen das Freiwild entlud und mit Unterdrückung oder Bekehrungseifer der Kirche die gewohnte Ehe schloss.

Die Kirche liess vom ersten Tage an keine Zweifel daran, dass sie ihnen so begegnen würde wie in den Landstrichen, die sie verliessen. 1267 forderte ein Konzil in Breslau Boleslaw den Frommen auf, Juden in Quartiere zu verbannen, die durch Wassergräben von christlichen Wohnstätten getrennt waren. Aber in Polen lag die Stunde kirchlicher Macht über Juden noch fern.

Wenn es ein Symbolwort für die «geschützten Jahrhunderte» jüdischer Existenz in Gross-Polen, Klein-Polen, Ruthenien, Wolhynien oder Litauen gab, dann lautete es «arenda». Für die Herrscher über Polen, die immer weitere östliche Gebiete mit endlosen Wäldern, Ländereien und Flüssen eroberten, bedeutete «arenda» bequeme Verpachtung von Geldverwaltung, Münzherstellung, Steuern, Zöllen, Salzminen, Holz- und Landwirtschaft, Mühlen, Brauereien und Branntwein-Monopolen, Innen- und Aussenhandel. Niemand brachte mehr Talente für «arenda» mit als die Juden, die noch um 1570 polnische Zollbücher in Hebräisch oder aber in einem Jiddisch führten, das die Verbindung mit der Weiterentwicklung der deutschen Sprache verlor und eine eigene Sprachform wurde. Bis dahin hatten die – nach vagen Schätzungen – nunmehr 300'000 jüdischen Bewohner Polens zwar keine «goldene» Zeit inmitten maurischer oder maurisch-christlicher Kultur erlebt, wohl aber eine Epoche, die ihnen in einer primitiven Welt noch einmal die Entfaltungsmöglichkeiten bot, welche das westliche Europa ihnen nahm.

Wie immer durfte man ihren allgemeinen Status nicht an denen messen, die zu Reichtum emporstiegen. Eine Gestalt wie Jordanis Lewko, Arenda-Pächter der Salzbergwerke von Bochnia und der polnischen Münzprägung in Krakau, war schon zwischen 1340 und 1398 der potenteste Geldverleiher des westlichen Polens. Einem anderen Mann namens Volko verhalfen die «arenda» der Zollstation von Chelm, die Steuerpacht für König Ladislaus II. Jagiello im Gebiet von Lemberg und Sambor nebst Alkoholmonopol, Mühlen und Export nach Ungarn zu Reichtum. Die Zahl der Lewkos und Volkos war beträchtlich und blieb doch eine Minderheit. Trotzdem gewann auch eine jüdische Mehrheit wenn nicht Reichtum, so doch ein ausreichendes Leben.

Als Kaufleute, Geldverleiher und Münzfachleute blieben sie jahrhundertlang für

Polen unerreicht. Polnische Kaufleute benötigten noch Generationen, um zu leistungsfähigen Konkurrenten bei der Belieferung des Adels mit Luxusgütern und Schmuck zu werden. An Feiertagen mit geschlossenen jüdischen Geschäften fanden Reisende in den Städten nichts Kaufenswertes. Auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung standen 3'200 jüdischen Grosshändlern 500 nicht-jüdische gegenüber. Auch als um 1600 die Wende begann und polnische Kaufmannsgilden, so wie lange vorher die deutschen im Westen, in den Städten das Übergewicht errangen, gaben Juden den Kampf nicht verloren. Sie liessen Werber in den Strassen arbeiten. Wegweiser oder «eszuwajzers» entführten mächtigeren, aber unbeweglicheren Polen scheinbar sichere Kunden, und auf den offenen Märkten in Zaslav oder Jaroslaw, Berdichew, Nowy Socz oder als Pelzhändler von Brody waren sie nicht zu verdrängen. Noch kaum behindert durch Gesetze westlicher Art, entwickelten sie sich nach 1500 zu einer Menschengruppe, die sich von den deutschen Aschkenasim immer stärker unterschied. Ihre Gemeindepräsidenten schlossen sich zu einem regierenden Rat der Vier Länder zusammen. Die Märkte wurden zum natürlichen Schauplatz ihrer Ratsversammlung. Die Abgesandten entstammten zwar dem Kreis der Reichen. Ihre Entscheidungen waren – in Recht wie Unrecht – von diktatorischer Macht getragen, aber bis zu den Ärmsten hinunter erweckten sie ein Gefühl jüdischer Führerschaft und Geborgenheit. In Warschau unterhielt der Rat einen «stadlanim» mit zeitgenössisch-weltlicher Erziehung, der als Lobbyist Verbindung zu Fürsten, Hofkanzleien, dem Adelsparlament, aber auch zu Bischöfen unterhielt, um Entscheidungen der Adeligen durch Überredung oder Geld zu beeinflussen oder, sofern dies nicht gelang, den Rat und seine 150 Gemeinden auf neue Situationen vorzubereiten.

Nach 1500 erreichte die Zahl der Juden zwar nur 3 Prozent der übrigen Bevölkerung, aber sie wuchs durch Geburten, ungehinderte Heirat und die wachsende Zahl der Zuwanderer schneller als im ganzen übrigen Europa. In polnischen Städten betrug sie 15, in litauischen 20 Prozent der Bewohner, und während in Deutschland die Talmud-Schulen untergingen, wetteiferten polnisch-litauische Gemeinden um die Einrichtung neuer Akademien. Inmitten polnisch-litauisch-galizisch-ukrainischer Menschenmillionen, die Analphabeten blieben und nur hier und da durch christliche Klöster einen Hauch von Kultur erhielten, beschafften jüdische Händler Buchdruckpressen aus Deutschland; zumindest die Söhne lernten Lesen und Schreiben, und der gedruckte Talmud war in jedes Heranwachsenden Hand. Zwischen 1500 und 1600 entwickelten sich aus ihrer Rabbinerwelt Gelehrte einer neuen Art. Anders als jüdischen Denkern oder Schriftstellern in Spanien fehlte ihnen in der polnischen Leere und Weite jede Berührung mit nicht-jüdischen Wissenschaften, und aus dem Mangel der Umgebung nährten die neuen

Rabbiner die stolze wie tragische Überzeugung, dass sie allein über Wissen verfügten und der Talmud die einzige Quelle des Wissens auf Erden sei. Schalom Schachna in Lublin oder Moses Isserles aus Krakau legten Schicksalsgrundlagen für die Zukunft, als sie ihre eigene geistige Potenz und die ihrer Schüler darauf konzentrierten, Unstimmigkeiten in Talmud-Texten hinweg zu diskutieren und durch Verstandesübungen (auch «pilpul» oder Pfeffer genannt) die Atomkerne aussergewöhnlicher Geistesschärfe der Zukunft schufen.

Als König Sigismund II., der letzte polnisch geborene starke Herrscher, 1572 starb, bildeten die polnischen Aschkenasim einen eigenen sozialen Stand. Aber Adelige nahmen immer grössere Teile der Steuer-, Zoll- und Bergwerks-Arenda selbst in die Hand. Der Kampf polnischer gegen jüdische Kaufleute wurde so hart, dass der Rat der Vier-Länder-Gemeinden wie Krakau aufforderte, freiwillig auf Teile ihres Handels zu verzichten. Noch waren die fürstlichen Schutzschilder nicht ganz zerbrochen. Aber wo besitzlose Massen begannen, sich gegen die Adelherrschaft zusammenzurotten, überliessen Adelige Juden gerne dem Zorn der Revoluzzer, und die kirchliche antijüdische Propaganda gewann freie Bahn. Noch beschäftigten Fürsten, die aufgehört hatten, in Polen zu leben und den Luxus von Paris vorzogen, Juden als Arenda-Pächter auf ihren gewaltigen eroberten Ländereien zwischen Dnjestr und Dnjepr. «Privatstädte» in Adelsbesitz, deren Bevölkerung zu 70 Prozent jüdisch war und die den jiddischen Namen «Schtetel» erhielten, wurden zu Verwaltungs-, Handels-, Lager-, Mühlen-, Transport, Geld- und Steuerzentren. Die Ukraine verlieh Leben und Charakter der Juden neue Züge, denn wo täglich Tataren-Alarm erklingen konnte, wo die griechischorthodoxe Bevölkerung nie mit Aufständen sparte, wo Branntwein das einzige irdische Labsal von Leibeigenen war, rückte Talmud-Gelehrsamkeit in den Hintergrund. Aber der wachsende Druck in Polens Kernländern führte zu einem so grossen jüdischen Ansturm auf den Osten, dass der Rat der Vier Länder gegen das wilde Überbieten von Anwärtern untereinander zu kämpfen hatte. In wenigen Jahrzehnten wuchs die Zahl der Juden in der Ukraine von 5'000 auf 51'000, und der festungsartige Bau einiger ihrer Synagogen liess später ahnen, dass sie Kämpfer waren und sich auf weitere Kämpfe vorbereiteten – auch wenn sie nicht die Katastrophe voraussahen, die 1648 über die Ukraine und über sie hereinbrach.

Der Aufstand eines Ukrainerführers Bogdan Chmelniczki, der zwischen 1648 und 1657 das Land in ein Schlachtfeld verwandelte, richtete sich zwar gegen die polnischen Herren. Aber er traf deren kleine oder grosse jüdische Verwalter mit aufgespeichertem Hass. Die Rebellen metzelten Juden – Männer, Frauen und Kinder – nieder, wo sie ihrer habhaft wurden. Sie jagten sie wie Wild und liessen ihnen nur in gnädigen Augenblicken die Wahl zwischen Tod und griechisch-orthodoxer

Taufe. Nur selten konnten Juden sich in steinernen Häusern oder Synagogen erfolgreich verteidigen. Wer nicht getötet wurde oder sklavenhandelnden Tataren in die Hände fiel, floh nach Norden und Nordwesten. Aber auf dem Wege nach Litauen stiessen sie auf andere Flüchtlinge, Polen wie Juden, vor Russen und protestantischen Schweden, welche die Stunde gekommen sahen, um polnische Gebiete zu erobern. Schweden, die Juden gegenüber Milde zeigten, leisteten ihnen damit keinen Dienst, sondern erzeugten verhängnisvolle Gerüchte über jüdische Verschwörungen mit den Protestanten aus dem Norden.

Als das «Polen der Fürsten» nach grausamen Verlusten am Ende noch einmal überlebte, trug es die Zeichen eines nicht mehr fernen Untergangs auf der Stirn. Auch die Masse der Juden überlebte. Schneller, als die Historie lange Zeit annahm, ersetzten sie ihre Verluste an Menschenleben durch ihre in aller Misere unzerstörbare Fruchtbarkeit. Rund 40 Jahre nach dem Ende der Stürme zählten sie etwa eine halbe Million. Der Rat der Vier Länder funktionierte weiter. Die Belieferung polnischer Truppen hatte neue Volkos entstehen lassen. Aber einer unverhältnismässig grösseren Zahl von Juden hatte der Krieg jeden Besitz geraubt, und der fürstliche Schutzschild von Jahrhunderten war endgültig zerbrochen. Für die Symbiose zwischen Kirchenpolitik und Massenaversion kam ihre Stunde. In Wilna, Minsk und vielen anderen Orten wurden Ritualmordanklagen und die Zwangsversammlung von Juden zu christlichen Bekehrungspredigten zu regelmässigen Ereignissen.

Juden, die versuchten, durch «arenda» noch einmal ein neues Leben zu beginnen, sahen nur die Möglichkeit, Pachtrechte mit von Christen entliehenem Geld zu erwerben. Verbote des Rates der Vier Länder konnten sie nicht davor zurückhalten, zu Schuldnern derjenigen zu werden, die selbst einmal ihre ressentimentgeladenen Schuldner gewesen waren. Von immer stärker korrumpierten Landbesitzern zum Auspressen der Massen gehetzt, von innen und aussen isoliert, erlahmte die Dynamik, die sie so lange erfüllt hatte, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt richteten ihre Hoffnungen sich immer stärker nach innen. Tora, Talmud und Synagoge wurden zu ausschliesslichen Zentren ihres Daseins. Branntwein-Arendas, die einmal Wohlstand gesichert hatten, erlaubten zwar nur noch Hütten, auf deren blanken Lehmböden jüdische Wirte ihre Gäste bedienten. Aber im gleichen Raum sassen halbnackte Kinder, Halbwüchsige und Erwachsene und studierten ihre heiligen Bücher.

Keine intellektuelle Versenkung konnte jedoch auf die Dauer ihre Hoffnungsfähigkeit am Leben erhalten, wenn Nachfahren Chmelnizkij's Jahr um Jahr nach Polen vordrangen, plünderten, mordeten und selbst Festungen wie Uman besetzten. Es war eine Frucht der Aussichtslosigkeit, wenn sich um das Jahr 1666 Zehn-

tausende den Verkündigungen eines jüdischen Mystikers Sabbatai Zwi aus Smyrna zuwandten, der mit einer Tora-Rolle als symbolischer Braut eine Ehe geschlossen hatte und von Gaza und Konstantinopel aus sein Kommen als Messias und die Rückkehr aller Bedrängten nach Jerusalem verkündete. Tausende packten für die erlösende Reise und erlitten einen traumatischen Schock, als Zwi in Konstantinopel eingestand, ein falscher Prophet gewesen zu sein, und zum Islam übertrat.

Doch ihre Sehnsucht nach Erlösung oder wenigstens Hoffnung war zu gross, um nicht neuen Propheten zu vertrauen, die durch Polen zogen. 1740 glaubten ganze Scharen den Verkündigungen Jakob Franks, der als «Wiederverkörperung» Sabbatai Zwis auftrat und nur neue Träume schuf, als er sich christlich taufen liess. Am Ende erwuchs ihnen um 1750 in Podolien ein Erlösungsprediger Israel ben Eliezer oder Baal Schern Tow, ein «Mann aus dem einfachen Volk», der an Stelle von Talmudstudien schlichte Gebete und Leichtigkeit des Herzens verkündete, um die Roheit der Welt hinter sich zu lassen. Seine mystische Bewegung der «frommen Menschen» oder Chassidim entwickelte so grosse Anziehungskraft, dass die rabbinische Orthodoxie unter Führung des Gaons von Wilna, Elija ben Salomon Salman, mit Bannflüchen antwortete und im bitteren Kampf mit den Chassidim lag, als das Ende für Polen kam.

In den Jahren 1772, 1793 und 1795 annektierte das russische Zarenreich den grössten Teil Polens. Die westlichen Gebiete von Galizien bis Posen fielen in die Hand des Kaiserreiches Österreich-Ungarn oder des Königreiches Preussen, die inzwischen aus dem Tumult deutscher Geschichte hervorgegangen waren. Die Mehrzahl der nunmehr rund eine Million östlichen Aschkenasim wurde ungefragt zu zaristischen Untertanen und – so als wären sie für ein besonderes Schicksal aufgehoben – von westeuropäischen Aschkenasim getrennt.

Emanzipation und Amerikafahrt

Diejenigen, die 1772 als erste zu Preussen oder Österreich «geschlagen» wurden, konnten nicht ahnen, dass sie in eine Welt hineingerieten, an deren Horizont Revolutionen und ungeheure Wandlungen für Europa und sie selber heraufzogen. Aber die letzten, die 1793 und 1795 preussische oder österreichische Untertanen wurden, vernahmen schon – fern im Westen – das Grollen einer neuen Zeit.

1789 stürzte die Französische Revolution den letzten absoluten König Frankreichs, Ludwig XVI., schuf unter blutigen Geburtswehen eine französische Repu-

blik und proklamierte am 27. August 1789 – 13 Jahre nach der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung – auf europäischem Boden das Recht aller Menschen auf bürgerliche wie religiöse Freiheit und Gleichheit. 1891 schloss ihre revolutionäre Nationalversammlung auch 30'000 Juden, die zweieinhalb Jahrhunderte nach der grossen Vertreibung der Juden aus Frankreich durch französische Annektion des Elsass im Dreissigjährigen Krieg zu Untertanen Frankreichs geworden waren, sowie 5'000, die sich als spanische Neuchristen in Bordeaux niedergelassen hatten, in die Proklamation von Freiheit und Gleichheit ein. Juden wurden gleichberechtigte Bürger der französischen Nation, und französische Truppen, welche die revolutionären Ideen in deutsche und italienische Länder trugen, zerstörten 1792 die Tore der Gettos von Mainz, Worms und Speyer. 1797 waren die Gettomauern von Padua geschleift, die Gettopforten von Venedig niedergelassen, und 1798 wurden – hinter dem aus Rom geflüchteten Papst – im römischen Getto ein Freiheitsbaum errichtet und gelbe Judenhüte verbrannt.

Napoleon Bonaparte, der 1804 als selbsternannter Kaiser der Franzosen aus dem Feuer der Revolution emporstieg, übernahm – gleich mit welchen innersten Empfindungen – die jüdische «Emanzipation» (oder Gleichberechtigung) in sein Kaiserreich. Er liess sich zwar, dem Ausruf des Revolutionärs Clermont-Tonnerre «Für die Juden als Menschen alles – für die Juden als Nation nichts!» folgend, von Frankreichs Juden bestätigen, dass sie sich hinfort als Franzosen jüdischer Religion ohne jeden Anspruch auf Sonderrechte als auserwähltes Volk betrachteten. Er erliess auch vorübergehende Bestimmungen, um die Konzentration der Juden im Elsass aufzubrechen. Aber als er unmittelbar darauf mit der Verwirklichung seines Kaisertraumes, der Zerstörung des deutschen Kaiserreiches und der Neuordnung Europas unter seiner Führung begann, begleitete ein Befehl zur bürgerlichen Emanzipation der deutschen Juden den Marsch seiner Truppen nach Baden, Frankfurt, Westfalen, Bremen, Hamburg, Lübeck. Sie stiessen auf mehr oder weniger heftigen Widerstand. Frankfurt liess sich das (eingeschränkte) Bürgerrecht seiner 12'000 Gettobewohner von den «ehemaligen jüdischen Kammerknechten» mit 440'000 Gulden Ablösung in 20 Jahresraten honorieren. Lübeck, das überhaupt keine Juden geduldet hatte, sträubte sich, sie aufzunehmen. Aber Fürsten oder von ihren Fürsten verlassene Länder beugten sich Napoleons Macht. Der Einbruch in die europäisch-ashkenasische Schattenwelt war von so überraschender Gewalt, dass er auch 150 Jahre später noch Federn in Bewegung hielt, um die Ursachen zu ergründen. Sie stiessen stets auf das gleiche schicksalhafte Zusammentreffen geistiger, politischer und wirtschaftlicher Gewalten und Strömungen, welche auch die nicht-jüdische Welt veränderten. Die Juden Frankreichs, 20'000 Juden in England, 50'000 in Italien und über 300'000 in dem sei-

ner Auflösung entgegentaumelnden deutschen Kaiserreich waren nur Objekte beim Zusammenprall.

Wenn Papst Gregor I. einst die Degradierung der Juden programmiert hatte, dann war dieses Ziel auf deutsch-europäischem Boden erreicht, als die revolutionären Franzosen über die Grenzen zogen. 75 bis 80 Prozent der Aschkenasim existierten – gleich, ob in städtischen Gettos oder auf dem Lande – nur noch als «Schacherjuden» oder Hausierer, ohne feste Bleibe, es sei denn in einem Gettowinkel oder einer dörflichen Stube. Sie handelten mit allem, was sich ihnen bot, und führten äusserlich ein unbeschreibliches Dasein, das in seiner Armseligkeit tief unter dem Standard aller christlichen Besitzlosen oder Leibeigenen lag, denen es selbst an Emanzipation mangelte. Zwischen 25 und 30 Prozent existierten als «Betteljuden», sicherten sich hier und da eine Suppe bei solchen, denen es nur um einige Grade besserging, und die ersten wagten, da sie nichts zu verlieren hatten, als Diener, Tagelöhner, Gelegenheitshändler, Glücksspieler, Musikanten den abenteuerlichen Weg in das koloniale Amerika. Diebe aus Ausweglosigkeit, Banditen oder solche, die sich am Rande des Verhungerns taufen liessen, um in christlichen Banden Schutz zu suchen, fanden in Friedrich Schillers Drama «Die Räuber» und dessen Mithelden Spiegelberg ein beklemmendes literarisches Symbol.

Getto-Pfandleiher, Kleiderhändler, hier und da Silber- und Schmuckverkäufer, Weber, Schneider, Färber, Geldwechsler oder Klein-Geldverleiher machten noch zwischen 18 und 23 Prozent der Aschkenasim aus. Meist waren sie imstande, den «Schutzbrief» einer Stadt, eines kleinen Adligen oder eines Dorfes zu kaufen. Wagemutigere Geldverleiher auf dem Lande, denen die Annahme von Hypotheken endgültig und auf Lebensgefahr verboten war, nahmen Ernten oder Vieh als Pfand und wurden – von Unsicherheit oder Feindseligkeit umgeben – Vieh- und Getreidehändler. Alles in allem hatten die 150 Jahre seit dem Ende des Dreissigjährigen Krieges die äusserliche Erscheinung von Juden und ihr Auftreten so weit verändert, dass Betrachter sie als geduckt, ängstlich und gebeugt oder – mit einem Gefühl für innerlich Ungebrochene – als «unterwürfig-schlau, unecht-devot, heuchlerisch-spöttisch – mit allen Zügen des Wehrlosen, der sich innerlich gegen diejenigen wehrt, denen er sich überlegen fühlt», beschrieben. Ähnlich wie den geschlagenen Juden Polens gewährte den meisten nur noch ihre religiöse Welt Halt oder Hoffnung. Ihre Feste, Jom Kippur, Passah, Rosch ha-Schana oder eine Hochzeitsfeier, wurden zu Unterbrechungen im täglichen Lebenskampf, und ihr Bedürfnis nach Ausgleich für Verachtung auf den Strassen fand ein schwaches Surrogat im Ringen um Prestige in der kleinen sozialen Getto-Hierarchie.

Wenn sie in relativ grosser Zahl auf deutschem Boden überlebten, dann verdankten sie es der Zersplitterung des Reiches in mehr als 300 souveräne protestantische

oder katholische Fürsten-, Kurfürsten-, Herzogtümer oder Markgrafschaften, die der Dreissigjährige Krieg als groteskes Erbe hinterlassen hatte. Das Fehlen einer echten Kaiser- oder Königsmacht hatte ihnen das Schicksal der französischen und britischen Generalvertreibungen erspart. Die mehr als 300 Herrscher über Länder von Hinterpommern oder Bremen bis nach Zweibrücken oder Kurbayern aber hatten als prestige- und machtsüchtige Nachahmer des absolutistisch ausschweifenden französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. (1638-1715) und seiner in der Revolution untergegangenen Nachfolger auf der Suche nach Finanziers unter Christen nicht die Erfahrung und Beweglichkeit oder die Bereitschaft gefunden, um ihre uferlosen Luxus-, Kriegs- und Kreditbedürfnisse zu erfüllen und sich ihrer unberechenbaren Gnade oder Ungnade auszuliefern. Juden, die durch den Dreissigjährigen Krieg noch einmal Kapital oder weitläufige Beziehungen erworben hatten, sich aber auf keine Rechte berufen konnten, waren zu «Hof-Faktoren», Lieferanten von Luxus und Kredit, Beratern, Münzherstellern und Steuerkassierern geworden. Wenn wohlhabende Finanziers einst zehn Prozent der Aschkenasim ausgemacht hatten, so zählten die neuen «Hof-Faktoren» und «Finanzknechte» noch fünf Prozent, und die Schicksale, die sie bis zum Sturm der Französischen Revolution erfahren hatten, umfassten alle schon vertrauten Möglichkeiten von neuem Reichtum bis zum Galgen oder Sturz in Getto-Engen.

Die Annalen vermerkten besonders Aufstieg und Untergang des 1689 geborenen Joseph Süsskind Oppenheimer aus Heidelberg, der als Hof-Faktor des Herzogs Karl Alexander von Württemberg eine unzeitgemäss weitsichtige Finanzpolitik betrieb, aber dem Luxus verfiel und 1738, nach dem Tode des Herzogs, mit dafür büsste, dass letzterer als gehasster Katholik über ein protestantisches Land geherrscht hatte. Er wurde gehenkt und sein Körper in einem Käfig dem Volk vorgeführt. Äusserlich glücklicher war Nathan Veitei Ephraim als Faktor des preussischen Königs Friedrich II., des Grossen (1712-1786).

Ob Ephraim bei seinem Tode im Jahre 1776 als Besitzer eines Rokoko-Palais in Berlin auch innerlich glücklicher war, blieb eine offene Frage. Ein grosser Teil seines Besitzes war der ungerne gegebene Lohn eines Königs (der die «malcontenten» Juden verachtete) für die königlich befohlene Herstellung von 29 Millionen Preussischen Thalern mit zu geringem Silbergehalt, mit deren Hilfe Friedrich II. zwischen 1740 und 1763 drei Kriege gegen Kaiserin Maria Theresia und Österreich um Schlesien und die Vorherrschaft in Deutschland gewann. Ephraims Käufe südamerikanischen Silbers in Amsterdam waren gefährlich und ingenüös. Seine Organisation jüdischer Aufkäufer, die das Tafelsilber bankrotter polnischer Fürsten über die Grenzen brachten, war abenteuerlich. Seine Methode, «Scharen» brotloser jüdischer Hausierer und Geldwechsler hinter den Armeen Maria There-

sias einherziehen zu lassen, um minderwertige preussische gegen vollwertige österreichische Münzen einzutauschen und diese in schlechte Preussische Thaler umzuschmelzen, hätte kein christlicher Konkurrent gemeistert. Aber als er seinem König 200'000 Thaler vorstreckte, um den Sultan der Türkei für einen Angriff in den Rücken der Österreicher zu gewinnen, erhielt er sie beim Scheitern des Projektes nicht zurück. Sein Sohn Benjamin, der im Jahre 1800 unter der Anklage unpreussischen Verhaltens zum Gefangenen in der Festung Küstrin wurde, vermerkte in seinen Aufzeichnungen die Stimme eines Gewissens, das dem König fehlte.

So oft oder so selten «Hofjuden», von denen viele zu wohlhabend-diktatorischen Vorstehern von Getto-Gemeinden in ihrer Herren Ländern wurden, für die jüdische Masse eintraten oder aber die Gettos vergassen und sich dem Lebensstil der Umwelt anpassten – ihre Unentbehrlichkeit hatte eine schwankende Atmosphäre herrscherlicher Duldung auf die Masse erzeugt. Aber ausser einigen wenigen, die ihre Kinder in Deutsch, in der seit 1700 aufsteigenden Wissenschaft und Literatur erziehen liessen, hatten Hofjuden schwerlich an eine nahe revolutionäre Wende des jüdischen Schicksals gedacht. Sie trat von aussen her an die Juden heran.

Die gleiche Philosophie des aufgeklärten Liberalismus, welche Thomas Jefferson beeinflusst hatte, vereinte sich mit wirtschaftlich-sozialen Kräften zu einem Element des Wandels, das die Juden (am Rande) in seinen Strom hineinzog. Es war Ironie, dass massgebliche Aufklärer wie der 1778 verstorbene Franzose François Marie Voltaire in Juden nichts anderes sahen als «ein unwissend-barbarisches Volk, das ... die schmutzigste Habsucht mit dem verabscheuungswürdigsten Aberglauben und einem tiefen Hass gegen alle Völker verbindet, von denen sie geduldet werden und an denen sie sich bereichern». Christliche Indoktrination und die christliche Entwürdigung hatten auch die Vorstellung aufklärerischer Ungläubiger gefärbt, und ein erstes liberales Bühnenstück, «Die Juden», in dem der Berliner Dramatiker Gotthold Ephraim Lessing 1749 Juden als aufrichtige menschliche Wesen darzustellen suchte, erweckte Kritiken, die grundsätzlich die Möglichkeit leugneten, dass Juden auch nur «mittelmässige Redlichkeit» entwickeln oder moralisch und geistig schöpferische Menschen sein könnten. Wenn die aufklärerische Revolution trotzdem die Juden mit einbezog, dann nur, weil von der Ideologie der Menschenrechte niemand ausgeschlossen werden konnte, ohne die Ideologie selbst zu erschüttern. Der deutsche Philosoph Georg Wilhelm Hegel, der Juden als scheinbar hoffnungslos erstarrte religiöse Traditionalisten nicht weniger verachtete als Voltaire, bemerkte innerlich zerrissen: «Der wilde Aufruhr gegen die Juden missachtet die Tatsache, dass sie über allem Menschen sind ...» Die Propheten und Akteure wirtschaftlicher Wandlung, die das Fürstenzeitalter dahinsinken und ein kaufmännisch-handwerkliches Bürgertum emporsteigen sa-

hen, betrachteten die jüdische Masse als groteskes, unerträgliches mittelalterliches Erbe auf dem Weg zu ihrer neuen Ordnung. Aufgeklärte Menschheitsideale schienen keine weitere Vertreibung von Juden zu gestatten. So sahen sie in der Modernisierung und Verwandlung der Juden in nützliche Bürger die einzige Lösungsmöglichkeit.

Vor solchem Hintergrund hätte es wie höhere Vorsehung wirken können, als im Jahre 1743 ein verwachsener vierzehnjähriger Sohn des Dessauer Tora-Schreibers Mendel, Moses Mendelssohn, zu Fuss nach Berlin zog und in der auf Abruf geduldeten Schattenwelt «schutzbrief»loser Juden Unterkommen fand. Das Phänomen seiner Erscheinung lag darin, dass er als nur Jiddisch und Hebräisch sprechender kleiner Talmud-Student aus der verachtetsten jüdischen Masse kam, deren Zukunft die Aufklärer und Sozialreformer beschäftigte. Es äusserte sich aber noch mehr darin, dass er den Weg nach Berlin wagte, um mehr von den Wissenschaften und Künsten zu lernen, die dort blühten – und plötzlich ahnen liess, dass hinter den scheinbar erstarrten Gettomauern eine jüdische Sehnsucht existieren musste, die danach verlangte, den Fesseln der eigenen Tradition zu entinnen und an der modernen Umwelt teilzuhaben.

Das Mendelssohn-Phänomen erhielt noch sichtbarere Konturen, als der Getto-Sohn innerhalb von zehn Jahren – mehr hungernd als satt und ohne Universität – vollendetes Deutsch lernte, eminente Kenntnisse in Französisch, Englisch, Philosophie und Naturwissenschaften erwarb und sich 1754 zum erstenmal in einem Brief zu den Kritiken an Lessings «Juden» äusserte: «Mit welcher Stirn kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen (jüdischen) Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können.» Es erregte Verwunderung und Bewunderung, als Mendelssohn (zuerst mit Lessings Hilfe) die deutschsprachigen Werke «Philosophische Gespräche», «Abhandlungen über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften» und «Phaedon» publizierte und 1763 den ersten Preis der Berliner Akademie der Wissenschaften sowie lebenslanges Berliner «Schutzjudentum» erhielt. Lessing musste schon in den Anfängen öffentlich bestätigen: «Der Verfasser ist wirklich ein Jude.» Unausweichlich wurde er für Reformen zum Symbol einer im Kern unzerstörten nicht-händlerischen, nichtwucherischen jüdischen Begabung und schöpferischen Kraft. Als er 1783 – sozusagen als Brücke für Juden zur deutschen Sprache – eine deutsche Übersetzung der Fünf Bücher Mose in hebräischen Buchstaben drucken liess, entwickelte er sich zum Verfechter jüdischer Emanzipation. Sein Rat, nicht aussichtslosen Träumen auf Heimkehr zu folgen, sondern den jüdischen Glauben zu bewahren, sonst aber die Lebensformen der Deutschen oder aller anderen Völker anzunehmen, stiess zwar auf rabbinischen Widerstand, aber das Echo aus den Gettos verriet umso stärker die aus Erschöpfung und Vereinsa-

mung der Jüngerer geborene jüdische Sehnsucht, sich selbst zu öffnen, wo immer die Umwelt den Weg dazu freigab. Als 1781 auf Mendelssohns Anregung der preussische Kriegsrat Christian Wilhelm von Dohm eine Schrift «Über die bürgerliche Verbesserung der Juden» schrieb, war dies der erste Aufruf eines nicht-jüdischen Deutschen zur jüdischen Emanzipation: «Die vollkommene Befreiung ... würde Juden zu brauchbaren und glücklichen Gliedern der Gesellschaft machen. Damit müsste sich das Bemühen der Christen verbinden, ihre Vorurteile und ihre lieblose Haltung zu überwinden.»

Dohm traf zwar nicht ganz Mendelssohns Vorstellungen. Er bekannte, dass alle jüdischen Mängel die Frucht vorangegangener christlicher Misshandlung seien, aber vor der Gewährung voller bürgerlicher Gleichstellung empfahl er mit preussischem Drang zu Schema und Ordnung eine Erziehung der niederen jüdischen Massen zu nützlichen Berufen. Mendelssohn mahnte: «Sie banden den Juden die Hände und werfen uns nun vor, dass wir sie nicht gebrauchen.» Aber bevor er 1786 starb, erlebte er noch, dass die Schrift 1782 in französischer Übersetzung erschien und in die Hände des französischen Revolutionärs Honoré Comte de Mirabeau gelangte. In Mirabeau fand sie einen kühnen, von keinen pädagogischen Skrupeln gepeinigten Leser, der 1789 der revolutionären Nationalversammlung die entscheidenden Worte zurief: «Wir haben kein Recht, sittliche Mängel des (jüdischen) Volkes anzuklagen, denn sie sind nur die Folgen unserer eigenen Barbarei... Überlasst ihnen den Genuss des Bürgerrechts, und sie werden von selbst in die Reihen der nützlichen Staatsbürger treten.» Als die Versammlung am 27. September 1791 die Gleichstellung der Juden in Frankreich beschloss, war keine Rede von Umerziehung. Von Napoleons flüchtigen Regulierungen abgesehen, überliess Frankreich Franzosen und Juden das Ringen um ein zukünftiges Zusammenleben. Im gleichen Sinne trugen Napoleons Heere die Idee der jüdischen Emanzipation nach Deutschland hinein. Aber auf deutscher Erde eröffneten sie ein Drama, das rund acht Jahrzehnte in Anspruch nahm, um erst 1869/71 mit der Gesetzgebung über die unbeschränkte bürgerliche Gleichheit der Juden zu enden, mit der Frankreich am 27. September 1791 begonnen hatte.

Es war ein Drama, in dem nicht Gutes oder Böses, sondern ein schicksalhaftes Erbe die Handlung vorausbestimmte. In Frankreich, das erst seit 1648 wieder eine geringe Zahl von Juden beherbergte, hatte ein Gesetzesakt genügt, um aus national-republikanischem Bewusstsein die Emanzipation zu dekretieren. Das hundertfach zerrissene Deutsche Reich, das unfähig gewesen war, jemals eine totale Vertreibung der Juden zu vollziehen, war Jahrhundert um Jahrhundert so wie kein anderes Land Europas die Herberge Hunderttausender von Juden und das zentrale Schlachtfeld für alle Stadien und Formen des christlichen Kampfes gegen das Ju-

dentum geblieben. Seine Aufklärer und Reformer waren verspätete Epigonen der Franzosen und sahen sich nicht nur *einer* feudalen Königsmacht, sondern zahlreichen noch ungebrochenen Feudalherren gegenüber. Sie waren auf Länder verstreut, durch lange feudalistische Tradition gehemmt und schwankten mit schwerblütiger deutscher Ernsthaftigkeit zwischen republikanischen Umsturzideen oder einer Bekehrung der Herrscher zu Einsichten und Reform von oben. Ihnen fehlte noch eine geschlossene national-revolutionäre Kraft in dem in Ländern zerrissenen Bürgertum. Wenn viele Revolutionäre Frankreichs innere Verachtung und Vorbehalte gegenüber den Juden hatten zurückdrängen müssen, um ihr ungeteiltes Ideal vom Menschenrecht zu verwirklichen, dann war auf deutschem Boden das Erbe antijüdischer Aversionen unvergleichlich komplexer, und das Gewicht feudalistischer Überlieferung hinderte selbst revolutionäre Reformer an ihrer vollen Identifizierung mit dem Ideal vom gleichen Recht aller Menschen. Eine Emanzipation der Juden wurde zu einer Gnade, für welche die Empfänger ihre Würdigkeit durch Umerziehung und Veränderung erst beweisen sollten.

So verwandelte sich alles, was Napoleon in Deutschland zur Emanzipation von Juden anordnete, in mehr befohlene als freiwillige Aktionen. Preussens König Friedrich Wilhelm II., der keine Bereitschaft zeigte, das eigene Bürgertum zu emanzipieren, noch weniger aber die Juden, änderte seine Haltung erst, als die Preussen wenig Neigung bewiesen, für ihren autoritären König zu kämpfen, Napoleon 1806 in Berlin einmarschierte und ganze Provinzen, einschliesslich Posen, von Preussen abtrennte, um sie anderen Staaten anzugliedern. Des Königs Staatsminister Freiherr vom Stein gewährte städtischen «Schutzjuden» als ersten das Bürgerrecht. Sein reformfreudigerer Nachfolger Karl August von Hardenberg gab 1812 40'000 Juden in «Rest»-Preussen dieselben bürgerlichen Rechte und Pflichten wie den Christen. Aber auch in Hardenberg lebte ein Funke der erzieherischen Idee. «Bis zu ihrer Bewährung» blieben Juden von Stellungen im preussischen Staatsdienst ausgeschlossen, und der liberale Gründer der Berliner Universität, Wilhelm von Humboldt, klagte vergeblich, der Staat sei kein Erziehungsinstrument, sondern nur eine juristische Institution, und fügte, an Amerika gemahnend, hinzu, es sei nicht einmal Sache des Staates, die christlichen Bürger Respekt für Juden zu lehren, wohl aber, Vorbild zu sein und eindeutig zu erklären, dass die Regierung Preussens hinfort keinen Unterschied zwischen Christen und Juden mehr kenne. Sachsen – gelegentlich das «protestantische Spanien» genannt – lehnte Änderungen seiner alten Judengesetze ab. Österreich behauptete, früher «emanzipiert» zu haben als alle anderen, und verschanzte sich hinter einem «Toleranzgesetz», das Franz Joseph II. 1782 zur «Nutzbarmachung» der Juden erlassen hatte. Aber ausser der Abschaffung von Judenzeichen, dem Recht zum Be-

such öffentlicher Schulen und der erzieherischen Zulassung zu Landwirtschaft und Handwerk hatte es den Juden nicht geboten: weder Bürgerschaft noch Gleichheit vor dem Gesetz.

Bayern, das durch Napoleons grosszügigen Umgang mit deutschen Staaten und Grenzen um einige benachbarte Länder (aber auch rund 50'000 jüdische Bewohner) reicher wurde und durch Napoleon seinen ersten König Maximilian Joseph erhielt, beschäftigte sich in einem «Emanzipationsgesetz» von 1813 weniger mit Emanzipation als mit der Verminderung der Juden durch die Beschränkung von Wohngenehmigungen auf begrenzte Gebiete oder auf Handwerker und Bauern, die Vererbung des Wohnrechts nur auf den ältesten Sohn und die Verweigerung von Heiratsgenehmigungen für alle anderen Kinder.

Als sich im gleichen Jahr Preussen, Österreich und Russland zum Befreiungskrieg gegen Napoleon verbündeten und Napoleons imperialer Traum im Juni 1815 nach der verlorenen Schlacht von Waterloo für immer erlosch, waren zahlreiche Siegerländer entschlossen oder zumindest versucht, vollzogene Emanzipationen oder Vergünstigungen für Juden wieder aufzuheben. Auf dem Siegeskongress in Wien unternahmen Preussen, Österreich und alle Staaten, die den napoleonischen Sturm überdauert hatten, im Jahre 1815 den Versuch, in einem Deutschen Bund deutschen Wünschen nach einer neuen nationalen Einheit entgegenzukommen, die der Befreiungskrieg geboren hatte, aber gleichzeitig soviel wie möglich ihrer feudalistischen Fürstenherrschaft wiederherzustellen. Die «jüdische Frage» wurde zu einem ungeladenen Gast der Konferenz, aber ihre Anwesenheit verriet, dass sie zu einem lebendigen Phänomen geworden war, über das sich nicht ohne Mühe hinweggehen liess. Als Bremen, Lübeck, Hannover, Württemberg, Hessen, Frankfurt die Ausweisung der von Napoleon «aufgezwungenen» Juden oder die Aufhebung ihrer Bürgerrechte ankündigten, focht Hardenberg, der Preusse, mit grösserem Weitblick um Zeitgewinn. Ein kommender Deutscher Bundesrat sollte über neue Wege beraten, um «allen jenen, die sich zum jüdischen Glauben bekennen, zu bürgerlichen Rechten zu verhelfen». Bis dahin sollten «den Juden die Rechte erhalten bleiben, die sie *in* den verschiedenen Staaten erhalten haben». Aber sein Vorschlag wurde nur nach einem Umtausch der Worte «*in* den verschiedenen Staaten» gegen «*durch* die verschiedenen Staaten» angenommen. «Durch» anstelle von «in» aber bedeutete, dass alle projüdischen Gesetze aufgehoben werden konnten, die nicht auf freiem Länderbeschluss, sondern auf Napoleons Anordnung beruhten.

Was folgte, war eine makabre oder verworrene, aus Abneigung, Rivalität und Vorurteil getragene und applaudierte Parade von Aktionen, in denen Länder wie Hessen oder Braunschweig die bürgerliche Gleichstellung der Juden annullierten (und 1830 wieder einführten), während Österreich Ansiedlungs-Rayons für Juden

in Galizien sowie verbotene Zonen in Tirol, Mähren und Böhmen dekretierte und ausser tolerierten Nachfahren von Wiener Hof-Faktoren den Juden der Hauptstadt nur Aufenthalte von wenigen Wochen gewährte. Im Rheinland und in Gebieten, die nach dem Sieg Bayern und Hessen-Darmstadt zugeschlagen wurden, blieben die Emanzipationsgesetze voll erhalten. Aber altpreuussische Oppositionelle erzwangen, dass das preussische Emanzipationsgesetz auf die Juden des Gebietes beschränkt wurde, das 1812 preussisch gewesen war. 80'000 Juden in Posen und Westpreussen, die nach Napoleons Niederlage wieder zu Preussen zurückkehrten, wurden ausgeschlossen und erhielten nur die Möglichkeit, Anträge auf Einbürgerung zu stellen. Jüdische Ärzte, Juristen und Wissenschaftler wurden, sofern sie sich nicht taufen liessen, von Universitätsstellungen ausgeschlossen. Lübeck und Bremen entzogen den Juden ihre Aufenthaltsgenehmigungen, Frankfurt nahm ihnen das 1810 verkaufte Bürgerrecht und verfuhr dabei so skrupellos, dass jüdische Bitt- und Protestschriften den Bundesrat bewogen, gegen die Stadt einzuschreiten. Frankfurt fühlte sich durch Studenten- und Volkstumulte ermutigt, die im August 1819 aus Nachkriegsarbeitslosigkeit entstanden und sich unter dem Schlachtruf «HEP! HEP!» (den Anfangsbuchstaben der lateinischen Worte «Hierosolyma est perdit» oder «Jerusalem ist verloren») auch gegen die jüdischen Ur-Schuldigen für alle Übel der christlichen Welt richteten. Der «HEP!-HEP!»-Spektakel lärmte, bis Truppen ihn erstickten, durch Würzburg, Bamberg, Bayreuth, Mannheim. Frankfurt nutzte den mittelalterlichen Nachklang als Symbol deutscher Empörung gegen eine jüdische Gleichberechtigung, und als die Stadt 1824 endlich den «israelitischen Bürgern» das Bürgerrecht zurückgab, geschah es nicht ohne Beschränkungen ihres Wohn- und Familienrechts.

Als Frankfurt sich widerwillig beugte, hatte die erste grosse Auswanderung deutscher Juden nach Amerika bereits begonnen. Spätere Betrachter verknüpften sie mit den Enttäuschungen und Rückschlägen nach dem Wiener Kongress. Sie verknüpften sie auch mit einem Strom christlicher Deutscher, die inmitten der Wirtschaftskrisen mit ihren Familien nach Amerika zogen und den jüdischen Blick auf das legendäre Land der «unbegrenzten Freiheiten und Chancen» lenkten.

Die ersten jüdischen Zehntausende, die aufbrachen, gehörten zu den am tiefsten Missachteten in der ersten Phase der Emanzipation. Sie kamen aus Bayern, aus Württemberg, aus Posen, Mähren oder Böhmen und wanderten oder fuhrten allein zu deutschen und französischen Häfen, aus denen billige Amerikaschiffe ausliefen. Familien besaßen sie nicht. Die meisten waren die «überzähligen» jüdischen Söhne der deutschen Länder, die nur dem ältesten Sohn ihrer registrierten Juden Wohn- und Heiratsrecht gewährten und alle weiteren zum «Schacherjuden»-Da-

sein, zu verborgenen «Dachbodenehen» und unehelichen Kindern zwangen, die sie nicht anerkennen durften (und um die christliche Missionen sich stritten). Sie suchten in der amerikanischen Ferne nichts anderes als Arbeit und freiere Entfaltung. Und ihre Brüder, Schwestern, geheimen Frauen, Kinder, Mädchen und oft die Eltern bewahrten in ihrem Herzen das (fast nie gebrochene) Versprechen, dass sie nachfolgen würden, sobald in Amerika das Geld für ihre Überfahrt verdient war. So kam der erste jüdisch-deutsche Amerikazug in Bewegung, und für wenigstens drei oder vier Jahrzehnte rekrutierte er sich fast nur aus den Armen und Ärmsten deutscher Länder und Provinzen, die nicht darum trauerten, sie zu verlieren.

Zurück blieben die Älteren, die apathisch in den zu lange ertragenen Niederungen ihres Daseins verharrten und den Kampf um die Emanzipation wie ein fremdes Phänomen betrachteten. Zurück blieben die meisten derjenigen, welche in Preussen, Baden oder anderen Ländern lebten, in denen trotz der vollzogenen Rückschritte der Kern der Emanzipation erhalten worden war. Zurück blieben fast alle, deren durch Moses Mendelssohn zum erstenmal verkörperte Sehnsucht nach der Beteiligung am modernen deutschen Leben in den Jahren Napoleons und des Befreiungskrieges durch alle Abwehrkrusten der Tradition gebrochen war und sie dazu trieb, das weitere Schicksal ihrer Bürgerrechte nicht länger allein aufklärerischen Liberalen und Reformern der Umwelt zu überlassen, sondern selbst dafür zu streiten.

Ihre Sehnsucht führte viele der Ungeduldigsten dazu, sich taufen zu lassen, um die verbliebenen Barrieren vor Universitäten, wissenschaftlichen Lehrstühlen oder Beteiligung am politischen Leben zu überwinden. Echte Leidenschaft zur Veränderung trieb junge Rabbiner dazu, das jahrtausendlang so standhaft behauptete Gebäude des jüdischen Glaubens von Elementen zu befreien, die für die deutsche Umwelt fremdartig oder orientalisches wirkten. Sie begannen eine Glaubensreform, zu deren äusserem Bild deutsche Predigten gehörten. Innerlich fochten ihre Pioniere wie Samuel Holdheim in Berlin oder Abraham Geiger in Breslau um eine neue Theologie, welche die jüdische Religion in Holdheims rationeller Sicht zu einem einst von Menschen geschaffenen Instrument zur Verbesserung der Menschheit werden liess, das eine Anpassung an die moderne Zeit verlangte. Für Abraham Geiger war der jüdische Glaube zwar keine intellektuelle Konstruktion wie für Holdheim. Er war aber auch kein zu ewiger Erstarrung verdammtes «antikes Fossil», sondern eine lebendige Institution, deren Ausdrucksform dem Leben anpassbar sein musste, und er focht erbittert mit dem wortgewaltigsten Vertreter der Tradition, Samson Raphael Hirsch, für den die Offenbarung in der Wüste Sinai göttlich und unantastbar blieb.

Sehnsucht, der Vergangenheit zu entrinnen, stand auch hinter Getto- und Land-

händlern, Hökerern und Hausierern, die nicht den Weg nach Amerika wählten. Entgegen den Berechnungen von Reformern und Bürokraten für die Entwicklung von Juden zu Handwerkern und Bauern erkannten sie mit ihren geschärften Sinnen für Umweltentwicklungen und Chancen, dass die nächste Stufe der Ökonomie bereits zur Fabrikation, zum Handel mit Massenwaren und zur Finanzierung von Fabrikation und Massenhandel führte. Sie waren zwar nicht mit ehemaligen Hofjuden zu vergleichen, denen die Ära Napoleons und die Teilemanzipation, welche den Wiener Kongress überdauerte, genügte, um zu unabhängigen Unternehmern, Bankiers oder beidem zu werden und die gesetzliche Emanzipation durch eine wirtschaftliche zu überholen. Am wenigsten liessen sie sich an Karrieren wie derjenigen des 1743 geborenen, mit 20 Kindern gesegneten Altkleider- und Münzenhändlers Meyer Amschel Rothschild aus dem Getto von Frankfurt messen. Laut Legende oder Wirklichkeit hatte die Lieferung alter Münzen an den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, dessen Reichtümer aus dem väterlichen Verkauf hessischer Untertanen als Söldner für Englands Krieg gegen die amerikanischen Revolutionäre stammte, Meyer Amschel und seinen Sohn Salomon am Hof von Kassel eingeführt. Die Gewinne aus Hofgeschäften hatten genügt, um den Altkleiderhandel in ein Unternehmen für neue Stoffe, M.A. Rothschild & Söhne, zu verwandeln und einen zweiten Sohn, Nathan, zur Gründung einer englischen Zweigniederlassung nach London zu entsenden. Die entscheidende Wendung zum selbständigen Bankhaus aber hatte Landgraf Wilhelm herbeigeführt, als er vor Napoleon nach Dänemark floh und Rothschild und dessen Söhnen den Auftrag hinterliess, seinen Besitz in britischen Staatspapieren anzulegen. Eine britische Kriegserklärung gegen Napoleon war für Nathan gerade rechtzeitig gekommen, um eigene Investitionen in die Ausrüstung einer britischen Armee in Spanien zu tätigen und wegen des komplizierten Geldtransfers durch Frankreich nach Spanien einem dritten Sohn, James, zu einer neuen Niederlassung, diesmal in Paris, zu verhelfen. Eine Brieftaubennachricht, mit der James seinen Bruder in London über Napoleons Niederlage bei Waterloo informierte, sowie Nathans Grosskäufe schlagartig steigender britischer Staatspapiere hatten die Rothschilds endgültig zu internationalen Bankiers gemacht, die 1828 über Kapitalien von rund 118 Millionen Franc geboten.

Wenn jedoch keiner der anderen, die aus der Enge der Vergangenheit auszubrechen suchten, am Aufstieg der Rothschilds zu messen war, so eilte auch sie wirtschaftlich der rechtlichen Emanzipation (und den Plänen von Reformern) voraus. Während die deutsche Schulpflicht, die Juden auch dort nicht ausnahm, wo sie kein volles Bürgerrecht besaßen, ihre Kinder in der deutschen Sprache aufwachsen und zu Lehrern ihrer Eltern werden liess, folgten sie ihren grossen und kleinen Träumen. So verworren, widersprüchlich oder abweisend die Landschaft der Ge-

setzung für Juden aussah: In Preussen, in Baden, in Mecklenburg, in Braunschweig, Hessen und Frankfurt schufen sie ungehindert ihre ersten grösseren Fabrikationsunternehmen für Textilien, für Kleider oder Schuhe, in denen zuerst ihre Familien arbeiteten und Bettler und Hausierer Beschäftigung als Arbeiter und später als Angestellte und Handlungsreisende fanden. Ihre ersten Privatbanken, über denen kein Wucherzwang des Mittelalters lag, denen ihr Erfahrungserbe aber unkonventionelle Beweglichkeit verlieh, öffneten in Berlin, Breslau, Frankfurt, Karlsruhe, Mainz ihre Türen. In Bayern und Württemberg halfen ihnen die als Restriktionen gedachten Klauseln über die Niederlassungsgenehmigung von jüdischen Handwerkern oder Landwirten, indem sie mit ihrer schnellen Auffassungsgabe handwerkliche oder landwirtschaftliche Kenntnisse erwarben und als Weber Webereunternehmen, als Schneider Kleiderfabrikationen begründeten oder einige Äcker bewirtschafteten, während Wein-, Getreide- und Immobilienunternehmen zu ihrer Hauptbeschäftigung wurden. Hausierer gelangten auf die gleiche Weise zu Kurzwarenläden, die sie zum erstenmal in kleinen Orten sesshaft werden liessen. Nur besonders Unternehmerische, Ungeduldige oder Rastlose, deren Träume sich nicht schnell genug verwirklichten oder von bürokratischen Barrieren aufgehalten wurden, wählten früher oder später allein oder mit ihren Familien den Weg nach Amerika. Ihnen schlossen sich viele an, die in einer Umwelt, welche noch zwischen zögernden Einsichten, erstaunter Anerkennung und dem Erbe an Abneigung, Misstrauen, Feindseligkeit oder Verachtung schwankte, keine Wurzeln schlagen konnten.

Mit Sicherheit lebte die tiefste Sehnsucht nach einem vollen Anteil an der Entwicklung Deutschlands zu einer neuen, von einer freiheitlichen Verfassung getragenen und von der Vorherrschaft des Feudalismus befreiten deutschen Nation in den jüdischen Söhnen, die schon ausserhalb der Gettos, in Licht oder Schatten der Französischen Revolution, Napoleons, des Befreiungskrieges und des Wiener Kongresses geboren waren. Niemand symbolisierte ihr Wesen besser als der 1806 geborene Jurist Gabriel Riesser, der als Kind die Wiedervertreibung aus Lübeck miterlebt und Recht studiert hatte, ohne angesichts seiner Entschlossenheit, die jüdische Religion zu bewahren, zu wissen, ob er jemals eine Position als deutscher Richter würde erringen können. Sein Bekenntnis: «Wir sind nicht eingewandert. Wir sind eingeboren. Wer uns den Anspruch auf ein deutsches Vaterland bestreitet, der bestreitet uns auch das Recht auf... die Sprache, die ich spreche, und auf die Luft, die ich atme», hätte auch das Bekenntnis Tausender anderer sein können, die nicht mehr allein für jüdische Rechte stritten, sondern für die neue deutsche Nation unter der Fahne des gleichen Rechts für alle.

Sie rechneten sich zu den deutschen (oder österreichischen) Liberalen, die 1848 genug Anhang in bürgerlichen Massen gefunden hatten, um eine Erhebung gegen das herrschende System und einen Kampf um eine demokratische Verfassung zu wagen. Unter der mehr oder weniger blutigen Begleitmusik von Studenten- und Bürgeraufständen in Berlin, Frankfurt, Wien wählten sie ein erstes deutsches Musterparlament, das in Frankfurt ein gleiches Wahlrecht für alle Deutschen ohne Unterschied von Geburt, Besitz oder Religion verkündete. Unter dem Vorsitz des jüdisch geborenen, christlich getauften Eduard von Simson sowie der Beteiligung von zehn getauften und vier nicht getauften Juden mit Gabriel Riesser als einem der bewegendsten Sprecher beschloss die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche «Grundrechte des deutschen Volkes», zu denen Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte vom religiösen Bekenntnis gehörten.

Als die Versammlung am 28. März 1849 auch eine demokratische deutsche Verfassung beschloss, handelte es sich nur noch um einen Nachruf auf eine verlorene Revolution. Ihre aktiven Aufständischen waren im Oktober und November 1848 in den Strassen Berlins den Truppen König Friedrich Wilhelms IV. und in Wien den Soldaten Kaiser Franz Josephs erlegen. Als die Gefallenen von Wien (Christen und Juden miteinander) bestattet waren, als Truppen die Nationalversammlung gewaltsam auflösten, als christliche und jüdische Studenten verhaftet und zu Tod oder Gefängnis verurteilt wurden, notierte einer der jüdischen Beteiligten in der ersten Aufwallung der Verzweiflung: «Auf nach Amerika! Die Sonne der Freiheit sollte sich ... erheben. Aber für uns wurde sie nur ein blutiges nördliches Licht... Für Jahrhunderte haben wir alles hingenommen, jede Kränkung, jede Tortur ... Sollen wir immer weiter nachgeben, immer unser Haupt beugen...? Einmal möchten wir ablehnen und gehen. Das heisst: Auf nach Amerika ...»

Es war das Signal zum Aufbruch für Tausende jüdisch-deutscher Idealisten, die den Glauben verloren, dass Deutschland ein Land der Gleichheit und Freiheit für Christen wie Juden werden würde. Sie liessen andere (darunter Gabriel Riesser) zurück, die nicht resignierten und weiter in der Fortsetzung des Dramas der Emanzipation wirkten, deren kommende Entwicklung auf ein späteres Blatt über die jüdische Tragödie der Hitler-Ära und ihre Vorgeschichte gehört, deren Wurzeln weit rückwärts bis in dieses Drama reichen.

Die «Achtundvierziger», die nach Amerika kamen, gaben der jüdischdeutschen Einwanderung zum erstenmal, aber nur vorübergehend, ein intellektuelles Gesicht. Als sie in New York, in Boston oder Philadelphia eintrafen, waren sie schon Spätankömmlinge. Die Armen, die Ärmsten und die Ungeduldigsten hatten längst das wirkliche Gesicht bestimmt.

Blue Jeans oder: der Glücksfall des Levi Strauss

Levi Strauss aus Bayern war 20 Jahre alt, als er 1850 mit einem kleinen Sortiment von Waren im kalifornischen Sacramento eintraf. Dies war zwei Jahre nachdem er zweien seiner Brüder, die vor ihm den Sprung nach New York unternommen hatten, im Zwischendeck eines überfüllten Seglers gefolgt war. Die Seereise hatte er mehr oder weniger hungernd überstanden, weil gepökelttes Schweinefleisch an prominenter Stelle der Seefahrerdiät stand.

Levi Strauss hatte auch das von nunmehr rund 250'000 Menschen bevölkerte New York überstanden, wo Schweineherden im Unrat neuer schauerlicher Slums und Kellerwohnungen wühlten, in denen Zehntausende, durch Kartoffelnot und nackten Hunger aus ihrer Heimat vertriebener, vom Elend korrumpierter, aber intelligenter irischer Bauern und Arbeiter vegetierten und sich (für zwei Generationen) zur Eroberung der politischen Macht in New York rüsteten. Mit einem Bündel Knöpfe, Garn und Nadeln war er als Hausierer in New England von Siedlung zu Siedlung gezogen, bis er in einer Zeitung das Wort «Gold» las. Die Nachricht von der Entdeckung von Gold in einem kalifornischen Flussbett, die ganze Landstriche Amerikas in eine Goldsucher-Hysterie versetzte und die gesamte Einwohnerschaften von Orten nach Westen aufbrechen liess, wurde zum Wegweiser seines weiteren Lebens.

In der Hoffnung, dass Goldsucher in der Wildnis Kochtöpfe und anderes Gerät benötigten und gut dafür bezahlen würden, machte er sich ebenfalls auf den Weg. Keiner der Ausbrüche menschlicher Leidenschaft, Barbarei und Begierde nach Reichtum, welche die weitere Eroberung des Südens und Westens seit dem Franzosen- und Indianerkrieg begleitet hatten, war mit der abenteuerlichen Apotheose zu vergleichen, in die Levi Strauss hineingeriet. 1819 hatte Präsident Monroe den Vereinigten Staaten das spanische Florida als Territorium einverleibt. James Polk, der 11. Präsident, hatte 1845 das seit 300 Jahren spanischmexikanische Texas folgen lassen, und nach einem zweijährigen Krieg gegen die hoffnungslos unterlegenen Mexikaner wehten über allen mexikanischen Gebieten auf nord-amerikanischem Boden von New Mexico bis Utah und Kalifornien amerikanische Flaggen. Kalifornien war neben Texas die Krone der Eroberungen und soeben zum neuen Staat erhoben worden.

Der «bequemste», aber auch kostspieligste Weg nach Kalifornien um ganz Südamerika und Kap Hoorn herum dauerte selbst mit den neuesten Dampfern 180 Tage und mehr. Viele Schiffe gingen in Stürmen unter oder kehrten aus San Francisco niemals zu einer zweiten Fahrt zurück. Ihre Besatzungen desertierten, stürzten sich in die Goldsuche, und zahllose Schiffe verrotteten in der Bay vor der wildwuchernden Stadt. Für die Zehntausende der weniger Wohlhabenden oder

Mittellosen, die sich auf den Weg machten, war die Seereise zu teuer. Von St. Joseph, dem letzten «zivilisierten» Ort in Missouri, brachen sie mit Wagen, Ochsen, Maultieren, Pferden oder zu Fuss mit Schubkarren auf, um rund 3'000 Kilometer zu überwinden. Sie zogen in die Prärie, sobald der Schnee geschmolzen war und Futter für die Zugtiere wuchs. Sie überquerten Flüsse, die Wagen und ganze Familien mit sich rissen, gerieten in Indianerscharmützel, litten an Typhus und mysteriösen Fiebern, begruben ihre Toten am Wege und erklimmen nach den ersten 900 Kilometern die von abgeworfenem Ballast, Matratzen, Öfen, Klavieren und Kinderwiegen sowie toten Tieren und zerbrochenen Wagen gesäumten Karrenpfade bis zu einem 2'000 Meter hohen Südpass durch die Rocky Mountains. Auf der anderen Seite warteten die knochenbleiche Wildnis von Utah und Nevada sowie 100 Kilometer wasserloser Wüste unter sengender Sonne, in der wahnsinnig Gewordene Selbstmord begingen und Menschen und Tiere, die zusammenbrachen, zurückgelassen wurden, um vor dem Verdursten die letzte Barriere der Hohen Sierra zu erklimmen und nach fünf Monaten endlich die westlichen kalifornischen Hänge hinunterzustolpern.

Levi Strauss' Ziel, Sacramento, wuchs täglich um 30 hölzerne Häuser, Zelte, Hotels, Läden, Spielhöllen und Bordelle, die eingewanderte Chinesen aus Kanton errichteten. Es mehrte sich um einige hundert Engländer, Iren, Franzosen, Deutsche, Tschechen oder Mexikaner, die mit örtlichen Spekulanten um Schürfrechte kämpften, für eine sechs Wochen alte Zeitung 1 Dollar und für eine Hure 30 Dollar zahlten.

Levi Strauss erwarb in seinem ersten kleinen Laden keine Reichtümer, und trotzdem fand er dort eine Goldgrube eigener Art. Ein zerlumpter Goldwäscher, der zum Einkauf mit einem Zug Maultieren aus den Minenbergen kam und nach Hosen verlangte, die allen Strapazen gewachsen sein würden, brachte Levi auf den Gedanken, Zeltstoff in robuste Beinkleider zu verwandeln. Ein Flickschneider, Jacob W. Davis, fertigte für ihn die ersten Muster an, und ein Goldsucher mit dem Spitznamen Alkali Ike gab ihm den kostenlosen Rat, besonders strapazierte Stellen seiner Hosen mit Kupfer zu vernieten.

Wenige Monate später war Sacramento für Levi Strauss zu klein. Zwar kam die elftägige Überlandreise von Sacramento nach San Francisco einem neuen Abenteuer gleich. Der Dampfer «Senator», der das Kap Hoorn umrundet hatte, versuchte gerade, die Reise auf einen Tag zu verkürzen. Aber wie gross auch immer die Abenteuer waren, Levi Strauss zog nach San Francisco weiter. Er liess sich auch nicht durch die tumultuöse Ansammlung wildwachsender Häuser, Zelte und Kneipen abschrecken, zwischen denen sich die Strassen im Frühjahr in Schlammflüsse verwandelten und das Trinken, Spielen und Schiessen kein Ende nahm.

1853 gründete er die Firma Levi Strauss & Co. und eröffnete die Grossproduktion von Arbeitshosen, die als «Levi's» ihren Weg bis in die entlegensten Minen fanden. Als Junggeselle machte er seine beiden Brüder, einen Schwager David und dessen vier Söhne zu Partnern, und von San Francisco aus fanden Levi's Blue Jeans ihren Weg in die Farmgebiete des Mittleren Westens, in die Pflanzungen des Südens, und 60 Jahre nach Levi Strauss' Tod im Jahre 1907 wurden sie in der ganzen Welt zum internationalen Modeartikel stilisiert. 1972 erzielten seine Nachfahren Walter und Peter E. Haas (immer noch in San Francisco, aber nicht mehr als Minenabenteurer, sondern als Absolventen der Universitäten von Kalifornien und Harvard lebend) mit ihren Firmen Levi Strauss und Levi Strauss International zum erstenmal einen Jahresumsatz von über 500 Millionen Dollar. Wenn Levi Strauss' Welterfolg typisch für seine Miteinwanderer gewesen wäre, sähen Historiker sich der grössten Massen-Erfolgsgeschichte der Welt gegenüber. Aber Strauss hatte ausser seiner Herkunft nur eines mit der Mehrzahl der anderen Einwanderer gemeinsam: dass er wie sie mittellos amerikanischen Boden betrat.

Hoffnungen und Enttäuschungen im grossen Strom

Die Tagebücher oder Aufzeichnungen, welche Miteinwanderer hinterliessen, enthielten unverfälschte Bilder ihres neuen Daseins. Wilhelm (nach der Landung William) Frank, der am 1. Mai 1840 nach 49 Tagen Fahrt auf dem Segler «The Great Eagle» in New York ankam, streifte tagelang durch die Strassen und Gassen, bis er einen Vetter namens Frank aufspürte und von ihm 3 Dollar für eine Fahrt nach Philadelphia bekam. Dort nahm ihn sein Stiefbruder Phillip auf Kredit in seine Wohnung in einem Hinterhaus auf, und William notierte: «Er war Schuhmacher – aber er hatte als Hausierer angefangen ... und jetzt arbeiteten ein paar andere Klinkenputzer für ihn. Er verdiente an dem Geschäft, aber seine Frau verbrauchte mehr, als drei Männer verdienen können ... Mir gab er für 4 Dollar Waren, die in ein Taschentuch eingeknüpft waren, und ich ging in Philadelphia 7 Wochen von Tür zu Tür. Meine Schwägerin nahm von mir 3 Dollar Logis pro Woche ... Dann lernte ich durch Glück das Geschäft Blum & Simpson kennen. Man gab mir dort Kredit für Waren bis zu 100 Dollar ... Ich zog ein Jahr lang durch Lancaster County und sparte für meine Eltern 700 Dollar. So kamen sie zusammen mit meiner Schwester Babet und meinem Bruder Moses nach Amerika. Aber meine Mutter lebte nur noch 6 Monate in der Neuen Welt ...»

Ein anderer junger Mann, Heinrich (danach Henry) Seessei, überquerte 1843, 21 Jahre alt, zusammen mit 300 anderen Zwischendeckspassagieren, auf dem französischen Schiff «Laffitte à Geyer» den Atlantik und landete auf der Suche nach seinem Bruder, der das Reisegeld geschickt hatte, in New Orleans. Er fand ihn Mississippi-aufwärts in der noch aus spanischer Zeit stammenden Handelsniederlassung Natchez als Händler mit einem alten Packpferd. Über alles Folgende berichtete er selbst: «Das Pferd war mit drei Packtaschen voller Kleider und Kurzwaren beladen ... Ich hatte zu lernen, wie man ein Pferd versorgt. Mein Bruder sparte sich den Neger, der das für andere besorgte. Er machte einen Neger aus mir ... Anfangs dachte ich, dass das so üblich sei. Aber dann lernte ich es besser ... An das amerikanische Essen, heisses Brot und Schweinefleisch, war ich nicht gewöhnt. Die Märsche von 10 bis 20 Meilen waren lang, und ich hätte in Europa lieber 12 Stunden in dem Handwerk gearbeitet, das ich gelernt hatte, als auch nur einen Tag zu hausieren ... Aber ich sah, dass es keine andere Chance gab. Bei der zweiten Reise ... waren wir vier Wochen unterwegs ... Mein Bruder muss gut verkauft haben ... Es gab noch keine Läden an jeder Strassenkreuzung ... Aber ich arbeitete wie ein Sklave und bekam kein Geld ... Mein Bruder sagte mir, ich hätte zuerst das Reisegeld ... abzuführen. Für später versprach er mir ein Drittel vom Profit ... Wir machten zwei weitere Reisen ... Ich sparte so lange, bis ich mir ein billiges Pferd und ein paar Waren kaufen konnte – dann zog ich fort, weit bis nach Vicksburg, wo ich Bekannte aus Speyer fand ...»

Auf solche Weise zog Seessei umher, nach Cincinnati, Lexington, Richmond, zurück nach New Orleans und weiter nördlich nach Kentucky. Zwischendurch versuchte er sich als Schmuckhändler, Metzger, Pächter einer Kneipe und schliesslich Koffermacher in Memphis.

Am eindrucksvollsten waren die Notizen eines jungen Bayern aus Mönchsroth, Abraham Kohn, in denen sich persönliches Erlebnis mit Gedanken über Amerika verwob, während er mit seinem Bruder Moses durch Massachusetts zog: «Wir waren voller bitterer Gefühle, denn während einer ganzen Wochenreise in eisiger Kälte hatten wir nichts verdient ... Ich sehne mich nach den schönen Tagen in meinem Heimatland ... In der letzten Woche, bei Plymouth, trafen wir zwei Hausierer, Lehman und Marx. Wir blieben in einem Farmhaus, und nach dem Essen sangen wir voller Kummer und Heimweh, und ich dachte an meine liebe Mutter ... Wenn ich Soldat in Bayern geworden wäre, hätte mich ein hartes Los getroffen ... Ich werde stattdessen drei Jahre in Amerika ertragen, aber länger nicht... Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Mann, selbst wenn er die Sprache, die Geschichte, den Charakter von Amerika begreift, jemals seine Heimat in Europa vergessen kann. Nach so kurzer Zeit wäre es sehr überheblich, über Amerika zu

urteilen. Aber das Land kommt mir vor wie ein halbwüchsiger Junge. Es ... redet wie ein Mann und behauptet, ein Mann zu sein. Aber es ist ein Junge...Obwohles glaubt, alles zu wissen, ist sein Wissen über Religion, Geschichte und die Natur der Menschen gleich Null. Amerikanische Geschichte besteht aus Unabhängigkeitserklärung und Washington – das ist alles. Am Sonntag zieht der Amerikaner sich an und geht zur Kirche. Aber er denkt nicht mehr an Gott als an das Pferd, das ihn dorthin zieht ...

Liebe, gute Mutter, wie oft denke ich an Deinen Rat, nicht nach Amerika zu gehen: 'Bleibe zu Hause. Du kannst auch in Deutschland Erfolg haben.' Aber ich wollte nicht hören. Ich musste nach Amerika ... und hier bin ich nun... Hier, im Land der Freien, wo jedes Kind und jeder Mensch Freiheit verkündet, bin ich gezwungen, dies Leben zu führen ... Es ist hart, sehr hart... Mein Rücken will zerbrechen, Schweiß rinnt mir am Körper herab. Aber ich kann nicht anhalten. Ich muss vorwärtsgehen, soweit der Weg mich führt ...»

Die warnende Stimme von Abrahams Mutter gegenüber ihrem Sohn war nur eine Stimme aus einem ganzen Chor.

Im «Österreichischen Zentralorgan» für Juden fasste ein offener Brief von David Mendl Tausende andere zusammen: «Glaubt Ihr wirklich, dass Ihr in Amerika das erlösende Jerusalem findet? Wo Sklaven noch geduldet werden, gibt es keine Garantie für Freiheit und für ein gleiches Recht der Freien ... Hier aber wird sich alles weiter bessern. Alte Vorurteile werden weiter schwinden ... Auch den Juden wird ihre menschliche Würde zurückgegeben werden. Und selbst wenn noch Zeit vergehen sollte, bis unsere Erlösung erreicht ist, und noch weitere Kämpfe oder Leiden uns erwarten, so sollten wir doch fest und treu zu unserer Vaterlande halten.» Aber für die Bewegung, die einmal in Gang gekommen war, gab es für Jahrzehnte kein wirkliches Halt. William Frank oder Henry Seessei oder Abraham Kohn repräsentierten die Mehrheit der Einwanderer; ihre Hoffnungen, ihre Enttäuschungen, ihre Mühen um ein bürgerliches Leben, ihre Kümmernisse zwischen der Sehnsucht nach der deutschen und europäischen Heimat und dem Erlebnis der neuen. Sie repräsentierten ihre inneren Kämpfe mit der rohen Freiheit und freien Roheit Amerikas, in der das Beste wie das Bestialischste der Menschennatur gedieh und das ganze Land in einen Kampf um ein Gleichgewicht der Extreme verstrickte, der niemals endete und den es als einziges Land der Erde bestehen konnte, weil es vom Tage seiner Entstehung an die nötige Erfahrung gewann. Zwischen 1830 und dem amerikanischen Bürgerkrieg wurden die meisten Schwemmsand-Körner im Mahlstrom der Ausdehnung der Vereinigten Staaten über den Kontinent. Fruchtbare Land der verdrängten oder massakrierten Cherokee-Indianer machte die neuen Staaten Alabama, Mississippi, Tennessee, South Carolina zu Baumwoll-Paradiesen. Der Mittlere Westen wurde eine Mais-

und Getreidekammer, der Südwesten ein Tummelplatz für Rinderherden. Tausende von hölzernen Städtchen, Forts, Blockhütten und einsamen Farmen wuchsen aus dem Boden und boten wandernden und reitenden Händlern ihre Chance. Es waren eine nur durch immer neue Reformanstrengungen von Verfassungs- und Gesetzestreuen, von Kirchen und Moralisten in Grenzen gehaltene Show vom Sieg des Stärkeren oder Skrupelloseren und ein «Wolf frisst Wolf»-Kampf um nackte Existenz oder um Karrieren, Reichtum, Besitz und Macht.

Die private Inquisition schwieg nicht, und es bewahrheitete sich einiges von dem, was Sefardim befürchtet hatten. Nicht nur die wachsende Zahl und die Sichtbarkeit der Aschkenasim forderte die Inquisition heraus. Christliche Einwanderer aller Konfessionen und Sekten, welche die Einwohnerzahl Amerikas bis zum Jahre 1860 auf 27 Millionen anschwellen liessen, brachten europäische Urteile, Vorurteile und antijüdische Traditionen mit. Groschenromane, die sie bei sich führten, waren eines der sichtbarsten äusseren Symbole. Jüdische Figuren, die sie schilderten, zeichneten sich durch «krumme Nasen», «Wucher», «üblen Geruch» oder «Sprachfehler» aus. Meist war das einzig Erfreuliche, das die Verfasser anzubieten hatten, schöne jüdische Töchter (mit sinnlichen, melonenschweren Brüsten und Namen wie Rachel oder Judith). Diese verliebten sich in Christen, aber ihre unsympathischen, bärtig-orientalischen Väter, Geldverleiher, Trödler und Pfandleiher, zwangen sie, ebenso unsympathische, unansehnliche, sexuell unerfüllte Glaubensgenossen zu ehelichen, und der Rest ihres Lebens verlief in Trauer und düsterer Abgeschlossenheit.

Die importierte Welt der Vorstellungen war so tief verwurzelt, dass Joseph Jonas aus England, der als erster jüdischer Uhrmacher nach Ohio kam, von Nachbarn gefragt wurde, ob sie ihn einmal näher untersuchen dürften. Sie waren überzeugt, dass er ausser der Beschneidung noch andere Merkmale aufweisen müsse, und waren überrascht, als sein Körper sich von dem ihren nicht unterschied. Entlang vieler Hausiererpfade plärrten Kinder: «Sheeny – Christismörder», und aus dem englischen Wort «Jew» für Jude entstand ein Verb «to jew», was gleichbedeutend mit Betrügen war und Bestandteil von Wörterbüchern wurde (und für ein Jahrhundert blieb).

Trotzdem erlebten die meisten der rund 150'000 Juden, die Amerika bis 1860 erreichten, ein – an ihrer europäischen Geschichte gemessen – ausserordentliches Mass an Bewegungsfreiheit. Die Umwelt der sozialen Unterschicht oder der Kleinbürger, in der die meisten sich bewegten, war noch so sehr in den eigenen Kampf um Leben oder Karrieren verstrickt, und Amerikas Weite und Chancen schienen noch so unermesslich und grenzenlos, dass auch für jüdische Händler Platz genug vorhanden schien. Im Süden absorbierten die Neger so viele rassische Ressentiments, dass Juden als Weisse akzeptiert wurden und anhaltende Zu-

rückweisungen, die sie durch Sefardim erfuhren, überraschter und schmerzlicher empfanden als Reaktionen der christlichen Umwelt.

Sie wurden nicht nur zu Warenlieferanten für die entlegensten Siedlungen, Farmen, Jägerhütten oder Minen. Während sie ihre Bündel öffneten und ihr Angebot auf Tischen oder Fussböden ausbreiteten, dienten sie auch als Vermittler der neuesten Nachrichten aus der nächsten Stadt, dem nächsten Dorf, dem nächsten Fort. Nicht selten wurden sie zu Überbringern von Briefen, Botschaften oder lebenswichtiger Medizin.

Nur die Namen derer blieben bewahrt, die schliesslich einen Platz fanden, an dem sie sich so wie Levi Strauss niederliessen, ein festes Geschäft eröffneten, eine Familie gründeten und für eine grössere Zukunft arbeiteten. Manchmal war es nur ein Verkaufszeit, das ihnen einen ersten Hauch von Sesshaftigkeit verlieh. Um ihre Zelte entwickelten sich Siedlungen oder Lager, und von Zelt-Händlern wie Isaac Manassas, Samuel Marks oder Jacob Kaplan entlehnten Städte wie Manassas in Virginia, Marks in Mississippi oder Kaplan in Louisiana ihre Namen. Harry Applebaum hatte schon Familie, als er nach einem festen Platz Umschau hielt. Im südlichen Vicksburg hörte er von einem Feuer, das Yazoo City in Mississippi zerstört hatte, lud Frau, Kinder und den ganzen Vorrat an Schuhen, den erbesass, auf ein Boot und ruderte mit den Worten: «Sie brauchen jetzt Schuhe!» den Yazoo-Fluss hinauf. Er behielt recht, und Yazoo City wurde für ihn und die Seinen zur Heimat auf Lebenszeit.

Adam Gimbel aus Bayern dagegen, der ebenfalls für viele Jahre mit Galanteriewaren durch das Mississippi-Tal zog, mietete 1842 in Vincennes im Grenzgebiet von Indiana ein festes Holzhaus für einen Laden und seine Familie, seine Frau und 7 Söhne. Er stellte sich mit dem Versprechen vor: «Ich biete Redlichkeit und freundliche Behandlung für alle Kunden, gleich, ob Bürger der Stadt oder Präriebewohner, ob Trapper oder Indianer.» Die Brüder Thalheimer liessen sich im gleichen Jahr in Richmond in Virginia nieder. Gerson Fuchs, der sich nun Fox nannte, eröffnete sein erstes Geschäftshaus in Hartford in Connecticut und inserierte: «Lieferung frei Haus – per Schubkarren.» 1841 wurde Simon Lazarus aus Preussen in Columbus im Staat Ohio mit einem Kurzwarengeschäft heimisch. Seine beiden Söhne Fred und Ralph sowie 4 Töchter waren lange Zeit seine einzigen Gehilfen und putzten in langen Wintern das Geschäftslokal mit aufgetautem Eis aus dem Scioto-Fluss. Aber schon nach wenigen Jahren erwarb er mit seinen Ersparnissen ein benachbartes Schuhgeschäft. Einige Zeit später machten Morris Rich und sein Bruder William aus Kaschau in Ungarn nach abenteuerlichen Hausiererjahren, auf einem Fuchs reitend, im georgianischen Atlanta halt und begründeten einen Laden, dessen grosszügige Kreditpolitik und Bereitschaft, Kattun gegen Mais und Hirse einzutauschen, ihnen zu einer grossen Kundschaft verhalf. Sie

erhielten Verstärkung durch ihre Brüder Emanuel und David, die ihre Karriere damit begannen, dass sie Bretter über den Strassenschmutz zu jeder vorfahrenden Kutsche legten oder Kundinnen mit Sonnenschirmen entgegengingen. In Bostons Hanover Street stellte im Jahr 1848 William Filene, der in Posen geboren war, seine ersten Textilien aus. Er heiratete Clara Ballin aus Segnitz bei Ochsenfurt und nannte seinen ersten Sohn Edward Albert nach dem Prince of Wales, der gerade zu Besuch in den Vereinigten Staaten weilte. Benjamin Blumenthal, der 1837 aus Bayern eintraf und den englisch klingenden Namen Bloomingdale annahm, verbrachte viele Hausiererjahre in New York, dann eröffnete er mit seinem Sohn Lyman ein Reifrockunternehmen. Zum grössten Kurzwarengeschäft in Staat Iowa wurde 1856 eine Gründung der Brüder Samuel, Lipman und Marcus Yuncer, die am Tage der Eröffnung ihre Hausiererfahrten beendeten, und auch Julius Meier verkaufte sein Packpferd, als er im Jahre darauf in Portland in Oregon mit der Firma Meier & Frank sesshaft wurde. Abraham Kohn, dessen Notizen so tiefe Einblicke in seine inneren Kämpfe zwischen Amerika und der alten Heimat, zwischen der Härte und Erbarmungslosigkeit des Neuanfangs und dem Heimweh gegeben hatten, fand in Chicago als Geschäftsinhaber seinen Platz.

Die Verlockung der Freiheit und der Kampf um den Glauben der Väter

Im Jahre 1840 schrieb Abraham Rice, ein Talmudstudent aus der Gegend von Würzburg, nach seiner Ankunft im virginischen Richmond: «Unser religiöses Leben befindet sich auf der niedersten Stufe. Die meisten essen nicht mehr koscher. Sie missachten den Sabbat in aller Öffentlichkeit... Es gibt Tausende, die völlig in der amerikanischen Bevölkerung aufgehen.» Wer an die Vorboten des deutschen Einwanderungszuges dachte, die noch vor wenigen Jahrzehnten Sefardim als schlechte Juden verurteilt und sich so sehr um die unveränderte Ausübung ihrer Religion in Amerika bemüht hatten, musste solche Worte als Schock empfinden. Als eine deutschjüdische Hebrew Congregation Rice zum Hilfsrabbiner wählte, klagte er weiter: «Ich lebe in völliger Isolation ... ohne Gleichgesinnte – in einem Land, das unsere Weisheit nicht versteht.» Nach 9 weiteren Jahren, in denen er vergeblich versuchte, wenigstens die Achtung vor dem Sabbat wiederherzustellen, resignierte er und starb 1862 voller Zweifel, ob dem Judentum in Amerika eine Zukunft beschieden sei.

Was ihn so verzweifeln liess, war der Preis der plötzlichen religiösen Freiheit, den nun auch die Aschkenasim zu entrichten hatten. Anders als ihre Vorboten

kamen sie nicht mehr als geschlossene europäisch-jüdische Gemeinden. Auch wenn die wenigsten aus europäischen Städten kamen, in denen der Kampf zwischen Orthodoxen und Reformern ausgefochten wurde, hatten sie schon Erschütterungen der Tradition verspürt. Während ihre Rabbiner ihre Energien auf den Kampf in der Alten Welt verwandten, fanden sie sich allein in der Bindungslosigkeit Amerikas wieder.

Wo immer die Zahl der Vorboten gross genug geworden war, hatten sie erste eigene Synagogen gebaut und sich von den «Portugiesen» getrennt: 1802 die deutsche Synagoge Rodeph Shalom in Philadelphia, 1825 in New York Bnai Jeshurun. Aber es waren viel zuwenig, um denen, die nun im grossen Strom kamen, auch nur einen Hauch der autokratischen Führung zu geben, die sie in Europa zurückgelassen hatten.

In dem Augenblick, in dem sie die Einwanderungsinspektoren hinter sich hatten, kümmerte sich ausser einigen Verwandten oder Freunden, die früher eingetroffen waren, niemand mehr um sie. Über Nacht waren sie freier, als es Juden seit unvorstellbaren Zeiten gewesen waren. Nichts zwang sie, einer Gemeinde beizutreten und nach den Gesetzen eines Vertrages mit Gott zu leben – nichts, ausser einer inneren Verpflichtung, von deren Widerstandskraft allein es nun abhing, ob sie ihre Tradition behaupten würden.

Niemals wurde ermittelt, wie viele «die Last des Gesetzes» abwarfen. Aber ihre Zahl wuchs, je weiter sie in noch dünn besiedelte Landstriche verschlagen wurden. Am 5. März 1843 begegnete Abraham Kohn dem Hausierer Marx aus Württemberg, der in drei Jahren nur zehnmal Gelegenheit gehabt hatte, einen Sabbat-Gottesdienst zu besuchen, und auch er klagte: «Sie legen nicht länger ihren Gebetschal um. Sie beten weder an Arbeitstagen noch am Sabbat. Sie haben ihre Religion dem Warenbündel hingegeben.» Eine Anzahl mied noch für einige Zeit Schweinefleisch. Andere trugen die Ohrlocke eines Bruders oder den Gebetsriemen ihres Grossvaters zur Erinnerung bei sich.

Dann verschwanden sie aus der jüdischen Geschichte und überliessen es den Standhafteren, Unbeweglicheren oder mit bohrendem Gewissen Beladenen, im täglichen amerikanischen Kampf eine Nische für das «Gesetz» oder einen selbstbetrügerischen Kompromiss zu finden.

Ganz auf sich gestellt, ohne tieferes jüdisches Wissen, das über Gebete oder Riten hinausging, wurden sie zu Akteuren in einem abenteuerlichen Schauspiel um die Bewahrung des Glaubens, das fast 3 Jahrzehnte, von 1820 bis 1850, in Anspruch nahm. Rührendes Bemühen stand unmittelbar neben würdelosen Kämpfen um die Herrschaft über neue Gemeinden durch diejenigen, die zuerst zu Wohlstand kamen. Der Streit um die Anwendung von Riten, die sich in Europa nach deutschen, österreichischen, holländischen, französischen (und polnischen aus von

Preussen oder Österreich annektierten Teilen Polens) unterschieden, entartete in religiösen Patriotismus. Wenn sie Glück hatten, fanden sie einen Kantor, der als Rabbiner agierte. Im ungünstigsten Falle waren es Beschneider, Schächter oder Scharlatane und Betrüger, die solche Rollen übernahmen. Tiefer Ernst stand neben Grotesken der Unwissenheit, und über allem lag eine Anarchie heimatlicher Dialekte, die noch im Kampf mit dem Englisch der Umwelt standen.

85 Gemeinden gingen aus dem Schauspiel hervor. In New York waren es ein rundes Dutzend, von denen 5 sich dem deutschen, 5 dem deutschpolnischen, eine dem böhmischen, eine dem holländischen Minhag (Ritus) verschrieben. Handgemeine brachen über der Frage aus, ob am Ende von Kol-Nidre-Abenden zuerst Jigdal und danach Adon Olam gesungen werden musste. Fäuste entschieden darüber, ob ein Mikwe-Ritualbad errichtet werden sollte, wie es orthodoxe Frauen seit der Urzeit nach dem Ende der Menstruation aufsuchten, während in amerikanischen Häusern moderne Badewannen standen. 15 Einwanderer, die 1846 in Chicago beschlossen, ihrer Gemeinde zum erstenmal keinen Namen mit biblischer Beziehung zu geben, wählten stattdessen das wildwestlichere «Anshai Mayriv», was (in süddeutscher Version des hebräischen Ansche Maariw) «Männer des Westens» hiess.

60 bayerische und Posener Juden, die bis 1850 in das noch ganz mexikanisch gefärbte Los Angeles gelangten, konnten sich nicht zusammenfinden. Joseph Neumark, geborener Brodnik aus Neumark in Westpreussen, gründete schliesslich eine erste Gemeinde namens Beth El in einem Zimmer des Häuschens, in dem er einen Lebensmittelhandel betrieb. Doch auf dem Wege nach Kalifornien, den er in New York als Auktionator begann und mit der 13'000-Meilen-Reise mit Frau Rosa und 6 Kindern um Kap Hoorn herum beendete, hatte sein orthodoxes Ritual so viele Erschütterungen erfahren, dass Männer und Frauen nicht mehr getrennt, sondern nebeneinander sassen.

In New Orleans, das erst 1841 eine erste aschkenasische Synagoge bekam, wirkte als Rabbiner «Doktor» Roley Marks, ein Gelegenheitsschauspieler und Kapitän der Feuerwehr, der seinen Sohn nicht beschneiden liess. Als Gemeindemitglieder ihn schliesslich für unwürdig erklären wollten, rief er aus: «Bei Jesus ... niemand wird es wagen, mich zu hindern.»

Die Erschütterung der jüdischen Glaubensstrukturen war offenbar, und niemand weiss, ob sich Abraham Rices Pessimismus bewahrheitet hätte, wenn nicht zwischen 1824 und 1850 eine Handvoll deutscher Lehrer oder Rabbiner mit Verspätung den Weg nach Amerika gefunden hätten. Zu den ersten gehörte der dreiundzwanzigjährige Westfale Isaac Leeser aus Dülmen bei Münster, derweil kein interessierter Sefarde zu finden war – nach fünf Jahren als Verkäufer im Richmon-

der Laden seines Onkels Zalma Rehine, im Jahr 1829 «Rabbiner» der Synagoge Mikveh Israel in Philadelphia wurde. Eine frühere Lehrzeit bei dem orthodoxen deutschen Rabbiner Sutro hatte ihn zum Gegner der Reformer gemacht. Als pokkennarbigblasser egozentrischer Mann mit dünn geränderter Brille konnte er durch die Pedanterie seiner Rede und Schreibe auch die Geduldigsten erschöpfen. Aber in ihm lebte die niemals zu erschütternde Überzeugung, zur Bewahrung des Judentums in Amerika berufen zu sein.

Bis in seine Träume hinein erfüllte ihn eine Vorahnung, dass deutsche Reformer auf dem religiös aufgebrochenen amerikanischen Boden die grössten Erfolge eringen würden, wenn sie erst einmal über den Atlantik kämen. Er entwickelte Pläne für eine amerikanisch-jüdische Zeitschrift, OCCIDENT, die auch den Juden in den abgelegensten Gemeinden wieder orthodoxen Glauben bringen sollte. Im Geiste entwarf er ein Seminar zur Erziehung amerikanischer Rabbiner, welche die Tradition weitertragen sollten. Er rang sich sogar dazu durch, entgegen der orthodoxen Gewohnheit auf Englisch und Deutsch zu predigen, um seine Gemeinde von der Notwendigkeit der Treue zu den Vätern zu überzeugen. Aber es dauerte 14 Jahre, während der er in einem christlichen Logierhaus (in dem nur völliger Verzicht auf Fleisch ihn vor den schlimmsten Verstössen gegen die Speiseregeln bewahrte) an der ersten amerikanischen Übersetzung der hebräischen Bibel schrieb, bis er 1843 genug Mittel gesammelt hatte, um seinen ersten Traum, die Zeitschrift OCCIDENT, zu verwirklichen, sie selbst zu setzen und die Druckerpresse auch selbst zu bedienen.

Doch schon 3 Jahre nach dem Erscheinen des ersten OCCIDENT-Heftes ging in New York der Mann an Land, der nach Persönlichkeit, Charakter und Format ein halbes Jahrhundert lang dem Kampf um die Bewahrung des Judentums in Amerika mehr Dramatik, Turbulenz und Erfolg vermitteln würde als die meisten anderen Rabbiner, die den Sprung ins «amerikanische Dunkel» wagten. Er war genau das, was Leser mit Besorgnis erwartete: ein Reformers, und die OCCIDENT-Nachricht über sein Eintreffen sprach aus Unwissenheit oder Abwehr von «einem Schulmeister, der auch predigt, und von dem es heisst, dass er einige Hebräisch-Kenntnisse hat».

Sein Name lautete Isaac Mayer Wise, sein Alter war 27 Jahre, sein letzter Beruf Rabbiner der Gemeinde in Radnitz bei Pilsen, sein Geburtsort Steingrub im Böhmerland. Er war nur 1 Meter 60 gross, aber auf seinen Schultern sass ein Kopf, der auf einen mächtigeren Körper gehörte. Seit er 1843 in einem Antiquariat in Pilsen einige Stapel alter amerikanischer Zeitschriften entdeckt, studiert (und gleichzeitig Englisch gelernt) hatte, glaubte er sich in seiner reichen Phantasie so sehr mit Amerika und der demokratischen Heldenfigur Thomas Jeffersons verbunden, dass er später schrieb: «Die Lektüre machte mich mitten in Böhmen zum amerikanischen Bürger.» Nach dem Besuch der Frankfurter Reformrabbiner-

Konferenz von 1845 hatte er sich endgültig zur Reform Abraham Geigers bekannt und, in seine Zeitschriftenberge vergraben, den jungfräulichen Boden Amerikas als den Acker für die Modernisierung des Judentums erkannt: «Ich hatte das Amerikafieber...» und «Ich wollte Amerika erobern.» Was Letzteres anging, war er sicherlich der richtige Mann.

Als Sohn eines armen jüdischen Melammed (Lehrers), dem dessen Frau Regina 13 Kinder geboren und davon 7 im Kindesalter wieder verloren hatte, war er schon als Dreizehnjähriger zu Fuss zum jüdischen Lernzentrum Böhmens, dem «Beth Hamidrasch» in Prag, marschiert. Jahrelang hatte er von Wohlfahrtsspeisen gelebt, die er täglich bei anderen jüdischen Familien erhielt, und sich an den Universitäten Prag und Wien mehr hungernd als essend durchgeschlagen.

Weltliche und rabbinische Vorgesetzte hatten keine besondere Freude an ihm gehabt. Der Kreishauptmann von Radnitz, der ihn zu sich beorderte, weil er den Geburtstag des österreichischen Kaisers Ferdinand in der Synagoge nicht genügend würdigte, hatte ihn mit der für die unterste Klasse üblichen Formulierung empfangen: «Ist *er* ein örtlicher Bürger?» und darauf die Antwort erhalten: «Mit wem sprechen Sie? Ich sehe keinen *er*.» Als Wise alt-österreichische Vorschriften über Nachwuchsbeschränkung für Juden missachtete und nicht genehmigte jüdische Ehen schloss, befahl ihn der Graf Fürstenberg deswegen nach Prag. Aber Wise hatte sich nur erkundigt, ob Österreich weiter dem einstigen Befehl des Pharaos zur Dezimierung der Hebräer folgen wolle: «Ihr sollt unter den Gebärstuhl sehen... Wenn es ein Sohn ist, sollt ihr ihn töten. Wenn es eine Tochter ist, soll sie leben ...»

Anfang 1846 hatten jüdische Grenzgänger ihn, seine zierliche Frau Therese und seine kleine Tochter Emily ohne österreichische Pässe nach Sachsen gebracht. Ein liberaler Beamter in Leipzig besorgte Papiere für die Amerikafahrt. Am 20. Mai gingen sie an Bord des Seglers «Marie», und 63 Tage später waren sie – mit 2 Dollar und einigen Habseligkeiten, die sie verkaufen konnten – in New York. Als er Therese und Emily im Kampf mit habgierigen Gepäckträgern in einem Quartier in der Bowery unterbrachte, wusste er noch nicht, dass zwei rabbinische Reformer ohne viel Aufsehen schon vor ihm in Amerika eingetroffen waren.

Ein sechsendreissigjähriger Bayer, Leo Merzbacher, war als Prediger der New Yorker Gemeinde Anshe Chesed so unvorsichtig gewesen, die orthodoxe Bedekung des Haars verheirateter Frauen für unzeitgemäss zu erklären, und hatte 1843 sein 6-Dollar-die-Woche-Amt verloren. Dafür aber hatte er in der Lower East Side Anschluss an einige einfache Einwanderer namens Isaac Dittenhoefer und Henry Jones gefunden, die sich in dem Schmuckgeschäft ihres Freundes Isaac Rosenbourg trafen und besorgt darüber diskutierten, dass Uneinigkeit unter Juden

und ihr religiöser Streit in ihrer Umwelt antijüdische Gefühle oder Verachtung erzeugen könnten.

Schliesslich hatten sie – angeregt durch das Vorbild zeitgenössischer Freimaurerlogen und Bruderschaften – im Café Sinsheimer eine Versammlung einberufen und die deutsche Gründungsurkunde für eine jüdische Loge aufgesetzt. Sie taufte sie «B'nai B'rith» («Söhne des Bundes») und nannten ihren Präsidenten «Grand Nasi Abh» (später «Grand Saar», d.h. Grossfürst). Als Ziel proklamierten sie, Juden zu neuem Zusammenhalt, gegenseitiger Hilfsbereitschaft und moderner Kultur anzuregen (und keiner sah voraus, dass im Jahre 1970 einmal 170 B'nai-B'rith-Logen mit mehr als 500'000 Mitgliedern existieren und in bürgerlich-grossbürgerlichem Stil blühen würden).

Leo Merzbacher hatte sie ermahnt, die Bewahrung der Religion durch Erneuerung und Reform nicht zu vergessen, und auf solche Weise wurde New York nicht nur um eine Loge, sondern auch um einen Reformverein und eine Gemeinde Emanu-El reicher. An jenem 23. Juli 1846, an dem Wise, Therese und Emily sich zum erstenmal im Lärm der Bowery zum Schlaf (oder zu einem Schlafversuch) niederlegten, war ein neuer Tempel Emanu-El zwar noch nicht fertig, aber so weit gediehen, dass Merzbacher seine Botschaft verkünden konnte.

Der kleine «Eroberer Amerikas» aus Radnitz war auch noch nicht mit dem Schicksal eines jungen Mannes namens Isaac Harby aus Charleston vertraut, der in New York gestorben war. Als Inhaber einer kleinen liberalen Privatschule und Schriftsteller in Charleston hatte er sich förmlich zu Tode gearbeitet, um seine verwitwete Mutter, seine Geschwister und seine eigene Familie am Leben zu erhalten. Sein grösster Stolz auf Erden war, Amerikaner zu sein, und der Gegensatz zwischen dem vorwärtsstürmenden amerikanischen Leben und dem Gottesdienst der Charlestoneer Synagoge Beth Elohim, deren Riten seit 100 Jahren die gleichen waren, hatte ihn gepeinigt, bis er 1824 durch einen Brief von dem ersten Reformtempel in Hamburg erfuhr.

Voller Enthusiasmus hatte er den Präsidenten von Beth Elohim gebeten, einen Teil des Gottesdienstes in Zukunft in Englisch und nicht mehr in einem Hebräisch abhalten zu lassen, das niemand mehr verstand. Mit orthodoxer Autokratie war er als Häretiker abgewiesen worden und hatte sich mit 50 Gemeindemitgliedern zur ersten Israelitischen Reformgesellschaft auf amerikanischem Boden zusammengetan. Man konnte nicht behaupten, dass sie mit ihren Wünschen nach einem Gottesdienst, der «einer aufgeklärten Welt unserer Tage» entsprach, unbescheiden gewesen wären. Die Beseitigung leerer Riten, die nur «dazu dienten, blinden Glauben zu erzeugen» und stattdessen eine wöchentliche englische Predigt, die einer denkenden Generation die Schönheit des jüdischen Glaubens begreiflich

machen konnte, waren erheblich weniger, als Isaac Mayer Wise im Sinn hatte. An Thomas Jefferson hatte Harby geschrieben: «Mit Geduld ... hoffen wir, ... die Form jüdischen Gottesdienstes zu entwickeln, die dem freien Geist der Zeit entspricht – zum Nutzen der Israeliten und annehmbar für Gott...», und er hegte nicht den geringsten Zweifel, dass alle jüngeren Juden Charlestons ihm bereitwillig gefolgt wären, hätten sie nicht Rücksichten auf die Gefühle ihrer Eltern davon zurückgehalten.

Unglücklicherweise hatte er seinen Traum nicht mehr reifen sehen. 1828 war er, von Arbeit ausgelaugt, ohne die tröstliche Voraussicht gestorben, dass nur 8 Jahre später ein jüngerer Beth-Elohim-Präsident in Gustave Poznanski – geboren in Storchnest in Posen – einen Rabbiner anstellen würde, der auf Englisch zu predigen begann. Und während Wise am 24. Juli seine ersten Informationsmärsche durch New York unternahm, war Poznanski zu reformerischen Bekenntnissen wie: «Diese Synagoge ist unser Tempel, diese Stadt ist unser Jerusalem, dieses glückliche Land unser Palästina» vorgedrungen.

Wise brauchte nicht lange, um die Überzeugung zu gewinnen, dass er zur richtigen Zeit eingetroffen sei, um die Juden Amerikas vor dem Sturz in einen Abgrund zu bewahren. In einer Synagoge mit deutsch-polnischem Ritus bat er um ein hebräisches Buch und erntete Hohngelächter. Ein Greenhorn (oder in frischem Jiddisch-Amerikanisch «Greener»), der in einer amerikanischen Synagoge nach einem hebräischen Buch verlangte, war für den Synagogendiener offenbar zuviel. Über eine andere Synagoge bemerkte er mit Scharfzüngigkeit: «Die Besucher waren wenige ... Die Gemeinde benahm sich schlecht ... Der Kantor trug einen christlichen Mantel und trällerte wie eine imitierte Nachtigall.» Nur in Emanu-El schöpfte er einige «Hoffnungen auf die Zukunft». Aber die Hoffnung verringerte sich wieder beim Anblick der zahlreichen Läden, die am Sabbat geöffnet waren (und hinter deren Theken orthodoxe Synagogen-Besucher standen), und sein Pessimismus erhielt neue Nahrung, als er landeinwärts bis nach Albany fuhr. Unterwegs wurde er von Juden darüber unterrichtet, dass alles, was man für den Synagogendienst brauche, ein Gelegenheitsarbeiter sei, oder in Wises Worten: «Ein Wesen, das Lehrer, Schächter, Beschneider, Hornbläser, Totengräber ... in einem war, Amulette mit Namen von Engeln und Dämonen für die Schwangeren schrieb, Schiur für die verstorbenen Sünder las und mit den Lebenden Karten oder Domino spielte – halb Priester, halb Bettler, halb Orakel, halb Narr.» In Albany sah er kein Buch über Judentum und fand die wenigen Juden, die noch lasen, «mit Christentum getüncht». Sie lasen aus Verlegenheit christlich-religiöse Bücher und setzten dabei Gott an die Stelle von Jesus. Am Ende empfahl ihm ein jüdischer Arzt, seine Intelligenz nicht für eine verlorene Sache zu verschwenden,

sondern entweder das medizinische oder das Händlergewerbe zu ergreifen. Aber er war nun einmal zur «Verschwendung seiner Intelligenz» bereit, und um zu verstehen, nach welchen Richtlinien er dabei in Zukunft verfahren würde, tat man gut daran, sich ein Bild der rudimentären Vorstellungen über die Modernisierung der jüdischen Religion zu machen, die er nicht umsonst auf 63 Tagen Seereise mit nach New York gebracht hatte. Danach blieb Gottes Offenbarung an Mose für ihn eine bezeugte geschichtliche Tatsache und war darum unantastbar für jede reformerische Veränderung. Alle anderen alttestamentarischen Gesetze aber waren Menschenwerk und in längst vergangenen Epochen für die Menschen dieser Epochen geschaffen. Sie waren nicht nur veränderbar, ihre Anpassung an die moderne Zeit war sogar eine Pflicht, denn keine Religion war so sehr für die rationale neue Welt geschaffen wie die jüdische. Keine andere war in sich selbst durch ihre klare Beschränkung auf die Ehrfurcht vor dem Einen Gott, ohne Mythen, Dogmen, Engel, Teufel und Heilige des Christentums, so rational und so sehr als Universalreligion der modernen Welt geeignet.

Seit die Gettomauern gefallen waren, war es ihre Aufgabe, Lebensgesetze und Gottesdienst von Vorstellungen und Regeln des Altertums zu befreien und beiden Anziehungskraft für die moderne Welt zu geben. Um den Weg zur Universalität zu öffnen, war es ihre Pflicht, sich von der nationalistischen Bindung an Jerusalem und Palästina zu befreien und die von menschlichen Propheten und Gelehrten geschaffene Idee vom Kommen eines Messias und von der Rückkehr in das Land des Ursprungs zu vergessen. Amerika schliesslich – das sichtbarste Symbol der modernen Welt – war der reife Boden für Erneuerung und Universalität.

Niemand weiss, was den Präsidenten der orthodoxen Gemeinde Beth El von Albany bewog, Isaac Mayer Wise gegen 400 Dollar pro Jahr als Rabbiner in seine Dienste zu nehmen. Wahrscheinlich waren es Unwissenheit, Ahnungslosigkeit über Reformen und Prestigehunger, denen ein echter Rabbiner zustatten kam. Jedenfalls machte er Beth El zum Schauplatz für das Vorspiel zu einer grossen Schlacht um Rettung oder Erneuerung der jüdischen Religion in Amerika.

Ausser Isaac Leeser und Isaac Mayer Wise fehlten noch einige Hauptfiguren für die Schlacht. Aber sie liessen nicht lange auf sich warten. Da war Morris J. Raphall, 50 Jahre alt, in Stockholm geboren und aus dem britischen Birmingham, wo er 8 Jahre lang orthodoxer Rabbiner gewesen war, kommend. Er war nach Haltung, Kleidung und Talmud-Weisheit ein Rabbinerfürst alteuropäischen Stils, ein Aristokrat der Bücher, ein Fanatiker biblischer Buchstabentreue, für den jedes religiöse Gesetz ein persönliches Werk Gottes war. Die New Yorker Gemeinde B'nai Jeshurun bot 2'000 Dollar auf, um ihn als Führer im Kampf der Orthodoxie

gegen jede Reform zu gewinnen. Sie sparte auch nicht, um ihm auf schnellstem Wege zu einer Kampfzeitschrift namens *ASMONEAN* zu verhelfen. Der nächste Streiter war ein sechsundvierzigjähriger Bayer, an dessen funkelnden Augen unter den mächtigen Augenbrauen und widerspenstig emporstehendem Haar sich ablesen liess, dass selbst Wise im Vergleich zu ihm ein Kompromissler war. Er hiess David Einhorn. Als Rabbinerschüler aus Fürth, Philosophiestudentin Erlangen, Würzburg und München, hatte er alle deutsche Unruhe um Reform, Emanzipation und politischen Liberalismus sozusagen an der Wiege hinter sich gebracht. Sein erstes Rabbineramt in der Gegend von Uffenheim hatte er eingebüsst, weil der bayerische König weniger seine religiösen als seine liberal-republikanischen Ideen fürchtete. Die ungarische Regierung schloss 1852 den Reformtempel in Budapest – nur zwei Monate nachdem Einhorn dorthin berufen worden war. Seitdem war er zu der Überzeugung gelangt, dass die Entwicklung der Reform in Europa zu schneckenhaft voranging. Er war insofern mit Isaac Mayer Wise einig, als er in Amerika eine grosse Chance sah, aber gleichzeitig uneinig, weil es für ihn keine göttliche Offenbarung im Sinai gab und Lehre und Regeln des Judentums durch und durch moderner Vernunft entsprechen mussten. Die Gemeinde Har Sinai in Baltimore nahm in als Rabbiner auf, und er benötigte nur Monate, bis seine Zeitschrift *SINAI* aus der Druckpresse kam. Schliesslich konnte man Samuel Myer Isaacs nicht übersehen, der 1804 im holländischen Leeuwarden zur Welt gekommen war und bis zu seiner Auswanderung nach Amerika einem jüdischen Waisenhaus in London vorgestanden hatte. Seit 1847 war er Rabbiner der orthodoxen New Yorker Synagoge Shaarei Tefila und ein Freund und Verbündeter Isaac Leesers. Aber seinen Rang in der Arena verdankte er der Publikation der jüdischen Wochenzeitschrift *JEWISH MESSENGER* von New York, und angesichts von nicht weniger als 4 Zeitungen, welche die Kampfarena bevölkerten, konnte auch Isaac Mayer Wise mit dem gedruckten Wort nicht zurückstehen. Entschlossen, auf amerikanische Weise «big» zu operieren, trat er mit einiger Verspätung gleich mit zwei Blättern, *THE ISRAELITE* (später *AMERICAN ISRAELITE*) und der deutschsprachigen *DEBORAH*, in den Ring. Für Wise wurden die ersten vier Jahre in Albany zwar zu einer «kleinen Hölle». Aber die «Hölle» war auch sein Laboratorium. Er begann mit der Verkürzung hebräischer Gebete. Er beseitigte Hinweise auf die Erneuerung des Reiches Davids, auf die einstigen Tempelopfer in Jerusalem und auf die Rückkehr nach Palästina. Er begann mit der Aufhebung des zweiten Feiertags des jüdischen Neujahrsfestes. Er begründete den ersten Synagogenchor und nahm christliche Sänger zu Hilfe, als seine Hausierer-Gemeinde ausser Bässen keine brauchbaren Stimmen zu bieten hatte. Er vergass

auch eine Orgel nicht. Jüngere Juden erschienen zum erstenmal wieder in der Synagoge und verstanden seine englischen Predigten, in denen er über den wahren Kern und Sinn jüdischen Glaubens sprach. Aber ältere Hausierer, die nichts davon verstanden, verletzten zwar während ihrer wöchentlichen Fahrten die meisten Gesetze. In der Synagoge aber erwarteten sie zum Wochenende gewohnte alte Riten, damit sie sich wieder als Juden fühlten.

Wises erste Reformen nahmen sie hin. Die Beseitigung zweiter Feiertage erlaubte ihnen mehr Arbeitszeit. Die Rückkehr nach Palästina war für die meisten, seit sie in Amerika waren, nur eine Floskel. Aber die Ungeduld ihres böhmischen Evolutionärs war grösser als ihre beschränkte Fähigkeit zum Wandel. Als er den Synagogenvorhang zwischen Männern und Frauengalerie entfernte, sammelte er die ersten Feinde. Es wurden mehr, als er die Bar-Mizwa (Konfirmation) nicht nur Jungen, sondern auch Mädchen zukommen liess. Es wurden noch mehr, als er das orthodoxe Zerreißen von Kleidern bei Todesfällen nebst dem folgenden sieben-tägigen Trauersitzen auf niederen Stühlen als Gewohnheiten verdamnte, die nicht in die moderne Welt gehörten.

Während Wise schon höhere Ziele, nämlich eine Konferenz von Vertretern aller jüdischen Gemeinden Amerikas zu gemeinsamen und, wie er hoffte, Reformgesprächen, ins Auge fasste, trugen die Überforderten seiner Gemeinde Anklagematerial gegen ihn zusammen. Angeblich hatte er Hebräisch für eine tote Sprache erklärt, am Rosch-ha-Schana-Fest gebadet und am Sabbat in einem Park geschaukelt («geschwungen auf einer Schwing»). Die Liste seiner Sünden war bereits beträchtlich, als er seinen ersten Aufruf zu einer Zusammenkunft jüdischer Gemeinden erliess: «Um unsere heilige Mission zu erfüllen und die Menschheit unsere Botschaft hören zu lassen, sollten wir Verbindungen miteinander knüpfen ... Auf ... Ihr Schäfer und Hirten Israels, lasst uns Zusammentreffen!» Er reiste zu Isaac Leeser in Philadelphia und fand den von konservativem Misstrauen Erfüllten bereit, seinen Aufruf auch im OCCIDENT zu veröffentlichen, weil er selbst einen Zusammenschluss (aber unter orthodoxen Fahnen) erstrebte. Leeser wich jedoch sofort zurück, als Wise in einem anderen Aufruf seiner Leidenschaft freiere Bahn liess.

Jetzt strebte er schon nach dem gleichen Ziel, von dem Leeser so lange träumte: nach der Lehranstalt für amerikanische Rabbiner (nur mit dem Unterschied, dass er an Reformrabbiner dachte, während der Mann in Philadelphia Orthodoxe im Auge hatte). Wise-Worte wie: «Ich sehe, dass unsere Prediger nur Schatten sind... Die Mehrheit, einschliesslich unserer Mischna-Helden» (und damit meinte er Orthodoxe) «haben ihre Pflicht vergessen ... Sie sind nicht die rechten Instrumente ..., um ihren Gemeinden so zu dienen, wie diese es von ihnen erwarten», musste

Empörung unter Orthodoxen, Gemeindepräsidenten und Inhabern von Synagogenämtern wecken.

Das Feuer der Empörung erhielt weitere Nahrung, als Albany 1849 von einer Cholera-Epidemie heimgesucht wurde und Wises zweijährige Tochter Laura starb. Wise, der nur leicht erkrankte, und Therese hatten das Kind sehr geliebt. Aber sie zerrissen, um ein persönliches Beispiel zu geben, ihre Kleider nicht, und es fehlte nur noch eine Anklage, um das Mass voll zu machen. Sie liess nicht lange auf sich warten. Sie lautete, Wise habe die Speiseregeln als hygienische Überbleibsel einer Zeit erklärt, in der es noch keine Kühlschränke gab, und wegen der Trichinengefahr nur die Vermeidung von Schweinefleisch akzeptiert.

Der letzte Anstoss zur Explosion kam, als Wise zu einer kurzen Erholung ins südliche Charleston fuhr und Gustave Poznanski als verwandte Seele traf. Aber in Charleston stiess er auch auf Morris Raphall, der zu Antireform-Predigten unterwegs war. Als der Rabbinerfürst aus Birmingham Wise belehrte, er vergeude seine Intelligenz auf der falschen Seite, und Wise erwiderte: «Im Gegenteil! In zwei Jahrzehnten wird es in Amerika weniger Orthodoxe als Reformer geben», kam es zum ersten Bruch. Der Bruch wurde unheilbar, als Raphall Wise die «für ihn brennende Frage» stellte, ob Wise an die leibhaftige Wiederkehr eines Sohnes Davids als Messias glaube und die Antwort «Nein» erhielt. Voll fassungslosen Entsetzens nannte Raphall Wise einen Kofer (oder Ketzer), verliess das Haus, und als Wise nach Albany zurückkehrte, fand er sich – so als ob alle zusammen noch in der altjüdischen europäischen Welt lebten – durch Raphall «exkommuniziert». Der ASMONEAN erklärte ihn in jeder seiner Ausgaben für unwürdig, Rabbiner zu sein, und während des Gottesdienstes zum Rosch-ha-Schana-Fest 1850 war der Augenblick der Explosion gekommen. Louis Spanier, der amtierende Präsident von Beth El, hinderte Wise durch einen Schlag ins Gesicht daran, die Tora-Rolle zu ergreifen. Der Sheriff von Albany schlichtete einen Synagogenkampf, der zwischen Anhängern und Gegnern Wises entbrannte, und Spanier entliess seinen Rabbiner mit den Worten: «Ich habe hunderttausend Dollar mehr als du ... Ich werde dich vernichten.» Für Wise bedeutete dies das Ende in Beth El. Aber daraus wurde nicht das Ende seiner Karriere und seines grossen Ziels. Es wurde erst der Anfang. Ein Teil der Gemeinde verliess mit ihm den Schauplatz des Spektakels über Glauben, aber auch um Macht. Sie eröffneten in einer aufgegebenen Baptistenkapelle die erste Reformsynagoge von Albany, Anshe Emeth (Männer der Wahrheit). In den baptistischen Familienbänken fand sich Wises männliches und weibliches Gefolge wie von selbst zusammen, und in den 4 folgenden Jahren lernte er, dass er in seinen unglücklichsten Tagen eine Saat ausgestreut hatte, deren Wachstum sich bekämpfen oder eindämmen, aber nicht mehr aufhalten liess. 1854 drang der Ruf seiner Energie und der Wirkung auf seine

wachsende Gefolgschaft bis nach Cincinnati, die am schnellsten aufblühende, reichste Stadt am Ohio, und eine ihrer Gemeinden, B'nai Yeshurun, gab ihm das Rabbineramt.

Als er mit der schwangeren Therese und drei Kindern zum letztenmal an der Pier von Albany den Flussdampfer bestieg, hinterliess er den ersten Band einer Geschichte der Israeliten. Darin verfuhr er mit König David so, wie ein überzeugter amerikanischer Demokrat mit königlichen Autokraten verfuhr, und sein Abschied stand im Zeichen neuen orthodoxen Sturmgeläutes. Aber 8 unglücklichglückliche Jahre in Albany traten schnell hinter 46 Jahren in Cincinnati zurück, die ihn auf einer Woge des Erfolgs emportrugen.

Er benötigte nicht lange, um Cincinnati zu einem Zentrum der Reform zu machen, obwohl er in Albany Geduld gelernt hatte und sich Zeit liess, bevor er auch die orthodoxe Bedeckung des Kopfes aus seiner, zum Tempel umbenannten Synagoge verbannte. Er dachte, selbst als er das Fundament der Speiseregeln anrührte und dem Sabbat, der für ihn zu den unantastbaren Teilen der Offenbarung gehörte, einiges an fanatischen Überspitzungen nahm, nicht daran, den jüdischen Glauben zu einer «leichten Religion» zu machen. Er verdamnte Saul als Musterbild eines «Erleichterers». Aber die «Schwere» lag nicht im Äusseren, nicht in übersteigerter Disziplin, sondern in der Verantwortung gegenüber Gott.

So fand die Mehrheit der jüngeren Einwanderer-Generation in seiner Reform einen Weg, der es ihr möglich machte, ein gläubiges amerikanisches Dasein ohne täglichen Seelenkampf mit Gesetzesbarrieren aus ferner Vergangenheit zu führen. Die «Achtundvierziger», die in Cincinnati eine neue Heimat gefunden hatten, stammten ohnedies aus seiner Welt, und eine immer grössere Zahl weiterer Einwanderer brachte den Keim zu einem freieren Denken mit.

THE AMERICAN ISRAELITE und DEBORAH trugen seine Ideen durch den ganzen Mittleren Westen, Westen und Süden. Bei 18 Stunden Tagesarbeit fand er noch Zeit, um seine Vorstellungen über Judentum in leicht lesbare Romane zu kleiden. Seine englischen Erzählungen «Der Erste der Makkabäer», «Hillel oder Herodes», «Die Katastrophe am Eger» und deutsche Epen wie «Die Juden von Landshut» und «Des Schulmeisters Tochter» gaben auch den Einfachsten die Möglichkeit, ihn zu verstehen. Dabei scheute er sich nicht, aus seiner Dichterstube zu plaudern. Zu seinen Lieblingsepisoden gehörte das Dilemma mit zwei jüdischen Romanheldinnen, die sich in den gleichen Mann verliebten, und von denen eine auf anständige Weise verschwinden musste. Er liess sie im Frankfurter Getto bei Unruhen aus einem Fenster stürzen.

So erhielten Einwanderer in den abgelegensten Siedlungen von Montana bis Texas und Florida durch ihn ein Gefühl menschlichen «Führertums», das sich auf

immer neue Gemeinden übertrug, deren Zahl 1880 auf 270 anwuchs. Die meisten wurden Reformgemeinden, und zum erstenmal erklärten seine Freunde Wise zum Retter des amerikanischen Judentums.

Es dauerte bis zum Sommer 1873 (und Isaac Leeser und Morris Raphall waren schon seit mehreren Jahren tot), bis der erste von seinen grossen Träumen in Erfüllung ging. Zum erstenmal empfing er in Cincinnati 34 Mitgliedsabordnungen einer Union of American Hebrew Congregations. Orthodoxe, die sich in die Minderheit gedrängt fühlten, blieben zwar fern, und vielleicht begann Wise im Verborgenen zu ahnen, dass die pluralistische Gesellschaft Amerikas, die ein neues jüdisches Leben möglich gemacht hatte, kein Boden für eine geschlossene all-amerikanische Glaubensgemeinschaft war. Doch sein Optimismus war schwer zu erschüttern. Jetzt konzentrierten sich seine Hoffnungen auf ein allamerikanisches Rabbiner-Seminar, das als Lehrstätte für alle zukünftigen Rabbiner Amerikas diente und auch Glaubensvarianten zuließ. Der Weg dorthin war von privaten Schmerzen begleitet. Therese starb langsam an einer unbekanntem Krankheit. Sie erkannte ihn nur noch selten und musste bewacht werden, nachdem sie einmal verwirrt aus dem Fenster stürzte, bis sie ihn im Dezember 1874 – kaum 50 Jahre alt – mit 8 Kindern zurückliess. Wenige Monate später eröffnete er in Kellerräumen seines Tempels das Rabbiner-Seminar Hebrew Union College.

Isaac Leeser, der nach kurzer Zeit mit dem Experiment eines orthodoxkonservativen Rabbiner-Seminars, Maimonides College, gescheitert war, hatte wahrscheinlich am Ende seiner Tage mit der Einsicht gerungen, dass eine starr bewahrte Orthodoxie keine Aussicht besass, breite Wurzeln in Amerika zu schlagen. Er hatte langsame Änderungen akzeptiert. Andere orthodoxe Rabbiner wie den gebürtigen Italiener Sabato Morais, der seit 1851 der traditionsbeladenen Synagoge Mikveh Israel in Philadelphia Vorstand, bewegten ähnliche Gedanken. Sie veranlassten ihn, Wises College zu unterstützen, sofern es Studenten nicht mit radikalen Reformideen indoktrinierte. Als Preis für seinen Traum jüdisch-religiöser Zusammenarbeit gab Wise nichts lieber als eine solche Zusicherung, und aus den ersten 14 Studenten, die anreisten (und von denen nur vier ernsthaft studieren wollten, während die anderen auf Befehl ihrer Eltern kamen), wurden binnen 5 Jahren 30 (die es ernster meinten). Wise fühlte sich auf der Höhe des Glücks, als ihn um die gleiche Zeit die zweite grosse Liebe seines Daseins zu Selma Bondi, der Tochter eines New Yorker Rabbiners, überfiel. Er schwärmte: «Meine teuerste, geliebteste, süsseste Selma!» Sie heirateten 1876, bekamen nochmals 6 Kinder, und er glaubte sein höchstes Ziel erreicht, als am 11. Juli 1883 die Abgesandten von 114 Gemeinden in Cincinnati eintrafen, um Zeugen der Ordinierung der ersten in Amerika erzogenen Rabbiner zu sein. Einer der Or-

dinierten, David Philipson, bemerkte: «Es war die grösste Versammlung repräsentativer Israeliten ... die jemals auf diesem westlichen Kontinent versammelt war.» Sabato Morais und andere Traditionalisten zählten zu den Gästen eines Banketts im Highland-Haus von Cincinnati, und als das Diner an festlichen Tischen begann, ahnte niemand, dass der Traum von Einheit wenige Minuten später für unübersehbare Zeit zerbrechen würde. Wise hatte genaue Anweisungen gegeben, damit keiner der traditionelleren Gäste einen unnötigen Affront durch nicht-koschere Speisen erfuhr. Nie wurde geklärt, wie es trotzdem möglich war, dass die Küche ein Menü mit Poulets à la Viennoise und Pigeons à la Tyrolienne servierte, bei dem schon die erste Vorspeise – rohe Muscheln in halben Schalen – das Speisegesetz verhöhnte. Morais und andere erhoben sich und verliessen den Saal. Das festlich gedachte Ereignis ging als «Trefa-Bankett» («Das Bankett der verbotenen Speisen») in die jüdisch-amerikanischen Religionsannalen ein. «Orthodoxe Blätter», so erinnerte sich Philipson, «läuteten Woche für Woche die Sturmglocken ...» In Hartford, Boston, New York, Philadelphia zogen Gemeinden ihre Unterstützung für das Hebrew Union College zurück. Wise antwortete mit verbitterter Offenherzigkeit. «Küchenjudentum» gehörte ebenso zu seinen Kampfparolen wie der Satz: «Es gibt ein Gesetz, das höher steht als Speiseregeln. Es lautet: 'Sei kein Fanatiker!'»

Doch die Hoffnung auf Einheit war zerbrochen. Morais führte die Traditionalisten, die der Reform endgültig den Rücken wandten, aber auch keinen Weg in die Festungen der Orthodoxie mehr sahen, in einen Block von «Konservativen», der 1885 rund 60 Gemeinden zählte und ein eigenes Rabbiner-Seminar eröffnete. In Wises Reform vollzog sich aber der Machtwechsel, der immer auf gescheiterte Kompromisse zu folgen pflegt. Als im gleichen Jahr 1885 führende Reformrabbiner in Pittsburgh zusammentrafen, um für die Zukunft ein einheitliches Programm zu beschliessen, bestimmte David Einhorn den Verlauf der Konferenz. Ihm zur Seite stand ein Nachkömmling aus dem bayerischen Fürth, Kaufmann Kohler, der in seinen jüngeren Jahren einmal ein strikter Orthodoxer gewesen war. 1869 war er in Detroit Rabbiner der Gemeinde Beth El und später David Einhorns Schwiegersohn geworden. Sein Programm der 8 Punkte bezeichnete die Bibel als einen «Bericht über die Bestimmung der Juden» und als «Spiegel primitiver Ideen einer alten Zeit». Es beseitigte einschliesslich der Speiseregeln alle Riten, die der Vernunft nicht standhielten. Es betrachtete die Juden nicht als Nation, sondern als religiöse Gemeinschaft. Es erwartete weder eine Rückkehr nach Palästina noch die Wiederherstellung von Gesetzen, welche die Auferstehung eines jüdischen Staates betrafen, sondern eine Beteiligung an der Lösung der sozialen Aufgaben der Welt.

Isaac Mayer Wise – nun 67 Jahre alt – hörte den Jüngeren zu, und es blieb ungewiss, wie er in seinem Innersten den Durchbruch durch die Schranken um die göttliche Offenbarung im Sinai empfand, die er selbst für unantastbar hielt. Das Ergebnis von Pittsburgh nannte er zwar eine «Unabhängigkeitserklärung der Reform». Aber das brauchte nicht Zustimmung zu bedeuten, sondern konnte ein Eingeständnis sein, dass seine eigene Ära zu Ende ging. Er erlebte noch einen grossen Teil der rund 50 Jahre, in denen die «Unabhängigkeitserklärung» zur Grundlage allen reformjüdischen Lebens in Amerika wurde. Er erlebte aber auch, dass schon in den Tagen von Pittsburgh der neue gewaltige jüdische Einwanderungszug, diesmal aus dem russischen Zarenreich und seinen polnischen Eroberungen, begann, der eine Woge unberührter, fast mittelalterlicher Orthodoxie an die amerikanischen Küsten trug.

Als er am 24. März 1900, zwei Tage vor seinem Tode, nach einer Predigt taumelte und sein Sohn Jonah ihn zu einem Sofa führte, wusste er, dass damit eine neue Kraft in den Zyklus von Aufstieg, Erlahmen, Zerfall und Erneuerung der jüdischen Religion in Amerika eingetreten war, so wie er selbst 54 Jahre vorher eine solche neue Kraft vertreten hatte. Er hatte auch noch mit aller verbliebenen Leidenschaft des Alters dagegen gekämpft. Aber das steht auf einem anderen Blatt.

In den Stürmen des Bürgerkriegs

1954 unternahm der Amerikaner John Higham eine Studie über das Thema «Soziale Diskriminierung gegen Juden in Amerika 1830 bis 1930». Darin bemerkte er: «Um 1870 machte ein bemerkenswerter Teil der jüdischen Einwanderer, die in den vierziger und fünfziger Jahren gekommen waren, aussergewöhnliche ... Karrieren. Es ist unwahrscheinlich, dass in irgendeiner anderen Einwanderergruppe so viele Menschen in so kurzer Zeit von Lumpen zu Reichtum emporstiegen.»

Higham berührte damit ein Phänomen, das in der Saga der ersten aschkenasischen Einwanderung – zu Recht wie zu Unrecht, in Wahrheit wie in Legende – einen der spektakulärsten Plätze erhielt. Harry Applebaum, der Schuhhändler von Yazoo City, der niemals eine aussergewöhnliche Karriere machte, war mit Sicherheit ein besseres Sinnbild für die Mehrheit der aschkenasischen Einwanderer als die Träger und Meister dieser Karrieren.

Doch im Bild wie im Zerrbild der Geschichte dominieren stets die prominenten und die farbigen Figuren, und an den grossen jüdischen Entrepreneuren führt in der Tat kein Weg vorbei.

Es war unausweichlich, dass an die Spitze der grossen Karrieren diejenigen der Hausierer und Händler traten, die in der zweiten oder spätestens der dritten Generation ihre kleinen oder mittleren Läden hinter sich liessen und – um die populärste Kennzeichnung zu gebrauchen – zu «jüdischen Kaufhausprinzen» wurden. Bevor sich allerdings ihre Karrieren wirklich entfalteten, öffnete sich vor ihnen ein tiefer, von Rückschlägen und den bis dahin spürbarsten Ausbrüchen privater (und wie wir später sehen werden, nicht nur privater) Inquisition gezeichneter Einschnitt in der amerikanischen wie in der eigenen Geschichte: der Bürgerkrieg der Jahre 1861 bis 1865.

Einer der später erfolgreichsten «Kaufhausprinzen» von New York, Lazarus Straus aus Otterburg in der Rheinpfalz, lebte 1860 mit seiner um 14 Jahre älteren, seit 1850 zum Teil gelähmten, tapfer-lebenstüchtigen Frau Sara, einer Tochter Hermine und den Söhnen Isidor, Nathan und Oscar, von denen der älteste 12 Jahre alt war, in dem kleinen Ort Talbottom im Süden des Staates Georgia. Er hatte Deutschland als «Achtundvierziger» verlassen. Er bekannte sich zur jüdischen Religion. Aber seine Kinder besuchten, seiner liberal-reformerischen Haltung entsprechend, auch methodistische oder baptistische Sonntagsschulen (und seine Haussklaven bereiteten ihnen – wie einer der Söhne sich später erinnerte – insgeheim südlichen Schweinebraten, den sie mit Vergnügen und ohne Schaden assen). Lazarus Straus war überzeugt, bis ans Ende seiner Tage mit der Umwelt in Frieden leben zu können, als der Bürgerkrieg ihn wie aus scheinbar heiterem Himmel daran erinnerte, dass auch im Untergrunde der bis dahin selten gestörten südlichen Toleranz antijüdische Emotionen lebendig waren. Sie liessen ihn ahnen – und bald darauf begreifen –, welcher Einschnitt vor seinem und dem Leben zahlloser anderer Miteinwanderer lag. Im August 1862 veranstalteten südliche Patrioten des nahen Städtchens Thomasville eine Kundgebung gegen «unpatriotisch-habgieriges Gebaren der Juden». 103 Einwohner beschlossen, die örtlichen jüdischen Kaufleute und Hausierer, für die Thomasville der Ausgangspunkt ihrer Fahrten war, durch Boykott zu vertreiben. Berichte über einen ungenannten jüdischen Händler, der an einer Strasse zwischen San Antonio und Brownsville Brot und Whisky an vorbeimarschierende Soldaten feilbot, aber nicht gegen Geld, sondern nur gegen Gold abgab, waren von Ort zu Ort geeilt. Sie vereinten sich mit Meldungen aus Charleston, in denen über «Scharen von Juden ... mehr als in Jerusalem» berichtet wurde, die Chinin zu Wucherpreisen anboten.

Lazarus Straus bezweifelte nicht, dass manche, vielleicht viele dieser Berichte zutrafen. Aber er wehrte sich gegen ihre Verallgemeinerung. Er selbst kannte amerikanische Bürger und Neueinwanderer angelsächsischer, irischer oder deut-

scher Herkunft, die ihre Waren seit dem Tag des Kriegsausbruchs nur noch gegen Gold oder Baumwolle abgaben und durch gehortetes Opium, das einzige Schmerzbetäubungsmittel jener Tage, zu Reichtum gelangten.

Dank seines toleranten Wesens war Straus so sicher, die Nachbarn zu einem gerechteren Urteil bewegen zu können, dass er jüdische Freunde und Bekannte zu einer Resolution an die christlichen Mitbürger überredete. Darin baten sie darum, die Bürger von Thomasville an die amerikanische Verfassung zu erinnern und wegen ihrer eilfertigen Schlüsse zu tadeln. Die Einwohner von Talbottom sandten daraufhin eine Abordnung zu Straus und versicherten ihm, dass man ihn persönlich für einen ehrlichen Juden halte und dass er selbstverständlich bleiben könne. Aber ihre Ansichten über jüdische Kriegsgewinnler im Allgemeinen änderten sie nicht und lehnten eine Ermahnung ihrer Nachbarn in Thomasville ab. Straus lud tief enttäuscht Frau, Kinder und seine Habe auf einige Wagen, entliess seine Sklaven und zog nach Columbus ins Ungewisse. Oscar, sein jüngster (nicht zum Kaufmann, sondern zum Juristen und Politiker geborener) Sohn, vergass diesen Auszug nie. Noch drei Jahrzehnte später, 1892, erteilte er einem Historiker, Moritz Kayserling, den Auftrag, den Berichten nachzugehen, wonach spanische Juden als «Marranos» entscheidend zur Entdeckung Amerikas durch Kolumbus beigetragen hätten, und Beweise für ihre Richtigkeit zusammenzustellen. Er glaubte, dies könne für alle Zukunft eine Antwort auf antijüdische Emotionen in Amerika sein. Lazarus Straus und die Seinen standen, wie die rund 150'000 anderen europäischen Juden, welche im Norden wie im Süden in die Stürme des Krieges hineingerieten, vor einer anderen Wahl als ihre sefardischen Vorgänger während des Revolutionskrieges. Letztere hatten sich zwischen der britischen Welt und ihrer noch beschränkten, aber praktischen Toleranz auf der einen Seite und den absoluten Freiheitsproklamationen der Unabhängigkeitserklärung auf der anderen entscheiden müssen. Sie hatten zwischen ihren geschäftlichen oder menschlichen Bindungen an England und ihren geschäftlichen und menschlichen Beziehungen zur kolonialen Umwelt zu wählen gehabt.

Die deutsch-europäischen Juden dagegen sahen das Land ihrer Hoffnungen in zwei Teile gespalten, von denen jeder ihnen die gleichen Rechte bot. Zehntausende hatten zwar schon im Norden oder Süden eine endgültige Heimat gefunden. Aber eine weit grössere Zahl wurde in den Krieg hineingezogen, noch bevor Nord oder Süd zu einer solchen Heimat geworden waren. Es war zweifelhaft, ob mehr als eine winzige Minderheit begriff, wie und warum der Bürgerkrieg ausbrach; zweifelhaft, ob mehr als eine Minderheit verstand, dass der Krieg kein plötzliches Schicksalsereignis, sondern die Frucht von Jahrzehnten war.

Während die meisten in die Enge ihres täglichen Überlebenskampfes verstrickt waren, hatten sich nördlich von Missouri Industrie- und Landwirtschaftsstaaten entwickelt, in denen die einstige Sklavenhaltung unrentabel und damit unmoralisch wurde. Die südlichen Staaten dagegen waren zu halbtropischen Baumwollgebieten geworden, die ohne Negersklaven schwer zu bewirtschaften waren. In den Tagen des Jahres 1861, in denen vor Charleston die ersten Schüsse von Amerikanern gegen Amerikaner fielen, waren mehr als 40 Jahre vergangen, seit 1819 in Washington ein «Missouri-Kompromiss» geschlossen worden war, wonach in Zukunft das Sklavensystem nur noch südlich des 36. Breitengrades aufrechterhalten werden sollte. Aber als Mexico 35 Jahre später die Gebiete von Texas, New Mexico, Kalifornien und Utah verlor, hatten die Eroberer mit Texas ein neues Sklavengebiet gewonnen. Nur ein neuer Kompromiss hatte die Aufnahme von Texas in die Vereinigten Staaten möglich gemacht. Kalifornien verbot zum Ausgleich die Sklaverei, und dafür wiederum gingen die nördlichen Staaten die Verpflichtung ein, entflozene Sklaven aus dem Süden an ihre Besitzer zurückzugeben.

Nördliche Moralisten, Ideologen und Fanatiker hatten sich zu halb verschwörerischen Organisationen zur Befreiung von Sklaven formiert. Eine wohlmeinend-naive Schriftstellerin, Harriet Beecher-Stowe, hatte ihnen das verzerrt-wirkungsvolle Propagandawerk «Onkel Toms Hütte» geliefert, und auch Märtyrer waren ihnen beschert worden, als Sklavenbefreier unter dem Anführer John Brown ein nördliches Arsenal überfielen, um mit den geraubten Waffen südliche Neger für Aufstände zu bewaffnen, und dafür hingerichtet wurden.

Der Spektakel um die Hütte Onkel Toms und John Brown hatte die simple Tatsache unterstrichen, dass die Nordstaaten nunmehr 22 Millionen Menschen zählten, der Süden dagegen, einschliesslich der Neger, lediglich 9, und dass der Süden befürchten musste, über kurz oder lang durch eine feindselige Regierung in Washington zur Aufgabe seiner traditionellen Wirtschaftsform und seines Wohlstandes gezwungen zu werden.

Als republikanische Politiker des Nordens 1858 einen fünfzigjährigen, kaum bekannten, zwischen Idealismus und Zynismus schwankenden Politiker aus den «Hinterwäldern» von Illinois, Abraham Lincoln, als Kandidaten für den Senat in Washington präsentierten, verkündete der neue Mann: Ein Staatshaus, das gegen sich selbst geteilt sei, könne nicht bestehen; ein Regierungssystem – halb für die Sklaverei, halb gegen sie – könne nicht von Dauer sein. Er erwarte nicht, dass das Haus zerfallen werde, wohl aber, dass es aufhöre, geteilt zu sein.

Die südlichen Bundesstaaten hatten die Drohung verstanden. Als Lincoln am 6. November 1860 durch einen Zufall der Wahlarithmetik zum Präsidenten gewählt wurde, hatte sich South Carolina als erster Staat darauf berufen, dass es den Ver-

einigten Staaten als souveränes Land beigetreten war und nun von seinem natürlichen Recht Gebrauch mache, wieder aus ihrem Verband auszutreten. Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Texas waren gefolgt. Sie hatten die Konföderierten Staaten von Amerika mit der vorläufigen Hauptstadt Montgomery gegründet, und Abraham Lincoln reagierte mit der Erklärung, er beabsichtige nicht, sich in die Einrichtung des Sklavensystems in den Staaten einzumischen, in denen sie bestehe ..., aber kein Staat könne durch eigene Aktion aus der Union ausscheiden.

Seine juristisch anfechtbare Deklamation hatte gezeigt, dass die Sklavenfrage für ihn persönlich zweiten oder dritten Rang einnahm. Der Zusammenhalt der Einheit der Vereinigten Staaten von Amerika war sein wahres Ziel. Als er die ersten Aktionen südlicher Unabhängigkeit mit dem Aufruf von 75'000 Freiwilligen für die Armee beantwortete, traten auch Virginia, North Carolina, Arkansas und Tennessee aus den Vereinigten Staaten aus, und nur militärischer Zwang hinderte Kentucky, Missouri und Maryland daran, es ihnen nachzutun.

Wenn Lincoln Krieg um die Einheit führte, dann war der gleiche Krieg für den neugewählten Präsidenten der Konföderierten Staaten, Jefferson Davis, ein Kampf um das Recht, selbst über die eigene Zukunft zu bestimmen. Moral oder Unmoral der Sklavenhalterei verknüpften sich so hoffnungslos mit Wirtschaft, Macht und patriotischem Spektakel, dass Hunderttausende christlicher Einwanderer, die schon feste Bindungen an Nationen gekannt hatten, nur durch Einfachparolen wie «Kampf gegen die Sklaverei» oder «Kampf um die Unabhängigkeit der Heimat» an die eine oder andere Seite zu binden waren. Deutsch-europäische Juden, die in ihrer Geschichte so lange als unwillkommene Gäste in oder zwischen fremden Völkern, unter und zwischen Herrschern, Armeen und Kriegen gelebt hatten, stürzte der Krieg in Wirrnisse der Gefühle, der Beteiligung oder Nichtbeteiligung, des Einsatzes für die eine oder andere Seite oder aber des Bemühens um Überleben.

Es war nicht von ungefähr, dass die beiden einzigen jüdisch Geborenen, die als Senatoren, Kriegs- und Aussenminister bis in die höchsten Ränge der Bürgerkriegspolitik aufstiegen, David Levy Yulee und Judah Philip Benjamin, sefardisch geboren waren. Ebenso wenig war es Zufall, dass auf der anderen Seite die deutsch-jüdische Loge B'nai B'rith, die, als der Krieg ausbrach, schon mehr als 50 angeschlossene Bruderschaften bis hin nach San Francisco, Sacramento und Los Angeles zählte, jede offizielle Erwähnung der Sklavenfrage, jeden Hinweis auf Nord oder Süd vermied und der Nachwelt nur von Sorge durchdrungene Äusserungen ihres Präsidenten Sigismund Waterman aus dem Jahre 1862: «Die Interessen und Hoffnungen der Israeliten sind eng mit dem Ausgang des gegen-

wärtigen gigantischen Kampfes verbunden. Unsere Zukunftsaussichten, unsere menschliche und religiöse Freiheit können darin gesichert oder verloren werden ...» hinterliess.

Zwischen David Levy Yulee und Judah Philip Benjamin als Erscheinungen fortgeschrittener jüdisch-amerikanischer Symbiose und einem noch in Deutschland geborenen Präsidenten von B'nai B'rith wie Sigismund Waterman lag ein unsagbar vielgesichtiges Panorama der Empfindungen, Erlebnisse und Erfahrungen, der Kämpfe, Taten oder Missetaten, der Hoffnungen, Erfüllungen und Enttäuschungen.

David Levy Yulee und Judah Philip Benjamin: ein Senator und ein Aussenminister des Südens

Yulee und Benjamin, der ein Jahrhundert vor Henry Kissinger zum ersten jüdischen Aussenminister auf amerikanischem Boden aufstieg, erschütterten keine Zweifel an der gerechten Sache des Südens, und die Geschichte beider war eine biographische Anstrengung, ein Drama, eine menschliche Romanze wert.

Als Neunjähriger war David Levy, der sich später Yulee nannte, im Jahre 1819 mit seinem Vater Moses Levy (aber ohne Mutter, die auf mysteriöse Weise verschwand) im Hafen von Norfolk in Virginia gelandet. Moses Levy stammte aus Mogador in Marokko und war mit achtzehn Jahren nach der dänisch-westindischen Insel St. Thomas und später nach Cuba gelangt. Die Belieferung spanischer Truppen in Cuba hatte ihm sein erstes Vermögen eingebracht.

Jetzt, in Norfolk, hatte er seinen Blick auf das unerschlossene Florida gerichtet, über dessen östlichem Teil noch die spanische Flagge wehte. Aber es war schon sicher, dass sie in Kürze dem Sternenbanner weichen würde. Zwei spanisch geborene Agenten, Hernandez und Cheavitean, waren in seinem Auftrag in das Gebiet des floridanischen St.-Johns-Flusses gereist und hatten von resignierend-desinteressierten Spaniern für 40'000 Dollar gewaltige Ländereien aufgekauft, darunter 36'000 Acre im Gebiet von Alachua. Nur drei Jahre nachdem die amerikanische Flagge über dem vorläufigen «Territorium» Florida aufgezo- gen wurde, hatte Levy selbst St. Augustine erreicht, Sklaven gekauft, Zuckerrohrplantagen in der Gegend des George-Sees errichtet und sein erstes Herrenhaus «Parthenope» zwischen dem Fluss Matanzas und einem zweiten Gewässer gebaut, das den Namen Moses erhielt. Auf einem Teil seines Geländes waren im Stil modernen Promotertums 25 Musterhäuser, 45 Meilen Strasse und 300 Acre kultivierten Landes entstanden. Erst dann hatte er Agenten in London beauftragt, europäische Aus-

wanderer als Siedler und Käufer für seine Gebiete zu gewinnen. 1827, als David ihm von Norfolk nach «Parthenope» folgte, war er seit 4 Jahren Bürger und einer der reichsten Bewohner Floridas, und die grenzenlosen Entfaltungsmöglichkeiten hatten ihn zu einem floridanischen Patrioten gemacht, der unter dem Namen «Youlee» Artikel über eine gloriose Zukunft Floridas als zukünftiger Teil der Vereinigten Staaten schrieb und David zu einem noch überzeugteren Patrioten erzog.

David hatte in St. Augustine auf zeitgenössisch einfache Weise bei einem Richter namens Reid amerikanisches Recht «gelernt». 1834, mit 24 Jahren, wurde er, unbehindert durch jüdische Herkunft, Sekretär der ersten gesetzgebenden Versammlung von Florida. Während Moses Levy sich an die religiösen Gesetze und Riten hielt, verlor David alle inneren Beziehungen zu seinem religiösen Erbe, stürzte sich in den politischen Kampf und wurde unmittelbarer Zeuge von Indianergefechten und Verhandlungen mit dem Seminolen-Häuptling Osceola. Dem amerikanischen Kavallerie-Kommandeur, General Johnston, entlockte er durch seinen kaltblütigen Scharfsinn die Äusserung, in Levy habe er einen der «klügsten und patriotischsten Bürger von Florida» getroffen. Obwohl sein Vater nach der Zerstörung seiner Plantagen und Zuckerlager durch amerikanische Truppen, die bei einem Rückzug vor siegreichen Indianern nur verbrannte Erde zurückliessen, von Depressionen heimgesucht wurde, die seinen Optimismus in Hoffnungslosigkeit verwandelten, entwickelte David den ehrgeizigen Plan, als Politiker nach Washington zu gelangen und die Umwandlung Floridas vom Territorium in einen 27. Staat der USA zu erreichen.

Die Bevölkerungsmehrheit von St. Augustine, die ihn 1837 nach einer «feuerfresserischen» Redekampagne als Abgeordneten in den Kongress von Florida wählte, ferner die Kongressmitglieder, die ihn 4 Jahre später als Delegierten Floridas nach Washington entsandten, waren noch unbefangen genug, um nicht in die Verhaltensweise zu verfallen, die zur gleichen Zeit in anderen Ländern und Staaten begabte und den Staaten wie Ländern, die sie zu Bürgern werden liessen, leidenschaftlich ergebene Männer von der politischen Bühne zurückweisen liess, nur weil sie jüdisch waren. Sie hätten keinen rücksichtsloseren Verfechter der Zukunft Floridas finden können als den nun Einundvierzigjährigen.

Erst als er in die Washingtoner Kampfarena geriet, entkam er nicht mehr der einen oder anderen privaten Inquisition. John Quincy Adams, Expräsident der Jahre 1825 bis 1829, quittierte sein Erscheinen in der Hauptstadt mit der Tagebucheintragung: «Es heisst, er sei jüdisch, und wenn dies zutrifft, ist das ein bei Weitem schlimmerer Makel, als wenn er eine Spur afrikanischen Blutes in sich hätte, was für mehr als ein Mitglied des Hauses gilt.» Als Levy Bestrebungen, die amerika-

nischen Truppen nach einer vermeintlichen Befriedung der Indianer vorzeitig aus Florida abzuziehen und Pflanzer und Siedler sich selbst zu überlassen, in langen Reden angriff, wurde er für Adams zum «fremden Juden-Delegierten aus Florida». Und dabei blieb es, als Levy den Abmarsch verhinderte, indem er die Veröffentlichung von Dokumenten forderte, welche wahltaktische Gründe für den Abzug der Soldaten verraten hätten. Aber das behinderte in keiner Weise seinen Weg.

Im Februar 1845 wurde Florida US-Staat, und die politische Strategie, nach der Levy die Staatswerdung betrieb, verriet Virtuosität. In Florida hatte er durch Fluten von Rundschreiben, durch Reden und Zeitungsartikel eine Massenstimmung für den Anschluss an die Vereinigten Staaten geschaffen, bevor er, von solcher Stimmung getragen, in Washington als Werber bei jedem Kongressabgeordneten erschienen war. «Ich habe meine eigene Art», notierte er, «Ziele zu erreichen. Ich brachte die Sache in Florida ins Rollen, bis die öffentliche Meinung reif für eine grosse Bewegung war ... Dann agierte ich hier» (in Washington) «so lange in der Stille unter Politikern und Journalisten, bis die Zeit gekommen war, auch hier Lärm zu machen ... Danach kam der Erfolg.»

Die Pflanzer in Florida hatten diesen Erfolg zu schätzen gewusst und eine Grafschaft für alle Zeiten Levy County und eine Stadt Levycity benannt. Im Jahre 1845 wählten sie Levy zum ersten jüdisch geborenen Senator in den Washingtoner Kongress, und die Jahre von 1845 bis 1861, in denen er mit Ausnahme einer Wahlperiode Senator blieb, hatten ihn zu den Höhepunkten seines Lebens emporgeführt. Er heiratete die fromme Tochter des protestantischen Gouverneurs von Kentucky, Nancy Wickliffe, die wegen ihres Aussehens und Wesens den Namen «Wickliffe-Madonna» trug, und er hatte ohne die Zweifel, die ihn befallen hätten, wäre er noch gläubig gewesen, ihren Hochzeitswunsch erfüllt, seinen jüdischen Namen ihrer zukünftigen Kinder wegen abzulegen.

Yulee, das Pseudonym, das sein Vater als Journalist benutzt hatte und das angeblich auf einen grossväterlichen sefardischen Flüchtling aus Portugal zurückging, wurde sein neuer Name (und später auch der Name einer Stadt an der Grenze zwischen Florida und Georgia).

Als David Levy Yulee Vorsitzender der Marinekommission des Senats geworden war, war er zum Verfechter eines Eisenbahnbaus quer durch Florida geworden, um die Mississippi-Mündung und den Golf von Mexico direkt mit dem Atlantik und einer Dampfschiffroute nach New York zu verbinden. Aber er hatte auch zu den ersten gehört, die den heraufziehenden Konflikt mit dem Norden sahen, und 1849 einen Verfassungszusatz gefordert, welcher der Regierung in Washington alle gewaltsamen Eingriffe gegen Staaten des Südens untersagen sollte.

Nach Lincolns Wahl war für ihn die Trennung der einzige Weg, der Florida blieb,

aber er hatte auf eine Loslösung ohne Krieg und auf ein nachfolgendes Handels- und Verteidigungsbündnis mit den nördlichen Staaten gehofft. Als jedoch ein Kampf unvermeidlich schien, schrieb er dem Gouverneur von Florida: «Das Dringendste, was jetzt getan werden muss, ist die Besetzung der Bundesforts und der Arsenale. An der Spitze steht die Marinestation ... von Pensacola ... Die Besetzung der Anlage wird uns die schweren Geschütze verschaffen, welche die Wegnahme der Forts erleichtern ... Auch das Arsenal von Chattahoochee sollte sofort überwacht werden, um den Abtransport des dort gelagerten Materials zu verhindern ... Noch wichtiger ist die Organisation einer südlichen Konföderation und einer südlichen Armee ... Eine starke Regierung ... würde ihnen» (dem Norden) «klarmachen, wie ernst die Krise ist. In Eile ...»

Am 21. Januar 1861 trug er als erster Sprecher dem Kongress in Washington die Loslösung seines Staates vor. Alle Gesichter waren bleich, und die Frauen weinten, als er noch einmal Verständnis und Frieden vorschlug: «Florida zieht sich zurück, weil es nicht das Leben seiner Mitbürger durch eine ... endlose Auseinandersetzung in der Union stören will.»

Dann verliess er Washington, kehrte nach Florida zurück und brachte Nancy und seine 4 Kinder auf einer Pflanzung am Homosassa-Fluss in Sicherheit, aus dem in den folgenden Kriegsjahren Segler der Südstaaten ausliefen, um die Blockade durch die nördliche Flotte zu durchbrechen. Sein eigenes Haus wurde bei einem Überfall durch Truppen des Nordens niedergebrannt, und er selbst entkam mehreren Versuchen, seiner habhaft zu werden. 1865, als alles verloren war, wurde er in Gainesville in Georgia verhaftet, während er im Auftrag des Gouverneurs von Florida mit einer Kommission nach Washington zu gelangen suchte, um mit Lincoln über eine ehrenhafte Behandlung der Besiegten zu sprechen.

Fairness wurde ihm nicht zuteil. Als Gefangener in der Festung Pulaski bei Savannah wurde er erst (und dies nur auf Drängen des Generals Johnston, der ihn einmal bewundert hatte) entlassen, als alle anderen Kriegsgefangenen des Südens längst heimgekehrt waren.

Der Rest seines Lebens verlief in politischer Zurückgezogenheit und Beteiligung am Wiederaufbau zerstörter floridanischer Eisenbahnen. 1880 kehrte er mit seiner «Madonna» und den Kindern noch einmal nach Washington zurück. Aber sein Elan war erschöpft, als Nancy 4 Jahre später starb. Sein eigenes Leben endete 1886 – auf dem Weg zu einem Besuch seiner Kinder – im Clarendon-Hotel in New York.

Was Judah Philip Benjamin anbetraf, so hatte sich die Geschichte die Extravaganz erlaubt, auch ihn – im Jahre 1811 – auf St. Thomas zur Welt kommen zu lassen. Er war der Sohn eines weltfremden religiösen Gelehrten. Doch seine ehrgeizige sefardische Mutter, Rebecca de Mendes, war um das Jahr 1825 mit sei-

nem Vater und sechs Kindern nach South Carolina gezogen, hatte einen Obsthandel gegründet, der auch am Sabbat geöffnet war, und dafür gesorgt, dass der Vierzehnjährige am Yale-College Recht studieren konnte.

Es blieb ein Geheimnis, weshalb er 1828 trotz prämiierter Leistungen vom College verwiesen worden war und warum er weit entfernt in der nonchalanteren Welt von New Orleans seine Karriere begann. Feinde behaupteten, er habe Mitstudenten aus Geldnot bestohlen. Eine andere Erklärung passt besser zu seiner Natur. Danach hatte er – jung und vielen anderen an Ehrgeiz und Wissen voraus – die strikten Regeln von Yale missachtet, das College trotz Mahnungen und Strafen trotzig verlassen und sich zu spät durch Entschuldigungsbriefe um eine Veröhnung mit dem Collegepräsidenten bemüht. Als Schreiber in einer Zuckerhandlung von New Orleans hatte er sich am Leben gehalten und statt in Yale bei einem Richter das Recht «studiert».

Die in New Orleans noch weit verbreitete französische Sprache erlernte er beim Tauschhandel, indem er Klienten, die nur französisch sprachen, Unterricht in Englisch anbot, wenn sie ihn dafür Französisch lehrten. Dabei wurde er ein Meister der Rede, dessen «wie Silberglocken klingende» Stimme in Englisch, Spanisch und Französisch brillierte. Aber der Sprachentausch hatte ihn auch in die tragische grosse Liebe seines Lebens verstrickt. Er war klein, plump, mit rundem Kopf, doch faszinierendem Gesicht und feurigen Augen. Viele Väter, die einen Englischlehrer für ihre Töchter suchten, hatten ihn-auch wenn sie keine antijüdischen Vorbehalte kannten – abgewiesen, sobald sie ihn sahen und seine melodische Stimme hörten. Von einem französischen Sklavenhändler stammte das Wort: «Er ist so verführerisch, dass meine Tochter sich in ihn verlieben und mit ihm durchbrennen würde, bevor ein Monat vorüber ist.» Der Kaufmann August St. Martin war das Risiko mit Benjamin und seiner sechzehnjährigen kreolischen Tochter Natalie eingegangen, und des Sklavenhändlers Prophezeiung hatte sich bewahrheitet. 1832, als Judah Philip Benjamin mit 21 Jahren unter die Juristen des Staates Louisiana aufgenommen wurde, heiratete er Natalie (oder, um genauer zu sein, sie heiratete ihn), ohne seine Religion aufzugeben, aber auch ohne innere Glaubensbindungen zu empfinden. Natalie wurde der Anlass dafür, dass in den folgenden 10 Jahren seines Lebens Triumphe unmittelbar neben Niederlagen standen. Seine Erfolge als Spezialist für Seefahrtsrecht waren sehr zahlreich. 1842 hatte er Aufsehen erregt, als er in einem sensationellen Prozess um das Sklaventransportschiff «Creole» auftrat. Zugunsten der Sklaven, die auf dem Weg von Norfolk nach New Orleans gemeutert und einen Händler ermordet hatten, fand er Worte wie: «Was ist ein Sklave? Er ist ein menschliches Wesen. Sein Herz erfüllt sich

wie das des weissen Mannes mit Liebe.» Das hatte seinen Namen bis nach New York und Washington auch unter den Sklavenbefreiern bekannt gemacht. Doch wie Yulee war er vom Süden längst bis ins Herz geformt. Sklaven waren zwar menschliche Wesen, aber auch für ihn selbstverständliche Fundamente südlichen Lebens. Mit Honoraren überhäuft, erwarb er eine Zuckerrohrpflanzung «Belle Chasse» mit 130 Sklaven, installierte einen Maschinenpark, der 5 Jahrzehnte später noch brauchbar war, und errichtete für sich und Natalie ein Herrenhaus. Ein eigenes Gaswerk sorgte für dessen Beleuchtung, und vor seinem Eingang läutete zum Arbeitsbeginn eine aus 200 Silberdollars gegossene Glocke. 1844 hatten ihn sein juristischer Ruhm und die «Inkarnation von Intellekt und Logik», die in ihm lebte, ohne einen Hauch von Inquisition zum Mitglied der verfassunggebenden Versammlung von Louisiana aufsteigen lassen. Juristen und Politiker bevölkerten als Gäste seine Stadtvilla in der Bourbon Street von New Orleans und die grossen Säle von «Belle Chasse». Dies war die Seite des Triumphes.

Die Niederlage betraf Natalie. Nach der ersten sexuellen Leidenschaft langweilte sie seine Lebensweise. Unerfüllte Begierde nach Eleganz und leichter Gesellschaft, Eitelkeit und kreolischer Leichtsinn liessen sie alles hassen – «Belle Chasse», ihren Mann und seine Karriere. Im gleichen Jahr 1844, in dem Benjamin zum Politiker wurde, hatte sie ihn mit ihrer fünfjährigen Tochter Ninette verlassen. Sie reiste in die Stadt langjähriger Träume – nach Paris. Dort lebte sie 40 Jahre lang bis zu Benjamins Tod von den grossen Summen, die er mit nie erlöschender schmerzlicher Liebe über den Atlantik sandte. In ihren Briefen nannte sie ihn nur noch «Mon Père». Niemals kehrte sie nach Louisiana zurück, sondern überliess ihn der Obhut seiner mütterlichen Schwester Rebecca. Aber ihr Verhalten hatte in ihm den brennend-leidenschaftlichen Willen entzündet, seine Liebesniederlage durch politische Erfolge wettzumachen.

Von 1850 bis 1861 erntete Benjamin die Früchte solcher Leidenschaft. 1852 wählte eine louisianische Mehrheit ihn zum Senator in Washington. Schon ein Jahr später war er in der Hauptstadt wegen seiner unerhörten Arbeitskraft, die durch Nächte an Pokertischen niemals erschüttert wurde, wegen seiner phänomenalen Gesetzeskenntnis, seiner äusserlich sanft vorgetragenen, aber schneidenden Logik und seiner lächelnden Ruhe, die Gegner schneller entwaffnete als laute Rhetorik, entweder bewundert oder gehasst. Wie Yulee erlebte er mit dem Einzug nach Washington Augenblicke privater Inquisition. General Henry Gray, den er 1859 bei der Wiederwahl zum Senator Louisianas schlug, bekämpfte ihn mit der abgenutzten Parole: «Seine Vorfahren haben den Erlöser der Welt gekreuzigt.» Benjamin gab zurück: «Es ist wahr, ich wurde als Jude geboren. Aber während meine Vorfahren die Zehn Gebote aus der Hand Moses empfangen, hüteten die Vorfahren meines Gegners noch Schweine.»

Vielleicht war es kein Zufall, dass ein ähnlicher Wortwechsel um die gleiche Zeit mit einem anderen Sefarden, Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield, verknüpft wurde, der zwischen 1852 und 1881 als Führer der britischen Konservativen Partei und Premierminister der britischen Königin Victoria Macht und Weltruhm erlangte. Der Sohn eines 1817 zur anglikanischen Kirche übergetretenen Vaters und Gatte einer reichen britischen Witwe, der im Christentum die Erbin des Judentums und keinen Grund sah, seine jüdische Herkunft zu verleugnen oder nicht stolz darauf zu sein, hatte politisch einiges mit Judah Philip Benjamin gemein. Während Disraeli für den Bestand des britischen Grossgrundbesitzes focht, kämpfte Benjamin für die Zucker- und Baumwollpflanzler seiner südlichen Heimat.

Während zu den national-britischen Zielen Disraelis die Behauptung des britischen Weltreiches bis nach Indien gehörte, vertrat Benjamin, zur Verstärkung des südlichen Gewichts in der Waagschale der Vereinigten Staaten, eine imperialistische Ausdehnung der Vereinigten Staaten auch auf das aus Nordamerika verdrängte, aber selbst noch nicht einverleibte Mexico und zahlreiche karibische Inseln. Lange vor der Entstehung des Panamakanals forderte er den Bau einer Eisenbahn vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean quer über den Isthmus von Tehuantepec.

Dies waren seine grossen Träume, und er zog sich erst auf begrenzte Interessen südlichen Überlebens zurück, als auch für ihn die Trennung zwischen Süd und Nord unausweichlich wurde. Wegen seiner Bejahung des Sklavensystems erwarb er sich in Washington, in Erinnerung an die einstige Versklavung der Israeliten durch die Ägypter, den Namen eines «Israeliten mit ägyptischen Prinzipien». Aber im Oktober 1860 erinnerte auch Benjamin die Kongressabgeordneten der Nordstaaten daran, dass Louisiana einmal aus freiem Entschluss der grossen Vereinigung beigetreten sei und es einem Verrat an den Freiheitsidealen Amerikas gleichkäme, wenn es dazu gezwungen werden sollte, seine inneren Probleme nicht selbst zu lösen. Im Dezember 1860 erklärte er: «Sie können Zerstörung in unser friedliches Land hineintragen. Mit Fackeln und Feuer können Sie unsere Städte in Asche legen. Aber Sie können niemals die freien Söhne unserer Erde in Knechte verwandeln, die Ihre Macht anbeten ... Niemals, niemals!» Ein Senator der Gegenseite, Andrew Johnson, der nach der Ermordung Abraham Lincolns im April 1865 zum 17. Präsidenten der Vereinigten Staaten werden sollte, reagierte unter Vertrauten mit einem rüden, durch Leidenschaften hochgepeitschten Ausbruch der Inquisition: «... dieser miserable Benjamin. Er betrachtet ein Land und eine Regierung wie einen Haufen alter Kleider. Er verkauft die alten, und er würde auch die neuen» (den Süden) «verhökern, wenn er zwei oder drei Millionen damit machen könnte.»

Als der Krieg begann, unterschied Benjamin sich von den meisten Vertretern der Konföderierten Staaten – ihren grossgewachsen-hageren, angelsächsisch-würdigen, aber innerlich unausgeglichene Präsidenten Jefferson Davis eingeschlossen – durch seine geistige Beweglichkeit. Benjamin hatte die Achtung des Pflanzer-Aristokraten aus Mississippi und ehemaligen Kriegsministers in Washington, Davis, gewonnen, als er ihn wegen einer Unwahrheit in einer Kongressdebatte zum Duell herausforderte. Aus der Achtung war einige Bewunderung für die Eigenschaften Benjamins geworden, die Davis fehlten: Vorstellungskraft, innere Harmonie und Zuversicht in scheinbar ausweglosen Situationen. Er ernannte Benjamin zu seinem Berater, und nach Davis' eigenen Worten wurde er der «wichtigste Vertraute», den dieser besass. In Washington galt er bald als das «Gehirn der Konföderation» oder aber als brillant-finsterer «Mephistopheles des Südens».

Die geschichtliche Überlieferung lehrte, dass er in der ersten Sitzung von Davis' provisorischem Kabinett in dem unaufgeräumten Büro einer kleinen Bank die weitsichtigste Idee für die kommende Kriegsführung vortrug. Inmitten anderer, die an schnelle Siege glaubten, befürchtete er, dass ein langer Krieg bevorstehen könnte, und wandte sich gegen die Vorstellung von der unbesiegbaren soldatischen Überlegenheit südlicher Gentlemen über die Industrieproletarier aus dem Norden.

Er beschwor die finanzielle Situation des Südens, dessen grosses, aber einziges Kapital die Baumwollernten waren, welche die Textilindustrie Frankreichs und Grossbritanniens mit Rohstoff versorgten. Er malte die Möglichkeit aus, dass überlegene nördliche Kriegsschiffe die südlichen Häfen blockieren und den Verkehr mit Europa lahmlegen könnten. Er drängte darauf, wenigstens 100'000 Ballen Baumwolle gegen Staatsschuldverschreibungen von den Pflanzern aufzukaufen und nach Europa zu verschiffen, solange der Seeverkehr unbehindert war. 100'000 Ballen Baumwolle verkörperten einen Wert von 50 Millionen Dollar. Ein Teil konnte – nach seiner Überzeugung – zum Erwerb von Waffen für die Südstaaten-Armee dienen, die über keine nennenswerte Waffenfabrik verfügte, weil 92 Prozent der gesamten amerikanischen Waffenproduktion sich im Norden konzentrierten. Ein anderer Teil hätte als Sicherheit für europäische Kriegsanleihen gedient.

Doch Davis war der Ansicht, dass es im Gegenteil darauf ankomme, gar keine Baumwolle mehr nach Europa gelangen zu lassen und dadurch in England und Frankreich Arbeitslosigkeit und eine Pression der Massen auf die Regierungen zu erzeugen. Solche Pression sollte beide Länder zwingen, die südliche Konföderation anzuerkennen, zu unterstützen und ihren Sieg zu beschleunigen. Eine Blockade durch die Nordstaaten schien ihm sogar vorteilhaft, weil sie die Verantwortung für Baumwollmangel und Arbeitslosigkeit in Europa von den Schultern der

Konföderation nehmen und den Nordstaaten aufladen würde.

Mit einer entsprechenden Entscheidung zerstörte das Kabinett jede Aussicht auf ein auch nur halbwegs glückliches Ende des Bürgerkrieges. Für Benjamin aber wurden die Weichen für ein Schicksal gestellt, das ihn dazu verurteilte, sich in einer verlorenen Sache um Unmögliches zu bemühen. Als die ersten Kriegsminister der Südstaaten, Walker, Randolph und Seddon, stürzten, weil sie der Armee nicht genügend Waffen liefern konnten, ernannte Davis Benjamin zu ihrem Nachfolger.

Bis zum Frühjahr 1862 versuchte er ein groteskes Chaos zu ordnen, in dem jeder Staat zuerst an seine Interessen dachte, Truppen und Waffen für sich zurückhielt, und General Lee, der von keinem Befehlshaber im Norden erreichte Führer der südlichen Armee, seine Operationspläne mit der Bemerkung beginnen musste: «Unter der Voraussetzung, dass die Staaten ihre Truppen zur Verfügung stellen ...» Benjamin versuchte Farmer in Gewehr- und Munitionsfabrikanten zu verwandeln. Doch er scheiterte am Mangel an Geld, an industriellen Grundlagen, an Generalen, die ihm misstrauten, und an der Kapitulation der Festung Roanoke in Virginia, der er keine neuen Waffen senden konnte. Als Roanoke fiel und im südlichen Kongress das Wort «Judas Ischariot Benjamin» ertönte, war er ausserstande, sich zu verteidigen, ohne damit dem Norden gegenüber zu enthüllen, dass und aus welchen Gründen die südlichen Waffenarsenale leer waren. So lehnte er eine Selbstverteidigung ab.

Doch Davis' Vertrauen blieb unerschüttert. Im März 1862 ernannte er Benjamin zum Nachfolger seines gescheiterten Aussenministers Hunter, und wenn jemand die intellektuellen Voraussetzungen für das Aussenministeramt besass, dann war es zweifelsohne Benjamin. Von Davis' «südlichem Weissen Haus» in Birmingham aus kämpfte er mit wechselnden, manchmal listigen, manchmal verzweifelten Schachzügen darum, England und Frankreich wenn nicht zur Unterstützung, dann wenigstens zur politischen Anerkennung der Konföderation zu bewegen.

Aber der britische Ministerpräsident Lord Palmerstone verachtete zwar die nordstaatlichen Republikaner. Doch er erhoffte eine innere Zerstörung der einstigen britischen Kolonien durch einen möglichst langen Bürgerkrieg und benutzte den Ausfall südlicher Baumwolllieferungen, um Britischindien zu einem eigenen Baumwolland britischer Provenienz zu machen. Kaiser Napoleon III. von Frankreich aber war ohne britische Zustimmung nicht handlungsfähig. Abgesehen von wirtschaftlich-politischen Problemen aber erlaubte Abraham Lincolns Nebenrolle als Sklavenbefreier weder Palmerstone noch Napoleon, mit einer Unterstützung «konföderierter Sklavenhalter» gegen einen Strom humanitärer Emotionen zu schwimmen, die sich über ganz Europa entzündeten.

Als Benjamin 1864 einen Sonderbeauftragten an den französischen Kaiserhof entsandte und Frankreich ein Geschenk von 100'000 Ballen Baumwolle antrug, handelte es sich um seinen letzten Versuch. Er wusste, wie gross die Arbeitslosigkeit unter Frankreichs Textilarbeitern geworden war und wie sehr Napoleon in Versuchung sein musste, französische Schiffe auszuschicken, um das Geschenk über den Atlantik zu transportieren. Frankreich hatte soeben neue Panzerschiffe in Dienst gestellt, die keine Einheit der nördlichen Flotte an einem Durchbruch durch die Blockade hätte hindern können. Hinter Benjamins Angebot stand die Hoffnung, ein solcher Blockadebruch könne zum offenen Krieg zwischen Frankreich und den Nordstaaten führen. Aber Napoleon musste der Verlockung widerstehen, und der immer schnellere Vormarsch der nördlichen Armeen nach Süden zerstörte Benjamins letztes Bemühen.

Am 2. April 1865 marschierten sie auf Richmond zu. Davis verliess zusammen mit Benjamin die Stadt. Von den Nordstaaten mit der Rechtsattitüde der Sieger als Verräter und Kriegsverbrecher bezeichnet und gesucht, trennten sie sich, und Benjamin durchquerte in Verkleidung Georgia. In Florida nahm ihn, als Koch getarnt, eine Fischerbark an Bord. Hinter seinen Töpfen blieb er unentdeckt, als ein nördliches Kanonenboot das Schiff durchsuchte, und so gelangte er über die westindischen Bimini-Inseln nach London.

Er war 54 Jahre alt, lebte von Brot und Käse, schrieb juristische Artikel für die Londoner Zeitung DAILY TELEGRAPH und sandte drei Viertel der Honorare an Natalie und Ninette in Paris. Während er auf ruhelosen Wanderungen London durchstreifte, verstand er zum erstenmal die Macht der Stimmung gegen die Sklaverei, die dazu beigetragen hatte, seine aussenpolitischen Bemühungen um den Süden zu zerstören. Ihn verfolgte die Frage, ob er zu sehr in der Vergangenheit gelebt und die Zukunft nicht gesehen hatte, oder welche anderen Wege sich ihm geöffnet hätten, wenn das Schicksal ihn nicht im Süden, sondern im Norden hätte aufwachsen lassen. Aber das Schicksal liess ihn nicht als Gescheiterten enden. Zwei seiner Schriften über Handelsrecht erregten in London grosse Aufmerksamkeit. Sie beeindruckten den britischen Lordkanzler so sehr, dass er den Flüchtling zum Anwalt der Königin ernennen liess. 1880 war Benjamin nach 136 gewonnenen Prozessen einer der begehrtesten Anwälte Englands mit einem Jahreseinkommen von 50'000 Pfund.

Auf mysteriöse Weise bewahrte Natalie ihre Anziehungskraft. Immer wieder reiste er nach Paris und baute für sie und Ninette ein 80'000-Dollar-Haus. 1883 zog er sich, von der britischen Anwaltschaft als ein Mann gefeiert, «dessen Aufstieg ohne Parallele in den britischen Justizannalen» war, in den Ruhestand zurück. Von der Zuckerkrankheit gezeichnet, fuhr er nach Frankreich, um zu sterben. Der Tod kam 1884, und Natalie, die ihn um viele Jahre überlebte, liess dem jüdischen

Ungläubigen (vielleicht als letzten Triumph über den Ungeliebten) die katholischen Sterbesakramente reichen und ihn auf dem katholischen Friedhof Pere-Lachaise bestatten. Auf den Stufen des Capitols in Montgomery aber, wo Jefferson Davis seinen Präsidenteneid geleistet hatte, blieb, als Denkmal oder Schmähung, ein Davidsstern zurück. Niemand weiss, wer ihn dort hinterliess ...

Im Schatten der Vorurteile

Als Benjamin starb, lag der Bürgerkrieg 18 Jahre zurück. Aber von den jüdischen Erlebnissen des Krieges, die sich, mehr oder weniger weit von Benjamins Welt entfernt, vollzogen hatten, war unter den Betroffenen wenig vergessen.

Nichts hätte die unentrinnbaren Konflikte deutlicher machen können als die Äusserungen ihrer Rabbiner in Nord oder Süd. Bis zum Beginn des Krieges hatten sie jede Äusserung zur amerikanischen Politik gemieden, sofern sie nicht unmittelbarste jüdische Lebensfragen betraf. Aber als das Weisse Haus in Washington im Januar 1861 zu einem nationalen Tag des Fastens aufrief und dieser Tag in ein Festival propagandistischer Auslegungen des Alten Testaments gegen die südlichen Sklavenhalter ausartete, empörte sich Morris Raphalls orthodoxe biblische Buchstabentreue. Er vergass die Zurückhaltung und erklärte: «Ich frage ..., wie sie (die Sklavenbefreier) es wagen können, die Haltung von Sklaven als Sünde zu betrachten. Wenn sie sich daran erinnern, dass Abraham, Isaak, Jakob ..., die Männer, mit denen der Allmächtige verkehrte und mit deren Namen Er seinen eigenen heiligsten Namen verband, Sklavenhalter waren, sollten sie sich klar darüber sein, dass sie der Blasphemie nahe sind.»

Im Süden erweckten Raphalls Worte einen Strom von Zitaten und Zustimmung. Jüdische Rabbiner und Prediger wie Simon Tuska in Memphis verwendeten sie als Dokument dafür, dass die Juden des Südens durch die Vorbilder der Bibel mit dem Kampf ihrer Heimat verbunden waren. Im Norden wurde Raphall zur Quelle eines noch grösseren Zitatenssturms, aber auch einer Kritik, die wegen ihrer anti-jüdischen Untertöne seine Gemeinde ebenso erschreckte wie ihn selbst und ihn in Zukunft schweigen liess.

Er schwieg auch, als David Einhorn, der Streiter für die radikale Reform und gegen die göttlich-unantastbare Wahrheit des Alten Testaments, seinem kämpferischen Temperament freien Lauf liess. In Baltimore, mitten im maryländischen Grenzgebiet, das aus vollem Herzen mit dem Süden sympathisierte, verdamnte er nicht nur Raphalls starre Orthodoxie.

Vielmehr predigte er die Verpflichtung der Juden, die so lange Sklaverei und Unterdrückung erlitten hätten, gegen die Versklavung der Neger hervorzutreten. Er schlug eine Brücke zwischen jüdischem Menschenrecht und schwarzem Menschenrecht. Er sah die Menschenrechte der Juden und jeder anderen Minderheit in Amerika bedroht, solange die Schwarzen in Knechtschaft lebten (und wurde dadurch, ohne es zu ahnen, der frühe Verkünder einer Bewegung, die rund 100 Jahre später zahlreiche jüdische Studentengruppen aus dem modernen Norden zu Sturmtrupps einer Bürgerrechtsbewegung machen würde, die vor und nach 1960 in den Süden zogen, um schwarze Bürgerrechte zu verfechten, die weder Bürgerkrieg noch Nachkriegszeit den Negern gegeben hatten). Als glühender Feind von Kompromissen, der er war, beschuldigte er jeden Juden, der seine Hand gegen die Union der Vereinigten Staaten erhob, sich an einem Mord gegen Vater und Mutter zu beteiligen, die ihm Freiheit und Recht gegeben hatten. Militante Pro-Sklaven-Gruppen belagerten daraufhin Einhorn's Haus. Am 19. April 1861 lieferten sie sich offene Kämpfe mit Anti-Sklaven-Partisanen. Sie zerstörten die Maschinen, auf denen SINAI gedruckt worden war. Einhorn's Gemeinde Har Sinai fühlte sich wie eine kleine Barke im wildgewordenen Meer und bat ihn, sein Amt niederzulegen oder für alle Zukunft politische Enthaltensamkeit zu geloben. Einhorn gelobte nicht, sondern verliess am 24. April die erste Stätte seines Kampfes um die radikale Reform. Die nördliche Gemeinde Keneseth Israel in Philadelphia nahm ihn auf. Aber SINAI, sein Kampfblatt, starb, wie er klagte, «im Kampf gegen die Sklaverei».

Am nächsten kam ihm Samuel Myer Isaacs in New York, wenn er in seinem JEWISH MESSENGER proklamierte: «Wir sind weder Bürger des Nordens noch des Südens. Wir sind Bürger der grossen Republik (der Vereinigten Staaten), welche stets die Unterdrückten willkommen hiess ... Könnten wir deshalb denen, die wir einmal Brüder nannten, erlauben, das Haus zu zerstören, das die noblen Patrioten der Revolution errichteten ...Lasst uns zur Flagge (des Nordens) stehen.»

Isaacs verlor seine jüdischen Leser im Süden, und ihre Rabbiner konnte er niemals überzeugen. Im Frühjahr 1863 nach der Eroberung von New Orleans durch nördliche Marinetruppen weigerte sich James Koppel Gutheim zusammen mit vielen Mitgliedern seiner Gemeinde, den Treueeid auf den Norden zu leisten, der von allen Bewohnern der besetzten Stadt gefordert wurde. «Alle, die sich geweigert haben, den Eid der Treue für den Diktator im Norden zu leisten, werden abgeschoben ...», schrieb er wenige Tage bevor er mit seiner Frau, der in der südlichen Welt grossgewordenen Tochter eines Kaufmanns aus Mobile, seinen Kindern und allen anderen, ohne Besitz, nur für 10 Tage proviantiert, in konföderiertes Gebiet nach Montgomery zog.

Maximilian Michelbacher in der konföderierten Hauptstadt Richmond klagte seinem Gott in einer der Kriegspredigten, zu denen sowohl Abraham Lincoln wie Jefferson Davis vor jeder Schlacht aufriefen, der Feind im Norden versuche, Sklaven, welche Er, Gott, seinen Gläubigen gegeben habe, zu verführen, sich gegen die Herren zu wenden, die Gott über sie stellte. «Der Feind versucht, sie vom Pfade der Pflicht zu lenken, damit sie ... Frauen und Kinder des Volkes töten, das allein in Dich vertraut.» Isaac Mayer Wise in Cincinnati verteidigte zwar nicht die Sklaverei. Aber nach seiner Überzeugung bedrohten nicht eine Spaltung der Vereinigten Staaten die Demokratie und die jüdischen Lebensrechte, sondern Krieg, Fanatismus und Intoleranz, die in den «Demagogen» und «Berufsrevolutionären» unter den Sklavenbefreiern zum Ausdruck kamen. Er wünschte Frieden um jeden Preis.

Friede und Harmonie waren auch das Anliegen Isaac Leesers in Philadelphia. Er durchlitt das Dilemma eines Mannes mit gespaltener Seele, während ringsum nur Loyalität für die eine oder andere Seite gefordert wurde. Er tröstete sich schliesslich beim Besuch eines Friedhofs in Chattanooga, wo er jüdische Namen auf Soldatengräbern neben christlichen fand und anschliessend notierte, dass «diejenigen, die keine persönlichen Feinde waren, sondern nur durch Wahn dazu getrieben wurden, sich zu töten, Seite an Seite in Frieden schlafen, um auf den Tag der Auferstehung zu warten ...»

Um die gleiche Zeit verliessen der Rabbiner der südlichen Synagoge Shearith Israel in Charleston, Henry S. Jacobs, und seine Umgebung die von nördlichen Flotteneinheiten bombardierte Stadt und zogen nach Columbia. Dort sammelten sie sich um das Gotteshaus «Tree of Life» (Baum des Lebens), bis der nördliche General William Tecumseh Sherman am 17. Februar 1865 auf einem Terror- und Vernichtungsmarsch (bei dem er Lincoln die Nachricht von der Zerstörung Savannahs als Weihnachtsgeschenk übersandte) Columbia in Schutt und Asche legte.

Jacobs rettete aus den Trümmern der Synagoge eine zum Teil verbrannte Torarolle. Am ersten Thanksgiving-Day nach der Kapitulation der südlichen Armeen fand er nur noch die Worte: «Welchen Grund könnten die Menschen des Südens haben, diesen Tag zu begehen – ausser dem einen, dass nach 4 Jahren Blutvergiessen ... keine Armee mehr Elend und Ruinen in das Land hineinträgt ...» Doch für ungezählte Juden im Süden wie im Norden gab es andere Gründe zu Dankesbeten für das Schweigen der Waffen. Letzteres bedeutete nicht das Ende, wohl aber den Beginn vom Ende jenes Ausbruchs privater Inquisition, die Lazarus Straus und die Seinen im August 1862 in Georgia überrascht hatte und die seither abseits aller Rhetorik von Synagogenkanzeln ins ungemessene gewachsen war.

Die Suche nach Schuldigen für wirtschaftliche Mängel, Hunger, Inflation, verlorene Schlachten, patriotische und menschliche Katastrophen, die jeden längeren Krieg begleitet, fand nun auch auf amerikanischem Boden in Juden ihr bevorzugtes Ziel. Alle Vorstellungen über «geborene» jüdische Nutzniesser an Elend und Kriegen, über jüdische Zwischenträger, Nachrichtenverkäufer und Spione sowie über jüdische soldatische Feigheit, die bis zum Krieg nur gelegentlich hervorgetreten waren, gingen mit der Fahndung nach Schuldigen eine makabre Ehe ein.

Der Bürgerkrieg erzeugte in Nord und Süd ein angelsächsisch-schottisch-irisches Armeelieferantenwesen von nie zuvor gekanntem Umfang. Entsprechend gross waren die Proportionen an nacktem Kriegsgewinnlertum. Einschlägige Erscheinungen während des Revolutionskrieges verblassten dagegen zu lächerlichen Schatten. Rhett Butler, der zynisch herzensbrechende amerikanische Geschäftsmacher und Blockadebrecherheld in Margaret Mitchells später weltberühmtem Bürgerkriegsroman «Vom Winde verweht» lieferte dazu eine überwältigende Illustration. Juden waren an den Kriegslieferungen beteiligt, so wie sie während des Revolutionskrieges daran beteiligt gewesen waren. Juden waren auch am (je nach Partei) erwünschten oder unerwünschten Blockadebruch und Handel zwischen den kämpfenden Lagern beteiligt. Am stärksten betroffen waren die «Wanderer», die bei Kriegsausbruch noch keinen dauernden Lebensboden gefunden hatten und geschäftliche Möglichkeiten ergriffen, wo sie sich ihnen boten.

Überlieferte jüdische Berichte wie die «Chronicles of the Times», die ein Präsident der Gemeinde von Memphis, Abraham Ephraim Frankland, 1862 schrieb, enthielten Klagen über Juden aus dem Norden, die handelnd und aufkaufend in die Stadt kamen. Er nannte jüdische Baumwollschmuggler mit Namen, registrierte die Verhaftung von Juden wegen Handels mit Konterbande oder schilderte die Vertreibung nördlicher jüdischer Schwarzhändler durch konkurrierende südliche und umgekehrt. Er beschrieb die Befreiung von Juden, die verhaftet waren, durch Bestechung von Behörden sowie Geschäfte jüdischer Konterbandeure und Aufkäufer mit Offizieren von höchstem Rang. Ein Anwalt, Simon Wolf, der 1848 als Kind mit seinen liberalen Grosseltern aus Hinzweiler in der Pfalz eingewandert war, bemerkte später über die nördliche Seite: «Ich weiss, wieviele ... interessenlos gegenüber der Sache des Nordens waren und wie viele sich nur um ihre Profite kümmerten.»

Aber das Problem lag nicht in der Tatsache, dass auch Juden am Geschäft des Krieges beteiligt waren. Das Problem lag in den grotesk aufgeblasenen Proportionen, welche diese Beteiligung selbst in den Vorstellungen von Politikern erhielt, die über Einsicht in die Hintergründe des Krieges verfügten. Dabei bestanden kaum Unterschiede zwischen Nord oder Süd.

John Beauchamp Jones, ein Funktionär des südlichen Kriegsministeriums in Richmond, notierte 1862, die Juden zeigten wenig Interesse an in Gang befindlichen Schlachten, sondern schacherten an allen Strassenecken. Es kümmere sie nicht, «welche Seite gewinnt, sie bewegt nur ihr Profit». Er notierte: «Der illegale Handel (mit dem Norden) hat das Land allen Goldes beraubt und uns der Gnade der jüdischen Erpresser ausgeliefert ... Sie haben unserer Sache mehr geschadet als Lincolns Armeen ... Falls wir unsere Unabhängigkeit gewinnen, werden wir zwar nicht mehr Vasallen der Yankees sein, aber unser ganzer Reichtum wird sich in jüdischen Händen befinden.»

Henry S. Foote, ein laut tönender Vertreter Tennessees im konföderierten Kongress, behauptete, die Juden kontrollierten wenigstens 9 Zehntel des Handels und betrieben ohne Behinderung durch Grenzen, Frontlinien oder Kontrollen jede Art illegalen Handels und Verkehrs.

Der Abgeordnete Hilton von Florida meinte, Juden schwärmten über das ganze Land aus wie Heuschrecken. Sie rissen alle Bestände an sich, und als Beispiel schilderte er die Strandung eines Blockadebrechers an einem abgelegenen Stück der Floridaküste. «Wenigstens 100» Juden hätten, so bemerkte er, davon erfahren und seien zu dem gestrandeten Schiff geeilt, um die Ladung in ihren Besitz zu bringen. Nur mit gefällten Bajonetten hätten sie sich vertreiben lassen. Als einzigen Weg zur Kontrolle schlug Hilton vor, alle Juden in die Armee einzuziehen. Um die gleiche Zeit raubten Frauen von Soldaten jüdische Läden in Orten wie Santa Lucah in Georgia mit vorgehaltenen Pistolen und der Anklage aus, die Juden würden reich, während ihre Männer ihr Leben auf den Schlachtfeldern liessen. Was die nördliche Seite angeht, war es leicht, in den massgeblichen Blättern wie der NEW YORK TRIBUNE, im NEW YORK HERALD oder in der Associated Press Bemerkungen zu finden wie: «Alle Juden sind Goldspekulanten.» – «Die Juden zerstören den nationalen Kredit, indem sie den Goldpreis in die Höhe treiben ...» – «Die hakennasigen Lumpen spekulieren auf Katastrophen» oder «Die Juden in New Orleans und dem ganzen Süden sollten beseitigt werden. Sie stehen hinter den Blockadebrechern. Sie sind die Urheber jeden Betrugs.»

Der Bürgerkrieg kannte noch keine genauen statistischen Bemühungen, welche gezeigt hätten, dass eine Vielzahl der tatsächlich vorhandenen jüdischen Einwohner und Neueinwanderer notwendig gewesen wäre, um all jenen Aktionen gerecht zu werden, als deren Meister und Gewinnler sie bezeichnet wurden. Einer der rationellen Gründe für die Verzerrung von Wahrheit zur Groteske lag darin, dass im Gegensatz zu Angelsachsen, Iren oder Deutschen zahlreiche Juden auch ein oder zwei Jahrzehnte nach ihrer Einwanderung noch besonders auffielen und Vorstellungen von Händlermassen erweckte, die es in Wirklichkeit nicht gab. Die

schnelle Amerikanisierung jüdischer oder deutsch-jüdischer Namen beseitigte weder äussere Merkmale noch eine aus Getto-Vergangenheiten weitergetragene Manier. Sie beseitigte weder eine Vielzahl fremdartiger Akzente noch Handlungsgewohnheiten, noch ererbte Überlebens-Aggression. Später kennzeichnete Mark Twain, der mit viel Verständnis für Juden ausgestattete amerikanische Humorist, die schicksalbestimmende Auffälligkeit auf seine Weise: «Als ich in der Encyclopaedia Britannica las, dass die jüdische Bevölkerung der USA 250'000 umfasse, teilte ich dem Herausgeber mit, dass ich persönlich mehr Juden kenne, dass die Zahl zweifellos ein Druckfehler sei und dass es sich um 25'000'000 handeln müsse.» Die Auffälligkeit lockte jede denkbare Inquisition, die unter der Oberfläche von Menschen und Seelen gelebt oder geschlummert hatte, wie ein befruchtender Regen hervor. Der latente Spionageverdacht, der sich mit wirtschaftlichen Beschuldigungen verband, sprach noch aus den Nachkriegsmemoiren des Leiters des Geheimdienstes im Kriegsministerium zu Washington, Oberst La Fayette C. Bakers. Selbst eine so vorsichtig zurückhaltende Vereinigung wie B'nai B'rith war für ihn eine «illoyale Organisation, die ihre Verzweigungen im Süden besass und den Verrätern half».

In der Propagierung jüdischer militärischer Feigheit sahen sich Juden bis auf die Bürgerkriegs-Schlachtfelder von der einfachen historischen Tatsache verfolgt, dass sie seit ihren letzten Aufständen im spätrömischen Reich mehr und mehr ein intimes körperliches und psychisches Verhältnis zu Waffen und Kriegsführung verloren hatten. Eine plötzliche Rückkehr zu den grossen Strategen, rauhen Soldaten, tapferen Partisanen und Guerillas ihrer Frühgeschichte setzte eine innere Sinnggebung für Krieg und Kampf voraus, so wie sie andere zeitgenössische Völker in geschlossenen Staats- und Stammesgebieten besaßen, für deren Begründung, Vergrösserung, Verteidigung oder Glorie sie sinnvoll oder völlig sinnlos kämpften.

Die Verteidigung von Gettos in Deutschland, die Kämpfe in der rauhen Wildheit der Ukraine oder die Teilnahme an den revolutionären Scharmützeln von 1848 waren als Marginalien vergessen oder wenig beachtet. Als der Bürgerkrieg ausbrach, war die Emanzipation in ihren europäischen Vaterländern, für die sie auch in Zukunft, im Zeitalter des Nationalismus und soldatischen Patriotismus dienen und – belastet durch das Erbe an Zurücksetzung und Unterschätzung – kämpfen würden, immer noch erst im Gang. Es war noch ein weiter achtzigjähriger Weg bis zum Zweiten Weltkrieg, in dem zuerst auf den polnisch-russischen Exekutionfeldern der Hitler-Ära, dann in den aus Not geborenen Aufständen und Verzweiflungskämpfen um das Getto von Warschau 1943/44, schliesslich in den jüdischen Erhebungen von Krakau, Brody, Minsk, Tuchin, Wilna oder in Partisanengruppen «Zygmunt» oder «Koziatulski» in Polen und «Poborsk» in der Uk-

raine eine Renaissance des militärischen jüdischen Erbes beginnen würde. Wenn sich trotz dieses Hintergrundes und trotz der Zerrissenheit ihrer neuen amerikanischen Lebenswelt aus Personallisten der Nord- und Südstaaten-Armeen ergab, dass rund 6'000 jüdische Soldaten und 16 Offiziere in Truppenteilen des Nordens sowie 1'200 Offiziere und Soldaten in Verbänden des Südens dienten, dann blieben diese Zahlen nicht nur im Verhältnis zur Zahl der jüdischen Bewohner oder Einwanderer bemerkenswert.

Bemerkenswert wirkten sie auch inmitten einer nördlichen Atmosphäre, in welcher der Mangel an Kriegsbegeisterung ausgeprägter war als der Wille zum Kampf. Das nördliche Freiwilligen-System, in dem überzeugte oder ruhmsüchtige Politiker und Prominente sich zu «Obersten» wählen liessen, auf ihre Kosten ein Bataillon oder ein Regiment zusammentrommelten, bekleideten und nach einiger Ausbildung in Armeelagern Krieg führten, erzeugte Anarchie und erklärte die langjährige Wirkungslosigkeit der nördlichen Übermacht an Zahl und Material.

Ein von politischen Kompromissen und Bevorzugungen durchlöcherter Wehrpflichtgesetz von 1863 liess von 100'000 Wehrpflichtigen nur 20'000 zu den Kampftruppen gelangen. Rund die Hälfte kaufte sich vom Kriegsdienst los. Die anderen heuerten ahnungs- wie mittellose Neueinwanderer, Arbeitslose, Vagabunden oder Neger an und liessen sie für sich kämpfen. Ganze Orte lösten ihre Wehrpflichtigen durch den Einkauf von menschlichem Kanonenfutter ab, und es dauerte bis 1864, bevor mehr oder weniger disziplinierte nördliche Armeen kämpften, die ihre niemals ganz überwundenen Unzulänglichkeiten mit dem Verlust von 360'000 Toten, darunter 60'000 Negern, bezahlten, während der Süden 80'000 Soldaten durch Kämpfe und 180'000 durch Krankheiten und Hunger verlor.

Erst lange nach dem Bürgerkrieg wurde – unverhältnismässig eingehender als im Falle des Revolutionskrieges – jeder noch feststellbare, lebende, verwundete oder gefallene jüdische Soldat im Norden wie im Süden zum Gegenstand von Nachforschungen, Registrationen und Berichten durch jüdische Historiker, Schriftsteller oder Organisationen. Es ergab sich, dass mehr als 10'000 Offiziere, Ärzte, Zahlmeister, Waffenhandwerker und Soldaten entweder die blaue Uniform des Nordens oder das Grau des Südens getragen hatten. Auch diese Ziffern waren unvollständig, weil viele Juden sich mit nicht-jüdischen Nachbarn zu neu aufgestellten Regimentern meldeten oder gleich nach der Einwanderung das Kopfgeldschicksal von Iren, Deutschen oder Slawen teilten und ihre Religion nicht erwähnten, um nicht durch die Bewahrung von Speiseregeln oder des Sabbats aufzufallen und sich in «militärische Gettos» zu begeben.

Rund ein Jahrhundert später, nach der Neugründung des Staates Israel und insbe-

sondere nach dem euphorischen militärischen Ausgang des israelisch-arabischen Krieges von 1967, erregten die einstigen Bemühungen um die Registrierung und den Nachweis militärisch-patriotischer Beteiligung zuweilen Verwunderung. Aber aus allem sprach nur eine natürliche Reaktion auf die unübersehbare, kränkende, ängstigende Inquisition, die ein Symbol in einem jüdischen Soldaten namens Max Fraenthaler fand, der bei einer Einheit der sogenannten Mississippi-Infanterie eine grosse Anzahl Gefangene machte. Er lockte zahlreiche Neugierige herbei, nur weil sie als Kuriosität «einen kämpfenden Juden» zu sehen wünschten. Die militärische Inquisition durchdrang ungezählte Äusserungen der Zeitungen («Juden kaufen alle Intendantur-Offiziersstellen und leben in Washington in Luxus» – «Alle Intendantur-Offiziere in General Sigels Division waren unehrliche Juden ...»). Sie wurde zur schmutzigen Waffe im Parteienkampf zwischen Republikanern und Demokraten («Zeigt mir die Abkömmlinge der verfluchten Rasse, die den Erlöser kreuzigte ...,die niemals, ausser mit der Absicht, die Taschen der Soldaten auszuleeren, in unsere Armee eintreten, und ich werde euch die Leute zeigen, die ... in diesem Herbst ... statt Abraham Lincoln ... die Demokraten wählen werden»).

General Benjamin Butler aus Massachusetts, der in New Orleans nach der Besetzung durch nördliche Truppen diktatorisch kommandierte, verriet 1864 unverhohlene Verachtung, als er in einem Bericht über Gefangene seiner Truppen vermerkte: «150 Rebellen (Südstaatler), 90 Maultiere, 60 Neger und 5 Juden.» Isaac Mayer Wise klagte am Ende: «Unsere Söhne standen in der Armee, unser Töchter nähten und strickten für die verwundeten Soldaten und ihre armen Familien, unsere Reichen spendeten grosszügig, unsere Hospitäler stehen verwundeten Soldaten offen, unsere Kaufleute stiften für jede Wohlfahrt ... Was sonst müssen wir noch tun, um diese ... Vorurteile zu überwinden?»

So dauerte es, als der Bürgerkrieg zu Ende ging, die patriotischen Uniformen zu vermotten begannen und der siegreiche Norden auf Kosten des geschlagenen Südens eine Wirtschaftsblüte entwickelte, noch einige Zeit, bis die Ressentiments sich milderten oder in den Hintergrund rückten und der Aufstieg jüdischer Entrepreneure von Hausierern und Ladenbesitzern zu «Kaufhausprinzen» begann.

Von Lumpen zu Reichtum oder: die «Kaufhausprinzen»

Sie waren nicht die Ideenträger des Kaufhaussystems. Sie waren auch nicht die Schöpfer der ersten Kaufhäuser oder Kaufhausketten. Aber als sie sich nach dem Bürgerkrieg nach Entfaltungsmöglichkeiten umsahen, fanden sie fast alle Bereiche des traditionellen Wirtschaftslebens von Angelsachsen, Deutschen oder Iren besetzt.

Die Pioniere der jetzt aufsteigenden amerikanischen Industrie, der Hüttenwerke, der Minen und des Verkehrs waren Protestanten, die Andrew Mellon oder Andrew Carnegie hiessen, sich durch Gebrauch wie Missbrauch der freien amerikanischen Arena den Beinamen «Räuberbarone» erwarben und in ihren Imperien keinen Platz für jüdische Unternehmer hatten. Die Herren des nunmehrigen amerikanischen Grosshandels, der zwischen 1870 und 1910 von New York aus (das nun 5 Millionen Einwohner zählte) 61 Prozent des amerikanischen Warenumschlages kontrollierte, nannten sich Morris oder Rogers, und auch ihre Imperien waren, von sefardischen Beteiligungen abgesehen, mehr oder weniger exklusiv angelsächsisch. Die ersten Entwicklungsnischen für jüdisches Unternehmertum taten sich auf, als mehr und mehr Städte zu Grossstädten wurden, als Yankees aus Kurzwarenläden Kaufhäuser entwickelten und der Einzelhandel, die geringgeschätzte Domäne der Krämer und Hausierer, ein neues Gesicht erhielt. Die Nischen lagen auf einem Gebiet, das Juden am vertrautesten war, und die Aktivsten unter ihnen begriffen, dass sie nicht warten durften, bis auch hier Imperien entstanden, in denen es für sie keinen Platz mehr gab. Die Angelsachsen eilten ihnen bereits weit voraus.

Der New Yorker A.T. Stewart erbaute 1866 sein vielstöckiges Kaufhaus Stewart's Eisenpalast. Ein junger Mann namens Marshall Field gründete in Chicago – nach vielen Jahren kläglicher Verkäuferexistenz in einem Dorfladen von Massachusetts – ein Kaufhausunternehmen seines Namens, das rund 100 Jahre später mit 583 Millionen Dollar Jahresumsatz unter den 50 grössten einschlägigen Firmen Amerikas rangierte. Field erbaute sein Unternehmen auf neuen Prinzipien. Dazu gehörten, als umwälzende Neuerung einer Zeit, in der Einzelhandel grundsätzlich mit Feilschen um den Preis verbunden war, ein billiger Einheitspreis und die Ausschaltung fremder Warenlieferanten durch Kauf eigener Rohstoffquellen und Fabriken für Wolle, Seide, Textilien in allen Teilen der Weh.

Der 1852 geborene Farmerssohn Frank Winfield Woolworth aus der Gegend des Städtchens Rodman im Staat New York entfloh 1873 der verhassten Landarbeit und beobachtete als schlecht bezahlter Dekorateur des Textilladens Moore & Smith in Watertown die Anziehungskraft eines Tisches mit Waren, die grundsätzlich nur 5 Cent kosteten. Mit einem Kredit seiner eigenen ahnungslosen Firma eröffnete er 1879 das erste 5-Cent-Einheitsgeschäft «The Great Five Cent Store»

in Utica, machte Bankrott, ergänzte sein Warenangebot in einem neuen Laden in Lancaster um 10-Cent-Artikel und hatte damit Erfolg. 1895 besass er 28 Geschäfte – alle mit roter Fassade und goldfarbener Woolworth-Aufschrift, deren Umsatz 1 Million Dollar erreichte. Er hatte die Kaufhauskette entdeckt. 1912 wurden daraus 28'611 Geschäfte mit einem Umsatz von mehr als 60 Millionen und einem Gewinn von mehr als 5 Millionen Dollar. Im 24. Stockwerk seines Verwaltungshochhauses in Watertown bezog er Räume voller Marmor und heldenhafter Reliquien aus der Zeit Kaiser Napoleons I., und als er 1919 starb, hinterliess er seiner Frau Jennie, die er als junge Näherin in seinen Lehrlingsjahren geheiratet hatte, ein Vermögen von 29 Millionen Dollar. Fünf Jahre danach begannen seine Nachfolger mit Niederlassungen in Cuba und Deutschland den Weg in die Welt, und rund 5 Jahrzehnte später, zwischen 1975 und 1980, beschäftigte das Unternehmen über 200'000 Angestellte. Der Umsatz überstieg 5 Milliarden und der Gewinn 100 Millionen Dollar.

John Wanamaker, der Sohn eines methodistischen Ziegelbrenners im Gebiet des Delaware-Flusses und feuriger Kirchenredner in Philadelphia, begann mit einem Kleiderbazar, der Anzüge für 3 Dollar anbot. 1877 unternahm er eine Reise zu französischen Kaufhäusern wie Bon Marché, und nach der Rückkehr errichtete er ein mit elektrischen Batterielampen erleuchtetes Grand Depot, das am Eröffnungstag nicht weniger als 70'000 Besucher zählte. Seine methodistische Reklamemedevise «Moral, nicht Handel ist meine höchste Aufgabe» besass zeitgenössischen Appeal. 1896 brachte er auch Stewart's New Yorker Etablissement in seinen Besitz. Montgomery Ward schliesslich, ein Angestellter Fields, bereiste in den sechziger Jahren als Kurzwarenvertreter das Mississippi-Tal und beobachtete, dass Farmer wenig für ihre Erzeugnisse erhielten, aber in ländlichen Geschäften zuviel für alles bezahlten, was sie selber kaufen mussten. 1871 verfiel er auf den Gedanken, den Kleinhandel zu übergehen und ländliche Kunden direkt zu beliefern. Mit einem Bankdarlehen von nur 800 Dollar fing er in einem ehemaligen Chicagoer Heuschuppen an und druckte unter dem Namen Montgomery Ward & Co. einen ersten Mailorder-Versandkatalog. 1884 verschickte er Kataloge von 240 Seiten Umfang, und die Firma gehörte 1974, vor der Wirtschaftsrezession der folgenden Jahre, mit 215'000 Angestellten und einem Jahresumsatz von mehr als 4 Milliarden Dollar zu den grössten Versandunternehmen der Welt. Im Jahre 1886 wurde Chicago auch zum Schauplatz für die Entstehung eines Unternehmens, in dem später einer der aufstrebenden deutsch-jüdischen Händler eine «ökologische Nische» fand, durch die der Weg zum jüdischen Kaufhausprinzen führte. Um diese Zeit florierten Unternehmen, die Adressen sammelten, um nicht bestellten billigen Schmuck zu versenden.

Postboten, die berichteten, dass die Sendungen zurückgewiesen wurden, erhielten von der Versandfirma das Angebot, sich die Arbeit der Rücksendung zu ersparen und den Schmuck auf eigene Rechnung, angeblich zu einem Bruchteil des Preises, zu verkaufen.

Der Postbote Richard W. Sears aus Minnesota handelte entsprechend, verkaufte mit Gewinn, machte sich selbständig und ahmte die Geschäftsmethode mit den billigsten Uhren nach, die er bei Montgomery Ward erwerben konnte. Nach einem Jahr tat er sich mit einem Uhrmacher A.C. Roebuck zusammen, kaufte Uhren bei bankrotten Firmen auf und ahmte Ward als Spezial-Uhrenversandhaus nach. 1893 firmierten beide als Sears, Roebuck & Co. und kamen durch marktschreierische Zeitungsanzeigen und Kataloge so gut ins Farmergeschäft, dass sie im ersten Jahr 1 Million Umsatz verzeichneten. Ohne Skrupel nannten sie sich «das billigste Versandhaus der Erde» und nahmen andere Produkte in ihre Kataloge auf. Schliesslich und endlich hatte schon 1844 ein Walfischfänger aus New England mit Namen Rowland Hussey Macy, Quäker, Säufer, Frauenliebhaber, jähzornig und geizig, die ersten Grundlagen einer anderen ökologischen Nische für ehrgeizige deutsch-jüdische Händler gelegt. Nach dem Ende einer Seereise hatte er plötzlich mit einem Nähmaterialgeschäft in Boston ein neues Leben angefangen, Bankrott gemacht, in dem Städtchen Haverhill von Neuem begonnen und diesmal billige Textilien durch aggressive Reklame verkauft. Er verkündete: «Macy! Immer vorweg! Wir zahlen alles nur in bar! Wir verkaufen alles nur in bar! In unseren Büchern gibt es keine offenen Beträge, die zahlende Kunden mittragen müssen. Wir hab en nur einen Preis!» Ein Jahr später – er war jetzt 36 Jahre alt – verlagerte er sein Unternehmen in die Sixth Avenue nach New York und offerierte unter dem grossen Schild «Macy's» eine wahllose Warenflut von künstlichen Blumen bis zu Strümpfen und Unterwäsche. Bis 1860 erhöhte sich Macy's Umsatz von 90'000 auf mehr als 1 Million Dollar pro Jahr, und das Angebot erreichte in immer neuen Abteilungen eine bis dahin unvorstellbare Vielfalt. Er verkaufte Damen- und Herrenkleider ebenso wie Geschirr, Silber, Kinderwagen, Schreibutensilien und Bücher. Nach 1870, als Macy erkrankte und für den Fall seines Todes 2 Verwandte als Nachfolger einsetzte, überstieg der Umsatz die zweite Million. Unter seinen Erben Charles B. Webster und Jerome B. Wheeler «fressen» sich Macy's Verkaufsräume in immer mehr Nachbarhäuser hinein.

So sah in Umrissen die Kaufhausarena aus, als deutsche Juden ihren Kampf um einen Platz darin eröffneten. Lazarus Straus und seine Söhne Isidor und Nathan gehörten zu den ersten, die bei Macy's ihre «Nische» fanden. Ihr Weg von Columbus dorthin war abenteuerlich und lang. Vielleicht hätten sie ihn niemals überstanden, wäre Isidor nicht 1862 als Achtzehnjähriger auf einem südlichen Blockadebrecher mit Baumwolle nach Europa gelangt, um Waren und Waffen einzu-

kaufen und Schiffe aufzuspüren, die das Risiko des Transports durch nördliche Blockadelinien und zurück auf sich nahmen. Lazarus und Nathan versuchten sich unterdessen im Handel mit Steingut und Porzellan. Aber als 1865 General William Tecumseh Sherman auch Columbus erreichte und die Stadt in Brand setzte, zog Lazarus Straus aus den schwelenden Trümmern weiter nördlich nach Philadelphia, um zum drittenmal neu zu beginnen. Es war, wenn man wollte, eine Schicksalsfügung, dass Isidor genau in diesem Augenblick aus Europa zurückkehrte und als Ergebnis seiner Blockadebrecher-Unternehmen 10'000 Dollar in Gold bei sich trug. Ausser europäischen Beziehungen brachte er den Elan eines Zweiundzwanzigjährigen mit. Er überredete seinen Vater, noch einmal weiterzuziehen – diesmal in das wild florierende New York.

Isidor investierte sein Kapital in den Kauf eines Hauses für die ganze Familie in der New Yorker 220th West/49th Street. Dort gründeten sie die Importfirma L. Straus & Sons für den Import europäischen Glases und Porzellans. Die erste Stufe zu einem gloriosen Erfolg war errungen, als sie sich – alle anderen unterbietend – den Auftrag für die Belieferung von Macy's Kaufhaus mit Porzellan eroberten. Sie überdauerten harte Jahre, in denen Nathan als Porzellan- und Steingut-Reisender mit Eisenbahn, Postkutsche, zu Pferde und auf Maultieren bis nach Südkalifornien reiste, während Lazarus und Isidor in ihrem New Yorker Laden arbeiteten und für Oscar einen Studienplatz an der Columbia-Universität fanden (wo er sich teils wegen seiner jüdischen Herkunft, teils wegen seiner ärmlichen Kleidung von der Gesellschaft vieler Studenten ausgeschlossen fand, aber nie den Glauben an die jüdische Zukunft in Amerika verlor).

Die zweite Stufe ihres Weges erklimmen sie 1874, als Nathan, nur 22 Jahre alt, des Vertreterdaseins müde wurde. Er überzeugte James B. Webster mit der Redegewalt, die er sich als Reisender erworben hatte, von den Vorteilen an Bequemlichkeit und mühelosem Gewinn, wenn er seine ganze Glas- und Porzellanabteilung an L. Straus & Söhne verpachtete.

Damit war die «Nische» gefunden. Die Straus'sche Abteilung war die erste, die Ausverkäufe zu verbilligten Preisen veranstaltete. Isidor erfand auch den «ausgefallenen Preis» – Waren, die eigentlich 2 oder 5 Dollar kosteten, erhielten Preisschilder auf 1.98 oder 4.98 Dollar, erweckten den Eindruck grösserer Billigkeit (und errangen einen Platz in der Preispolitik der gesamten Kaufhauswelt). 1888 erreichte der Umsatz der Straus'schen Abteilung 20 Prozent von Macy's Gesamtumsatz, und als Websters Partner Wheeler sich, müde und satt, aus dem Geschäft zurückzog, bot Webster den Straus' Wheelers Anteil zum Kauf an. Zu seiner Verwunderung bezahlten sie in bar.

Schon 5 Jahre darauf, 1893, hatten Isidor (als patriarchalischer vertrauengewin-

nender Finanzier) und Nathan (als kontaktbegabter «Vulkan» von Geschäfts- und Werbeideen) den Macy's-Umsatz von 5 auf 7 Millionen gesteigert. Sie waren damit imstande, ausserhalb des Unternehmens eine zweite «Nische» zu erwerben. Bei einer Teilhaberauseinandersetzung in einer Konkurrenzfirma Wechsler & Abraham stritten deren beide Partner darum, wer von ihnen – Wechsler oder Abraham – den fünfzigprozentigen Anteil des anderen übernahm. Ihr kurioser Partnervertrag sah vor, dass derjenige den Zuschlag erhielt, dessen Angebot nicht innerhalb von 24 Stunden durch ein Gegenangebot seines Partners übertroffen würde. Dabei hätten höhere Angebote um jeweils wenige Dollar genügt, um den Streit über Jahre auszudehnen und die Firma zu ruinieren. Wechsler wählte als Rechtsvertreter einen siebenunddreissigjährigen Anwalt namens Henry Morgenthau, der als Kind mit seinen Eltern aus Mannheim eingewandert war (und vor dem noch eine erfolgreich-umstrittene Zukunft als Finanzier, Politiker und Vater des ersten jüdisch geborenen Finanzministers der Vereinigten Staaten, Henry Morgenthau jun., lag).

Er überzeugte beide Parteien von der Absurdität ihres Abkommens. Die 24-Stunden-Frist wurde auf eine Stunde verkürzt, und jeder Bietende hatte einen Scheck über 500'000 Dollar zu hinterlegen, um seine ernste Absicht zu beweisen. Weder Wechsler noch Abraham verfügten über einen solchen Betrag, und damit kam Isidor und Nathan Straus' Stunde. Sie besaßen die notwendige halbe Million. Dank des Rufes, den sie sich bei Macy's erworben hatten, bewegten sie auch Abraham ohne sonderliche Mühe, sie als zukünftige Partner zu akzeptieren und mit ihrem Geld auf Wechsler's Anteil zu bieten. Wechsler andererseits erhielt zwar durch Morgenthau's Vermittlung eine Bankzusage über 500'000 Dollar und einiges mehr; aber als die Parteien zusammentrafen, beherrschten Isidor und Nathan Straus vom ersten Augenblick an die Szene.

Die «in Zigarrenqualm gehüllte Sicherheit», mit der sie einen 500'000-Dollar-Scheck auf den Tisch legten, überzeugte Morgenthau, welch schwache Persönlichkeit sein eigener Klient Wechsler war und dass es schlecht um seine Bankgarantie stand, wenn er Wechsler dazu verhalf, Alleininhaber der Firma zu werden. Innerhalb weniger Stunden waren Isidor und Nathan um den Preis von 590'000 Dollar Mitinhaber einer zweiten Firma, die den neuen Namen Abraham & Straus erhielt. Als sich kurz darauf auch Charles B. Webster – ebenfalls müde und satt – aus Macy's zurückzog und seinen Anteil den Brüdern Straus überliess, verfügten sie über zwei Fundamente für ein Kaufhaus-»Imperium«.

Die weitere Straus-Saga verlief nicht ohne Tragödien. 1912, auf einem Höhepunkt seines Lebens, reiste Isidor mit seiner aus Worms stammenden Frau Ida für einige Ferienwochen nach Cap Martin im französischen Süden. Für die Rückreise wählte er das neueste und eleganteste Schiff, den britischen Luxusdampfer «Tita-

nic», der am 10. April 1912 von Southampton mit 2'207 Menschen an Bord zu seiner Jungferreise nach New York auslief, fünf Tage später mit einem Eisberg zusammenstieß und sank. Die Rettungsboote reichten kaum für Frauen und Kinder, und Isidor wies die Beschwörungen anderer Passagiere: «Niemand wird etwas dagegen haben, wenn ein alter Herr wie Sie in ein Boot steigt» mit den Worten zurück: «Ich gehe nicht eher von Bord als alle anderen Männer.» Er führte seine Frau zu einem Boot. Aber auch sie lehnte ab, sich zu retten, und umarmte ihn mit den Worten: «Lass mich bei dir bleiben ...» So starben beide mit dem untergehenden Schiff, und es blieb Nathan und Isidors Söhnen überlassen, Macy's zum Grossunternehmen der Zukunft zu machen und Abraham & Straus zu einer wichtigen Säule eines zweiten Kaufhaus-Giganten, Federated Department Stores, zu entwickeln. R. H. Macy beschäftigte 1977 in Zentrale und Filialen 38'000 Angestellte, erreichte einen Umsatz von 1,5 Milliarden Dollar und einen Gewinn von 43 Millionen. Die Federated Department Stores zählten im gleichen Jahr rund 94'000 Angestellte. Sie verzeichneten einen Umsatz von 4,5 Milliarden und Reingewinne von 168 Millionen Dollar.

Die Zahl der «Prinzen» ist zu gross, als dass die moderne Bucharithmetik gestatten würde, jedes ihrer Schicksale und jede ihrer Karrieren zu verfolgen. Zu ihren bedeutendsten gehörten 1978 die Nachfahren von Adam Gimbel, der 1842 in Vincennes sesshaft geworden war. Von New York aus regierten sie ein immenses Kaufhaus-Prinzentum. Ähnliches galt für die Ürenkel oder Nachfolger Benjamin Bloomingdales, des Hausierers und Reifrockhändlers von einst. Und zu den Gimbels oder Bloomingdales gesellten sich – allein oder zu Gesellschaften vereint – die Saks, die Altmans, die Ohrbachs und viele andere. Die Filenes, deren preussischer Urvater William seinen ersten Textilladen in Boston eröffnet hatte, waren nun «die Filenes von Boston», eine echte Kaufhausdynastie. Eine Dynastie konnten sich auch die Nachfahren von Morris, Emanuel und Daniel Rich in Atlanta nennen, und die Mandels in Chicago, die Magnins in San Francisco, die Spiegelbergs in Santa Fe, die Seasongoods in Cincinnati, die Thalheimers in Richmond, Neimans, die Marcus und Sangers in Dallas, Burdines in Miami, Mays in St. Louis lieferten eine unerschöpfliche Fülle von Wirtschafts- und Familiengeschichten. An einer davon, derjenigen von Julius Rosenwald, führt schwerlich ein Weg vorbei.

Der Sohn Samuel Rosenwalds, der 1854, um dem Militärdienst und der Inquisition auf deutschen Kasernenhöfen zu entinnen, aus Bünde in Westfalen nach Baltimore ausgewandert war, hatte 1862 in Springfield, nicht weit vom Hause Abraham Lincolns entfernt, das Licht der amerikanischen Welt erblickt und nach dem Bürgerkrieg durch die Fenster seines väterlichen Kleiderladens die endlosen Sied-

lertrecks beobachtet, die nach Westen zogen. Julius war mittlerweile 31 Jahre alt und betrieb mit seinem Bruder Morris und einem Vetter Julius Weil einen Kleiderladen, als 1895 eine Wirtschaftsrezession die Stadt heimsuchte und davon auch das Versandhaus Sears, Roebuck & Co. betroffen wurde, von dem weiter vorn die Rede war. Roebuck, der ehemalige Uhrmacher, wurde von Panik befallen und bot seinen Anteil an der Firma für nur 75'000 Dollar zum Verkauf. Bis dahin hatte die Familie Rosenwald keine ungewöhnlichen Persönlichkeiten hervorgebracht. Das renommierteste Mitglied war – laut Wahrheit oder Legende – Julius' Onkel, Samuel Hammerslough, ein Partner des Bekleidungsunternehmens Gebrüder Hammerslough in Baltimore, der dem ungewöhnlich langbeinigen Anwalt und späteren Präsidenten Lincoln überdimensionale Hosen besorgt oder angemessen hatte. Sonst hatte er kein aussergewöhnliches Leben geführt, und auch Julius Rosenwald zeigte keine Anzeichen besonderer unternehmerischer Aggressivität. Als er 1890 Auguste Nussbaum, die Tochter eines benachbarten Einwanderers, zur Frau genommen hatte, notierte er: «Das Ziel meines Lebens ist ein Einkommen von 15'000 Dollar. 5'000 für meinen persönlichen Gebrauch, 5'000 für Ersparnisse, 5'000 für Wohlfahrt.»

Unter solchen Umständen hätte er schwerlich auf Roebucks Ankündigung eines Ausverkaufs seiner Anteile reagiert, wenn nicht zur gleichen Zeit sein Schwager Aaron Nussbaum eine Sodawasser-Konzession für die Chicagoer Weltausstellung erworben und damit in kurzer Zeit 150'000 Dollar verdient hätte. Auch Aaron war ein konservativer und vorsichtiger Mann. Zwar lockte ihn das Roebuck-Angebot, aber er wagte nicht, mehr als ein Viertel seines neuerworbenen Kapitals zu riskieren. So überredete er zuerst seine Schwester Auguste und deren Ehemann Julius, sich zu beteiligen, und Julius lieh bei Vater und Geschwistern die 37'500 Dollar, die er für seinen Anteil benötigte.

Auf diese Weise begann die Rosenwald-Sears-Roebuck-Geschichte, die – um ihre Zukunftsdimensionen anzudeuten – Sears, Roebuck nach 1977 mit 400'000 Angestellten, einem Jahresumsatz von 15 Milliarden und Gewinnen von 694 Millionen Dollar als grösste Versand- und Warenhauskette der Welt auswies. Niemand konnte behaupten, dass Richard Sears seinen neuen Partnern besonders Sympathien entgegenbrachte, und Rosenwald seinerseits empfand Unbehagen gegenüber dem geborenen Reklametrommler und Zirkusausrufer Sears, den die Qualität angebotener Waren erst in zweiter Linie interessierte.

Als Sears 1896 in einem 527 Seiten starken Katalog (bald auch «Bibel der Farmer» genannt) verkündete: «Kein Risiko – für 4.98 Dollar senden wir Ihnen zur Anprobe die feinsten schwarzen Cheviot-Anzüge», während sich nicht ein einziger Anzug auf Lager befand, verspürte Rosenwald nicht nur tiefe Skrupel, son-

dem auch Furcht. Doch bei Jahresende waren 28'000 Anzüge bestellt, fabriziert und geliefert. 1896 erreichte der Umsatz 1'273'600 Dollar.

Der Katalog für das nächste Jahr umfasste bereits 1'206 Seiten mit farbigen Bildern, und Rosenwald geriet in einen neuen Zwiespalt zwischen Sears' hemmungsloser Verkaufsstrategie und seinem eigenen atemlosen Staunen über den Erfolg. Wenn Rosenwald die Steigerung des Jahresumsatzes auf 8 Millionen Dollar nur mit Furcht und Skrupeln bewältigte, dann wuchs sie seinem Schwager Aaron über den Kopf. Sears' grandioses Verkaufstheater und seine Verachtung für geordnete Buchhaltung wurden zu Alpträumen. Die Auseinandersetzungen mit dem Yankee nahmen kein Ende, bis Sears Julius Rosenwald 1900 vor die Wahl stellte, Aaron gemeinsam auszubooten oder seinerseits Sears' Anteile für einige Millionen zu erwerben und mit Aaron allein weiter zu wirtschaften. Zu letzterem mangelte es Rosenwald noch an Mut. Sears' Propaganda-Magie erschien ihm, sosehr er ihr misstraute, unentbehrlich. Er zog die Trennung von Aaron vor, und für den Preis von 1,25 Millionen anstelle der 37'500 Dollar, die er einmal investiert hatte, willigte Aaron ein.

4 Jahre später umfasste der Kundenkreis Einwohner von Orten und abgelegenen Farmen, die nur noch auf überdimensionalen Landkarten zu finden waren. Die Organisation für die Annahme und Erledigung von Aufträgen reichte nicht mehr aus. Ebensowenig genügten die Lager- und Versandräumlichkeiten. Die Irrtümer beim Versand und die Rücksendungen nichtbestellter Waren nahmen solchen Umfang an, dass in Chicago die Geschichte eines Prah-Wettbewerbs zwischen einem Angestellten von Sears, Roebuck und einem Angestellten von Montgomery Ward die Runde machte. Darin schrie am Ende einer hitzigen Auseinandersetzung der Sears-Roebuck-Mann: «Zum Teufel, wir bekommen mehr Waren zurück, als Montgomery Ward überhaupt verschickt!»

Die Verteilung des Unternehmens auf immer mehr alte Gebäude erhöhte noch die Verwirrung, und Lastwagenkutscher und Chauffeure drohten mit Einstellung der Arbeit, als Rosenwald endlich seine Vorsicht überwand und Sears für die Errichtung eines Neubaus im westlichen Chicago in der Nähe der Eisenbahn gewann. Als die Baukosten jedoch auf mehr als 5 Millionen Dollar geschätzt wurden, wich Sears wieder zurück. Auf der Flucht vor einer so schwerwiegenden Entscheidung stürzte er sich in einen neuen Werbefeldzug im Staate Iowa. Er versprach allen Kunden, die wenigstens 24 Sears-Roebuck-Kataloge verteilten, Gewinnbeteiligung an den Bestellungen, und die Sache ging so erfolgreich aus, dass Sears seine gesamte Katalogwerbung «iowanisierte». Doch das wiederum erhöhte die Verwirrung in Chicago noch mehr, und 1905 stimmte Sears dem Neubau zu. Aber er überliess Julius Rosenwald die Beschaffung des Geldes für den Bau und wandte

sich einem neuen gigantischen Abenteuer mit dem Verkauf billiger, nicht ganz erstklassiger Buttermaschinen zu.

So reiste Rosenwald nach New York, um ein Darlehen (oder einen Rat) bei einem Verwandten namens Henry Goldman zu suchen, der (wie wir später hören werden) mit dem Aufbau eines jüdischen Investmentunternehmens an der Wall Street begonnen hatte. Rosenwalds Onkel, Samuel Hammerslough, hatte einmal eine entfernte Schwägerin Henry Goldmans, Emelia Sachs aus Deutschland, geheiratet. Entsprechend fern war auch die Verwandtschaft zwischen Julius und Henry. Aber Goldman war der einzige Finanzier, den er kannte, und er erhielt in der Tat mehr und bessere Ratschläge, als er erhofft hatte.

Henry Goldman verfiel auf den Gedanken, Sears, Roebuck als wahrscheinlich erstes Versand- oder Kaufhaus der Welt in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, um auf diese Weise nicht nur 5 oder 6 Millionen, sondern die Summe von 40 Millionen Dollar aufzubringen. Seine Ansicht, dass in Amerika mit kühnen Schritten alles, mit kleiner Krämer-Buchführung dagegen nichts zu gewinnen sei, verriet einiges über seine eigene Zukunft. Das gleiche galt für seine Überzeugung, dass der Ruf, den die «Bibel der Farmer» genoss, gross genug sei, um Käufer für 10 Millionen Dollar Sears-Roebuck-Vorzugsaktien zum Einzelpreis von 97,60 Dollar und für 30 Millionen Stammaktien zum Preis von 50 Dollar pro Stück aufzutreiben. Julius Rosenwalds vorsichtige Natur bereitete ihm Seelenqualen. Aber Goldman benötigte nur wenige Wochen, um die «Bibel der Farmer» nicht nur in Montana oder Nebraska, sondern auch an der Wall Street populär zu machen und Rosenwald statt mit 5 oder 6 mit 40 Millionen Dollar (abzüglich Goldman-Prämien) nach Chicago zurückkehren zu lassen. Das Ergebnis der New Yorker Reise war für Rosenwald so ungeheuerlich, dass er später niemals aufhörte zu versichern: «Erst als ich die frühen Vierziger erreicht hatte, winkte mir das Glück auf grosse Weise, und niemand war mehr darüber erstaunt als ich, dass ich mich plötzlich in der Mitte von amerikanischen Multimillionären befand. Genie macht keinen Menschen reich, aber Glück tut es oft ...»

Rosenwald und Sears erhielten für ihre bisherigen Anteile an der Firma je 5,5 Millionen Dollar in bar. Das übrige wurde Bau- und Entwicklungskapital, und Rosenwald ging mit dem unerhörten Segen so vorsichtig um, dass Firmen, die sich um den Bau bewarben, verzweifelten. Schliesslich offerierte das Chicagoer Unternehmen Thompson-Starrett den Bau zu den nachweislich reinen Baukosten – ohne Gewinn. Nur wenn Rosenwald mit dem Ergebnis zufrieden war, beanspruchte Thompson-Starrett ein Honorar von 250'000 Dollar. Bei Unzufriedenheit blieb das Honorar auf 1 (in Worten: einen) formellen Dollar beschränkt.

Als der fünfstöckige Neubau mit einer Art Kirchturm und der weithin sichtbaren

Aufschrift «Sears» fertig war, zeigte Rosenwald jedoch, dass er neben der Sparsamkeit seiner bescheidenen Herkunft und seinem vorsichtigen Businesskalkül auch Grosszügigkeit besass, die zuweilen mit dem Kalkül in Streit lag, aber zu anderen Zeiten bemerkenswerte Symbiosen damit einging. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit bezahlte er nicht nur 250'000, sondern 300'000 Dollar Honorar. Aber ein Grund für seine Zufriedenheit lag darin, dass ein Sears-Roebuck-Angestellter namens Doering am reibungslosen Ziegel-, Zement- und sonstigen Nachschub der Thompson-Starrett-Leute studiert hatte, wie sich das Einkaufs- und Versandchaos von Sears, Roebuck beheben liess. Rosenwald selbst hatte dem Ziegelsteintransport keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt. Aber der Umstand, dass er Doering zum Manager ernannte, zeigte, dass er ausser Businesskalkül und Anwendungen von Grosszügigkeit noch eine dritte glückbringende Charaktereigenschaft besass: ein Gefühl für die Beschäftigung von Leuten, die Ideen entwickelten, an denen es ihm mangelte. Mit Hilfe von automatischen Brieföffnern, Nummernsystemen für Versandartikel und Fliessbändern, die von Adressiermaschinen durch die Warenlager bis zu den Transporthöfen führten, setzte Doering Backstein-Erfahrungen erfolgreich in Sears-Roebuck-Ordnung und zufriedene Kunden um. 1906 stieg der Umsatz auf 45 Millionen Dollar pro Jahr. Davon blieb ein Gewinn von 2,6 Millionen, und Julius Rosenwald fühlte sich endlich stark genug, sich Richard Sears zu widersetzen, als dieser im Massenangebot von Patentmedizin eine Möglichkeit zu weiterer Umsatzsteigerung sah. Ein neues Washingtoner Gesetz zur Kontrolle der «Reinheit und Ungefährlichkeit von Nahrungsmitteln und Medikamenten» verstärkte Rosenwalds Entschlossenheit. Ungewöhnlich zahlreiche Bestellungen auf Sears' zweifelhafte «Liebespulver» belasteten sein Gewissen. Was ihm an Entschlossenheit fehlte, gewann er, als ihm über Briefe von Farmersfrauen berichtet wurde, die nach dem Empfang von Patentmedizin mitteilten: «Mein Mann starb, nachdem er nur eine Flasche getrunken hatte.» In Erwiderung ihrer Schreiben hatten sie eine Beileidskarte nebst einem Sonderkatalog für Grabsteine erhalten.

Julius Rosenwald erhob keinerlei Einwände, als Sears sich mit seiner leidenden Frau auf lange Reisen in südlichere Zonen begab. Währenddessen machte er sich daran, den Versandangeboten der «Bibel der Farmer» mehr Wahrheit einzuhauchen. Pelzmäntel aus Karnickelfellen erschienen nicht länger als «Baltischer Seal» oder «Sibirischer Nerz», sondern (wenigstens in kleinem Druck) als das, was sie waren.

Als Sears – nun selber krank – zurückkehrte und an einem deprimierend kalten Chicagoeer Novembertag 1908 seine Präsidentschaft niederlegte, fand er in Henry Goldman einen Abnehmer für seine Anteile – zum Preis von 10 Millionen Dollar.

Sechs Jahre später starb er in Waukesha, Wisconsin, nicht ohne die Einsicht zu hinterlassen: «Ehrlichkeit ist die beste Qualität. Ich weiss es, weil ich es auf beide Arten versucht habe.» Julius Rosenwald konnte darauf verzichten, von Goldmans Angebot, Sears' Aktien an ihn zu veräussern, Gebrauch zu machen. Ein tiefer Wunsch nach moralischem Status liess ihn den Verdacht scheuen, er habe sich nachträglich an dem Toten bereichert. Einige anderweitige Käufe genügten, um ihm die Mehrheit zu sichern, und wenn Sears' ehemalige Anteile binnen 15 Jahren einen Wert von 100 Millionen Dollar erklommen hatten, dann wuchs sich Julius Rosenwalds ursprüngliche Investition von 37'500 Dollar zu 150 Millionen Dollar aus. Er wurde Chairman des Vorstandes und Präsident zugleich. Einen Chicagoer Freund, Mitkartenspieler und Anwalt, Albert H. Loeb, der ihm bei der Abfassung der ersten Verträge mit Sears zur Seite gestanden hatte, ernannte er zum Vizepräsidenten. In den Katalogen erschien die Versicherung: «Nicht zufriedene Kunden erhalten ihr Geld zurück», und bis 1914 nahm alles einen so märchenhaften Fortgang, dass die Zahl der versandten Farmerbibeln auf 4 Millionen anstieg.

Die Zahl war zwar noch himmelweit von den rund 65 Millionen Katalogen entfernt, die 1975 einmal verbreitet werden würden, aber sie kam einer Verzehnfachung seit 1900 gleich. Im selben Jahr 1914 überschritt der Umsatz die 100-Millionen-Dollar-Schwelle, und Rosenwald fügte seinen Selbstbekenntnissen die Sätze hinzu: «Durch Glück stolpert der Mensch in die ungewöhnlichsten Umstände und durch noch mehr Glück hält er daran fest ...»

Auf jeden Fall schien ihm die Zeit gekommen, seinen ursprünglichen (und auf der Habenseite gewaltig veränderten) Lebenswunsch, wonach er ein Drittel seiner Einkünfte der Wohlfahrt widmen wollte, wahrzumachen. Ursprüngliche jüdische Wohlfahrtserziehung verband sich mit der Gewissensverpflichtung durch zuviel Glück. Zu Anfang betrieb er jüdische Caritas. Er gab Millionen Dollar für jüdische Wohlfahrtsvereine in Chicago oder für ein Versöhnungswerk zwischen reformierten und orthodoxen Gemeinden. Aber kurz darauf führten Zufall oder Geschick einen Mann namens Booker Washington über seinen Weg, der durch das Buch «Aufstieg aus der Sklaverei» Aufsehen unter amerikanischen liberalen und sozialen Fortschrittlern erregte.

Washington war der farbige Sohn eines einstigen weissen Sklavenhalters im Süden und einer Sklavin. Er hatte als Kind in Salzminen gearbeitet, nach dem Ende des Bürgerkriegs durch eigene Anstrengung lesen und schreiben gelernt und seit 1881 in Tuskegee in Alabama die einzige amerikanische Berufsschule für Neger aufgebaut. Booker Washington war weit davon entfernt, für Schwarze die bürgerliche Gleichheit zu fordern, die längst vergessen war, seit die Propagandisten der Sklavenbefreiung sich damit begnügt hatten, arme versklavte Neger in noch ärme-

re freie Neger zu verwandeln. Für die schon rebellische kleine Vorhut einer radikalen schwarzen Bürgerrechtsbewegung der Zukunft war er nur ein sanfter «Onkel Tom», der sich damit zufriedengab, Neger für niedrige Berufe auszubilden, «die ihnen entsprachen», und sich dafür von Präsident Theodore Roosevelt zum Essen ins Weisse Haus einladen liess.

Aber sein Buch und die Arbeit seiner kleinen Schule bewegten Rosenwald in seiner wohlthatshungrigen Vorstellungswelt. Nie zuvor hatte er gehört, dass der zur Hälfte von Schwarzen bewohnte Staat Alabama rund 3 Millionen Dollar für Schulen ausgab, aber nur 15 Prozent dieser Summe für farbige Kinder erübrigte. Rosenwald hatte ein zweiundsechzigseitiges Handbuch für seine Angestellten herausgegeben, in dem 28 Seiten über die Laster des Trinkens und Rauchens und über den Segen von Fleiss, Moral und ganz besonders Lernen handelten. Dass Neger von einer Grundvoraussetzung erfolgreichen Lebens, dem Lernen, ausgeschlossen waren, wurde zum Kristallisationspunkt einer neuen Wohlfahrtsidee. Rosenwald war kein Mann, der aus sozialen Gründen auf Barrikaden stieg. Er musste es als eine Tat empfinden, wenn er Booker Washington zu sich einlud und neben Washington in einem Auto Platz nahm, dessen Chauffeur sich weigerte, einen Neger zu fahren. Wahrscheinlich genoss er die zähneknirschende Bemerkung des Fahrers: «Gut, wenn Sie es aushalten, neben ihm zu sitzen, werde ich es aushalten, ihn zu fahren.»

Aber er gab Washington für sein Tuskegee-Institut 100'000 Dollar und 50'000 Dollar an ein Chicagoer Hotel des Christlichen Vereins Junger Männer, sofern es sich bereitfand, Farbige zu beherbergen. Er wählte den Verein der Christlichen Jungen Männer, weil Neger Christen waren, und versicherte weniger liberalen jüdischen Freunden: «Das bedeutet nicht, dass ich deshalb weniger jüdisch bin.» Um Negern Möglichkeiten des Lernens zu verschaffen, offerierte er schliesslich neuen Niederlassungen des Christlichen Vereins 25'000 Dollar unter der Voraussetzung, dass sie Neger in ihr Erziehungsprogramm aufnahmen. Alles in allem spendete er auf diese Weise mehr als 600'000 Dollar. Aber das Ergebnis war eine Diskriminierung schwarzer christlicher junger Männer durch weisse christliche junge Männer, denen die Spende gefiel, nicht aber die schwarze Zugabe. So vergass er am Ende die christlichen Vermittlungsbrücken und liess jeder schwarzen Kirchengemeinde im Süden 200 oder 300 Dollar für den Bau einer einklassigen Volksschule anbieten, sofern die Gemeinde die noch fehlenden 300 oder 400 Dollar selber sammelte. Die Kombination von Businesskalkül, Grossmut und Wohlfahrt, die in ihm lebte, liess ihn damit auf eine Methode verfallen, die schon Benjamin Franklin angewandt hatte. Auch er hatte Spenden immer nur als Anstoss betrachtet, um gemeinnützige Institutionen wie Büchereien in Gang zu bringen, dann aber von den Benutzern eigene Opfer verlangt, um ihnen das Gefühl von

Wohlfahrtsempfängern zu nehmen und gleichzeitig eigene Pflichten aufzuerlegen. Rosenwalds erste Beauftragte stiessen auf wütende weisse Opposition oder lähmende schwarze Apathie. Aber nach einiger Zeit fanden sich mehr und mehr schwarze «Reverenden», die für «Cap'n Julius'» Schulen predigten, sangen und sammelten. Die ersten sieben Schulen wurden 1913 gebaut. Neger brannten selber die Steine dafür und zimmerten Schemel und Tische. Einige Schulen wurden von Weissen niedergebrannt, noch bevor sie fertig waren. In solchen Fällen erneuerte Rosenwald seine Spende. Bis 1917 entwickelten sich aus den ersten 7 nicht weniger als 300 Schulen und wurden von Weissen, je nach dem Grad ihres Zornes oder ihrer Verachtung, «Rosenwald-» oder «Judenschulen» genannt. Als die dreihundertste vollendet war, begründete Rosenwald einen Rosenwald-Fonds, dem er in 10 Jahren 228'874 Sears-Roebuck-Aktien im damaligen Wert von fast 40 Millionen Dollar übertrug. Aus den 300 Schulen wurden binnen weiteren 15 Jahren 5'357 in 15 Staaten mit 15'000 Lehrern und 650'000 Schulkindern. Gemäss Rosenwalds Wohlfahrtskalkül bezahlten die Empfänger dabei mehr als der Spender, und weisse Schulbehörden sahen sich aus politischen und propagandistischen Gründen zu einer Mithilfe gezwungen, die völlig jenseits ihrer Absichten lag. Von 28,4 Millionen Dollar, die für den Bau von Volksschulen aufgeboten wurden, stammten am Ende 4,3 Millionen von Rosenwald, 4,7 Millionen wurden durch Neger zusammengetragen, 1,4 Millionen bezahlten mehr oder weniger wohlwollende Weisse, und der Rest von nicht weniger als 18 Millionen entstammte unwillig gegebenen Gemeindesteuern. Nach der Erledigung des Volksschulbaues wandte Rosenwalds Fonds-Manager sich den höheren Schulen und Universitäten zu, und Rosenwald notierte: «Wohlfahrt ist ein abstossendes Wort. Meistens versteht man darunter Gaben an Leute, die nicht einen Cent in der Tasche haben. Das interessiert mich nicht – ich versuche, etwas zu tun, was Gruppen am Ende mehr hilft als Einzelnen.» Ein schwarzer Schlafwagenschaffner, der mit Rosenwald von Chicago nach New York fuhr, lernte die Praxis solcher Philosophie kennen. Trinkgeldhungrig flüsterte er bei Antritt der Fahrt einem Kollegen zu: «In meinem Wagen habe ich Julius Rosenwald!» Am Ende der Reise erkundigte sich der Kollege nach Rosenwalds Trinkgeldern und erhielt zur Antwort: «Nur so so. Er hat es mehr mit der Rasse als mit uns Einzelnen.»

Es entsprach Rosenwalds spezieller Beziehung zwischen Geschäftskalkül, Grossmut und Wohlfahrt, dass er niemals begriff, weshalb seine so propagierte und umkämpfte Neger-Philanthropie in Chicago geradenwegs in die erste Krise seines Lebens führte. Der Umsatz von Sears, Roebuck steuerte 1915/16 auf 150 Millionen zu. Aber die Löhne, die er seinen 5'000 weiblichen Angestellten zukommen liess, zeichneten sich bestenfalls dadurch aus, dass sie nicht noch niedriger waren

als bei Montgomery Ward und der sonstigen Konkurrenz. Frauen erhielten 9,12 Dollar pro Woche, Mädchen unter 18 Jahren 8 Dollar und Mädchen unter 16 Jahren, von denen anzunehmen war, dass sie bei ihren Eltern und daher billiger lebten, nur 5. So wurde Julius Rosenwald zum speziellen Angriffsziel einer Senatskommission des Staates Illinois, die sich mit den Beziehungen zwischen Unterbezahlung von Frauen und der «schockierenden» Zunahme der Chicagoer Prostitution befasste. Er lehnte jede Beziehung zwischen Löhnen und Moral ab, und in Sears, Roebuck einen Herd der Unmoral zu vermuten, war für ihn unvorstellbar. Die letzte Kneipe der näheren Umgebung hatte er ausgemietet oder aufgekauft. Diejenige, die noch am ehesten erreichbar war, warb mit einem Schild: «Erste Chance».

Er blieb in der Frage der Bezahlung unerbittlich, lehnte die Einführung von Mindestlöhnen ab und zog es 1916 als Ausweg vor, einen Spar- und Gewinnbeteiligungsfonds Sears, Roebuck & Co. zu gründen, in den er 7 Prozent der Nettogewinne fließen liess. Wer länger als ein Jahr bei Sears, Roebuck arbeitete, konnte jährlich 5 Prozent des Anteils, der auf ihn entfiel, aber nicht mehr als 100 Dollar, entnehmen. Betriebszugehörigkeiten von mehr als 5, 10 oder 15 Jahren gaben grössere Rechte, und am Ende entwickelte sich aus der Institution eine Pensionskasse, die alle Zeitenwenden bis 1977 überstand.

Spätere Soziologen sparten wegen seiner Haltung in der Lohnfrage nicht mit harter Kritik. Aber im Jahre 1916 war sein Gewinnbeteiligungsfonds der erste, den es auf amerikanischem Boden gab. Rosenwald bemerkte dazu mit seiner Kombinations-Philosophie von Wohltat und Business: «Es ist gutes Business, Leute gut zu behandeln» und registrierte 1918 einen Umsatz, der sich der 200-Millionen-Dollar-Grenze näherte. Im gleichen Jahr reiste er mit 4 mächtigen Holzkisten voller Kataloge zu den amerikanischen Truppen des Ersten Weltkrieges in Frankreich. In Lazaretten verteilte er den Inhalt an Verwundete, denen die «Sears-Roebuck-Bibel» näherstand als die echte Bibel oder jede Form von sonstiger Lektüre und Literatur. 1919 war er in Chicago zurück, konstatierte eine Umsatzsteigerung um 52 Millionen auf 234 Millionen Dollar und vergass, wie leicht auch siegreich beendete Kriege zu Umstellungskrisen und Depressionen führen können. Ihn verärgerte trotz aller Umsatzzunahme, dass es Bestellungen in vielfacher Millionenhöhe gab, die nicht ausgeführt worden waren, weil es wegen des Krieges an Waren fehlte. Der Ärger verführte ihn zu einem Einkaufsfeldzug um jeden Preis. Als 1920 die Umstellungskrise kam, erzeugte sie 6 Millionen Arbeitslose, einen jäh schrumpfenden Markt, und zu teuer eingekaufte Waren blockierten Rosenwalds Lager. Sears-Roebuck-Aktien stürzten aus der stolzen Höhe von 243 Dollar pro Stück auf 98 und weiter auf 54. Im Oktober 1920 war Sears, Roebuck ohne bares Geld. Rosenwald und Loeb nahmen über Henry Goldman und andere Investment-

häuser 50 Millionen kurzfristiger Darlehen auf, die mit 7 Prozent verzinst werden mussten und binnen 3 Jahren zurückzuzahlen waren. Im Februar 1921 war Sears, Roebuck ausserstande, die fällige Vierteljahresdividende zu bezahlen. Rosenwald und Loeb gaben dafür sechszehnstellige Schuldscheine aus, die bis zum August 1922 eingelöst werden sollten. Aber weder die geliehenen 50 Millionen noch Entlassungen und Lohnkürzungen um 20 Prozent brachten die Rettung. Ende 1921 ergab sich zum erstenmal in Sears, Roebucks Geschichte ein Verlust von 16,5 Millionen Dollar und die Wahl, entweder Konkurs anzumelden oder einen verzweifelten und ungewöhnlichen Ausweg zu entdecken.

Albert H. Loeb fand einen solchen letzten Ausweg. Aber er führte direkten Weges zu Julius Rosenwalds Privatvermögen. Wenn Rosenwald – so schlug Loeb vor – Sears, Roebuck 50'000 seiner eigenen Vorzugsaktien kostenlos übertrug und ausserdem für 16 Millionen Grundbesitz als Sicherheit für Bankdarlehen verfügbar machte, liess sich mit einiger Wahrscheinlichkeit das Jahr 1922 überleben. Sämtliche Anwälte, die Rosenwald befragte, erklärten ihm, für ihn bestehe nicht die geringste Verpflichtung, Sears, Roebuck zu retten. Aber dann schlossen sein Stolz und die im Zuge seiner Amerikanisierung tief eingepflanzte allamerikanische Furcht, zum «Verlierer» zu werden, einen Bund mit seinem Businesskalkül. Er überschrieb die 50'000 Aktien. Aber er behielt sich das Recht vor, sie binnen 3 Jahren zu jeder Zeit und zu einem Preis von nicht mehr als 100 Dollar pro Stück zurückkaufen zu können. Auch die Grundstücksaktion hatte ihre Zins- und Rückgabeklauseln. Aktien und Grundstücksdarlehen trugen Sears, Roebuck in der Tat über das nächste Jahr hinweg, und das alte Glück verwandelte die Krise rechtzeitig in einen neuen Boom. 1923 warf Sears, Roebuck wieder einen Gewinn von 2 Millionen ab. Julius Rosenwald erwarb seine 50'000 Anteile zurück, und Journalisten feierten ihn als «Kaufmann-Genie und Retter von Sears, Roebuck & Co.». Für die Angestellten wurde er zu einer Art Heiligen, und ein Sears-Roebuck-Historiker, Gordon L. Weil, fasste 1977 zusammen: «Auch wenn Rosenwalds Geste nicht so generös war, wie sie schien, so war sie doch die erste ihrer Art in der amerikanischen Geschäftsgeschichte ... Niemand vorher und niemand später ... stieg als Aktionär einer gewaltigen Gesellschaft mit seinem persönlichen Vermögen ein, um die Gesellschaft zu retten ...»

Sicherlich hatte er recht. Aber in dem Retter hinterliess die Beinahe-Katastrophe nicht nur äussere Wirkungen, die ihn zu einem mageren, früh gealterten Mann machten, dessen Gesicht manchmal fast zu klein unter seiner schwarzen Melone wirkte. Sie traf ihn auch innerlich, in seinem Lebenskern. Ihn hatte eine Ahnung, vielleicht sogar die Gewissheit befallen, dass der «Gigant», den er mit soviel

Glück gewonnen und aufgezogen hatte, über seine Begabung und seine Kraft hinausgewachsen sein könnte, und da er sich genug innere Bescheidenheit bewahrt hatte, sah er sich nach einem Manager um, der jünger, aggressiver und den Gefahren der Zukunft besser gewachsen war.

Er hatte schon seine Späher ausgesandt, als Albert H. Loeb, sein Vertrauter, 1924 von einer Familientragödie befallen wurde, die sein Leben zerstörte. Sein Sohn Richard, einer der brilliantesten Absolventen der Universität von Michigan, entführte mit einem Freund, «nur um den Reiz eines vollkommenen Verbrechens zu verspüren», einen jüdischen Jungen, Bobbie Franks, ermordete das Kind, wurde gefasst und zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt. Im Oktober 1924 war Loeb tot, und Rosenwald hatte noch einmal zu beweisen, was seine Fähigkeit, richtige Manager zu finden, wert war. Er fahndete nur nach dem «Besten und Ersten» – ohne jede Rücksicht auf Söhne, ältere Angestellte oder Judentum und jüdische Tradition.

Sein dreiunddreissigjähriger ältester Sohn Lessing schien ihm als aktiver Nachfolger ebensowenig geeignet wie sein jüngerer Sohn William. Dagegen besass er einen fast naiven Glauben an die Fähigkeiten der Manager grosser Eisenbahnen. Er liess 10 der berühmtesten überprüfen und entschied sich für einen brüskten – und urprotestantischen – Mann, den Vizepräsidenten der Illinois Central Railroad, Charles M. Kittle. Für ihn bot er jeden geforderten Preis, ernannte ihn zum Sears-Roebuck-Präsidenten und zog sich als Beobachter in seinen Stuhl als Chairman des Vorstandes zurück. Der Mann seiner Wahl errichtete zum erstenmal Verteilerschwerpunkte ausserhalb Chicagos und grosse Versandniederlassungen in ganz Amerika, vom Atlantik bis zum Pazifik. Der Umsatz überschritt in der Folge 270 Millionen Dollar und näherte sich schnell 300 Millionen. Aber 1928, nach nur 3 Jahren, starb Charles M. Kittle wie ein gefälltter Baum und liess nur einen kaum eingestellten zweiundvierzigjährigen Vizepräsidenten, einen General a. D. namens Robert E. Wood, zurück.

Die Juden hatten einigen Grund, sich zu fragen, weshalb Rosenwald den jungen Mann nach Kittles Ende nicht nur in seinen Diensten behielt, sondern zum Präsidenten machte. Er war zumindest so protestantisch und uramerikanisch wie Kittle. Als Beitrag zur Bewahrung des angelsächsischen Amerika hatte er jeder seiner vier Töchter einen Nerzmantel zur Geburt ihres dritten Kindes versprochen, und er hielt viermal seine Versprechungen ein. Er war von tiefen Aversionen gegen Neger erfüllt und misstraute, sofern er keine direkten mittelwestlerisch-antijüdischen Gefühle und Vorbehalte hegte, in jedem Fall New York und den eingewanderten «Fremden» des amerikanischen Ostens – und das schloss indirekt Juden ein.

Julius Rosenwald hinterliess auf die Fragen von Freunden und Bekannten keine greifbare Antwort, ausser der einen, dass er in Wood dem besten Mann begegnet

sei, den er sich an der Spitze von Sears, Roebuck vorstellen könne. Alle anderen Vermutungen, angefangen bei dem Verdacht, auch er habe sich innerlich dem Judentum endgültig entfremdet, bis zu der Ansicht, er habe gefürchtet, ein jüdisches Management werde zu unvermeidlichen Konflikten, Angriffen und schliesslich Kundenverlusten führen, wenn Sears, Roebuck mit der bisherigen Geschwindigkeit weiterwache, blieben Spekulation. Nur eines war unzweifelhaft: die geschäftliche Richtigkeit seiner Wahl.

Wood, der nur Soldat geworden war, weil er als Sohn eines verarmten Eishändlers an der Militärakademie von Westpoint kostenlos Ingenieur werden konnte, hatte von seinem Vater so etwas wie Sears'sches Werbetrommlertum geerbt. Aber wichtiger war, dass er als Generalmanager des Atlantiknachschiebs für die amerikanische Armee in Frankreich während der Jahre von 1917 bis 1919 zum Meisterorganisator des Einkaufs und der Verteilung von Gütern jeder Art im grössten Stile geworden war.

Nach dem Kriege hatte er den Militärdienst quittiert, war zu Montgomery Ward hinübergewechselt und hatte beobachtet, wie die schnelle Verbreitung von Ford-Autos unter Farmern den ländlichen Markt zu verändern begann. Farmer, die Autos erwarben, waren nicht mehr allein auf Einkäufe durch Postversand angewiesen. Sie fuhren zur nächsten Stadt, um einzukaufen, und Woods Schlüsse waren so logisch wie unausweichlich: Wenn ein Versandhaus alle seine Kunden behalten wollte, musste es ihnen in Zukunft zwei Möglichkeiten anbieten – entweder Wahl und Kauf durch Postversand wie bisher oder aber persönliche Wahl und Kauf in Ketten von Geschäften, die sich über das ganze Land verteilten. Montgomery Ward hatte Woods Schlüsse und Konsequenzen nicht verstanden. Julius Rosenwald verstand sie umso besser.

Schon 1929 waren die ersten 7 Sears-Roebuck-Kettengeschäfte in Betrieb. 1931 waren es 391, und ihr Anteil am Umsatz, der 1929 weniger als 5 Prozent ausgemacht hatte, erreichte 57,7 Prozent. 1932 verkaufte Sears Roebuck durch seine Versandabteilung für 120 Millionen Dollar, durch seine Kettengeschäfte aber für 167 Millionen – mit einem Gesamtgewinn von 12 Millionen. Wood liess sich dabei ein Geschäft nicht entgehen, das sich angesichts der Ansammlung parkender Autos vor den bald darauf 600 und später 800 Kettengeschäften anbot.

Aus einem Autoreifenvertrag mit der Firma Goodyear und einem 25'000-Dollar-Preisausschreiben für den besten Namen eines Sears-Roebuck-Autoreifens entstand der Reifen «Allstate» («für alle Staaten»). In einem Jahr wurden 4,3 Milliarden Stück in Sears-Roebuck-Verkaufsgebiete geliefert. Die Entwicklung einer Sears-Roebuck-Allstate-Autoversicherung, einer Feuerversicherung und Lebensversicherung mit schliesslich über 4 Milliarden Prämieeinlagen war eine zwangsläufige Folge.

Als sich Julius Rosenwalds Frau Auguste, seine stille Begleiterin auf dem Weg von einem farblosen kleinen Händlerdasein zu unerwartetem Reichtum, 1929 zum Sterben legte, zog die bis dahin grösste Wirtschaftskrise der Geschichte herauf. Diesmal gab es zwar Rückschläge für Sears, Roebuck, aber keine tödlichen Gefahren mehr wie 8 oder 9 Jahre zuvor. Aber der «Gigant» hatte Rosenwald endgültig erschöpft. Ihm blieb noch eine letzte Geste, die seiner Philosophie entsprang: «Es ist gutes Business, Leute gut zu behandeln.» Er wendete 7 Millionen auf, um zu verhindern, dass diejenigen unter seinen Angestellten, die Sears-Roebuck-Aktien besaßen, durch Kursstürze zu Schaden kamen. Dann starb er im Januar 1932, und sein Sohn Lessing übernahm für eine Anzahl von Jahren sein Amt. Aber auch er überliess das weitere Management Robert E. Wood, und der «General» dehnte den Bereich des Giganten, der 1946 zum erstenmal eine Milliarde Umsatz erreichte, durch zahlreiche Zweigniederlassungen, Verkaufs- und Versandzentralen zuerst nach Südamerika und dann nach Kanada aus. Er folgte einem panamerikanischen Traum. 1963 wurden von Mexico bis Nicaragua für 115 Millionen Dollar Sears-Roebuck-Waren gekauft. Und 1964, als Robert E. Wood im neunzigsten Lebensjahr starb, liessen die kanadischen Niederlassungen Simpsons-Sears die Umsatzmarke von 350 Millionen gerade hinter sich.

Es war nur eine Laune des Zufalls, dass Woods Nachfolger, ohne mit dem Toten verwandt zu sein, den Namen Wood weitertrug und sich nur durch den Vornamen Arthur unterschied. Wahrheit oder Legende wollten wissen, dass der «General» mit konservativer Inquisition dafür Sorge getragen habe, dass ein jüdisch geborener Anwärter für seine Nachfolge, ein Vizepräsident namens Ed Goodman, keine Chance erhielt, sondern abermals ein Protestant, Absolvent der Harvard-Universität und Team-Manager der Moderne. Aber niemand wusste genau, ob es Wahrheit war oder – späte Legende.

Die Kaufhausprinzen beherrschten niemals den amerikanischen oder den angeschlossenen internationalen Markt. Sie teilten ihn gemäss verschiedener Untersuchungen zu 50 Prozent mit Unternehmern nicht-jüdischer Herkunft. Auf dem Weg von den Pionierleistungen einzelner Gestalten oder jüdischer Familien zum Aufbau von Aktiengesellschaften und Korporationen der verschiedensten Art verwischten sich in wachsendem Masse ethnische und religiöse Grenzen. Doch die Leistungen blieben bemerkenswert genug. Wahrscheinlich waren sie die eindrucksvollste (und vielleicht letzte grosse) Frucht der Zwangsentwicklung zu jüdischem Händlertum, die sich in eineinhalb Jahrtausenden vollzogen hatte. Sie verliehen der deutsch-jüdischen Einwanderung einen Glanz, der einige Generationen lang Erstaunen, Neid, Konspirationsverdacht und andere Regungen privater Inquisition weckte. Aber im Verlauf von Generationen wurden die Ergebnisse

auf der einen Seite zu nicht mehr wegzudenkenden Symbolen des «amerikanischen Traums», auf der anderen ein selbstverständliches Element der wirtschaftlichen Struktur.

In den Schlachthöfen Chicagos

Es blieb eine Frage, weshalb die gerne benutzte volkstümliche Bezeichnung «Prinz» vor allem den Gründern oder Erben der Kaufhaus- und Versandhaus-Imperien vorbehalten blieb, aber deutsch-jüdischen Unternehmern auf anderen Gebieten seltener verliehen wurde. Viele dieser Unternehmer blieben zwar vorübergehende Erscheinungen, welche die Früchte ihrer Arbeit an kapitalstärkere Angelsachsen verloren oder sich zu früh in zu grosse und zu ehrgeizige Geschäfte stürzten, für die der psychologische wie wirtschaftliche Boden noch nicht reif war. Andere aber schufen industrielle «Prinzentümer», welche wie die Kaufhaus-Imperien Generationen überdauerten und zu bleibenden amerikanischen Institutionen wurden. Hausierer und Schneider in New York, Cincinnati, St. Louis oder Chicago bauten Schneiderei und Handel zu einer bedeutenden Konfektionsindustrie aus und erlangten damit ähnliche wirtschaftliche Stellungen wie die Kaufhausprinzen, deren Lieferanten sie waren. Zu den bedeutendsten zählten neben den Kuppenheimers, Rosenbergs oder Hickey-Friedmans zwei junge Männer, Harry und Max Hart. 1872, sechs Monate nachdem ganze Stadtteile von Chicago nach einem Grossfeuer in Schutt und Asche gesunken waren, eröffneten sie als Zwanzigjährige ein Schneidergeschäft an der State Street.

Der auslösende Funke, der sie gross werden liess, stammte von einem Kleiderhändler aus dem Süden von Illinois, der während eines Besuchs in Chicago an ihrem bescheidenen Schaufenster vorüberkam, in dem nur fünf Anzüge ausgestellt waren. Er trat ein und wünschte die Anzüge zu kaufen. Ihren Einwand, dass es sich um bestellte Massanzüge handle, erledigte er mit dem Satz: «Jemanden, der in diese Anzüge hineinpasst, finde ich täglich.» Und er verschwand mit der ganzen Kollektion. Harry und Max schneiderten neue Anzüge für ihre Kunden, aber sie zogen die Konsequenzen aus dem Erlebnis mit dem Fremden aus dem Süden. Sie liessen Anzüge in mehreren Grössen auf Vorrat nähen und verkauften sie billiger, als es bei massgeschneiderter Ware üblich war.

Zwei ihrer Bekannten, Marcus Marx und Joseph Schaffner, fanden die Idee grossartig. Sie gründeten zusammen die Firma Hart, Schaffner & Marx, und wenig später waren ihre ersten Vertreter im ganzen Mittleren Westen mit Mustern von Fertiganzügen unterwegs. Sie trugen Anzüge nach neuestem New Yorker Schnitt,

die modischsten Hemden, Krawatten, Schuhe, Seidenhüte und Spazierstöcke. Per Eisenbahn und Kutsche, mit jeweils 20 auffallend eleganten Garderobekoffern ausgestattet, reisten sie von Ort zu Ort. Zeitungsanzeigen kündigten ihr Kommen an. Modeschauen in grösseren Orten wurden zu Lokalereignissen des Jahres. Nach den Vorführungen nahmen die Vertreter Bestellungen von den Besitzern der Kleiderläden, aber auch der Drugstores auf. Der Werbeslogan lautete: «Ein gerechter Preis und nur ein Preis», und das Ganze war eine Zirkus-Show nach dem Muster von Barnum & Baley. Als die ersten Kleiderfabriken von Hart, Schaffner & Marx in Chicago – mit nur wenigen Zuschneidern, aber mit vielen ungelerten Arbeitern und Arbeiterinnen – die Produktion eröffneten und der Markt des Mittleren Westens erobert war, veranstaltete Hart 1897 die erste panamerikanische Anzeigenkampagne der Konfektionsindustrie. Er engagierte die bekanntesten Zeitschriften-Illustratoren seiner Zeit und liess Traumbilder von Anzügen, Mänteln und Fräcken für ganzseitige farbige Zeitungsinserate malen. Marx' glorioseste Idee bestand darin, «Massnehmer» durch die Vereinigten Staaten zu schicken und an Zehntausenden von Männern Mass zu nehmen, um auf diese Weise die Standardmasse der männlichen amerikanischen Bevölkerung zu ermitteln. Darauf basierte die weitere Massenproduktion. Im 100. Gedenkjahr der Firmengründung, 1974, betrieben Hart, Schaffner & Marx 38 Konfektionsfabriken in 12 amerikanischen Staaten mit einem Jahresumsatz von insgesamt rund 500 Millionen Dollar, so dass sie sich zu Recht «Amerikas Könige der Herrenkleidung» nannten.

Zu denen, deren Stern zunächst steil emporstieg, dann aber wieder sank, gehörte Isaac Friedlander, der um 1850 von Chicago nach Kalifornien reiste und als einer der ersten die landwirtschaftlichen Produktions- und Absatzmöglichkeiten des noch unentwickelten Westens entdeckte. 1856 organisierte er den ersten kalifornischen Getreideexport nach Australien. 15 Jahre später konnte er 270 Getreideschiffe pro Jahr beladen. Seine grosse Zeit währte weniger als 20 Jahre, aber er begründete eine jüdisch-amerikanische Getreidehandels-Tradition, die zwischen 1970 und 1980 einen spektakulären Höhepunkt in der Gestalt des aus Belgien stammenden Michel Fribourg erreichte. Fribourg besass zu dieser Zeit 90 Prozent der Anteile der Continental Grain Company, einer der grössten Getreidefirmen Amerikas, und kontrollierte durch sie ein Viertel des Getreidehandels der Welt. Eine dauerhafte Familiensaga verband sich wiederum mit Anton Zellerbach aus Bayern, der um die gleiche Zeit wie Isaac Friedlander in San Francisco kalifornischen Boden betrat. Nach einem unglücklichen Abenteuer als Kleinbankier in einem unbeschreiblichen Goldgräbernest, Moore's Flat, eröffnete er in San Francisco das Papiergeschäft Zellerbach Paper Co. Seine Söhne Isadore und Jacob

wuchsen im Geschäft des Vaters auf und fanden dann ihre Nische in den unermesslichen Wäldern Nordwestamerikas, deren Holz sie für die Papierproduktion entdeckten. Die Crown Zellerbach Corporation, die sie gründeten, entwickelte sich unter Anton Zellerbachs 1892 geborenem Enkel James David Zellerbach zum zweitgrössten Zellstoff- und Papierunternehmen der Welt.

Auch Lewis Gerstle – gleichfalls aus Bayern – versuchte sein Glück 1849 zuerst bei den Goldgräbern. Mit abenteuerlichen Genossen wie Isidore Meyerwitz, der sich eine Indianerin zur Frau nahm und ums Leben kam, als er sie vor dem Ertrinken retten wollte, schürfte er in Mokelumne Hill nach Gold. Als er keines fand, zog er weiter nach Sacramento, der noch wildwestartigen späteren kalifornischen Hauptstadt. Dort las er, dass Amerikas Aussenminister Seward im März 1867 nach wenigen Verhandlungsstunden mit dem Botschafter des russischen Zaren Alexander II. die russische Kolonie Neu-Archangelsk für 7 Millionen Dollar erworben hatte. Neu-Archangelsk, das heutige Alaska, war der zaristischen Regierung als eine Eiswüste wertlos erschienen. Nachdem Alaska amerikanisches Territorium war, machten sich Gerstle und sein Schwiegersohn Louis Sloss zu Pferd, zu Fuss und mit Hundeschlitten auf den Weg nach dem Norden. Sie kamen bis ins Gebiet der Pribylow-Inseln, sicherten sich Jagd- und Fischereirechte und trugen eine Alaska Corporation in das Handelsregister ein. Nach wenigen Jahren schon beschäftigten sie mehrere tausend Eskimos für den Lachsfang.

Sie bauten Konservenfabriken, Räumerei-Betriebe, Hafenanlagen sowie Blockhäuser und Schulen, die, auch wenn sie späteren Eskimo-Generationen nur noch als Trostpreise für einstige Ausbeutung ihrer Väter erschienen, eben doch Schulen waren. Sie schufen ihr eigenes, noch von keinem Abenteuerroman besungenes Imperium. In San Francisco wehten die Fahnen auf halbmast, als Sloss 1902 verstarb, und die Zeitungen priesen den Toten als einen Mann, der mit Indianern handelte, ohne sie (was sonst die Regel war) zu betrügen. In der zweiten Generation verbanden sich die Gerstles durch Heirat mit der Familie Fleishhacker, deren Stammvater Aaron 1820 ebenfalls in Bayern zur Welt gekommen war und sich seit 1850 in dem kalifornischen Provinzstädtchen Carson City als Ladenbesitzer durchgeschlagen hatte. Wie Anton Zellerbach liess er sich am Ende als Kartonaugen-Kaufmann in San Francisco nieder. Seine Söhne Mortimer und Herbert traten in die Fussstapfen der Zellerbachs und betrieben Holzverarbeitung im grossen Stil. Den Waldbesitz bereicherten sie um Kraftwerksanlagen am Truckee-Fluss für die Energieversorgung ihrer Papiermühlen. Die nächste Fleishhacker-Generation erweiterte das Unternehmen während und nach dem Zweiten Weltkrieg durch Stahlhütten, Zuckerfabriken und Versicherungsfirmen zu einem Konzern.

Unterdessen machte in Chicago ein knapp sechzehnjähriger Junge aus Hechingen im Schwarzwald seinen Weg. Der Name, unter dem er geboren war, blieb unbekannt. Vor einem Einwanderungsinspektor in New York nahm er den sehr englisch klingenden Namen Nelson Morris an. 1854 war er in Chicago angekommen, und der Zufall führte ihn in die später ebenso weltberühmten wie berichtigten Schlachthäuser der Stadt. Nach sechs Jahren als Hilfsarbeiter an einem der Viehsammelplätze an der Eisenbahn, Myrick Stockyards, investierte er seine 30 ersparten Dollar in den Kauf von Schweinen, die sich die Beine beim Eisenbahntransport gebrochen hatten. Da sie nicht mehr in die Metzgereien getrieben werden konnten, bildeten sie für Händler und Schlachter überflüssigen Ballast. Morris verwendete sie als Material für seine erste Fleischwarenproduktion. Sie wurden Ausgangsbasis für den Konkurrenzkampf mit den Angelsachsen Philip Danforth Armour und Gustavus Franklin Swift, welche die Chancen für automatisierte Grossschlachthäuser erkannten (und auch der aussenamerikanischen Welt durch den Aufdruck ihres Firmennamens auf Milliarden von Fleischkonserven vertraut wurden).

Armour hatte seine ersten 8'000 Dollar in Goldminen verdient, in denen er nach den ersten zwei Arbeitstagen nicht mehr selber schürfte, sondern trunksüchtige Teufel gegen einen Schluck Whisky für sich arbeiten liess. Das Geld investierte er zu Anfang des Bürgerkrieges ins Chicagoer Fleischgeschäft. Obwohl er erfolgreich vermieden hatte, Soldat zu werden, besass er genug militärischen Verstand, um drei Monate früher als andere den Sieg des Nordens und damit ein Fallen der Schweinepreise vorauszusehen. Mit Hunderten von Metzgereien im Norden und Nordwesten schloss er Lieferverträge über Schweinefleisch zu den noch gültigen Kriegspreisen von 30 bis 40 Dollar pro Fass ab. Nach dem wie berechnet eingetretenen Kriegsende belieferte er sie dann mit Fleisch, das er für nur 18 Dollar erwarb. Innerhalb von 90 Tagen machte er zwei Millionen Dollar Gewinn. Der sieben Jahre jüngere Gustavus Franklin Swift aus Cape Cod begann seine Karriere mit 20 geliehenen Dollar, für die er ein Schwein erwarb. Er verarbeitete es bis auf den letzten Hautfetzen und verkaufte es von einem Handwagen mit zehn Dollar Gewinn. Aus dieser Erfahrung entwickelte er die Erfolgsidee, mit der er nach Chicago kam. In seinem Schlachthaus sollte jedes Stück Vieh bis zum letzten Gramm ausgenutzt und die übliche Verschwendung beim Schlachten vermieden werden. Selbst Hufe, Knochen und ungeniessbares Fett wurden auf dem Wege über Margarine, Leim, Knöpfe und Düngemittel zu Gewinn. In Frack und Zylinder kontrollierte Swift persönlich jeden Abflussgully. Fettflecke darin waren ihm Hinweise für Verschwendung.

So also war die Konkurrenz beschaffen, der Nelson Morris sich gegenüber sah. Der Bürgerkrieg und der Fleischbedarf der Nordarmeen verhalfen zunächst auch

ihm zum ersten, relativ leichten Erfolg. In der Zeit danach aber wurde der Konkurrenzkampf erbarmungslos. Morris und seine Einkäufer erschienen schon bei Morgengrauen in den Chicagoer Union-Viehhallen, um sich vor den anderen das qualitätsmässig beste Vieh zu sichern. Armour stattete daraufhin seine Leute mit Laternen aus und begann bereits bei Nacht mit der Arbeit. Diesen Schachzug beantwortete Morris damit, dass er Vieh-Ranches in Texas, Indiana und Nebraska erwarb. Eigene Eisenbahnzüge transportierten jährlich 76'000 Stück Vieh in seine Schlachthäuser nach Chicago, später auch nach St. Louis und Kansas City. 1867 verschiffte er die erste Ladung lebenden Viehs nach Europa. Während Armour zum Schlachten nach dem Fliessbandverfahren übergang, wurde Morris ein Pionier des Kühltransports. Im Winter 1873/74 traf sein erster Waggon mit Gefrierfleisch in Boston ein. Nach drei wilden Jahrzehnten harten Konkurrenzkampfes erfolgten eine geheime Aufteilung der Absatzmärkte und eine Absprache über Preise. In einer National Packing Company schloss sich Morris mit Armour, Swift, Besitzern von Viehhöfen und Produzenten von Kühlanlagen zu einem so mächtigen Trust zusammen, dass das amerikanische Justizministerium den Versuch unternahm, den Wirtschaftsgiganten zu zerbrechen. Doch bevor Morris 1907 (als Stifter eines Nelson-Morris-Instituts für Pathologie an der Universität Chicago) starb, trug er seinem Sohn Edward auf, sich aufs Entschiedenste gegen diesen Versuch der Justiz zur Wehr zu setzen. Edward kämpfte tatsächlich fünf Jahre lang, und wenn er am Ende einige Kompromisse eingehen musste, so erschütterten sie kaum seine tatsächliche Macht.

Die Guggenheims und die Lewisohns

Die Spitzenstellung unter den jüdischen Industrieunternehmern erreichten jedoch Simon Guggenheim, sein Sohn Meyer und sein Enkel Daniel. Simon, ein sechs- undfünfzigjähriger Spitzenhändler aus Lengnau im schweizerischen Kanton Aargau, ging im Jahre 1847 mit seiner zweiten Frau Rachel, fünf eigenen und sieben angeheirateten Kindern auf die transatlantische Reise. Auf hoher See verliebte sich der zwanzigjährige Meyer in seine fünfzehnjährige Stiefschwester Barbara, ein Mädchen mit «weisser Haut und leidenschaftlichem Blick». Sie heirateten, als sie Amerika erreichten, und Barbara gebar zwischen 1854 und 1868 elf Kinder, darunter acht Söhne, von denen einer früh starb und sieben – Isaac, Daniel, Murry, Solomon, Benjamin, Simon und William – das Mannesalter erreichten. Meyer und seine Söhne wurden zu den Hauptfiguren der Guggenheimschen Familiensaga.

Sie begann in Philadelphia mit einem Hausiererhandel in Schweizer Spitzen. Der erste kleine Durchbruch zu einem Unternehmertum auf höherer Stufe wurde erreicht, als Meyer Guggenheim sein Verkaufsprogramm erweiterte, indem er eine Herdputzpaste hinzunahm. Unglücklicherweise war sie so schlecht, dass die Hausfrauen Meyer die Tür wiesen, nachdem sie diese Paste einmal ausprobiert hatten. Bei einem Besuch im pennsylvanischen Bethlehem fand er einen freundlichen Apotheker, der die Paste analysierte und ihm eröffnete, dass sie aus den miserabelsten Rohstoffen bestünde. Er machte auch einen Vorschlag, wie man sie verbessern könnte. Meyer überlegte sich den Vorschlag und beschloss, die schlechte Qualität zum Vorwand zu nehmen, um seinem Pastenlieferanten Adé zu sagen und die Produktion selbst in die Hand zu nehmen. Fortan produzierten Vater Simon und der Rest der Familie die Paste in einer Waschküche, und Meyer entschloss sich darüber hinaus, um echten Gewinn zu erzielen, Produktion und Handel in einer Hand zu vereinigen.

Als der Apotheker von Bethlehem ihm ein Rezept für die Herstellung von Wäschelauge anbot, griff er zu und nahm die Lauge zusätzlich in das Guggenheimsche Produktions- und Verkaufsprogramm auf. Der Spitzenhandel blieb aber der traditionelle Kern des Geschäfts, und Meyer beschloss anschliessend, sein vereinigttes Produktions- und Handelssystem vor allem bei den Spitzen zu erproben. Er schickte Daniel, Murry und Solomon nach St. Gallen in die Schweiz, damit sie die Herstellung von Spitzen studierten und dann in Philadelphia eigene Webereien aufbauten. Seinen ältesten Sohn Isaac delegierte er nach New York, um die Einfuhr von Webmaschinen zu organisieren. Und 1881, als Isaac 27 und William, der jüngste, 13 Jahre alt waren, gründete er die Firma M. Guggenheim Sons. Vielleicht wäre das Schwergewicht des Unternehmens bei Spitzen geblieben, hätte nicht die Pennsylvania-Salz-und-Laugen-Gesellschaft Anstoss an Meyers Waschlaugenhandel genommen und ihn wegen Patentdiebstahls verklagt. Meyers Apothekerfreund hatte der Lauge in weiser Voraussicht einen Zusatz beigefügt, der in den Produkten der Salz- und Laugen-Gesellschaft nicht enthalten war. Meyers Situation war also nicht aussichtslos, aber sie war auch nicht so günstig, dass er das Vergleichsangebot der Salz- und Laugen-Gesellschaft abschlagen konnte, gegen eine einmalige Zahlung von 150'000 Dollar mit seinem Produkt vom Markt zu verschwinden. Rund die Hälfte der (für ihn noch ungeheuren) Summe legte er als Sicherheit beiseite. Mit der anderen Hälfte erwarb er 2'000 Aktien einer Hannibal- und St.-Joseph-Eisenbahn in Missouri, die schon mehrere Jahre keine Dividende zahlte und dem Bankrott nahe war. Ein Kunde hatte ihm ein Gerücht ver-raten, wonach ein New Yorker Eisenbahnspekulant, Jay Gould, von dem später mehr zu berichten ist, dringend die sonst nutzlosen Hannibal-Geleise benötige, um seine eigene Union-Pacific-Eisenbahn mit einer dritten Eisenbahngesellschaft

zu verbinden. Das Gerücht stimmte. Die Aktien stiegen praktisch über Nacht. Sein erstes Börsenabenteuer brachte Meyer 400'000 Dollar Gewinn. Er besass jetzt genug Mittel, um ein neues Abenteuer zu wagen, das ihm den grossen Erfolg seines Lebens bringen sollte.

Ein Händler und Spekulant in Philadelphia, ein Quäker namens Charles Graham, der den Guggenheims zur gleichen Zeit Geld für Spitzen schuldete, bot als Bezahlung seine vor Jahren erworbene fünfzigprozentige Beteiligung an zwei abgehoffenen Silberminen in Leadville im Staate Colorado an, von denen eine den lieblichen Namen «Minnie» trug. Infolge seiner Erfahrungen mit Lauge und Ofenpolitur akzeptierte Meyer nichts mehr, was er nicht selber geprüft und gesehen hatte, und so reiste er persönlich mit Graham nach dem Westen. Leadville entwickelte sich gerade zum Zentrum des grotesksten Silberfiebers, das die Rocky Mountains je erlebt hatten. Die Stadt empfing Meyer Guggenheim wie alle anderen Neuankömmlinge mit einem riesigen Schild: «Leadville schläft nie». Sie war eine Ansammlung von Hütten, Spielhöhlen und Bordellen, ein solcher Treffpunkt von Silberkönigen, Revolverhelden und Huren, dass Meyer Guggenheim seinem Begleiter zurief: «Gott mag Ihnen helfen, wenn keine Million Dollar in den Minen steckt.» Das einzige Transportmittel in die Minen, ein Kübel, der an einem Seil in wässrig-kluckernden Tiefen verschwand, war auch nicht besonders ermutigend. Immerhin beschloss Meyer, 5'000 Dollar in das Auspumpen von «Minnie» zu investieren. Daraus wurden 25'000.

Meyer hatte schliesslich 75'000 investiert, als infolge eines Streiks und blutiger Schlachten zwischen Minenarbeitern, Ballettgirls und bewaffneten Streikbrechern neue Wasserfluten in die halb trockene Mine einbrachen. Er erlebte alle Qualen eines Mannes, dem der Verstand sagt, dass es das Beste sei aufzugeben, der aber bereits zu viel investiert hatte, um verzichten zu können. Sechs Monate währten die Qualen, bis ihm plötzlich ein Telegramm meldete, dass «Minnie» den grössten Silber- und Bleifund enthalte, der je in Colorado gemacht worden war. «Minnie» war rund 15 Millionen Dollar wert.

Alle amerikanischen Metallschmelzereien bewarben sich darum, die Erzförderung dieser Mine aufzukaufen. Sie hatten aber keinen Erfolg, und sie ahnten nicht, was in dem Kopf des kleinen, bärtigen, immer von Zigarrenasche angestaubten neuen Silberkönigs vor sich ging. Dabei waren seine Gedankengänge sehr einfach. Er übertrug die Erfahrungen, die er aus der Produktions- und Handelsgemeinschaft bei Politur, Lauge und Spitzen gewonnen hatte, auf den Blei- und Silbersegen. Er wollte die Erze selber schmelzen. Seinen Sohn Benjamin beorderte er an die Columbia-Schule für Bergbau in New York. William schickte er zum

Studium der Metallurgie an die Universität von Pennsylvania. Daniel rief er aus der Schweiz zurück, aber nicht, ohne dass dieser vorher die deutsche Bergakademie in Freiburg aufgesucht und den besten Ingenieur engagiert hatte, der dort zu haben war. Daniel erschien mit einem jungen Mann namens August Raht, und beide wurden nach Colorado delegiert, um nach einem Gelände für ein Hüttenwerk zu suchen.

1887 begann man im coloradischen Pueblo mit dem Bau, und 1889 brachte eine eigene Eisenbahn die ersten «Minnie»-Erze zur Schmelze. Eine Guggenheim Philadelphia Smelting and Refining Company erschien mit Guggenheim-Blei und Guggenheim-Silber auf dem Markt. Sie verkaufte die Erze zu Preisen, die unter denen der etablierten Konkurrenz lagen, und sie kam 1890 gerade noch rechtzeitig auf den Markt, um auch Nutzen aus einem Gesetz zu ziehen, das eine Lobby angelsächsischer und deutscher Silber-Produzenten in Washington zustande brachte. Als Sherman Silber Act stellte es die amerikanische Währung neben der Gold auf eine Silberdeckung und zwang die Regierung des Präsidenten Harrison, monatlich 4,5 Millionen Unzen Silber einzukaufen. Gleichzeitig verbot das Gesetz die Einfuhr konkurrierender billiger Silbererze aus Mexiko und begründete dieses Verbot auf die edelste Weise damit, dass mexikanisches Erz «mit dem Sklavenschweiss mexikanischer Peone» gefördert werde. Meyer Guggenheim, der jetzt 62 Jahre zählte und immer noch jede Ausgabe und Einnahme eigenhändig in ein kleines Kontobuch eintrug, hegte seine eigenen Gedanken über diese Art von Edelmet, aber noch mehr über eine Gesetzeslücke, welche die Silberkönige übersehen hatten. Das Gesetz verbot die Einfuhr von Erzen, aber nicht von verhütetem Metall. Der Schluss, den er daraus zog, war einfach und klar: «Wenn das mexikanische Erz nicht nach Pueblo kommen kann, kann eine Guggenheim-Hütte nach Mexiko kommen.» Daniel, Murry, Solomon und William eilten nach Mexiko. Sie trafen auf Amerikaner, denen die Lücke ebenfalls nicht entgangen war. Aber noch so bescheidene internationale Erfahrungen der Guggenheims und ihre Fähigkeit und Bereitschaft, Spanisch zu lernen, machten sie den Konkurrenten überlegen, die mit der brüskten Attitüde und Arroganz der einstigen Sieger im mexikanisch-amerikanischen Krieg auftraten. Innerhalb weniger Monate handelte der nun vierunddreissigjährige Daniel – klein, aber stämmig und wie sein Vater mit einem hinter diplomatischer Konzilianz kaum zu verbergenden Herrscherwillen, der den seines Vaters sogar übertraf – eine mexikanische Generallizenz aus. Sie gestattete «Senor Daniel Guggenheim» in Mexiko Gesellschaften zu gründen, Hüttenwerke zu errichten und alles notwendige Material zollfrei einzuführen. Damit verbunden war eine zwanzigjährige Befreiung von allen Steuern. Die erste mexikanische Guggenheim-Gesellschaft mit dem phantasievollen Na-

men Great National Mexican Smelting Company liess nicht lange auf sich warten. Solomon und William leiteten den Bau der ersten Hütte. Sie hatten Überfälle und Morde an Ingenieuren zu überstehen und Probleme mit mexikanischen Arbeitern zu lösen, die bei ihrer Bedürfnislosigkeit umso seltener zur Arbeit erschienen, je besser die Löhne waren. Anstelle von Löhnen gewährten sie denjenigen, die 28 Tage pro Monat zur Arbeit erschienen waren, mit ihren Familien freie Wohnung, aus denen sie ausquartiert wurden, wenn sie ihre Schichten versäumten. 1892 wurden in Monterey im mexikanischen Staat Nuevo Leon die Feuer der ersten Schmelzöfen entfacht. Das Metall wurde nach Pueblo gebracht, und abermals konnten die Guggenheims mit billigerem Silber und Blei aufwarten als die Konkurrenz. In weniger als einem Jahr amortisierten sich die Kosten für den Bau der Monterey-Hütte einschliesslich aller «Freundschaftsspesen für mexikanische Beamte». 1895 schlossen die Guggenheims mit dem Bau einer Verfeinerungsanlage in Perth Amboy in New Jersey die letzte Lücke in dem noch kleinen Imperium der Philadelphia Smelting and Refining Company, und im gleichen Jahr überschritt ihr Jahresgewinn zwei Millionen Dollar.

Doch Daniel, der nun Mister Dan hiess und von seinem Vater die Führung übernahm, steuerte bereits das nächste Ziel an. Er hatte erkannt, dass die Zukunft dem Kupfer gehörte. Solomon und William fanden Kupferminen im mexikanischen Tepezala. In Aguascalientes wurde ein Werk für die Verhüttung von Kupfer gebaut, und 1896, kaum 15 Jahre nach der Trockenlegung von «Minnie», gerieten die Guggenheims in die Kampfarena mit den ausgewachsensten angelsächsisch-irischen «Wölfen» und «Räuberbaronen», die sich um die Ausbeutung von Bodenschätzen, um Eisenbahnen, um Schifffahrtslinien und um Industrieunternehmen erbarmungslos, von den Gesetzen kaum behinderte Schlachten lieferten. Nachdem am 10. Mai 1860 die transkontinentalen Schienenstränge der Union-Pacific- und der Central-Pacific-Eisenbahn fertiggestellt waren, hatte ein Eisenbahnfieber Amerikas Weiten ergriffen und immer neue Städte entstehen lassen. Der frühere Bootsvermieter im New Yorker Hafen, Cornelius Vanderbilt, und andere hatten Zehntausende Meilen Eisenbahn gebaut oder durch verwegene Spekulationen in ihren Besitz gebracht. Ein Vermögen von mehr als 100 Millionen Dollar war für sie nichts Ungewöhnliches. Ein anderer gebürtiger Schotte, Ex-lehrling einer Pittsburger Telegrafien-Gesellschaft, Andrew Carnegie, war zum Beherrscher der Stahlindustrie geworden. John Davidson Rockefeller, Nachfahre einer baptistisch-schwäbischen Einwandererfamilie namens Roggenfelder und Sohn eines Verkäufers von Patentmedizin, hatte im Frühjahr 1860 die industrielle Bedeutung des Erdöls entdeckt, das seit Generationen in Pennsylvanien gefunden wurde, aber nur als Wagenschmiere verwendet wurde. Aus zwei lächerlich klei-

nen Ölraffinerien hatte er den Ölkonzern Standard Oil aufgebaut, der 1886 seine Krakenarme über den ganzen Kontinent ausstreckte. Ein 1837 geborener Yankee aus Connecticut, John Pierpont Morgan, war vom Bankangestellten zum Eisenbahn- und Industriespekulanten geworden. Seit 1895 befand er sich durch die Gründung des New Yorker Bankhauses J.P. Morgan & Co. auf dem Wege zum legendenumwobenen Bankier Amerikas.

Als Daniel Guggenheim auf die Zukunft des Kupfers setzte, hatten die Standard-Oil-Barone bereits das gelbe Metall entdeckt – und zwar im Norden von Montana, das wenige Jahre darauf zu einem US-Staat wurde. 1897 überraschte Henry H. Rogers, ein führender Rockefeller-Manager, den Aktienmarkt mit der Ausgabe von Aktien einer neu gegründeten, offenbar grossangelegten Amalgamated Copper Company von Montana. Wer den weiteren Aufstieg der Guggenheims verstehen will, kommt nicht umhin, sich zunächst mit Henry H. Rogers und Amalgamated Copper zu befassen. Seit 1863 grub ein Abenteurer, der Exbankier Marcus Daly, nach Montanas Bodenschätzen. In einem Minenloch, dem ein anderer verkrahter Abenteurer, Mike Hickey, nach einer bekannten Riesenschlange den Namen «Anaconda» verliehen hatte, war Daly auf Kupfer gestossen und hatte eine Holzbuden-Stadt Anaconda sowie eine Anaconda Copper Mining Company gegründet. Aber 1895 konnte er dem Angebot Henry H. Rogers', seinen Schatz gegen ein Zahlungsverprechen von 39 Millionen Dollar herzugeben, nicht widerstehen. Die Anaconda-Mine brachte Rogers als Lockvogel in seine geplante Amalgamated Copper Company ein, aber er bilanzierte sie nicht mit 39 Millionen Dollar, sondern bewertete sie kühn mit 74 Millionen. Gegen eine so hochtönende Sicherheit liess Rockefellers National City Bank in New York der embryonalen Amalgamated Copper Company die 39 Millionen, die Rogers benötigte, um sein Zahlungsverprechen an Marcus Daly zu erfüllen. Dann engagierte er einen Bostoner Spezialisten für Aktienmanipulation, Thomas Lawson, mit dem Auftrag, Amalgamated-Aktien im Wert von 74 Millionen unter kupfergläubige Leute zu bringen. Lawson gehörte auf seinem Gebiet zur Spitzenklasse. Seine Propagandatricks (und der Name Anaconda) waren so verlockend und erfolgreich, dass sich vor den Börsen und Maklerbüros von New York bis San Francisco, London und Frankfurt Käuferschlangen bildeten. In wenigen Tagen waren die Aktien im Wert von 74 Millionen untergebracht, wobei jede Aktie an der Börse zu 130 Dollar gehandelt wurde.

Einige Wochen später wurde unter den Käufern bekannt, wie künstlich aufgeblasen das Kapital der Amalgamated Copper Company war. Der Wert einer Aktie fiel auf 30 Dollar. Panikverkäufe setzten ein. Aber genau das entsprach Henry H. Rogers' Strategie. Er erwarb für ein Viertel bis ein Fünftel ihres anfänglichen Verkaufswertes alle Aktien, die auf den Markt zurückströmten, und so lieferten

nicht die Rockefeller-Gruppe, sondern die Kupferspekulanten durch ihre Verluste das Kapital, mit dem die Amalgamated Copper Company ins Leben trat. Sie bezahlten den Preis, den Daly für seine Mine erhalten hatte, und sie sicherten dem neuen Amalgamated-Imperium ausserdem einen Millionengewinn, noch bevor es begonnen hatte, Kupfer zu produzieren.

Soviel über den Einzug der Rockefeller-Gruppe in die neue Kupfer-Ära und ihre Wolf-frisst-Wölfe-Welt. Nach dem einmal erreichten Erfolg begehrte Henry H. Rogers nach mehr. 1898 projektierte er eine American Smelting and Refining Company. Sein Ziel war, alle amerikanischen Hütten für Kupfer, aber auch für andere Nichteisenmetalle in einer Art Rockefeller-Konzern zusammen zu schliessen, und ein Teil dieses Zieles war, auch die Guggenheims und ihre Unternehmen «zu verschlingen». Rogers' Operationen begannen in Montana, weit von den Guggenheims entfernt. Sie galten zunächst noch einem anderen deutsch-jüdischen Einwanderer, dem es als einzigen ausser den Guggenheims gelungen war, für sich eine ökologische Nische auf dem grossen Feld der Nichteisenerze zu finden und aufzubrechen. Sein Name war Adolph Lewisohn.

Zwei Jahrzehnte nach Simon Guggenheim hatte Lewisohn als jüngstes der sieben Kinder eines Hamburger Woll- und Borstenhändlers die Hansestadt mit New York vertauscht. Er hatte seine Karriere nicht als Hausierer begonnen. Mit seinen Brüdern Julius und Leonard hatte er 1867 als gutbezahlter Angestellter seines Vaters Samuel den Boden Amerikas betreten. Samuel Lewisohn selbst war von streng orthodoxer Gläubigkeit – in seinem Haus brannte auch im kältesten Hamburger Winter am Sabbat kein Feuer, weil dessen Entzünden verbotene Arbeit bedeutet hätte. Er war deshalb nach allem, was er aus Amerika gehört hatte, von der tiefen Furcht gepeinigt, seine Söhne würden in Amerika den orthodoxen Glauben verlieren. Was Adolph anbetraf, so war diese Befürchtung berechtigt. Schon in Deutschland hatte der Achtzehnjährige einem Freund auf dessen Bemerkung: «Judentum nimmt man mit der Muttermilch in sich auf» erwidert: «Bei mir trifft das jedenfalls nicht zu. Ich hatte eine christliche Amme.»

Nach einem Dutzend Jahren in New York hatte ihn ein Borstengeschäft um 1880 nach Boston geführt, wo er einen Vortrag des amerikanischen Elektropioniers Thomas Alva Edison über die zukünftige Bedeutung von Kupferdraht hörte. Das war für ihn Grund genug, die Borsten zu vergessen und sich dem Kupferhandel zuzuwenden.

Nachrichten über ungehobene Kupferschätze hatten ihn wie Daly – nur etwas später – nach Montana geführt. In Butte hatte er spottbillig eine verlassene Mine gekauft. Der Grund für den billigen Preis lag darin, dass es ausser Maultieren keine Möglichkeit gab, das Kupfererz zu transportieren. Lewisohn zeigte sich

aber der Lage besser gewachsen als die Abenteurer, welche die Mine aufgegeben hatten.

Den Präsidenten der Northern-Pacific-Eisenbahn überredete er, ein Stichgeleise nach Butte zu bauen, indem er ihm Erzfrachten versprach, von denen er selbst noch nicht wusste, ob seine Mine sie jemals hergeben würde. Danach verhandelte er mit der Great-Northern-Bahn, die in der Nähe der Montana-Wasserfälle Great Falls bereits eine Haltestelle unterhielt. Das Vorhandensein der Wasserkraft der Great Falls erschien ihm von grossem Vorteil für den Standort einer Kupferhütte. Als Gegenleistung für den Bau einer weiteren Stichlinie nach Butte garantierte er auch der Great-Northern-Bahn Grosstransporte. Mit beiden Eisenbahngesellschaften gleichzeitig handelte er Verträge aus, wonach die Frachttarife niedriger werden sollten, je grösser die transportierten Erzmengen würden. Er spielte grosses Vabanque, denn erst als die Schienen bereits verlegt waren, fand er einen Weg, um das Versprechen der vollen Auslastung der Züge zu erfüllen.

Der grösste Teil des Butte-Erzes war minderwertig und hätte ungenutzt zu Halden aufgeschüttet werden müssen. Als gebürtiger Hamburger aber wusste Lewisohn, dass Hochseeschiffe Ballast benötigten, und so füllte er ungezählte Eisenbahnwaggons mit wertlosem Erz, das nach Portland und anderen Häfen rollte. Dort wurde es als Ballast verkauft. Damit erreichte er die Transportmengen, die ihm nun niedrige Frachttarife für seine hochwertigen Kupfererze und, als sein Hüttenwerk in Great Falls zu arbeiten begann, auch für sein Kupfer sicherten. Schliesslich gründete er, während die Guggenheims voll und ganz in Mexiko beschäftigt waren, eine Metallverkaufs-Company. Er kopierte das Guggenheimsche Beispiel der Kombination von Erzmine, Verhüttung sowie Verkauf, und ausser der Philadelphia Smelting and Refining Company war seine Gesellschaft die einzige in Amerika, die über eine eigene Verkaufsorganisation verfügte und grosse Teile des europäischen Marktes eroberte. Er erwarb einen Stadtpalast in der New Yorker Fifth Avenue, dazu ein Schloss in Elberon am Meer und einen Landsitz in Westchester. Er genoss die Reize der Frauen, die Wein- und Sektkeller, Tanz und Partys so sehr, dass er keinen Grund sah, einen Vorschlag abzulehnen, den ihm Henry H. Rogers nun, 1898, unterbreitete. Er schloss sich Rogers' projektiertem neuen Trust an und nahm den Export nach Europa in seine erfahrene Hand. Dieser leichte Erfolg erweckte in Rogers die Überzeugung, der American-Smelting-and-Refining-Konzern werde nicht nur alle bestehenden Metallhütten in Montana, Colorado, Mexiko, Texas, Utah, Illinois und Pennsylvanien ohne besondere Schwierigkeiten übernehmen können, sondern auch den Besitz der Guggenheims.

Er liess American-Smelting-and-Refining-Aktien im Wert von 64 Millionen Dol-

lar drucken und wählte die Wall-Street-Makler Moore & Schley als Dirigenten für eine neue Aktien-Manipulation. Was die Mehrzahl der Hütten anging, so behielt er recht. Alle waren bereit, sich gegen Anteile aus dem 64-Millionen-Topf sowie Aufsichtsrats- und Direktoren-Ämter dem Konzern anzuschliessen. Am Ende fehlten nur noch die Guggenheims – und zu Rogers' grosser Überraschung lehnte Daniel Guggenheim ab.

Er wies Angebote von fünf, zehn, ja fünfzehn Millionen Dollar in Aktien als Preis für den Anschluss seiner Hütten zurück, und sein Vater Meyer – nunmehr 70 Jahre alt, immer noch mit Zigarrenasche bestaubt und drauf und dran, sich in die Sonne Floridas zurückzuziehen – bemerkte: «Sie wollen uns für bedrucktes Papier kaufen. Aber für bedrucktes Papier sind wir nicht zu haben.»

Daniel Guggenheim gab sich nicht der Illusion hin, der American Smelting and Refining für immer widerstehen zu können. Aber seine Strategie zielte darauf ab, dem Überlegenen so lange die eigene Standfestigkeit zu zeigen, bis er neue, bessere Vorschläge unterbreitete. Besser nicht nur im Hinblick auf Geld – sondern vor allem auf Guggenheimschen Einfluss an der Spitze des Konzerns. Um die Jahreswende 1898/99 begann er seinen Kampf in der «Arena der ganz grossen Wölfe». Der Kampf machte ihn selbst zum «Herrenwolf» und zum grössten Freibeuter unter den Guggenheims. Dem Kühnen lächelte das Zufallsglück. Rogers stürzte sich einige Monate lang in ein anderes gewaltiges Projekt: die Gründung eines Milliarden-Dollar-Stahltrusts, der unter dem Namen United Steel die amerikanische Stahlindustrie der Zukunft beherrschen sollte. Adolph Lewisohn – nun 50 Jahre alt – gab sich weiterhin an der Fifth Avenue und auf einem neuen Landsitz am Savanax-See dem «Dolce Vita» hin. Der Konzern wurde zu einem Treibhaus der Rivalitäten ehemaliger Hüttenbesitzer. Im Juni 1899 brachen im grössten angeschlossenen Hüttenwerk in Durango, Colorado, Streiks für die Einführung des Achtstundentags aus. Der Trust lehnte die Forderungen der Arbeiter ab und schloss alle Hütten im Westen. Damit lieferte er Daniel die erste Gelegenheit, seine Muskeln zu zeigen. Daniel akzeptierte für seine Schmelzereien den Achtstundentag und feuerte dadurch die Streikenden von Durango zum Durchhalten an. Gleichzeitig führte er in seinen Hütten 3 Arbeitsschichten pro Tag mit Nachtzuschlägen ein. Minen, die bisher der American Smelting and Refining Company ihre Erze geliefert hatten und nun wegen der Streiks vor verschlossenen Toren standen, fanden in ihm einen grosszügigen Abnehmer. Als die Streiks in den dritten Monat gingen, warf er Bleivorräte, die er in dieser Zeit angehäuft hatte, mit enormem Gewinn auf den bleihungrig gewordenen Markt und gründete nebenher eine Guggenheim Exploration Company mit dem erklärten Ziel, in Nord- wie Südamerika planmässig nach unerschlossenen Erzen zu suchen, um neue Guggenheim-Minen und -Hütten zu eröffnen.

Wenige Wochen später, im Dezember 1899, hatte Daniel sein Ziel erreicht. Immer noch waren Henry H. Rogers mit United Steel und Adolph Lewisohn mit dem «Dolce vita» beschäftigt, und der führerlose Konzern offerierte Daniel ein Vielfaches des ursprünglichen Angebotes: Aktien im Werte von 45 Millionen Dollar. Daniel akzeptierte – aber nur unter der Bedingung, dass lediglich die Guggenheim-Schmelzereien in Colorado und New Jersey in der American Smelting and Refining Company aufgingen. Die Minen, alle Anlagen in Mexiko sowie die Exploration Company blieben selbständiger Guggenheim-Besitz. Ausserdem forderte – und erhielt – er das Amt eines Präsidenten der American Smelting and Refining Company; seine Brüder Isaac, Murry, Solomon und Simon übernahmen Vorstandssitze. Damit war eine Kontrolle des Konzerns durch die Guggenheims gesichert.

Als Rogers und Lewisohn davon erfuhren, wollten sie zuerst nicht daran glauben. In einem Anfall wilder Empörung warf Rogers 100'000 Aktien der American Smelting and Refining Company auf den Markt, um die Kurse der Gesellschaft, die er selbst gegründet hatte, zu ruinieren. Aber Daniel fand Hilfe bei einem Grossspekulanten, William C. Whitney, der ein persönlicher Rivale von Rogers war und jede Gelegenheit begrüsst, ihn zu treffen. Daniel erwarb die Aktien, die Rogers auf den Markt geworfen hatte, und konnte den Kursverfall aufhalten. Daraufhin eröffnete Rogers ein Gerichtsverfahren gegen die Rechtmässigkeit der Abkommen, die Daniel und seinen Brüdern so viel Macht verliehen hatten. Doch das Verfahren endete mit einem Kompromiss, bei dem Daniel nur unwesentliche Positionen aufgeben musste. Als sich der Staub über dem Schlachtfeld legte, war er Vorsitzender des Vorstandes, Simon Direktor der Finanzabteilung, und Isaac, Murry und Solomon blieben, was sie vor der Schlacht gewesen waren. Adolph Lewisohn nahm die Niederlage als einziger ohne Groll hin. Er lebte so glücklich (und offenbar gesund) mit seinen Sektkellern und Gemäldesammlungen voller Degas, Cezannes, Renoirs, Picassos, van Goghs und Manets, dass er noch im 90. Lebensjahr, kurz vor seinem Tode im Jahre 1938, in einer Neujahrsnacht das Tanzbein schwang. Von seinem rund 200 Millionen umfassenden Besitz bekamen die Erben nur wenige Millionen. Seinem Sohn, der ihm vorwarf: «Vater, du verbrauchst unser Kapital!» erwiderte er: «Wer hat es denn gemacht?»

Als Meyer Guggenheim 1905 im Alter von 77 Jahren in Florida aufhörte, Gewinne oder Verluste persönlich in sein kleines Kontobuch einzutragen, und seine Augen für immer schloss, hatte Daniel für sich und seine Brüder den Weg gebahnt, der sie in den folgenden anderthalb Jahrzehnten zu absoluten Minenkönigen Amerikas werden liess. Der familiäre Zusammenhalt, der ihnen beim Aufstieg geholfen hatte, erlitt allerdings seine ersten Erschütterungen. Auch die verbliebenen Familienun-

ternehmen wurden zu Aktiengesellschaften, und schon fingen einige Brüder an, den Genuss des Eroberten über den Kampf um Vermehrung oder Bewahrung der Macht zu stellen. Benjamin ging eigene Wege. Er machte kein Geheimnis aus seinen Mätressen in New York und Paris. Von ihm stammt das Bonmot, man solle nie am Morgen mit einer Frau schlafen, weil man im weiteren Verlauf des Tages eine reizvollere treffen könne und dann müde sei. 1912 starb er mit einer theatralischen Geste, als er mit der «Titanic» unterging. Er zog seine Abendgarderobe an und überreichte einer Dame, die ein Rettungsboot bestieg, eine Notiz: «Berichten Sie meiner Frau, dass ich bei der Erfüllung meiner Pflicht mein Bestes tat.» Vielleicht dachte er nach all seinen Eskapaden an die Verpflichtung, als ein Guggenheim heroisch in den Tod gehen zu müssen. William, der sich als der Jüngste schon immer als «überzählig» gefühlt hatte, heiratete 1900 eine nicht-jüdische Kalifornierin namens Grace Brown Herbert. Er lebte fortan zwischen Scheidungsprozessen und Scheidungsanfechtungen, umgeben von Sängerinnen und Tänzerinnen. Als er starb, vermachte er sein Vermögen der «Miss America 1929», der «Miss Connecticut 1930» und einigen Revuegirls.

Aber das waren nur die ersten Risse im grossen Zusammenhalt. In Daniels Hand wurde die Guggenheim Exploration Company zu einem Instrument der Rohstoffgewinnung von wahrhaft internationalem Format. Für 250'000 Dollar pro Jahr nahm er den abenteuerlichsten, erfolgreichsten Minenfachmann der Welt, John Hays Hammond, in seinen Dienst. Hammond hatte die Goldminen Südafrikas aufgespürt. Bei seiner Arbeit benützte er einen privaten Eisenbahnzug mit der Zulu-Aufschrift «kya yami» oder «Mein Heim». In Mexiko erschloss er «Esperanza», die fündigste Goldmine des Landes. Dann folgten innerhalb von nur sechs Jahren: Minen in Idaho, neue Minen in Mexiko und Kanada sowie Kupfer- und Diamantenbergwerke in Belgisch-Kongo. 1906 reiste Daniel persönlich in die Wildnis des Wrangel-Gebirges in Alaska, um sich zu überzeugen, dass dort eines der grössten Kupfervorkommen der Erde, Kennecott genannt, brachlag. Er eröffnete den Minenbetrieb, und 1911 war nach einem erbarmungslosen Wettrennen mit konkurrierenden Eisenbahnunternehmern die Guggenheimsche Copper-River-Bahn betriebsbereit, die das Kennecott-Erz 200 Meilen weit ans Meer transportierte. Von dort ging es weiter auf Schiffen zu einer Guggenheim-Hütte am Puget-Sund. Neue Minen und Hütten in Nevada, Arizona und schliesslich in Chile kamen hinzu, wo mit Dampf getriebene Schaufelbagger 300 Millionen Tonnen Kupfererz förderten. Als im August 1914 der Erste Weltkrieg begann, regierte Daniel Guggenheim von seiner Suite im St.-Regis-Hotel in New York aus das grösste Kupfer- und Minen-Imperium des amerikanischen Kontinents. Neu organisiert als Kennecott Copper Corporation belieferten die Kupferminen und Kupferhütten den grössten Teil der

kriegführenden und der nichtkriegführenden Welt und schütteten ihren Aktionären 200 Millionen Dollar Dividende aus, als die Geschütze in Europa 1918 schwiegen.

Doch als Isaac starb und ein persönliches Vermögen von 16 Millionen Dollar hinterliess, hatte sich das Guggenheim-Imperium im Inneren weiter verändert. Daniel hielt zwar die Zügel noch fest in der Hand, und ein Blick aus seinen grünblauen Augen war soviel wie ein Befehl. Aber aus den Reihen der Aktionäre rückten immer mehr Nicht-Guggenheims in die Führungspositionen vor, und der Wandel von Eroberern zu Verwaltern und Geniessern unter den Brüdern Daniels liess die Schatten farbloser Anonymität über das Imperium sinken. Murry, Simon und Solomon beschäftigten sich schliesslich nur noch mit Stiftungen, sei es als Hobby, aus Prestige Gründen oder wegen steuerlicher Vorteile. Solomons weltberühmtes New Yorker Guggenheim-Museum für Moderne Kunst wurde ein Musterfall. Der Name Guggenheim wurde auf Rennplätzen, bei Hundeparaden, bei Scheidungsverfahren und durch einige gekaufte Diplomatenämter prominenter als in der Welt des Rohstoffkampfes. Daniels Sohn Harry und Murrays Sohn Edmond bekleideten noch eine Zeitlang Positionen in der Kennecott Copper Corporation oder in mexikanischen wie chilenischen Büros. Aber 1920 erregte Harry weit mehr Aufmerksamkeit durch den Frauentausch mit einem Guggenheim-Partner, William C. Potter (Caroline Potter gegen Helene Guggenheim). Für seine neue Frau errichtete er in Sands Point ein normannisches Schloss. Dann verfiel er der Leidenschaft für die Fliegerei. 1925 bewog er seinen Vater Daniel, 2'500'000 Dollar für ein Guggenheim-Fliegerinstitut an der Universität von New York aufzuwenden, womit er die Gunst des republikanischen Handels- und Verkehrsministers in Washington, Herbert Hoover, gewann. Als Hoover 1928 zum Präsidenten aufstieg, sandte Harry ihm ein Glückwunschtelegramm: «Ihr Sieg verkörpert den grössten Sieg der Republikaner in der Geschichte der Welt. Er eröffnet eine neue Epoche menschlichen Fortschritts.» Die Tatsache, dass der Börsensturz von 1929 Herbert Hoover zu einer tragischen Figur machte, wies das Telegramm als ein Zeugnis extremer politischer Naivität aus. Aber es trug immerhin dazu bei, dass Harry das Amt des amerikanischen Botschafters in Cuba erhielt und eine feudale Residenz in Havanna bezog. Doch auch er war nur eine verlorene Gestalt in der Zeit von Zuckerkrisen, kubanischen Diktatoren und Rebellionen ausgepöbelter Proletarier. Die Anwesenheit eines «Privat-Botschafters» der New York National Bank, dessen Sitz in Cuba wichtiger war als der Botschafterpalast, degradierte ihn vollends. Vielleicht ahnte Harry in einsichtigen Stunden die zwar noch fernliegende, aber unausweichliche Revolution, die den amerikanischen Einfluss auf Cuba zerbrechen sollte. Er flüchtete sich in die Idee von freien Wahlen, was auf Cubas Boden ebenso unrealistisch war wie viele sons-

tige Versuche, amerikanische Formen der Demokratie auf andere Völker zu übertragen. Seine Episode auf Cuba ging ihrem Ende entgegen, als Daniel Guggenheim im Jahre 1930 starb. Daniel war der letzte grosse Kämpfer der Guggenheims, und er nahm den Pioniergeist mit ins Grab.

Ein Hauch Bankengeschichte und als Auftakt August Belmont in New York

Ein bedeutender amerikanischer Mediziner und Literat der Harvard-Universität sowie Zeitgenosse der deutsch-jüdischen Einwanderung, Oliver Wendell Holmes, war ein Mann der nüchternen Analyse und gerechten Ehrlichkeit. Bis zu seinem Tode im Jahre 1894 trat der Neuengländer für Verständnis und Fairness gegenüber jüdischen Immigranten ein. Berichte über eine finanzielle Ausbeutung der Umwelt von Seiten der Juden bezeichnete er als Märchen und Erfindung von Europäern und zaristischen Russen. In seinen späteren Jahren aber gestand er in dem Gedicht «Eine hebräische Geschichte», der Anblick eines «hakennasigen Juden» an einer Strassenecke habe genügt, auch in ihm Vorstellungen von jüdischem Wucher und finanziellem Raffinement zu wecken und einen inneren Kampf zwischen Verstand, menschlicher Einsicht und irrationalen Empfindungen hervorzurufen. Genau 80 Jahre nach Holmes' Tod, im Oktober 1974, debattierte der amerikanische General George Scratchley Brown – zu dieser Zeit Vorsitzender der Vereinigten Stabschefs der amerikanischen Streitkräfte – mit Studenten der Duke-Universität in North Carolina über den modernen Staat Israel und die Vereinigten Staaten. Er schilderte den Einfluss, den nach seiner Erfahrung eine amerikanisch-jüdische Lobby zugunsten Israels auf den amerikanischen Kongress und das Weisse Haus ausübe. Er erklärte, dieser Einfluss sei so stark, dass sich die Studenten keine Vorstellungen davon machen könnten, und fuhr erläuternd fort: «Nun, wie Sie wissen, besitzen sie (die Juden) grosse Banken in unserem Land und die Zeitungen. Schauen Sie nur dorthin, wo das jüdische Geld in diesem unserem Land steckt ...!»

In Browns Karriere gab es keinen Anhaltspunkt, dass er je durch antijüdische Äusserungen gegen die ungeschriebenen Verhaltensregeln innerhalb der amerikanischen Gesellschaft verstossen hätte, die seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, seit der Entstehung eines unterschweligen Empfindens, den Juden während der Hitler-Ära nur unzulänglich Hilfe geleistet und damit amerikanische humanitäre Ideale verletzt zu haben, Gültigkeit errungen hatten. Aber die zu dieser

Zeit aktuellen Nachwehen des arabischisraelischen Krieges von 1973 und die israelischen Rüstungsforderungen an Amerika veranlassten ihn zu seiner Bemerkung über den politischen Einfluss der Juden auf amerikanischem Boden (dessen Geschichte, Realität oder Irrealität zu einem späteren Teil der Saga gehört). In Oliver Wendell Holmes wie George Scratchley Brown manifestierte sich, wie tiefe Wurzeln die Vorstellung einer Verbindung zwischen Judentum und Finanzmacht als europäisches Erbe in Amerika geschlagen hat.

Die unfreiwilligen Väter dieses Phänomens waren einige deutsch-jüdische Bankiers, vor allem aber eine Anzahl unbekannter Händler, die zwischen 1840 und den siebziger Jahren ihre Nischen in der noch chaotischen Finanzwelt der Vereinigten Staaten ausbauten. Ihre Geschichte enthält alle Zutaten, die für grosse Märchen oder Mythen nötig sind.

Als kurz vor 1840 ein 21jähriger, rundgesichtiger junger Mann aus Frankfurt, August Belmont, in New York an Land ging, war das amerikanische Bankwesen erst 50 Jahre alt, aber die angelsächsisch-protestantischen Finanzmagnaten vom Format eines John Pierpont Morgan, der bald legendären Ruhm erlangen sollte, waren schon geboren. Bei aller Scheu vor Verallgemeinerungen durfte man sagen, dass Thomas Jefferson mit seinen Idealvorstellungen über den Vorrang der Freiheit des Einzelnen vor ordnenden staatlichen Institutionen den Realisten Hamilton bei der Gründung einer ersten Zentralbank, der Bank der Vereinigten Staaten von Amerika, auf verhängnisvolle Weise behindert hatte. Die Lebensdauer der Bank wurde auf nur 20 Jahre beschränkt, und ihre Frühgeschichte stand im Schatten von Skandalen. Eine ihrer Aufgaben sollte die Entschädigung der Veteranen des Revolutionskrieges sein, die bis dahin nur wertlose Anrechtspapiere erhalten hatten. Washingtoner Politiker, die vorzeitig davon erfuhren, schickten Abgesandte aus, um vielen ahnungslosen Veteranen ihre Papiere für einige Dollar abzukaufen und sich dadurch selbst zu bereichern. Hamilton war machtlos, weil er ohne die Unterstützung dieser Politiker nicht imstande war, eine Zentralbank zu eröffnen.

Die Bank der Vereinigten Staaten von Amerika, die 1811 am Ende ihrer ersten Zwanzig-Jahres-Periode prompt geschlossen wurde, musste wenige Jahre darauf neu gegründet werden, weil die Regierung, der nun James Madison als Präsident Vorstand, nicht wusste, wie sie die Kosten des Kriegs mit England um Kanada im Jahre 1812 aufbringen sollte. Aber wieder wurde die Lebensdauer der Bank aus Furcht vor staatlichem Einfluss auf 20 Jahre beschränkt. Präsident Andrew Jackson, der 1829 als heiss umstrittener Exgeneral das Weisse Haus bezog, konnte der Bank angeblich nicht verzeihen, dass sie ihm das Geschäft mit Tabak und Sklaven verdorben hatte. Es handelte sich wahrscheinlich nur um eine Legende, aber trotzdem war es Jackson, Sohn irischer Einwanderer, dessen Vater

vor Erschöpfung auf einer Farm in Carolina starb und dessen Mutter im Revolutionskrieg auf einem britischen Gefängnisschiff an Cholera umgekommen war, der die Bank aus Abneigung und Misstrauen gegenüber allen Briten, Neuengländern, Kaufleuten, Finanziers und der Hauptstadt Washington vorzeitig ruinierte. Der von ihm veranlasste Transfer aller Einlagen der Bundesregierung von der Bank der Vereinigten Staaten auf Banken in den Einzelstaaten war ihm dabei ein ebenso «nützliches» Mittel wie die Verschleuderung neuen Regierunglandes im Westen, durch die der erbarmungslose Indianerhasser und Kolonisator sich Hilfe für Siedler seiner Art und Herkunft versprach. Er entfachte damit nur neue Wogen der Landspekulation, und wegen des unkontrollierten Banknotendrucks sah er sich ein Jahr vor Ablauf seiner zweiten Amtszeit, 1835, gezwungen, Landkäufe von der Bezahlung in Hartgeld abhängig zu machen.

1837 schlossen 618 Banken ihre Türen, und verspätete Versuche, durch die staatliche Lizenzierung neuer Banken Ordnung zu schaffen, blieben nur ein naiver Traum. In der Praxis konnte jedermann, der über Frack und Zylinder verfügte, eine Bank eröffnen. 1850 waren es rund 1'000. Die Börse operierte in glorioser, ungehemmter Freiheit. Während des ersten Baufiebers, als sich Schienenstränge privater Bahngesellschaften in den Kontinent frassen, empfanden Investment-Bankiers keinerlei Skrupel, Eisenbahnaktien für Bahnen unter die Leute zu bringen, die parallel zu anderen verliefen oder zu den gleichen Orten führten oder aus anderen Gründen von vornherein zum Bankrott verurteilt waren. Bank- und Vermittlungsprovisionen waren ihnen ja sicher. Sie kannten kein Mitleid mit den Hunderttausenden, die ihr Geld verloren hatten, und einer der Väter der amerikanischen Verfassung, William Few, klagte desillusioniert und deprimiert: «Keine Bank ist gegründet worden, welche nicht die Verfassung durch Intrigen, Korruption und Betrug beleidigt hat.»

So war das Gelände beschaffen, das August Belmont betrat, als er in New York das Schiff verliess. Er war stämmig, sprach Französisch und Englisch mit hartem Akzent, war im Übrigen, wenn man einschlägigen Schilderungen Glauben schenkt, eine Mischung aus Vulgarität und Grandseigneur, mit brennendem Ehrgeiz und grenzenlosem Selbstbewusstsein, mit händeküssendem europäischem Charme und Verführeraugen, «die New Yorker Damen auszogen bis auf die Haut». Er stammte von jüdischen Eltern aus Alzey in Hessen. Sein Vater Simon hatte in den Glanztagen Napoleons I. den französischen Namen Belmont angenommen. 1829 war August als Lehrling in die Dienste Amschel Meyer Rothschilds jun. in Frankfurt getreten, und Amschel Meyer hatte ihn, weniger aus Sympathie als aus Überzeugung von seinem Talent, in seine Niederlassung nach Neapel und 1837 nach Havanna auf Cuba geschickt.

Dort erfuhr er, dass Amerika von einem Bankkrach heimgesucht wurde, der 618

Banken ruinierte. Er reiste aus eigener Initiative und ohne Rückfragen in Frankfurt auf dem schnellsten Wege nach New York – nicht nur als händeküssender Charmeur, sondern, gestützt auf seine Beziehungen zu den Rothschilds, als Retter bankrotter angelsächsischer Finanzspekulanten und Vermittler europäischer Darlehen an verschuldete Einzelstaaten. Der Bank von Maryland gewährte er eigenmächtig Rothschild-Kredite, und Lionel Nathan Rothschild unternahm in London sofort den Versuch, ihn für seine Eigenmächtigkeit zu strafen, indem er drohte, die Kreditzusagen nicht einzulösen. Aber Belmonts aggressive Hartnäckigkeit und der Gewinn, der in Maryland winkte, waren stärker als die Rothschildische Strafpädagogik. Die Rothschilds gaben nach und stärkten damit Belmonts Prestige in Amerika. Ein ähnlicher Schlagwechsel zwischen Rothschildischer Zentralgewalt und Belmonts Selbstbewusstsein wiederholte sich bei einer Anleihe an den Staat Kalifornien. Belmont blieb Sieger, weil die Anleihe einen Gewinn erbrachte, der für die Frankfurter und Pariser Rothschilds neu und überraschend war und nicht ihren Vorstellungen von dem «wilden» Amerika entsprach. Belmont machte sich daran, einen Platz in der Gesellschaft der «obersten Vierhundert» (oder wie viele es auch immer waren) von New York zu erringen. Die Astors, die bereits eine alte eingessessene Gesellschaft repräsentierten, beachteten ihn kaum – weniger, weil er jüdischer Abstammung war, sondern weil sie die naturgegebenen Aversionen etablierter Neureicher gegen noch nicht etablierte Aufsteiger hegten. Weniger mächtigen Klienten, welche die Bedeutung seiner Beziehungen zu Europa und den Rothschilds nicht gebührend würdigten, begegnete er mit Anmassung. Als man vergass, ihn zum grossen City-Ball von New York einzuladen, soll er erklärt haben, wenn er nicht eingeladen werde, sei jeder Anwesende ruiniert. Die Legende berichtet, dass man ihn daraufhin zwar einlud, aber sonst niemand erschienen war und er der einzige Gast im Festsaal blieb. Doch dies waren – wie gesagt – Legenden. Belmont duellierte sich nach sefardischem Vorbild erfolgreich mit Edward Heyward, dem arroganten Repräsentanten einer reichen Familie aus New Orleans, weil Heyward ihn in Delmonico's New Yorker Restaurant einen Juden nannte. Er trug eine Wunde an der Hüfte davon, die ihn für den Rest seines Lebens hinken liess. Aber er fand im Laufe der Jahre Zugang zu einer neuen, mit dem Bürgerkrieg aufsteigenden Gesellschaft vom Schlage eines Cornelius Vanderbilt, von der wir noch hören werden. 1848 war er wohlhabend genug, um eine Aufkündigung seiner amerikanischen Repräsentanten-Position durch Amschel Meyer Rothschild nicht fürchten zu müssen. In einem Brief an seine Schwester Elisabeth und deren Mann Stephan Feist in Koblenz machte er sich vielmehr Gedanken über die Zukunft der Rothschilds in Frankfurt und Paris, weil die europäische Revolutionsbewegung von 1848 ihnen schwere Verluste zugefügt hatte, und er schrieb: «Je denfalls kann ich... im

strengsten Vertrauen mitteilen ... dass ... ich mich so situiert habe, dass ich weder darin impliziert bin, noch Geld verlieren kann ...» In der Tat war er so unabhängig, dass er den Versuch James Rothschilds in Paris, seinen Sohn Alphonse als New Yorker Familienvertreter zu etablieren, mit diplomatischer Eleganz abschlagen konnte. Alphonse reiste nach enttäuschenden Aufenthalten in New York und New Orleans nach Paris zurück, während Belmont die letzten gesellschaftlichen Hürden nahm. 1849 verlobte er sich mit Caroline Slidell Perry, der Tochter eines wenig bemittelten, aber gesellschaftsfähigen protestantischen Commodore, und heiratete sie dann. Caroline war dankbar für die eleganten Toiletten, die er ihr aus Paris besorgte, und die Tore des Union Clubs öffneten sich ihm. An der Fifth Avenue bezogen sie ein Haus mit einem Saal, in dem August pompöse «Belmont-Feste» feiern konnte, einer Kunstgalerie mit «skandalösen», aber von den Gästen gerne betrachteten weiblichen Akten von Bouguereau sowie einem Speisesaal mit goldenem Service aus fürstlich-europäischem Besitz für 200 Personen. Sein Koch kreierte Gerichte, die man in New York noch nie oder nur selten gekostet hatte, und auf einem Maskenball erschien er in einer Ritterrüstung mit echt goldenen Ornamenten. 4 Jahre nach seiner Hochzeit mit Caroline beseitigte er auch den letzten Anschein, dass er nur Repräsentant der Rothschild-Häuser war. Als Herr eines eigenen Investmenthauses August Belmont & Co. (das mehr als ein Jahrhundert amerikanischer Geschichte überdauerte) kündigte er seine Stelle als Agent und wickelte die Verhandlungen für Rothschild in Amerika fortan als Gleicher unter Gleichen ab. Gestalten wie Belmont oder der 1815 geborene Philip Speyer aus Frankfurt, der um die gleiche Zeit, nicht als mittelloser Immigrant, sondern als Partner der Frankfurter Familie Speyer und Gründer eines amerikanischen Bankhauses Speyer & Co. in New York eintraf, waren indessen nicht die typischsten und markantesten Pioniere auf dem Weg der deutschen Juden in die wilde Arena der amerikanischen Finanzwelt. Ihre Verkörperung wurde vielmehr der 35jährige Hausierer und Händler Joseph Seligman, der 1855 auf den Gedanken verfiel, Gold, das er und seine Brüder bei Geschäften in Kalifornien verdient hatten und das er unter dem Bett seiner Frau Babet in einer bescheidenen Wohnung in der New Yorker Broadway-Gegend aufbewahrte, für Aktiengeschäfte zu verwenden.

Joseph Seligman und seine Brüder

Ein amerikanischer Schriftsteller, der sich mit der Geschichte der High-Society verschiedener ethnischer Gruppen beschäftigte, Stephen Birmingham, beschrieb die Seligman-Geschichte 1967 mit einer Ausführlichkeit, die zwar manches an Komposition oder Deutung vermissen lässt, aber dafür reich an Details war. Der 1820 geborene Joseph Seligman war in der kleinen Weberwerkstatt seines Vaters David und dem Wollladen seiner Mutter Fanny im bayerischen Baiersdorf mit zehn Geschwistern, Jakob, Isaias, Hermann, Wolf, Lippmann, Abraham, Isaak, Babette, Rosalie und Sarah, aufgewachsen. Seine ersten geschäftlichen Erfahrungen machte er als Kind mit dem Wechseln von Geld hinter der Theke im Geschäft der Mutter. Antijüdische Aversionen erlebte er erst auf dem Gymnasium in Erlangen, das ihn zwar aufnahm, aber als «Judenbub» behandelte. Auch sein noch völlig in der orthodoxen Tradition verwurzelter Vater hatte wie so viele andere gehört, dass Juden im fernen Amerika ihren Glauben verrieten, und sträubte sich gegen eine Auswanderung. Doch über Weg und Schicksal der Kinder bestimmte Fanny Seligman. 1837 schickte sie den Siebzehnjährigen nach Bremerhaven. Auf der folgenden neunzigägigen Seereise an Bord des Schoners «Telegraph» verzehrte er, von Hunger getrieben, zum erstenmal in seinem Leben Schweinefleisch. Nach der Ankunft in Amerika lief er zu Fuss von Ort zu Ort, bis er das Nest Mauch Chunk in Pennsylvanien erreichte und eine Buchhalterstellung in einem Laden fand, in dem Farmer der weiteren Umgebung einzukaufen pflegten. Es dauerte nicht lange, da entschloss er sich, ihnen den Weg abzunehmen, von Farm zu Farm zu wandern und damit ein selbständiges Geschäft aufzubauen.

Auf seinen Hausiermärschen musste er sich gelegentlich den Ruf «Christus-Killer» und auch Steinwürfe gefallen lassen. Aber er konnte im Laufe der Zeit rund 400 Dollar sparen, mit deren Hilfe seine Brüder Wolf und Jakob von Baiersdorf nach Pennsylvanien nachreisten, die sich in Zukunft William und James nannten. William marschierte als Hausierer zwölf Meilen weit, um einen Ring, der ihn 70 Cent gekostet hatte, gegen 100 Zigarren zu einem Cent einzutauschen. Weitere zehn Meilen legte er zurück, um die Zigarren für vier Cent das Stück an den Mann zu bringen und somit 3 Dollar 30 Cent Gewinn zu erzielen.

1841 reiste auch der vierzehnjährige Isaias Seligman über den Atlantik. Sein Name wurde zu Jesse amerikanisiert, und die vier mieteten sich eine Hütte in Lancaster, wo sie auf ihren Warensäcken schliefen. Ihr Charakter war so verschieden, dass sich William, Jesse und James nur murrend Joseph, dem einundzwanzigjährigen «Patriarchen», unterwarfen. So stritten sie lange, ob sie ihr Geschäft in die Südstaaten verlegen sollten, wo es weniger Konkurrenten gab. James, der Verfechter der Idee, wurde schliesslich Sieger, weil Joseph nachzugeben ver-

sprach, falls es James gelang, im Hochsommer ein Paar Winterstiefel zu verkaufen. James verkaufte einer Miss Jennifer bei glühender Julihitze warmes Schuhwerk und bestätigte damit seine (von Joseph nicht geteilte) Überzeugung, dass die höchste Verkaufskunst darin bestehe, Kunden etwas zu verkaufen, was sie eigentlich nicht haben wollten.

Ende 1841 waren Joseph und seine Brüder mit Waren im Wert von 5'000 Dollar nach Mobile im Süden unterwegs. Das Schiff, mit dem sie reisten, geriet in einen Sturm, bei dem es beinahe unterging. Aber schliesslich erreichten sie Birmingham im Staat Alabama, und noch heute erinnert ein «Seligman-Baum» an den Platz, auf dem sie ihr Verkaufszeit aufzuschlagen pflegten. Ein Jahr später waren sie gerade mit neuen Streitigkeiten untereinander beschäftigt, als die Nachricht eintraf, dass ihre Mutter Fanny gestorben war und David Seligman, weltfremd und verloren, die restlichen sieben Geschwister nicht mehr ernähren konnte. So legten sie 2'000 Dollar zusammen, und nacheinander landeten die zwanzigjährige Babette, die fünfzehnjährige Rosalie, der dreizehnjährige Hermann und die jüngeren Geschwister in New York. Vater David folgte ein Jahr später, hilflos und bankrott. Er zog mit den Kindern in ein New Yorker Quartier, während Joseph, James, William und Jesse weiter im Süden arbeiteten. Aber David Seligman fand keine Beziehung zur neuen amerikanischen Umwelt. Er starb einsam, ratlos und verstört. Seine Überreste ruhen heute in einem Marmor-Mausoleum der Seligmans auf dem Salem-Fields-Friedhof des Tempels Emanu-El in Brooklyn.

Joseph wurde nun zum «Patriarchen» der ganzen Familie. Babette, die einen Einwanderer Max Stetthimer ehelichen wollte, erhielt seine Zustimmung nur unter der Bedingung, dass sie zwei jüngere Geschwister zu sich nahm. Rosalie, die einen anderen Immigranten, Morris Lehmaier (der sich in Lemaire umbenannte), heiratete, erging es ebenso.

Um 1845 schien Joseph die Zeit für eine geschäftliche Expansion gekommen. James wurde nach New York geschickt, um dort den ersten Seligman-Kurzwarenladen – zufällig nicht weit von der Wall Street entfernt – zu eröffnen. Jesse und Hermann gründeten eine Filiale J. & H. Seligman in Watertown im Staat New York, und die Texte ihrer ersten Anzeigen lauteten: «Shawls, Shawls ... billiger als die billigsten, von denen Sie jemals hörten.»

Unterdessen sah sich Rosalie nach einer Frau für Joseph um, und zwar nicht in Amerika, sondern in dem unvergessenen Baidorf. 1848 überredete sie ihn zu einer Reise nach Deutschland, und der nun Achtundzwanzigjährige kehrte an den Ort seiner Jugend zurück, bezahlte alle Gläubiger seines Vaters, besuchte das Grab seiner Mutter und heiratete – wie Rosalie ihm empfohlen hatte – seine Cousine Babet Steinhardt, ein bescheidenes, nur für Haushalt, Mutterschaft und Fröm-

migkeit erzeugenes Mädchen. Mit ihr zusammen kehrte er (diesmal nicht mehr im Zwischendeck) rechtzeitig genug nach New York zurück, um Zeuge zweier für die Zukunft der Seligmans entscheidender Ereignisse zu werden.

Das erste betraf Jesse. In Watertown hatte er die Bekanntschaft eines obskuren amerikanischen Oberleutnants namens Ulysses Sympson Grant gemacht, der in einer Kaserne der Nachbarschaft diente und auf der Suche nach billigem Schmuck für seine Braut Julia war. Es blieb nicht bei dem Schmuckkauf. Grant, der Sohn eines zweifelhaften Yankee-Lederhändlers Jesse Grant, war ein Trinker. Und niemand hätte vorausgesagt, dass er 1863 zum Oberbefehlshaber der Nordstaaten-Armeen, zum siegreichen amerikanischen Nationalhelden und zwischen 1869 und 1877 zum (nach wie vor dem Alkohol verfallenen und darüber hinaus der Korruption nicht abgeneigten) Präsidenten der Vereinigten Staaten werden würde. Grants nach zeitgenössischen Berichten schielende, aber tapfere Braut Julia fürchtete, dass seine Mitgliedschaft in einer Loge der Alkoholfeinde allein ihn nicht davor bewahren würde, über kurz oder lang aus der Armee geschasst zu werden. So hielt sie ihn zum Pokerspiel in Jesse Seligmans Laden an, weil Jesse niemals trank.

Das zweite Ereignis waren die Goldfunde in Kalifornien. Joseph zögerte wie Levi Strauss nicht, an dem grossen Gold-Run teilzunehmen. Jesse und Lippmann, der sich in Amerika dann Leopold nannte, schickte er mit Waren im Wert von 10'000 Dollar nach Kalifornien. Babet hatte so viel Schlimmes über Indianer gehört, dass die beiden nicht die Landreise nach dem Westen antreten durften, sondern per Schiff nach Panama reisen und von dort ihre Ladung auf Maultieren durch den Dschungel zum Pazifischen Ozean hinüberschaffen mussten. Ihre Packtiere versanken bis zu den Bäuchen im Schlamm. Sie selbst bewegten sich langsam von Baumstamm zu Baumstamm und hörten ausser den heiseren Schreien, mit denen die Tiere angetrieben wurden, nur den Lärm von Affen und Papageien oder das Knallen von Schüssen auf die schattenhaften Gestalten der Eingeborenen im Blättergewirr. Leopold wurde fieberkrank; den Bewusstlosen band man auf ein Maultier. Aber schliesslich gelangten sie per Schiff nach San Francisco, und Jesse mietete in guter Voraussicht auf Feuersbrünste ein Haus aus Stein. So überstanden sie ohne Schaden das San Franciscoer Grossfeuer von 1851 und machten mit Geschirr und Tabak so ausgezeichnete Geschäfte, dass auch Hermann (jetzt Henry genannt) zur Unterstützung nach Kalifornien kam. Von den insgesamt über 500 Millionen Dollar an Gold, die nach den kalifornischen Goldfunden in den Osten Amerikas gelangten, fand ein kleiner, aber für die Seligmans entscheidender Teil den Weg in eine Stahlkassette unter Babets Ehebett.

Josephs Entschluss, die Firma Seligman in die Arena des Börsengeschäfts hin-

einzuführen, fiel in die Zeit einer Spekulationswoge, die selbst für New Yorker Verhältnisse ein Skandal war und bei Bankiers in Boston, welche gerne solide Fassaden wahrten, Herablassungen und Entsetzen hervorrief. Zahllose Spekulanten kauften Aktien, beliehen sie bei Banken und erwarben mit dem geliehenen Geld sofort neue Papiere. Das Verfahren musste unweigerlich bei der geringsten wirtschaftlichen Krise in einer Katastrophe enden, und Joseph wäre ihr schwerlich entronnen, wenn nicht ein Gerücht über Liquiditätsschwierigkeiten bei einer Bank ihn 1857 sofort veranlasst hätte, alle Wertpapiere in Gold umzutauschen und die Stahlkassette in seiner mittlerweile von 5 Kindern bevölkerten Wohnung wieder aufzufüllen. Seine Vorsicht bewährte sich. Zwei Tage später war die Bankenpanik von 1857 da. Joseph Seligman überstand sie mit Bargeld und ohne Schaden.

Aber der eigentliche Schritt zur Börse gelang ihm erst mit dem Bürgerkrieg und nicht ohne Umwege von manchmal obskurer, manchmal dramatischer, manchmal schmerzlicher Art. Als der Krieg begann, hatte William in New York gerade eine kleine Kleiderfabrik für die Versorgung der Seligman-Läden gegründet. Joseph hörte, dass in Washington Militäraufträge für Textilien vergeben wurden, und sandte Isaac als Botschafter in die Hauptstadt. Dort lernte Isaac innerhalb weniger Tage, dass Yankee-Fabrikanten den Staatsfinanzen nicht trauten und Staatsaufträgen abwartend gegenüberstanden. So beschloss Joseph, ein Risiko einzugehen, das die Angelsachsen scheuten, um sich dadurch verschlossene Türen zu öffnen. John Pierpont Morgan fand dafür später die leicht herablassende Formulierung: «Lasst das die Juden machen.»

Isaac ruhte nicht, bis ein Einkäufer der Nordstaaten-Armeen, Henry Gitterman, ihn mit ins Weisse Haus nahm und nach langem Warten Präsident Lincoln vorstellte. Als Isaac eine Schar von Politikern ungewollt in Hemdsärmeln vorfand, versicherte er dem überrascht-amüsierten Präsidenten, er könne nicht nur seine Minister, sondern auch die Armee mit erstklassiger Bekleidung versorgen. Der erste Auftrag, mit dem er nach New York zurückkam, lautete zwar nur auf Rangabzeichen im Werte von 120 Dollar, aber schon 1862 wurden daraus Lieferungen im Werte von mehr als 1 Million Dollar. Die Bedenken bezüglich der Zahlungsfähigkeit der Washingtoner Regierung erwiesen sich als berechtigt, und Joseph Seligman musste zahlreiche Mahnbriefe in die Hauptstadt senden, bis Teilzahlungen von insgesamt 1'437'483 Dollar eingingen. Für die meisten Lieferungen aber erhielt er nur Staatsschuldverschreibungen, die auf amerikanischem Boden damals noch so gut wie unverkäuflich waren. Hätte Joseph sich nicht schon vorher mit Finanz- und Börsenfragen befasst, wäre er jetzt dazu gezwungen gewesen. Um die Regierung in die Lage zu versetzen, ihre Verpflichtungen ihm gegenüber zu erfüllen, blieb ihm nur der Versuch übrig, Washingtoner Schatzan-

weisungen und Kriegsanzahlungen in Europa unterzubringen. 1863 machte er sich auf den Weg.

Viel später, um 1930, schrieb Linton Wells, ein langjähriger Mitarbeiter der Seligmans, eine rund tausendseitige «Geschichte des Hauses Seligman», die aus unbekanntem Gründen nicht veröffentlicht, sondern der New Yorker Historischen Gesellschaft überlassen wurde. Sie zeichnete Joseph als einen «Finanzier der Nordstaaten», der vor seiner Abreise mit Abraham Lincoln und Finanzminister Chase die Plazierung von Schuldverschreibungen in Frankfurt und Amsterdam besprach, sodann mit einer grossen Menge Obligationen und Schatzanweisungen nach Europa reiste und dort in Frankfurt, München, Berlin, Amsterdam, Paris und London unerwartete Erfolge erzielte. Gemäss Wells fanden von den Schuldverschreibungen in Höhe von 510 Millionen Dollar, welche das Washingtoner Finanzministerium zwischen Anfang 1862 und Mitte 1863 ausgab, «mehr als 250 Millionen» ihren Weg ins Ausland, und mehr als die Hälfte davon gelangte durch Seligmans Hand nach Europa. Gleichzeitig trug Joseph durch seine propagandistische Werbung für die Sache des Nordens und die Erweckung von Sympathien zur Unterbringung der anderen Hälfte bei. Eine Seligman-Biographie in Band XVI des Dictionary of American Biography bezifferte den Wert der Kriegsschuldverschreibungen, die Joseph Seligman verkaufte, sogar auf 200 Millionen, und ein amerikanischer Historiker, W.E. Dodd, schloss aus solchen Zahlen, Josephs Erfolge seien für den Norden kaum weniger bedeutend gewesen als der Sieg in der Schlacht von Gettysburg. Darüber lag ein Hauch von der so lange und leidenschaftlich umkämpften Geschichte Haym Salomons. Stephen Birmingham fand in den – allerdings unvollständigen – Akten des zeitgenössischen Washingtoner Schatzamtes keinerlei dokumentarische Beweise. Die Bücher der Seligmans aus der entsprechenden Zeit waren verlorengegangen. Auch in Josephs Korrespondenz gab es keinen Hinweis auf die geschilderten Erfolge. Stattdessen zitierte Birmingham aus Josephs europäischen Briefen an Brüder und Freunde Stellen, die Anhänger der Generallegende von unpatriotischen jüdischen Gewinnlern hätten begeistern können. 1863 schrieb Seligman nach New York, es sei ihm mehr oder weniger gleichgültig, ob der Norden oder der Süden gewinne. Ihn beschäftige nur das Ende des Krieges. Oder er bemerkte, der Reichtum des Landes werde dezimiert, und die Leute seien, ausser in Kalifornien, nur in ihrer Einbildung noch reich. An anderer Stelle war von der Versuchung zum Abstossen amerikanischer Papiere, die er auf eigene Rechnung erworben hatte, die Rede, weil er auf die «derzeit zerrissene amerikanische Rasse nicht bauen» wolle.

Es gab keine eindeutige Antwort auf die Frage, ob und wieviel er während seiner Europa-Aufenthalte durch den Verkauf von Obligationen zur Kriegsführung der

Nordstaaten beitrug oder nicht und wieviel nördlicher Patriotismus ihn erfüllte und für den Norden werben liess. Auch seine Korrespondenz war ein Spiegelbild des Menschen in Stimmungen und Widersprüchen, ein Spiegelbild des Zwiespalts, der auch so viele andere erfüllte, und wer suchte, konnte Briefe finden, in denen Seligman ganz als Bürger des Nordens sprach und etwa die Demokratische Partei wegen ihrer Haltung gegenüber der Wehrpflicht verurteilte: «Ich kenne den Charakter der Partei und der Leute, die gegen unsere heutige Regierung sind ... Sie schlagen die Beendigung der Einberufungen vor und geben damit Jefferson Davis ihre moralische Unterstützung und einen anderen Strohalm der Hoffnung.»

Sicher ist, dass er 1865 nach der zweiten Wahl Abraham Lincolns zum Präsidenten an der Unterbringung von Regierungsobligationen in Höhe von 400 Millionen teilnahm, über deren Bedingungen Lincolns nunmehriger Finanzminister William Fessenden sich mit angelsächsischen New-York-Bankiers nicht einigen konnte. Und ebenso sicher ist, dass er aus Frankfurt, Paris und London den grössten Traum seines Lebens mit über den Atlantik brachte, dessen Verwirklichung in der Tat keine Siegesfanfaren im Norden oder Süden, sondern das Ende der blutigen Schlachten verlangte. Das Haus Rothschild, das in Europa im Zenit seines Glanzes stand, erweckte in ihm die Vision, es ihm von amerikanischem Boden aus gleichzutun (und Belmont aus dem Feld zu schlagen). James de Rothschild sah er nur von fern. James war nach glanzvollen Jahrzehnten während der Ära der Bourbonen-Könige Charles X. und Louis Philippe in einen grandiosen Kampf mit den Finanziers des Kaisers Napoleon III., den sefardischen Brüdern Emile und Isaac Pereires verstrickt. Er, der seine ersten Eisenbahnlinien Paris-St. Germain, Versailles und Chemin de Fer du Nord erfolgreich gebaut hatte, war bereit, den Pereires 1867 den Todesstoss zu versetzen. Joseph Seligman war für ihn eine *quantité négligeable*, und sein Geschäftssitz an der Rue Lafitte blieb für Joseph ebenso verschlossen wie die Wohnung Hotel Fouche, in der James' schöne Frau Betty Feste gab, sowie sein Landschloss in Burgund, wo der eigene Wein «Chateau Lafitte» wuchs.

Eine Spur von Groll sprach noch ein Jahrzehnt später aus Josephs Briefen an seinen Bruder Isaac, in denen er von den Rothschilds als «eingebildeten, protzigen Leuten» sprach. Seine Londoner Erlebnisse mit Lionel Nathan Rothschild, der im Krimkrieg und in Ägypten das Ansehen des Bankhauses auf einen neuen Höhepunkt geführt hatte, waren entsprechend. Der schwergewichtige Mann, der mit Hilfe von Benjamin Disraeli sechsmal ins Unterhaus gewählt worden war, jedoch niemals seinen Sitz eingenommen hatte, weil er sich weigerte, den in London noch geforderten Eid auf die christliche Bibel zu leisten, hatte 1858 endlich die Möglichkeit erhalten, eine Eidesformel ohne Bezugnahme auf Christus zu sprechen.

Die Tatsache, dass Königin Victoria seine Aufnahme ins Oberhaus mit einer antijüdischen Begründung ablehnte (und erst 25 Jahre später seinem Sohn Nathaniel Mayer, genannt Natty, zugestand), minderte nicht sein aristokratisches Selbstbewusstsein, und er empfand nur Geringschätzung für die amerikanischen Nordstaaten, so dass auch die Tore seines Hauses am Piccadilly für Joseph Seligman verschlossen blieben.

Aber Abweisung und Geringschätzung änderten nichts an Seligmans Bewunderung und seinem trotzigen Ehrgeiz. Unterwegs zwischen Paris, London, Amsterdam und Frankfurt, gab er seinem Traumunternehmen bereits einen Namen: J. & W. Seligman World Bankers. Kaum dass der Bürgerkrieg zu Ende war, wies Joseph jedem seiner Brüder ein Amt bei der Gründung des Seligmanschen «Rothschildhauses» zu. William, der sich auch nach seiner Verheiratung mit der jungen deutschen Jüdin Regine Wedeles als Frauenheld und Gourmet (kein Dinner ohne sieben Gänge) zeigte, schien der richtige Sendbote und Gründer einer Seligman-Zweigstelle in Paris zu sein. Henry und seine Frau Regina Levi wurden nach Frankfurt delegiert. Isaac reiste nach London. Abraham und Leopold, die zwei andere Levi-Mädchen heirateten, erhielten Positionen in San Francisco. Joseph selbst übernahm die Zentrale in New York. Seine dortigen Partner wurden James, der in Rosa Content, einer siebzehnjährigen extravaganen Schönheit mit sefardischen Vorfahren, eine Ehepartnerin gefunden hatte, jedoch von den Contents als «Tedesco» und nicht ebenbürtiger Schwiegersohn betrachtet wurde, und Jesse, der eine stolze Dame namens Henriette Hellman heiratete, die überzeugt war, dass ihre Abstammung sich bis auf Königin Salome zurückführen liess. In späteren Jahren, als sie – stets in der gleichen Luxuskabine und auf dem gleichen Schiff – regelmässig nach Europa fuhr und im Pariser Hotel Ritz abstieg, konnten bei einem Besuch des alten Kaisers Wilhelm I. weder die Bitten der Hotelleitung noch des deutschen Botschafters sie dazu bewegen, dem alten Herrn ihre Ritz-Suite zu überlassen. Der Kaiser musste ein anderes Quartier beziehen.

Joseph war so fest überzeugt, mit seiner Gründung einen entscheidenden Schritt in die Zukunft getan zu haben, dass er Babet ein vergoldetes Nudelholz schenkte – als rührend-menschliches Symbol dafür, dass sie von jetzt an die Küche verlassen und sich ganz ihren mittlerweile neun Kindern widmen konnte.

Seine Geschichte verwuchs im Folgenden unlösbar mit dem heraufziehenden Zeitalter der «Räuberbarone» der amerikanischen Wirtschaft und Finanz, die so viel Gewinn und Macht errangen, dass sich ihre Zahl von 20 angelsächsischen Millionären der Vorbürgerkriegszeit auf viele Hunderte erhöhte. Morgans Ausspruch «Lasst das die Juden machen» erhielt symbolisches Gewicht. Für etablier-

te Finanziers von Art der Morgans waren beispielsweise Aktien der New Yorker Leuchtgasgesellschaft unakzeptabel. Sie wurden in Bars gegen Bier gehandelt. Die Seligmans handelten damit und gingen enorme Risiken ein – aber sie verdienten am Ende eine Million Dollar. Mit einigen der wildesten Eisenbahnspekulanten wie Daniel Drew, einem ehemaligen Cowboy, Jim Fisk, einem früheren Zirkusclown, und dem schon erwähnten Exfarmarbeiter Jay Gould wünschten etablierte angelsächsische Bankiers keine sichtbaren Beziehungen, auch wenn ihre eigenen Anfänge (oder getarnte Hintergründe) kaum weniger umstritten waren. So wählten die Drews oder Fisks Joseph Seligman zu ihrem Makler, und so betrat er, ziemlich unvorbereitet, das Schlachtfeld gigantischer Eisenbahnmanipulationen. Eine Spezialität Drews, Fisks oder Goulds bestand darin, die Aktienwerte von Eisenbahngesellschaften durch Manipulationen und Panikmache «stürzen zu lassen», um sie dann billig aufzukaufen. Durch andere Manöver trieben sie die Kurse wieder in die Höhe und stiessen die Aktien dann mit ungeheuren Gewinnen ab, was zum Ruin von zahllosen Eisenbahngesellschaften führte – aber das Wohl oder Wehe des Verkehrssystems interessierte sie nicht.

1868 lancierten Drew und Gould einen so verwegenen Run auf die Erie-Eisenbahngesellschaft (auch «Hure der Wall Street» genannt), dass sie den Hauptaktionär Cornelius Vanderbilt um Millionen ärmer machten und selber vorübergehend ins Gefängnis kamen. Joseph Seligman stellte für die Freilassung Goulds 20'000 Dollar Kaution. Im Kampf um seine Nische nahm der Aufsteiger auch das Zwielicht in Kauf.

Umstritten war auch seine Rolle bei einem anderen Unternehmen, das Gould 1869 in Szene setzte. Der Plan (später «Goldverschwörung» genannt) war verwegen und genial zugleich. Gould, der nächtelang durch die Strassen lief, weil eine Lungenkrankheit ihn nicht schlafen liess, beabsichtigte, den Goldpreis an der New Yorker Börse durch Goldkäufe von 100 auf 145 Punkte hinaufzutreiben. Dadurch sollte die Regierung in Washington gezwungen werden, Gold auf den Markt zu werfen, um den normalen Kurs zu halten. Gould vertraute darauf, dass man in Washington grosse Getreidemengen an das ewig weizenhungrige Russland gegen Gold verkaufen würde, um die amerikanischen Goldreserven in Fort Knox nicht angreifen zu müssen. Für den Getreidetransport zu den Verladehäfen aber war Goulds eigene Erie-Eisenbahnlinie unerlässlich, und ein Gelingen seiner Manipulation versprach höhere Frachtgewinne. Sobald letztere gesichert waren, wollte Gould das erworbene Gold wieder abstossen und weiteren Gewinn aus dem Goldpreisanstieg ziehen. Das Zwielicht, welches dabei auch auf die Seligmans fiel, entstand dadurch, dass im gleichen Jahr 1868 Ulysses Sympson Grant, der Pokerfreund Jesse Seligmans aus Watertown, Präsident der Vereinigten Staaten wurde.

Die Geschichte, wie der (trotz seiner Freundschaft mit dem Nichttrinker Jesse)

wegen Alkoholismus aus der Armee entlassene und zu einem erfolglosen Immobilienverkäufer gewordene Oberleutnant Grant zum Oberbefehlshaber der siegreichen Nordstaaten-Armeen wurde, gehört nur an den Rand unserer Saga. Erst in einem späteren Kapitel erhält Grant zentrale Bedeutung, weil er als Oberbefehlshaber des Nordens im Dezember 1862 einen Armeebefehl erliess, der Juden ohne Unterschied binnen 24 Stunden aus seinem damaligen Operationsgebiet vertrieb und dadurch zu einem zentralen Ereignis im Kampf der Juden um die Wahrung bürgerlicher Gleichberechtigung und politischen Einflusses wurde. Auch Grants Wahl zum Präsidenten steht nur im Hintergrund. Alle Völker zeigen gelegentlich die Neigung, siegreiche oder legendäre Generäle zu ihren Präsidenten zu erheben, und ihre Siegeslegenden als Garantien für Führerfähigkeiten oder Charakter zu nehmen. Gleichviel, der Armeebefehl von 1862 hatte Grants Zuneigung und Beziehung zu Jesse Seligman und seinen Brüdern oder aber seine Neigung, Geschenke anzunehmen und (sofern in Amt und Würden) durch Vergünstigungen zu vergelten, nicht berührt. Als neuer Präsident bot er Joseph das Amt seines Finanzministers an. Dies war (nach Judah Benjamin) das erste Mal, dass das Angebot eines Ministeramtes an einen jüdischen Amerikaner erging. Joseph lehnte jedoch ab. Ob er nun von den Erlebnissen Yulees oder Benjamins wusste oder nicht – keiner seiner Erfolge hatte die Erinnerung an die «Christus-Killer»-Rufe seiner Jugendtage völlig ausgelöscht. Er scheute das jähe Rampenlicht, und ihm war es Ehre genug, als Gast in der Nähe Grants zu stehen, während dieser sein Präsidentenamt übernahm, oder in den kommenden Jahren gelegentlich zum Essen ins Weisse Haus eingeladen zu werden (stets ohne Babet, die sich ihrer Einfachheit wegen schämte).

Goulds verwegene Spekulation lief – mit den Seligmans als Maklern – wie geplant an, und sie missglückte nur, weil Goulds Habgier ihn nach den ersten Erfolgen einen entscheidenden Fehler begehen liess. Er trieb den Goldkurs höher hinauf als vorgesehen – so hoch, dass Grants Finanzminister die verborgenen Absichten erkannte und den Präsidenten überredete, keine Weizengeschäfte einzuleiten, sondern Gold aus Fort Knox auf den Markt zu werfen. Trotzdem erlitt Gould kein finanzielles Waterloo, weil er auf mysteriöse Weise von Grants Entscheidungen erfuhr. Er stiess sein Gold rechtzeitig wieder ab, bevor die Goldkurse fielen. Die New Yorker Börse aber erlebte ihre bis dahin spektakulärste Panik. Später stellte sich heraus, dass Gould einen Schwager des Präsidenten bestochen und sich auf diese Weise einen Nachrichtendienst im Weissen Haus geschaffen hatte. Zum erstenmal aber regten sich Gerüchte über «jüdische Verschwörung an der Wall Street». Seligmans Beziehungen zu Ulysses Grant brachten ihn in den Verdacht, er habe eine Warnung vom Präsidenten erhalten und an Gould weiter-

gegeben. Eisenbahnen wurden für Joseph Seligman zu einem Schock, von dem er sich aber wieder erholte.

Erst vier Jahre nach der Panik von 1869 unternahm er seinen ersten und einzigen Versuch, aus dem Bereich des Investment-Maklerwesens in die Domäne der Geschäftsbanken vorzustossen, die seit den Tagen Hamiltons angelsächsisch und eine mehr oder weniger angelsächsische Festung war. Er wusste, was er tat, als er dem geplanten Unternehmen einen sehr englisch-amerikanischen Namen, Anglo-California-Nationalbank, verlieh. Er machte auch nicht seinen ältesten Sohn David zum Direktor, sondern einen protestantischen Exgouverneur von Kalifornien, Frederick L. Low. Aber schon seine Vorbereitungen endeten in einem neuen Bankenkra- ch. Verzweifelt versuchte er Grant dazu zu bewegen, staatliche Mittel zur Stützung jener Banken einzusetzen, die ihre Schalter schlossen. Sie riefen nämlich einen Publikumsansturm auf andere, an sich gesunde Banken hervor, der kein Ende nahm und einige hundert Bankkadaver am Wege liegen liess. Aber Grant wich vor diesem (in noch ferner Zukunft normalen) Schritt zurück, und Joseph gab seinen Plan auf. Die Anglo-California-Nationalbank ging, noch bevor sie zum Leben erwachte, in den Besitz eines Räuberbarons namens William Crocker über, dessen Bankhochhäuser 1978 über kalifornischen Städten in den Himmel ragten. Vielleicht übte Grant eine Art Wiedergutmachung, als er Joseph Seligman ein Jahr später zu einem ersten Erfolg auf dem Weg zu seinem grossen «Rothschild-Traum» verhalf. 1874 legte Grants Finanzminister zwei Auslandsanleihen in Höhe von 25 und 55 Millionen Dollar auf. Als Makler wandte er sich an die Rothschilds in London und Paris. Joseph reiste sofort nach Washington, um den Präsidenten daran zu erinnern, dass die Rothschilds während des Bürgerkrieges dem Norden keine Sympathien entgegengebracht hatten. Die Verhandlungen für die erste Anleihe waren schon weit fortgeschritten. Fünf Achtel der Emission waren bereits James und Lionel Nathan Rothschild zugesichert, und August Belmont debattierte nur noch über die Rothschild-Forderung, dass ausser ihnen keine andere Investment-Bank in den öffentlichen Ausschreibungen erwähnt werden sollte. Aber Grant bestand jetzt darauf, dass die Seligmans einen Anteil an den freien drei Achteln erhielten und dass ihr Name zwar kleiner, aber immerhin unter demjenigen der Rothschilds erschien. Lionel Nathan liess Isaac Seligman seine Aversion gegen Eindringlinge fühlen, als er ihn zum erstenmal zu einer Verhandlung am Piccadilly empfing. Isaac meldete sich mit einiger Grosszügigkeit gegenüber der jüdischen Tradition an einem Samstag in Lionel Nathans Privathaus, und Rothschild empfing ihn kalt mit den Worten: «Ich bin offenbar ein besserer Jude als Sie. Sie wünschen am Sabbat Geschäfte zu machen. Ich nicht. Mein Büro ist geschlossen.» Als Isaac in einer Mischung aus Zorn, Geistesgegenwart und Zy-

nismus auf Rothschilds mit Geschäftspapieren überladenen Schreibtisch wies und erwiderte, er habe den Eindruck, Lionel Nathan mache am Sabbat zu Hause mehr Geschäfte als während der ganzen Woche in seinem Büro, löste sich die Spannung ein wenig. Aber sie wurde niemals völlig überwunden. Bei der 55-Millionen-Dollar-Anleihe, deren Emission neben den Rothschilds John Pierpont Morgan übernahm, waren die Seligmans zwar wiederum in nur geringer Höhe beteiligt, aber ihr Firmename erschien in gleicher Grösse und auf gleicher Höhe, und Joseph Seligman gab sich der glücklichen Empfindung hin, den Rothschilds gleichwertig zu sein. Er hatte Tagträume, in denen er Isaac in England geadelt sah (was sich zwar für Isaac nicht erfüllte, immerhin aber für Isaacs Sohn, Sir Charles Seligman). In Wahrheit aber blieb die soziale Kluft zwischen den Rothschild-Aristokraten und den Seligman-Emporkömmlingen unüberbrückt. August Belmont (in brauner Kutsche mit braungekleideten Lakaien) hatte für Joseph zwar jetzt den vertraulicheren kurzen Gruss «Hallo Seligman», doch als Henry Seligman und Wilhelm Karl Rothschild in Frankfurt einen Ball besuchten und ein Freund sie miteinander bekannt machen wollte, äusserte Rothschild: «Gut, bringen Sie ihn zu mir.» Und Henry gab stolz zurück: «Bringen Sie Rothschild zu mir.»

Die Seligmans erwiesen Grant ihre Dankbarkeit, nachdem er 1877 das Weisse Haus nach seiner zweiten Amtsperiode verliess. Als der stets von Geldnot geplagte Expräsident auf den abenteuerlichen Gedanken verfiel, selbst als Investment-Bankier zu Vermögen zu kommen und sein Partner ihn betrog, halfen sie ihm mit 150'000 Dollar aus. Und Jesse Seligman beherbergte Grant in seinem Sommerhaus in Elberon an der New-Jersey-Küste, als den Dreiundsechzigjährigen ein Kehlkopfkrebs befiel und der Sterbende glaubte, die Seeluft könne ihn heilen.

Der Triumph, neben Rothschild und Morgan genannt zu werden, warf am Ende neue Schatten, weil die nur äusserliche Verbindung neue Legenden über eine jüdische Finanzverschwörung entstehen liess. Zum ersten Male veröffentlichte eine so angesehene Zeitschrift wie HARPER'S WEEKLY eine Karikatur, in der krummnasige jüdische Klischeefiguren sich als lachende Gewinner der Finanzpanik von 1873 präsentierten. Und es dauerte nur noch Jahre, bis Joseph persönlich erfuhr, dass auch sein Aufstieg in der Tat an verborgene Quellen privater Inquisition rührte. Das grösste Urlaubshotel der Welt, das Grand Union in Saratoga am Atlantischen Ozean, lehnte es 1877 ab, ihn und seine Familie als Gäste aufzunehmen. Der Hotelmanager machte öffentlich keinen Hehl daraus, dass dies wegen Seligmans jüdischer Herkunft geschah. Als Joseph 1879 während eines Besuchs bei seiner Tochter Frances in New Orleans im Alter von nur 59 Jahren einen tödlichen Schlaganfall erlitt, blieb die Frage offen, ob südliche Hitze, zu schweres Essen und zu schwere Weine der Anlass für seinen Tod waren oder vielleicht der

in seinem Innersten nachklingende «Saratoga-Zwischenfall». Babet, die er bis zu seiner letzten Stunde mit «Liebste» ansprach, legte die Trauerkleidung 25 Jahre lang bis zu ihrem eigenen Ende nicht mehr ab. Und Josephs Kutscher, der Babet weiter diente, trug eine schwarze Livree mit dem Monogramm J. S.

Marcus Goldman und Samuel Sachs

Als die Führung der Familie Seligman an James und Jesse überging, war das Unternehmen zwar zur führenden jüdischen Investment-Firma auf amerikanischem Boden geworden, aber die Brüder hatten nicht mehr nur Belmont und Speyer zur jüdischen Konkurrenz. 1848 traf ein siebenundzwanzigjähriger junger Mann namens Marcus Goldman aus einem Dorf bei Schweinfurt in Philadelphia ein. Während er als Hausierer durch die Bergwerksviertel von Pennsylvanien zog, lernte er Bertha Goldman, ein Mädchen aus einem anderen Goldmangeschlecht, kennen, die sich mit Stickereien für die Elitefamilien von Philadelphia (darunter hochnäsig und von ihr dafür gehasste sefardische «Portugiesen») durchschlug. Die beiden heirateten, aber Berthas Hass auf Philadelphia war so tief, dass sie so lange drängte, bis Marcus mit ihr nach New York zog und dort ein ebenso kurioses wie ingenüses Finanzunternehmen eröffnete. Er begann in einem Keller mit dem Schild «Bankier und Makler» an der Tür und beschäftigte nur einen Schreiber. Sein eigentliches Geschäft trug er – so formulierte später ein Biograph – «im Schweissband seines Zylinders mit sich herum». Er spezialisierte sich auf kurzfristige Schuldverschreibungen und machte allmorgendlich im Prinz-Albert-Rock die Runde bei deutsch-jüdischen Lederhändlern und Juwelieren in Maiden Lane oder in der «Sumpf» genannten Gegend der späteren Beekman Street. Grössere Firmen wie die Juweliere L. & M. Kahn & Co. benötigten seine Dienste nicht. Aber viele kleinere waren bereit, Schuldscheine unter Nennwert abzugeben, weil sie Bargeld brauchten. Goldman schob die Papiere in seinen Hut und machte eine zweite Runde bei den angelsächsischen Geschäftsbanken, bei Pack oder Chemical, um sie gegen kleine Gewinne weiterzugeben. Einige Jahre später erziehe er einen Umsatz von jährlich mehreren Millionen Dollar. Bertha fuhr 1869 in einer eigenen Kutsche mit livriertem Diener und bezog ein Haus in der Nähe der Astors. 1880 wählte Goldman sich Schwiegersöhne aus der Familie seines Freundes Joseph Sachs, der Bayern im Jahre 1848 auf romantisch-abenteuerliche Weise verlassen hatte. Als zwanzigjähriger Hauslehrer des jüdischen Goldschmieds Bär in

Würzburg hatte er sich in dessen Tochter Sophia verliebt und war mit ihr nach Amerika «ausgerissen». In Amsterdam hatten beide geheiratet, dann lebten sie in Baltimore als Rabbiner- und Lehrer-Ehepaar. Sophia hatte vier Söhne, Julius, Samuel, Harry und Bernard, sowie eine Tochter Emelia geboren. Schliesslich hatte die Familie sich in New York niedergelassen. Als Marcus Goldman seine Tochter Rosa mit Julius Sachs und seine Tochter Louise mit Samuel Sachs verheiratete, war weniger Romantik im Spiel als vielmehr der Gedanke an Wohlstand und Erfolg. Samuel wurde Marcus' erster Partner, und aus dieser Partnerschaft ging die Wall-Street-Investment-Firma Goldman, Sachs & Co. hervor.

Die Welt des Jacob Schiff oder: Kuhn, Loeb & Company

Ein anderer aufsteigender Finanzier, Solomon Loeb, stammte aus Worms. Während der stürmischen Überfahrt nach Amerika litt der sensible, von Allergien gepeinigte Weinhändlersohn so sehr, dass er an Selbstmord dachte. Aber schliesslich traf er bei einem Vetter namens Abraham Kuhn ein, der sich nach Cincinnati durchgeschlagen und eine Fabrik für Herrenhosen eröffnet hatte. Im Grunde war Cincinnati für orthodoxe Juden ein unpassender Aufenthaltsort. Die Stadt hatte auch den Beinamen «Porkopolis», weil hier grosse Mengen von Schweinen geschlachtet und verarbeitet wurden. Doch zahlreiche Deutsche hatten sich in Cincinnati niedergelassen, Deutsch war die wichtigste Sprache, und wenn viele deutsche Juden vorzogen, nach Cincinnati zu ziehen, zeigte sich darin ihre Bindung an Deutschland und die deutsche Sprache, die sie bewusst oder unbewusst noch mit sich trugen. Solomon Loeb heiratete Kuhns Schwester Fanny, und als er seine Eltern und Geschwister aus Worms nachkommen liess, nahm Kuhn eine Solomon-Schwester zur Frau. Sie gründeten die Textilfabrik Kuhn, Loeb & Co. und lebten zusammen in einem Haus, das sie «Über dem Rhein» nannten.

Wahrscheinlich wäre alles für lange Zeit so geblieben, wenn Fanny nicht bei der Geburt ihres zweiten Kindes gestorben wäre. Solomon reiste trotz seiner Furcht vor dem Meer nach Deutschland zurück, um eine neue Mutter für seine erstgeborene Tochter Therese zu suchen. Er fand sie in Mannheim in Betty Gallenberg, einem rundlichen, gerne kochenden und ehrgeizigen Mädchen. Betty aber hielt Cincinnati für unerträglich. Sie nannte die Stadt einen «Riesenschweinstall» und gab nicht nach, bis die Firma 1862 nach New York verlegt wurde. Dort fand das Hosennähen ein Ende. Kuhn und Loeb taten sich mit einigen Verwandten, den Wolffs und Netters, zusammen und begaben sich als Investment-Makler Kuhn, Loeb & Co. in den Wall-Street-Kampf. Solomon Loeb entwickelte ein feinner-

vig-vorsichtiges Gefühl für Aktienkurse, für unsichere und sichere Geschäfte. Bald erhielt Betty Loeb eine viktorianische Villa zwischen Madison und Park Avenue. Dort zog sie Therese sowie die vier eigenen Kinder, Morris, Guta, James und Nina, inmitten irischer Hausmädchen, französischer Gouvernanten und deutscher Musik- und Hauslehrer gross, und ihre Haushaltsführung war für die weitere Entwicklung der Familie ebenso bedeutsam wie der Anfall unwiderstehlichen Heimwehs, der Abraham Kuhn für immer nach Deutschland zurückkehren liess. In Hamburg begegnete er einem 1848 geborenen jungen Mann namens Jacob Schiff. Als er ihm vorschlug, sich mit seiner Empfehlung bei Solomon Loeb in New York zu melden, konnte er nicht ahnen, dass er einen Mann über den Atlantik schickte, der zu einem Symbol jüdischer Finanzmacht in Amerika werden sollte.

Jacob Schiff war 26 Jahre alt, 1,57 Meter klein, kräftig, sportlich durch Radfahren trainiert, mit strengem, zum Lachen nicht geborenem Gesicht. Urteile über seinen Charakter enthielten Begriffe wie «unruhig», «ehrgeizig», «logisch», «launenhaft», «finster», «störrisch», «ingleisig». Irgendjemand nannte ihn später eine Mischung von jüdischer Orthodoxie, preussischer Disziplin, viktorianischer Moral und orientalischer Sphinx. Sein Vater, der Frankfurter Makler Moses Schiff, dessen Vorfahren im 18. Jahrhundert in der Judengasse neben den Rothschilds gewohnt und ihrem Haus als Pendant zum Rothschild-Haus «Zum roten Schild» den Namen «Zum Schiff» gegeben hatten, hatte sehr früh die Überzeugung gewonnen, dass er mit Jacob nicht auskommen würde. Sein ältester Sohn Philip machte ihm Freude. Über Jacob aber hatte er 1864 einem Cousin in St. Louis geschrieben: «Mein zweiter Sohn, der jetzt siebzehn wird, ist ein echtes Problem.» Er finde Frankfurt zu klein, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Ob es vielleicht in St. Louis einen Platz für Jacob gebe. Aber der Cousin hatte abwinkend geantwortet, wenn Frankfurt zu klein sei, werde Jacob mit St. Louis erst recht nichts anzufangen wissen.

Jacob hatte schliesslich eine Geschäftsreise nach England dazu benutzt, um mit 500 insgeheim gesparten Dollar nach Amerika zu entkommen. In London hatte er eine grosse Zahl im Voraus geschriebener und frankierter Briefe an seine Mutter zurückgelassen. Ein Freund gab sie Woche für Woche mit der Post nach Frankfurt auf. Schiff selbst hatte in New York bei einem in der Firma Speyer & Co. beschäftigten Jugendfreund Unterschlupf gefunden, sich an der Wall Street umgesehen und mit zwei anderen Kumpanen aus Frankfurt eine erste kleine Maklerfirma aufgemacht. Aber sein Ego machte ihn für eine echte Partnerschaft unfähig, es gab Streit. Er reiste nach London zurück. Dort hatte er eine Stelle bei der britischen Filiale der Deutschen Bank gefunden, die 1871/72 als eine der ersten grossen Aktienbanken des deutschen Kaiserreiches von Preussen und Würthem-

bergern wie Adalbert Delbrück oder Gustav Müller und dem jüdischen Mainzer Politiker und Bankier Ludwig Bamberger, der dem Deutschen Reich auch die Reichsbank und die Reichsbahn bescherte, gegründet worden war.

Als Jacob dem Heimkehrer Abraham Kuhn über den Weg lief, langweilte ihn die Führung von Londoner Depositenkonten so sehr, dass es Kuhn keine besondere Anstrengung kostete, ihn zurück nach New York zu holen. Was Solomon Loeb zu dem Ankömmling sagte, den Kuhn ihm überraschend schickte, ist nicht überliefert. Aber es ist nicht schwer zu erraten. Solomon war jetzt 44 Jahre alt, ständig kränklich, aber durchaus mit dem zufrieden, was er erreicht hatte. Schiff dagegen war rastlos und behelligte ihn täglich mit seinen aggressiven Ideen. Solomon war auch nicht mehr religiös, hielt sich nicht an Speiseregeln, liebte vielmehr wie seine Frau Betty Tafelgenüsse jeder Art. Jacob Schiff dagegen, der sich stolz auf einen Talmud-Kommentator des 17. Jahrhunderts namens Meir Schiff als Verfahren berief und noch alle orthodoxen Riten streng befolgte, nannte ihn einen schlechten Juden.

Solomons Empfindungen waren indessen nicht entscheidend. Von dem Augenblick an, in dem Jacob Schiff sich zum erstenmal in Loeb's Haus zwischen Park und Madison Avenue vorstellte, warf Betty ihr mütterliches (oder schwiegermütterliches) Auge auf ihn. In dem mit Statuen, taubenblutfarbenem Samt, Ottomanen, Topfpalmen und naiven Bleistiftkopien Solomons überfüllten Palais war sie nach wie vor damit beschäftigt, ihre Kinder und ihre Stieftochter Therese nach festem Stundenplan in Klavierspiel, Strickerei, Tennis sowie Schreiben und Konversation in Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch und (in einem Anklang an die Tradition) Hebräisch zu unterrichten. Therese war damals 22 Jahre alt. Sie war klein, zierlich, hatte blaue Augen und eine zarte Haut, und sie errötete leicht. Im Übrigen hatte Bettys Erziehung sie so unselbständig gemacht, dass sie ohne Gouvernante fast hilflos war. Es war zweifellos an der Zeit, sie zu verheiraten, und in Jacob Schiff sah Betty Loeb nicht nur einen vom Himmel gesandten Schwiegersohn, sondern sie erkannte in ihm auch eine verwandte Seele. Er besass wie sie Ehrgeiz, Rastlosigkeit und Willenskraft. Während Solomon so vollständig in sein ruhiges Geschäft vertieft war, dass er einen Privatbrief einmal mit «In Liebe – Kuhn, Loeb & Co.» unterschrieb, lud sie Jacob immer häufiger zu ihren Sonntagsdinern ein, die sie immer rundlicher (aber nicht weniger energisch) werden liessen. Jacob zuliebe beachtete sie wieder die Speiseregeln. Therese plazierte sie immer an seiner Seite, sorgte dafür, dass er sich nicht mit anderen Nachbarinnen unterhielt, und predigte ihrer Tochter: «Herr Schiff sieht sehr gut aus ... Das Mädchen, das ihn einmal bekommt, kann sich glücklich schätzen.»

Gleichgültig, ob aus Liebe, Gehorsam oder Kalkül – am 6. Mai 1875 bekam Therese Jacob Schiff zum Mann. Aus Briefen an seine Mutter in Frankfurt klingt eher Vernunft als Liebe: «Ich weiss, dass Du Dir von einem amerikanischen Mädchen keine klare Vorstellung machst. Wahrscheinlich denkst Du..., sie sei eine Frauenrechtlerin. Aber glaube das nur nicht von dem Mädchen, das ich mir ausgesucht habe. Sie könnte in einer der besten deutschen Familien erzogen worden sein ...» Eine Frauenrechtlerin war Therese in der Tat nicht, und ihre wirksamste Waffe gegen den Mann, der fortan ihr Leben für rund 35 Jahre beherrschte, blieben angeblich Tränen. Mit dem Butler Joseph und einer Schar von Dienstmädchen zogen Jacob und Therese Schiff in ein mit zeitgenössischem Prunk überladenes Haus an der Ecke 53rd Street und Park Avenue. Nach neun Monaten gebar Therese die Tochter Frieda. Ein Jahr später folgte ein Sohn Mortimer oder Morti. Unterdessen war Jacob Schiff längst gleichwertiger Partner von Kuhn, Loeb & Co, und nach wenigen Jahren schon übernahm er die Leitung der Firma, da Solomon Loeb sich immer häufiger aus seinem Büro zurückzog, um sich von Betty wegen seiner Krankheiten pflegen zu lassen. Die neuen Machtverhältnisse standen von dem Tage an fest, an dem Jacob Schiff die Botschaft eines Bürodieners: «Mister Loeb möchte Sie sprechen», mit den Worten quittierte: «Sagen Sie Mister Loeb, dass er mich in meinem Büro sprechen kann.» Schiff verlegte die Firma Kuhn, Loeb & Co. in ein repräsentativeres Quartier im Gebäude der Mutual-Lebensversicherung an der Nassau Street und erwarb für sich selbst als prächtiges Stadtpalais das Haus Fifth Avenue Nr. 932. Die innere Pracht glich derjenigen seines ersten Hauses aufs Haar: Marmor, Damast, Säulen, Statuen, Vasen und Bronze.

Die Gründe für seinen ausserordentlichen Erfolg (abgesehen von seinem Ehrgeiz, seiner Beharrlichkeit und seinem Fleiss) waren kein Geheimnis. Schon in einem der ersten New Yorker Briefe an seine Mutter hatte er die «ungeheuren Gelegenheiten» vermerkt, «welche die Eisenbahnen und all das bieten». Er sah in ihrer Finanzierung die Möglichkeit, ausserordentliche und anhaltende Gewinne zu machen, und er dachte nicht daran, sich mit Spekulanten wie Jay Gould zusammenzutun, da sie die Eisenbahngesellschaften nur als Vehikel zu schnellen Gewinnen betrachteten, die man dann ruiniert hinter sich lassen könne. Sein Ziel lautete: Finanzierung, Organisation (bei heruntergekommenen Bahnen Sanierung), Ausbau gemäss der wirtschaftlichen Entwicklung und fortgesetzte Erneuerung. Mit kalt berechnender Systematik erforschte er sämtliche amerikanischen Eisenbahnlinien, gleichgültig, ob sie Chicago-Milwaukee und St. Paul, Denver und Rio Grande, Illinois Central oder Union Pacific hiessen. Noch nie hatte ein Wall-Street-Mann sich in Waggonen der entferntesten Eisenbahnen gesetzt, Schienen, Bahnhöfe und Lokomotiven kontrolliert, Lokomotivführer, Schaffner und Stre-

ckenwärter ausgefragt. Spekulative Eisenbahnbauten, die keine Endstation besaßen oder zum Beispiel den Colorado wegen fehlender Brücken nicht überqueren konnten, strich er sofort von seiner Interessenliste. Zwei Jahre bevor sich John Pierpont Morgan 1879 am ersten grossen Eisenbahngeschäft beteiligte, übernahm Jacob Schiff den Verkauf von neuen Obligationen im Werte von 15 Millionen für die heruntergekommene, aber ausbaufähige Chicago- und North-Western-Eisenbahn. Kuhn, Loeb & Co. verbuchten dafür nicht nur eine Kommission von einer halben Million Dollar, sondern nach der Reorganisation der Bahn auch einen laufenden Gewinn aus den Aktien, die Schiff für die Firma selbst behielt.

Morgan erzielte bei seiner ersten Börsenoperation für die New-York-Central-Bahnlinie und ihren Hauptaktionär William H. Vanderbilt 3 Millionen Dollar Provision. Aber im Gegensatz zu Schiff war er mit zu vielen anderen Dingen beschäftigt (einschliesslich seiner Jacht «Corsair I» und einer schönen Freundin in Paris), um sich zielbewusst dem Eisenbahngeschäft widmen zu können und Jacob Schiff, den er als «diesen Ausländer» bezeichnete, seine Entwicklungsnische zu versperren.

Die nächste Bahnlinie, die Schiff refinanzierte und in deren Vorstand er sich wählen liess, um seine Hand am Puls des Unternehmens zu haben, war die Erie-Bahn, die so oft missbrauchte «Hure der Wall Street». Sie brachte die ersten Provisionen in Millionenhöhe und zugleich die Bekanntschaft und Freundschaft mit einem Mann, der für Jacob aussergewöhnliche Bedeutung gewinnen sollte. Auch er war in Deutschland geboren und stieg in England als Finanzier zu schwindelerregenden Höhen auf. Sein Name war Ernest Cassel, in Zukunft Sir Ernest Cassel. Wegen seiner umstrittenen freundschaftlichen Beziehungen, die er zwischen 1896 und 1910 zum Prince of Wales und späteren britischen König Edward VII. unterhielt, wurde er auch «Windsor-Cassel» genannt. Als Sohn eines kleinen jüdischen Bankiers aus Köln, dunkelhaarig, gedrungen, mit «stahlhartem» Blick und natürlicher Autorität, war er Schiff unähnlich und ähnlich zugleich. Was die Unähnlichkeiten anging, so fehlte ihm jede Spur von Schiffs Frömmigkeit. Vielmehr heiratete er eine vornehme christliche Britin namens Anette und trat – als nächste Formalität – zur katholischen Kirche über. Er besass Geschmack und trug dafür Sorge, dass Schiffs schauerliches viktorianisches Haus eine kleine Kunstsammlung mit Bildern von Botticelli bis Frans Hals erhielt. Es wäre absurd gewesen, sich Schiff als Vertrauten des Prince of Wales vorzustellen, der zum Ärger vieler Hofadelliger nicht nur Cassels Fähigkeit bei der Verwaltung seines Vermögens schätzte, sondern allgemeine Bewunderung für jüdische geistige Beweglichkeit zeigte. Rundweg komisch hätte es gewirkt, Schiff an die Stelle von Sir Ernest

Cassel zu setzen, als eine britische Gesellschaftsdame einen Salome-Tanz vor König Edward aufführte und auf seine Frage: «Danke, Lady Salome. Sind Sie gekommen, um einen Teil meines Königreichs zu fordern?» erwiderte: «Nein, Majestät. Geben Sie mir den Kopf von Sir Ernest Cassel auf einem Silbertablett.» Aber Cassels Ehrgeiz brannte nicht weniger als derjenige von Jacob Schiff. Seit er als Angestellter des Londoner Bankhauses Bischoffsheim durch seine Beteiligung an der Gründung einer ottomanischen Bank in Konstantinopel zu einem Kapital von 150'000 Pfund gelangt war, hatte er als unabhängiger Finanzier seine Interessen auch auf Investitionen in ägyptische Zuckerplantagen, in eine Nationalbank in Ägypten, in türkische Ölkonzessionen und nicht zuletzt auf amerikanische Eisenbahnen ausgedehnt. So wurde Cassel für Schiff, der dem Londoner Freund bis zu dessen Tod 1921 nicht weniger als 500 Briefe schrieb, zu einem Helfer und Berater bei dem entscheidenden Durchbruch zu den Höhen seines amerikanischen Eisenbahntraumes. Von dem ersten Zusammenspiel bei der erfolgreichen Neufinanzierung der Erie-Bahn führte ein direkter Weg zu den beiden grössten Eisenbahnschlachten, die Jacob Schiff und Kuhn, Loeb & Co. (nicht ganz, aber fast) auf eine Ebene mit John Pierpont Morgan trugen.

1897 hatte Schiff bereits fünf Jahre lang die Union-Pacific-Eisenbahn beobachtet, als er sie zum Gegenstand seines bis dahin grössten Finanzierungs- und Erneuerungsprogramms wählte. Jay Gould hatte die Gesellschaft so schamlos ausgebeutet, dass von den einst 13'000 Meilen Strecke nur noch 7'000 intakt waren. Der Regierung in Washington schuldete die Gesellschaft 48 Millionen Dollar. Morgan nannte die Bahn nur noch «zwei Streifen Rost durch die Prärie», und ihre Aktien bewegten sich in den untersten Bereichen der Wertskala. Aber Schiff errechnete sich für den Fall einer Entschuldung und Reorganisation einen jährlichen Milliongewinn. Cassel stimmte ihm zu und mobilisierte in London Kreditbürgschaften in Höhe von 40 Millionen Dollar für den Kauf der Union-Pacific-Majorität. Schiff fühlte sich noch nicht sicher und stark genug, um gegen Morgan aufzutreten, falls dieser sich aus irgendeiner Laune heraus entschliessen sollte, die «zwei Streifen Rost» in der Prärie selbst unter seine Kontrolle zu bringen. So meldete er sich bei Morgan an, erlebte einen kühlen Empfang und erkundigte sich, ob Morgan Einwände gegen eine Sanierung der Bahn durch Kuhn, Loeb & Co. habe. Morgan erwiderte mit einem Unterton von Ironie: «Die Roststreifen? Tun Sie getrost, was Sie im Sinn haben.» So hatte Schiff freie Fahrt für eine gigantische, erfolgsversprechende Operation. Doch bei den ersten Versuchen, die Aktien zu erwerben, stiess er auf unerwartete Schwierigkeiten. Ein unbekannter anderer Käufer verfolgte anscheinend das gleiche Ziel wie er. Er argwöhnte, Morgan habe sich einen Scherz mit ihm erlaubt, und raffte sich zu einer zweiten Vorsprache auf.

Aber Morgan erklärte ihm scharf: «Wenn ich Ihnen sage, dass ich mit einer Sache nichts zu tun habe, dann habe ich nichts damit zu tun.» Aber dann gab er ihm – offenbar mit tiefen persönlichen Hassgefühlen – einen Hinweis auf den Unbekannten, der Schiffs Weg blockierte, kaum dass er ihn betreten hatte. Er nannte ihn «den billigen Gauner Harriman» und meinte damit Edward Henry «Ned» Harriman, einen kleinen, mageren, bleichen, abweisenden, mit tränenden Augen und von chronischem Husten geplagten Einzelgänger der Wall Street. Der neunundvierzigjährige Pfarrerssohn war für viele eher eine «Ratte» als ein «Wolf unter Wölfen» oder ein Räuberbaron. Aber für Schiff, den Kenner der Eisenbahn, war er mehr: ein Gegner, der nicht nur die Eisenbahngesellschaft Illinois Central beherrschte, sondern mit ihr auch nach Schiffs-eigenem Rezept verfuhr. Er hatte sie so grundlegend neu organisiert und verwaltete sie als Vorsitzender des Vorstandes mit so eiserner Hand, dass sie seit Jahren immense Gewinne abwarf und ihm freies Kapital für weitere Expansion und den Kampf um die Union Pacific sicherte.

Schiff kalkulierte, dass ihm Cassels Sicherheiten und amerikanische Anleihen einen Kampf mit Harriman auf Gedeih und Verderb erlauben würden. Aber er war sich des Ausgangs nicht mehr sicher. So entschloss er sich zu einer Aussprache mit dem feindselig schniefenden und hustenden Aussenseiter und erhielt die herablassend-knappe Erklärung: «Sie sind an der richtigen Adresse.» Er, Harriman, werde die Union Pacific mit seiner Illinois Central vereinen. Da er auf die Illinois Central mehr und billigeres Geld bekomme, als Schiff zur Verfügung stehe, möge Schiff sich unnötige Anstrengungen sparen.

Er wusste offenbar nichts von Cassels Hilfe. Trotzdem zog Schiff die Verhandlung um einen Kompromiss der offenen Aktienschlacht vor und offerierte einen gemeinsamen Kauf und gemeinsame Reorganisation. Erst als Harriman kühl erwiderte, natürlich könne Schiff sich an der Finanzierung der Union Pacific beteiligen, und mit dem sicheren Gefühl für das Zentrum der Macht hinzufügte: «Aber ich werde von vornherein Vorstandsvorsitzender sein», entschied sich Schiff für einen Kampf mit offenen Karten. Er legte Harriman seine britische Trumpfkarte auf den Tisch, und Harriman starrte ihn nach blitzschneller Kalkulation mit wildem Zorn an. Er wandte ihm unter Hustenkrämpfen den Rücken zu. Aber dann drehte er sich ebenso abrupt wieder um und erklärte kalt mit einem Ausdruck listiger Überlegenheit: «Gut. Sie haben gewonnen. Wir werden gemeinsam kaufen. Aber in einem Jahr werde ich trotzdem Vorsitzender sein.»

So brachten Kuhn, Loeb & Co. und Edward Henry Harriman im November 1897 die Union Pacific in ihre Hand. Sie investierten nicht weniger als 25 Millionen in eine völlige Erneuerung der Anlagen und des Wagenparks. Schon 1900 war die Gesellschaft schuldenfrei und warf schnell wachsende Gewinne ab. Harriman

wurde in der Tat Vorsitzender, weil es keinen Besseren gab, und Schiff vermittelte die Finanzierung für eine weitere Ausdehnung der Gesellschaft durch den Kauf mehrerer Eisenbahngesellschaften in Oregon. Die Konfrontation entwickelte sich zu einer Zusammenarbeit, aber nicht zu mehr. Niemals nahm Harriman eine Einladung in Schiffs Haus an. Aber 1901 zog er ihn als Partner in eine neue und nun wirklich auf Leben und Tod geführte Eisenbahnschlacht hinein.

Diesmal begehrte er die von Misswirtschaft geplagte Chicagoer Burlington-Quincy-Eisenbahn, deren Schienenstränge bis in die wirtschaftlich blühendsten Gebiete von Mississippi, Colorado und Nebraska führten. Es ging ihm nicht nur um weitere Transportgewinne, sondern vor allem darum, jedem anderen Käufer zuvorzukommen, der das Streckennetz von Colorado zum Pazifik hätte ausbauen und eine Konkurrenz für die Union Pacific im Verkehr nach dem Westen schaffen können.

Als Schiff Burlington-Aktien zu kaufen begann, stiess er sofort auf einen unbekanntem Gegenkäufer, und diesmal brauchte er nicht Morgan aufzusuchen, um zu erfahren, wer dieser Gegenspieler war. Es war John Pierpont Morgan selbst. Seine Eisenbahninteressen waren jetzt voll erwacht, und sein Auftraggeber und Partner hiess James Jerome Hill. Der kleine, wie ein Halbindianer aussehende Kanadier aus Minnesota war Herr über die Great-Northern- und Northern-Pacific-Eisenbahn, die bisher leistungsfähigste Konkurrenz der Illinois Central und Union Pacific im Verkehr zwischen Ost und West.

Hill hatte wie Harriman und Schiff in der Burlington-Eisenbahn eine mögliche Konkurrenz erkannt, und unter meisterhafter Geheimhaltung hatte Morgan bereits 96 Prozent aller Burlington-Aktien gekauft, als Harriman und Schiff mit ihrer Aktion begannen. Angesichts dieser Situation wollte Schiff aufgeben – nicht aber Harriman. Wenn er jedermann mied oder hasste, so vor allem den «Indianer» James Jerome Hill. Er war nicht der Mann, dem ein «Indianer» zuvorkommen durfte. Schiff überredete ihn zwar in einer Anwandlung von «orientalischer Diplomatie», wie sie ihm eine offene Schlacht um die Union Pacific erspart hatte, zu einem Treffen mit dem verhassten Feind. Er schlug Hill vor, Harriman einen Aktienanteil zu überlassen und ihn in den Vorstand aufzunehmen. Aber Hills Antwort bestand nur aus Hohngelächter, und Harriman entfernte sich mit den mysteriösen Worten: «Sie werden die Folgen tragen ...»

Weder Morgan noch Hill nahmen sie ernst, sie vollzogen vielmehr den Zusammenschluss der Burlington- mit der Northern-Pacific-Eisenbahn. Morgan reiste zur Kur ins französische Aix-en-Provence und zu seiner Freundin nach Paris. James Jerome Hill fuhr zur Erholung in den Nordwesten nach Seattle. Beide rechne-

ten weder mit Harrimans verwegener, von Hass beflügelter Phantasie noch mit Schiffs Ehrgeiz, der seit dem Union-Pacific-Erfolg neue Dimensionen angenommen hatte und ihn immer häufiger zu dunklen Andeutungen verleitete wie: «Ich bin beinahe ebenso gross wie Morgan» oder: «Morgan ist vielleicht gar nicht so gross, wie er glaubt.»

Zwar erschrak Schiff im ersten Augenblick, als Harriman ihm seine Pläne mitteilte, die sich in wenigen Worten zusammenfassen liessen: Wenn er, Harriman, die Burlington-Linie nicht bekommen könne, gebe es nur einen Weg, um Hill ins Herz zu treffen und ein noch höheres Ziel zu erreichen als zuvor – nämlich die Eroberung des Zentrums von Hills Macht, der Northern-Pacific-Eisenbahn selbst. Der Plan war von verwegener Kühnheit. Der gesamte Aktienbestand der Northern Pacific – Stamm- und Vorzugsaktien – hatte einen Wert von 115 Millionen Dollar. Harriman forderte Schiffs Zustimmung zur Ausgabe von zusätzlichen Union-Pacific-Aktien für 60 Millionen Dollar – genug, um in einem Überraschungscoup die Majorität der Northern Pacific zu erwerben.

Nach einer Nacht, in der Schiff in seinem Fifth-Avenue-Haus zwischen Marmorstatuen und Plüsch ruhelos auf und ab marschierte, erwies sich sein Ehrgeiz stärker als die Stimme der Vorsicht, die ihn mahnte, dass niemand, und gewiss kein jüdischer Finanzier einen Herausforderungskampf mit Morgan verlieren würde, ohne für immer «gezeichnet» zu sein. So begann die bis dahin grösste Schlacht seines Lebens. Es bereitete keine Mühe, die neu aufgelegten Aktien der erfolgreichen Union Pacific ohne Aufsehen unterzubringen. Wohl aber war es schwierig, den Kauf von Northern-Pacific-Aktien so zu organisieren, dass der unvermeidliche Anstieg ihres Kurses weder Morgan in Frankreich noch James Jerome Hill in Seattle vorzeitig alarmierte. Schiff liess das Gerücht verbreiten, der Kursanstieg gehe auf den geglückten Kauf der Burlington-Eisenbahn durch Hill zurück, und es gehört zu den ironischsten Fügungen dieser Tage, dass Morgan und Hill im Gefühl absoluter Sicherheit für 14 Millionen Northern-Pacific-Aktien verkauften, um an deren Boom zu profitieren.

Schiff hatte plötzlich 370'000 Stamm- und 420'000 Vorzugsanteile in der Hand, und zur absoluten Mehrheit fehlten nur noch 40'000 Anteile, als Hill in der Nacht zum 1. Mai in seinem Bett in Seattle aufwachte, weil ihm im Traum ein «dunkelhäutiger Engel» erschienen war. Der Engel verkündete ihm Unheil. In einem Sonderzug jagte er nach New York, erschien am 3. Mai bei Kuhn, Loeb & Co. und drang bis in Schiffs Zimmer vor. Schiff teilte ihm ohne Umstände mit, dass er für Harriman und die Union Pacific die Aktienmehrheit der Northern Pacific erwerbe und dass die Schlacht praktisch entschieden sei. Aber er schlug – diplomatisch und wie stets zum Kompromiss bereit – eine Zusammenarbeit und einen Vorstandssitz für Harriman bei der Burlington-Bahn vor.

Hill erwiderte, gut, er gebe zu, geschlagen zu sein, und er sei mit Schiffs Vorschlag einverstanden. Schiff glaubte ihm und ahnte nicht, dass alles, was jetzt noch folgte, zu einem turbulenten, jeder Vernunft entrückten, nur noch von gegenseitigen Hassgefühlen Harrimans, Hills und Morgans beherrschten Alptraum entarten würde. Er betete am folgenden Morgen im Tempel Emanu-El, als einer seiner Angestellten ihm den Auftrag Harrimans überbrachte, die noch fehlenden 40'000 Stammanteile der Northern Pacific, deren Kurs mittlerweile auf 150 Dollar pro Stück gestiegen war, zu jedem Marktpreis zu erwerben. Schiff aber wies den Angestellten an, Harrimans Auftrag nicht mehr auszuführen, weil ein Kompromiss geschlossen worden sei. Hill jedoch hatte nicht einen Augenblick daran gedacht, sein Wort zu halten. Sofort nach seinem Besuch in Schiffs Büro hatte ein Telegramm nach Paris Morgan wenigstens so lange aus den Armen seiner Freundin gerissen, um seinem New Yorker Büro den Auftrag zu erteilen, 150'000 nicht vorhandene Northern-Pacific-Aktien so offen zu kaufen, dass ihr Kurswert ins Unermessliche steigen musste. Das skrupellose Manöver zielte darauf, es Harriman und Schiff finanziell unmöglich zu machen, die noch fehlenden 40'000 Stammanteile in ihren Besitz zu bringen. Die Northern-Pacific-Werte stiegen auf 180, auf 200, schliesslich auf 1'000 Dollar, und Harriman musste sich einer Blinddarmoperation unterziehen, als er davon erfuhr. Als er aber aus der Narkose erwachte, liess er sich telefonisch mit Hill verbinden und rief: «Ich lebe noch», bevor er von Neuem bewusstlos wurde.

Scharen von Spekulanten stürzten sich unterdessen in die Schlacht. Sie verkauften und kauften nicht vorhandene Aktien. Einen Tag später brach die Börse zusammen. Makler begingen Selbstmord, Tausende verloren ihr Vermögen. Als «Schwarzer Donnerstag» ging das Ereignis in die schon mit so vielen Skandalen gesättigte Finanzgeschichte ein. Was die Northern-Pacific-Eisenbahn anbetraf, so gingen Morgan und Hill aus der Schlacht mit der Majorität an Stammaktien hervor, aber Harriman und Schiff behielten eine Mehrheit an Vorzugsaktien, und es gab als Lösung nur den Kompromiss, der auch ohne Hass und Panik hätte erreicht werden können. Die Panik und ein öffentlicher Empörungsturm waren freilich eine andere Angelegenheit. Morgan ging völlig ungerührt darüber hinweg. Er verliess sich darauf, dass der Sturm sich bald legen würde, und erklärte bei der Rückkehr nach New York: «Der Öffentlichkeit schulde ich nichts.» Harriman und Hill verhielten sich ebenso. Sie sprachen sich zum erstenmal grimmig mit «Ned» oder «Jim» an, und als Harriman acht Jahre später starb, hinterliess er seinem Sohn William Averell nicht nur 60'000 Meilen Schienen, sondern auch ein Privatvermögen, das um 1970 immer noch auf 75 bis 100 Millionen Dollar geschätzt wurde (und William Averell erlaubte, politischen Neigungen als amerikanischer Botschafter in Moskau – 1943 bis 1946 –, als Wirtschaftsminister – 1946 bis 1948 –

oder in mehr oder weniger erfolgreichen Sondermissionen für verschiedene Präsidenten zu folgen). Jacob Schiff war der einzige, der im öffentlichen Sturm schärfere, mahnendere Töne als bei früheren Börsenpaniken vernahm und tief in seinem Innersten antijüdische Regungen fürchtete, die nicht die grossen «Hasser» und Wölfe trafen, die aus dem Kampf um die Eisenbahnen am Ende eine hemmungslos explodierende Vendetta gemacht hatten. Aber dank der menschlichen Neigung zum Vergessen vergass auch er, und was er nicht vergass, geriet in den Schatten eines spürbaren Respekts, den Morgan ihm in Zukunft entgegenbrachte und der seinem so innigen Wunsch nach eben dieser Achtung entgegenkam. Als Solomon Loeb 1903, ein Jahr nachdem Betty gestorben war, die Augen für immer schloss, war Jacob Schiff der absolute Herrscher über Kuhn, Loeb & Co.

Er war jetzt 58 Jahre alt und führte seit Langem das Leben eines Millionärs. Wenn sein Butler Joseph ihm morgens Mantel und Hut zum Gang ins Büro reichte, wartete die Familie, um ihn bis zur Freitreppe zu begleiten und ihm mit Taschentüchern nachzuwinken. Er gehörte zu den ersten, die sich ausser dem Stadtpalais an der Fifth Avenue gleich zwei Landsitze hielten – den einen in Sea Bright an der Küste von New Jersey, den zweiten in Bar Harbour im Staate Maine. Sea Bright gehörte zu einem baumlosen Streifen Atlantikküste mit Orten wie Elberon und Allenhurst, an der sich immer grössere Sommerkolonien der reichen New Yorker jüdischen Familien entwickelten, während sich nicht-jüdische Millionäre in entsprechend grosser Zahl in Newport niederliessen.

Der Ablauf jeden Jahres vollzog sich mit unerschütterlicher Regelmässigkeit. Für Juni und Juli reisten die Schiffs in Privatwaggons der Union-Pacific-Bahn mit samt der Dienerschaft nach Sea Bright. Jacob Schiff unterhielt als erster eine Privatkabine auf der Fähre, die Manhattan mit der New-Jersey-Küste verband. Im August war Bar Harbour an der Reihe, und ein Sonderschiff brachte die Reitpferde der Familie, die sonst in Sea Bright standen, nach Maine. Im September folgte ein zweiter Aufenthalt in Sea Bright, und im Oktober fuhren alle für die Wintermonate nach New York zurück. Später kam in jedem Jahr ein Aufenthalt in Florida hinzu, und jedes zweite Jahr brachte ausgedehnte Ferien in Europa – in Marienbad und in den Schweizer Bergen.

Auch wenn Schiffs Orthodoxie die weniger strengen Formen des religiös-konservativen Glaubens annahm, so wahrte er die grundlegenden Riten mit grosser Konsequenz, las alltäglich, auf und ab gehend, im Gebetbuch, und am Freitagabend versammelte sich die ganze Familie im Kreis um ihn, damit er jedes Mitglied segnen konnte. Darauf folgte – da er den deutschen Akzent nie verlor, der sein Englisch schwer verständlich machte – ein Gottesdienst auf deutsch, und später, bei Tisch, las er talmudische Segensprüche.

Es war seine Verbundenheit mit dem alten Prinzip der Zedaka, der pflichtmässigen Wohltätigkeit, die ihn grundsätzlich ein Zehntel seiner (in dieser Epoche noch einkommensteuerfreien) Einkünfte an jüdische Institutionen wie das Montefiore-Hospital, aber auch an nicht-jüdische wie die Harvard-Universität weiterreichen liess. Die gleiche Verbundenheit schlug eine patriarchalisch-wohltätige Brücke zu bedrängten oder notleidenden Juden in der übrigen Welt, insbesondere zu den rund 5 Millionen jüdischen Bewohnern des russischen Zarenreiches, die später selbst Einzug in die Saga der Juden in Amerika halten würden.

Ihr spezielles Schicksal war es, das Schiff während eines Londoner Besuches bei Sir Ernest Cassel im Jahre 1904 zu einem Anleiheunternehmen besonderer Art bewog. Er traf in England ein, als ein Abgesandter Japans, Baron Korekijo Takahashi, mit der britischen Regierung und Londoner Bankiers über eine Anleihe von insgesamt zehn Millionen Pfund verhandelte, die Japan für einen Krieg benötigte, der mit Russland um die Mandschurei entbrannt war. Die Engländer waren – obwohl mit Japan politisch verbündet – nicht imstande, die volle Summe aufzubringen. Aber Schiff erbot sich – mit den Empfindungen eines alttestamentarischen Rachegottes –, den zweiten Teil in Dollar aufzubringen und Japan gegen die Regierung Zar Nikolaus' II., in dem er den jüngsten Verantwortlichen für die Lage der Juden im russischen Reich erblickte, zu unterstützen. Takahashi gegenüber äusserte er: «Ein Regierungssystem, das so grosser Grausamkeiten ... fähig ist, muss im Interesse der Menschheit, des russischen Volkes und der ganzen Welt von Grund auf verwandelt werden ... und eine Strafe erhalten.» Er fuhr nach New York und bewog Morgan zur Teilnahme an der Auflage des bis dahin ersten Auslandsdarlehens auf dem amerikanischen Geldmarkt. Als sie erfolgreich verlief, liess er weitere Darlehen folgen, so dass Japan schliesslich 200 Millionen Dollar erhielt. 1904 und 1905 machten diese Summen es der japanischen Armee und Flotte möglich, Russland in der Mandschurei entscheidende Niederlagen beizubringen und in Port Arthur sowie in der Seeschlacht von Tsushima fast die gesamte russische Flotte zu vernichten.

Der japanische Kaiser verlieh Schiff einen angemessenen Orden und lud ihn zu einer Japan-Reise ein, die Schiff mit Therese, Butler, Zofe und weiterer Begleitung mit einer Fahrt quer durch Amerika nach San Francisco in Luxuswagen der Union Pacific eröffnete. Der Dampfer «Manchuria» hielt in Honolulu 16 Stunden länger an als vorgesehen, weil Schiff die hawaiische Exkönigin Liliuokalani zu sehen wünschte. In Tokio bestand er gegen alle Etikette darauf, einen Trinkspruch auf den Kaiser auszubringen, und ängstliche Hofbeamte waren erleichtert, als er es bei der Floskel: «Auf den Kaiser, den Ersten im Kriege, den Ersten im Frieden, den Ersten im Hause seines Vaterlandes», bewenden liess.

Neun Jahre später, im Spätsommer 1914, als der Erste Weltkrieg zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei auf der einen sowie Frankreich, England und Russland auf der anderen Seite begann, hatte er das 66. Lebensjahr erreicht, und das Alter machte es ihm schwer, sich in einer jähem Wirrnis der Gefühle zurechtzufinden. Ihn bedrückte der Gedanke, dass Deutschland und Österreich-Ungarn in einen Krieg verwickelt waren und dass sein geliebtes Marienbad aus seinem Leben ausgeschlossen wurde. Tiefer zehrte der Widerspruch, dass beide Länder gegen Russland fochten und dass er ihnen den Sieg und den Sturz des Zaren wünschen musste, während sie auf der anderen Seite mit dem ihm persönlich so eng verbundenen England im Krieg lagen und ein deutscher Sieg über England ausserhalb seiner Gefühls- und Vorstellungswelt lag.

Bei der Rückkehr von seinem üblichen Aufenthalt in Bar Harbour fand er den britisch-jüdischen Lord Rufus Reading, später Vizekönig von Indien, und Ernest Cassel vor, die über eine amerikanische 500-Millionen-Dollar-Anleihe für die alliierten Mächte Grossbritannien, Frankreich und Russland verhandelten. Die Beteiligung von Kuhn, Loeb & Co. an der Emission erschien ihnen als Selbstverständlichkeit, und Schiff erklärte sich mit dieser Beteiligung einverstanden. Aber er nannte eine Bedingung, die aus der Tiefe seines Wesens und seines Denkens kam, nämlich, dass Russland «keinen Cent dieser Anleihe» erhielt. Reading beschwor ihn, keine Regierung der Welt könne Bedingungen annehmen, durch die ihre Verbündeten in einem Krieg diskriminiert würden. Doch Schiff blieb hart: «Ich kann nicht ... denjenigen helfen, die in bitterer Feindschaft Juden quälen ...» Er widerstand auch allen Mahnungen Cassels, dass seine Haltung in England und am Ende auch in weiten Kreisen Amerikas als Kaiserfreundlichkeit und mangelnder demokratischer Patriotismus ausgelegt werden würde und schwere Folgen für seine Firma haben müsste.

Er erklärte, er habe Deutschland als sehr junger Mann verlassen, in Amerika eine neue Heimat gefunden und kenne die preussisch-kaiserlichen Bestrebungen gut genug, um zu wissen, dass der Krieg gegen Deutschland gewonnen werden müsse. Aber Russland gegenüber blieb er unerbittlich, und er drohte mit Rücktritt, falls die in seinem Schatten stehenden Partner von Kuhn, Loeb & Co. sich an der Anleihe beteiligten. Als Japan an Russlands Seite in den Krieg gegen Deutschland eintrat, sandte er seinen japanischen Orden zurück. Drohende Schlagzeilen wie «Deutsches Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. weigert sich, den Alliierten zu helfen», missachtete er.

Wahrscheinlich überstand die Firma, die er zu solcher Höhe geführt hatte, den Ersten Weltkrieg trotz allem ohne Erschütterung, weil der Zufall ihm 1896 einen um fast 20 Jahre jüngeren Partner, Otto Hermann Kahn mit Namen, zugeführt

hatte. Mit 27 Jahren war er – wie einst Schiff – von der Londoner Filiale der Deutschen Bank nach New York gekommen, hatte sich in die Tochter Addie des Partners von Kuhn, Loeb & Co., Abraham Wolff, verliebt und war – wiederum wie Schiff – durch Heirat Teilhaber geworden. Aber von Schiffs Wesen trennte ihn eine Welt. Er stammte aus Mannheim und war so wenig religiös, dass Spötter ihn als «leeres Blatt zwischen dem Alten und Neuen Testament» bezeichneten. Bevor er 1888 nach London gezogen und britischer Staatsbürger geworden war, hatte er bei den Mainzer Husaren gedient und sich in England als eleganter Reiter eingeführt. Über Ernest Cassel hatte er den Prince of Wales kennengelernt und Sympathien erweckt. Extravagante Anzüge, Zylinder und Schuhe aus der Londoner Savile Row waren für ihn ebenso selbstverständlich wie der Besuch von Theatern oder Opernhäusern und der Umgang mit den dazugehörigen Stars.

Während Schiffs Eisenbahnschlachten hatte er sich als der einzige Mann erwiesen, der sich auf irgendeine – der Teufel weiss welche – Weise mit Edward Henry Harriman verstand. Das hatte ihn für Schiff – trotz religiösem Zynismus, Verschwendung und Eskapaden mit Künstlern – unentbehrlich gemacht. Seither lebte er das Dasein eines Grandseigneurs (und Bohemiens) der Wall Street, der nicht weniger als vier Wohnsitze unterhielt, darunter die Villa «St. Dunstan» im Londoner Regents Park, ein Palais in New York, Fifth Avenue Nr. 1000, und ein Schloss im normannischen Stil auf Long Island, in dessen Speisesaal 200 Personen Platz fanden. 125 Bedienstete waren notwendig, um Schloss, Park und Partys zu versorgen.

Gleichviel: Seit spätestens 1907 hatte er sich mit süddeutscher Eloquenz und elegantem Englisch gegen das militante Betragen Kaiser Wilhelms II. empört, und als Schiffs unnachgiebige Haltung Kuhn, Loeb & Co. in Gefahr brachte, eilte er mit 100'000 Dollar aus seinem Privatvermögen zu Morgan, um zu der alliierten Krieganleihe beizutragen. «St. Dunstan» in London verwandelte er in ein Heim für kriegsblinde britische Soldaten, und er startete eine Pro-Alliierten-Kampagne, in der Erklärungen über den «verfluchten Geist des Peussentums» eine wichtige Rolle spielten. Gegenangriffe der deutschen Propaganda konterte er mit Worten wie: «Ich trage die Beschuldigungen der Boches ...als Ehrenzeichen.» In Paris soupierte er mit dem französischen Ministerpräsidenten Clemenceau, erklärte: «Wie erhehend, Amerikaner zu sein. Welch eine Freude, in dieser ergreifenden Zeit zu leben», und klagte doch mehr als ein Jahrzehnt später, im Jahre 1930, mit altersbedingtem Heimweh und intellektueller Unterscheidung zwischen verderblichem Preussentum und guter deutscher Seele: «Mein Herz ist nicht hier ...» Drei Jahre vor seinem Tode, 1934, dachte er an eine Rückkehr nach Deutschland, und nur die für ihn zweite Vergewaltigung all dessen, was er als besseres Deutschland

betrachtete, durch den militanten Spätnationalismus der Hitlerzeit hielt ihn davor zurück.

In jedem Falle überstanden Jacob Schiff und Kuhn, Loeb & Co. die Stürme des Ersten Weltkrieges. Im Sommer 1920 hatte der alte Autokrat das 73. Lebensjahr erreicht und hielt sich wie alljährlich an der Küste von New Jersey auf. Aber nachdem er am Jom-Kippur-Tage gefastet hatte, fühlte er sich müde. Er drängte in einer Vorahnung des nahen Todes auf die Rückfahrt nach New York. Dort starb er wenige Tage später am 23. September, und vor dem Tempel Emanu-El versammelten sich Tausende von Menschen, als man seinen Sarg die Tempelstufen hinabtrug.

Lehmans aus Würzburg

Heinrich – später Henry – Lehman war der erste Akteur einer weiteren Familiensaga von aussergewöhnlichem Format. Er kam aus Würzburg und zog 1844 nach der Landung im Hafen von Mobile zu Fuss bis nach Montgomery am Alabama-Fluss. In Montgomery waren 4'000 Weisse und 2'000 Sklaven zu Hause, dazu Malaria, Typhus und Gelbes Fieber. Henry eröffnete ein Töpferwaren- und Werkzeuggeschäft. Die Einwohner nannten ihn den «kleinen Mönch», weil er in ständiger Angst vor dem Gelben Fieber seine Stube hinter dem Laden nie verliess – jedenfalls so lange nicht, bis seine Brüder Emanuel und Mayer nachkamen und gegenüber der Sklavenversteigerungshalle von Montgomery eine grössere Firma Lehman Brothers eröffneten.

Henrys Furcht vor dem Gelben Fieber war berechtigt. Er starb 1855 daran. Aber zu dieser Zeit handelten seine Brüder schon nicht mehr mit Töpfen und Werkzeug, sondern mit Baumwolle. Emanuel zog 1858 nach New York, heiratete ein Mädchen namens Pauline Sondheim und gründete nicht weit von den Seligmans entfernt in der Liberty Street eine Lehman-Brothers-Vertretung.

Mayer blieb in Montgomery. Er ehelichte Babette Newgass, die, auch aus Würzburg kommend, nach New Orleans eingewandert war, und erwarb, lagerte und verschiffte die Baumwolle, die Emanuel in New York an Textilunternehmen verkaufte. Wenige Jahre später unterbrach der Bürgerkrieg ihren ersten Höhenflug. Als die Kriegsfrenten immer mehr Transportverbindungen durchschnitt und im April 1861 die Blockade der südlichen Häfen ihren Anfang nahm, notierte Emanuel voll tiefen Pessimismus: «Alles ist zu Ende.» Er schloss das New Yorker Büro und kehrte auf einigen Umwegen nach Montgomery zurück. Aber hier erwies er sich als eine jüdische Verkörperung von Rhett Butler, dem Helden aus

«Vom Winde verweht». Auf einem Blockadebrecher mit einer Ladung Baumwollballen erreichte er Cherbourg und verkaufte die Ladung innerhalb weniger Stunden an Makler der verzweifelt nach Baumwolle rufenden französischen Webereien. Danach liess er sich in London nieder und handelte mit dem Baumwollnachschub, den Mayer auf weitere Blockadebrecher lud, die zum Teil der Flotte der Nordstaaten in die Arme segelten, zum Teil aber auch – angeschossen, beschädigt und unter halben Segelnden Kanal erreichten. Als Mayer von den Plänen der Südstaaten-Fanatiker erfuhr, die Baumwolle auf den Feldern zu vernichten, um nichts davon den Franzosen und Engländern zukommen zu lassen, gründete er die Lagerhausfirma Lehman, Dürr & Co., um aufgekaufte Baumwolle zu speichern. Solch vorsichtige Politik trug ihre Früchte, und erst kurz vor dem Ende des Krieges vernichtete eine Feuersbrunst die letzten Baumwollballen, die noch in einem Schuppen lagen.

1866 war Emanuel wieder in New York und eröffnete ein neues Maklerbüro für Baumwolle. Mayer folgte zwei Jahre später. Der Handel im Städtedreieck Montgomery – New Orleans – New York brachte ihr Unternehmen zu neuer Blüte. Sie erweiterten es durch den Vertrieb von Kaffee und Petroleum und hinterliessen ihren Kindern Philip, Harriet, Meyer, Herbert, Arthur und Sigmund bei ihrem Tode «ersten Reichtum», aber noch keine Investment-Bank. Im Gegenteil: Nur eine bunte, nicht sehr attraktive und zum Teil entwertete Sammlung von Aktien befand sich in ihren privaten Portefeuilles. Der Pionier auf dem Weg zum Investmentgeschäft wurde Philip, Emanuel Lehmans ältester Sohn. Die neue Richtung kündigte sich an, als Philip mit Henry Goldman, dem Sohn Marcus und Bertha Goldmans, zusammentraf. War Henry über das Schuldscheingeschäft hinausgewachsen, so erging es Philip auf der anderen Seite mit Baumwolle, Kaffee und Petroleum ebenso. 1906 schlossen sie ein Abkommen, demzufolge sie ihren Brüdern und Partnern Schuldscheine sowie Baumwolle, Kaffee und Petroleum überliessen. Sie schlossen sich zwar nicht zu einer neuen Firma zusammen, vereinbarten aber vertraglich die Zusammenarbeit im Finanzierungs- und Aktiengeschäft und teilten die Gewinne daraus zu gleichen Teilen zwischen Goldman, Sachs & Co. und Lehman Brothers auf. Dann folgten sie konsequent dem Weg, den Henry Goldman durch sein erstes Abkommen mit Julius Rosenwald und Sears, Roebuck & Co. gewiesen hatte. Sie wagten sich immer weiter und mit grossem Erfolg auf das von angelsächsischen Finanziers noch gering geschätzte Gebiet der Finanzierung von Kaufhäusern und Produzenten neuzeitlicher Massengüter wie Autos, Schreibmaschinen, Kühlschränke oder Zigaretten. Von Sears, Roebuck & Co. über die Underwood-Schreibmaschinenwerke bis zu den Anfängen der zukünftigen General-Motors-Autoindustrie finanzierten sie immer mehr und immer grö-

sere Unternehmen der Verbraucher- und Dienstleistungsindustrie über den Aktienmarkt und machten aus Morgans konservativem, hochmütig-kurzzeitigem Wort «Lasst das die Juden machen» einen neuen grossartigen Erfolg.

Bernard Mannes Baruch – Gesicht und Gesichter

Auch das Leben Bernard Mannes Baruchs lieferte alle Voraussetzungen, die Phantasie eines Biographen zu beflügeln. Bernard Mannes war der älteste Sohn von Simon Baruch, der 1858 als Halbwüchsiger seine Eltern im posenschen Schwesenz verliess und sich auf den Weg nach Camden im Süden Amerikas machte. Hier engagierte ihn ein jüdischer Ladenbesitzer, Mannes Baum, als Buchhalter. Baum fand Gefallen an Baruch und schickte ihn, als er sein Interesse für Arzneien und Krankheiten bemerkte, auf die noch kleine medizinische Akademie von South Carolina. Von dort geriet er geradewegs in die Lazarette der konföderierten Bürgerkriegsarmee. Der ein Meter neunzig grosse junge Mann hatte so sehr die Kultur und Mentalität des Südens angenommen, dass noch 30 Jahre nach dem Ende des Bürgerkriegs ein paar Klänge der Südstaaten-Nationalhymne «Dixieland» genühten, «um ihm Kampfrufe der einstigen konföderierten Rebellen zu entlocken». Als der Krieg zu Ende war, wurde er Mitglied des südlichen Geheimbundes Ku-Klux-Klan, der später den Ruf einer Bande von Negermördern erhielt, damals jedoch zu Recht gegen die Scharen von Politikern und Schmarotzern aus dem Norden rebellierte, die das besiegte Land ausplünderten und den Namen «Yankee» und «Republikaner» für nahezu ein Jahrhundert zu einem fluchbeladenen Schimpfwort machten. 1867 heiratete Simon die Tochter Bella eines durch die Niederlage ruinierten jüdischen Pflanzers Wolfe. Simon wurde Landarzt in Camden, zeugte Bernard sowie drei weitere Söhne und schlug sich tapfer durch, bis die wirtschaftliche Misere ihn 1880 zwang, seine Abneigung gegen die Sieger aus dem Norden zu überwinden. Nach dem Verkauf all seiner Besitztümer zog er mit dem Erlös von alles in allem 18'000 Dollar sowie Bella und den Söhnen nach New York, um dort eine Praxis zu eröffnen. Bernard war zu dieser Zeit zehn Jahre alt und wurde Gehilfe eines Patienten seines Vaters, der mit Apothekerflaschen handelte. Später wurde er Glückssucher in den Silberminen von Cripple Creekin Colorado. Als er kein Silber fand, spielte er so erfolgreich in einem Roulette-Salon, dass die Direktion ihn hinauswarf und ihm das Haus verbot.

Nach New York zurückgekehrt, machte er seine ersten Schritte an der Börse als Laufbursche eines kleineren Maklers, Housman, und verlor bei einem Geschäft

prompt 8'000 Dollar, die sein kaufmännisch ahnungsloser Vater ihm geliehen hatte. Danach lernte er die Regeln der Börsenwelt beherrschen, und Jahrzehnte später fasste er einer sozialistisch eingestellten Schriftstellerin, Helen Lawson, gegenüber seine Erfahrungen folgendermassen zusammen: «Ich habe das Talent, Geld zu machen. Ich kaufe, wenn Aktien fallen. Ich verkaufe, wenn sie wieder steigen. Wenn die Preise steigen, erhöht sich die Produktion. Daraufhin verringert sich der Verbrauch, und die Preise fallen wieder. Wenn die Preise fallen, ist es umgekehrt, Missis Schlaukopf. Ich bin reich geworden, nur weil ich diese Dinge gelernt und nie vergessen habe.» Er fügte hinzu: «Ich bin ein Spekulant. Das Wort kommt vom lateinischen *speculare*. Es bedeutet beobachten. Ich beobachte die Zukunft und handle, bevor sie eintrifft.» 1895 heftete er sich, nach seiner eigenen Schilderung, so lange an die Fersen eines Neuengländers namens Talcott, bis er diesen zu Investitionen in Papiere einer Transcontinental-Eisenbahn überredet hatte. Die Papiere stiegen. Talcott wurde Housman-Kunde und Baruch Housman-Partner. Mit 27 Jahren verdiente er seine ersten 60'000 Dollar an einer Zuckerbaisse und der darauffolgenden Hausse und heiratete Annie Griffin, die Tochter eines protestantischen Glasimporteurs. Als Kind eines nichtgläubigen Vaters, der sich von seinen Söhnen versprechen liess, jeden Rabbiner von seinem Todeslager fernzuhalten, unterschätzte er die fluktuierenden Elemente der privaten Inquisition. An Zurücksetzungen, denen er und seinetwegen auch seine Frau sowie seine Kinder lange Zeit ausgesetzt waren, erinnerte er sich bis in die letzten Jahre seines fünfundneunzigjährigen Lebens.

Für 19'000 Dollar erwarb er seinen ersten Sitz an der New Yorker Börse, und am 3. Juli 1898 startete er eine Aktion, nach deren Abschluss er seinem Vater mitteilen konnte, dass er Millionär sei. Sie fiel in die Zeit des Krieges, den Amerika mit Spanien um die Herrschaft über Cuba ausfocht und über den in einem späteren Kapitel mehr zu sagen sein wird. Alles geschah an einem Sonntag – dem Sonntag, der vor den amerikanischen Nationalfeiertag am 4. Juli fiel. Baruch war zu einem Wochenendbesuch in ein Landhäuschen seiner Eltern in New Jersey gefahren. Er hatte inzwischen gelernt, einem Grundsatz zu folgen, den Joseph Patrick Kennedy, ein irischer Gastwirtsohn, Börsenspekulant und der Vater des späteren Präsidenten John F. Kennedy, in die nicht unfreundlich gemeinten, seine eigenen Prinzipien charakterisierenden Worte fasste: «Bernie Baruch handelte immer nach dem Prinzip 'Kratz mir den Rücken, und ich kratz den deinen'.»

Dabei hatte er auch früh die Bedeutung guter Beziehungen zu Reportern erkannt, die ihm Informationen liefern konnten und bereit waren, dies gegen Geld oder Gegeninformationen zu tun. So erhielt er am Sonntagabend telegrafisch den Hinweis eines Kriegsberichterstatters, der allen Zeitungsmeldungen vorauseilte: Der

Grossteil der spanischen Flotte in Cuba war von amerikanischen Panzerschiffen vernichtet worden. Es stand fest, dass amerikanische Aktien eine Hausse erleben würden. Da die New Yorker Börse am folgenden 4. Juli geschlossen war, blieb für Baruch nur die Londoner Börse als Zentrum der Aktion. Der letzte Sonntagszug von New Jersey nach New York war bereits abgefahren. So mietete Baruch einen Sonderzug, stieg – ohne Schlüssel – durch ein Fenster in sein New Yorker Büro ein und gab telegrafisch die Kaufanweisung für amerikanische Papiere nach London.

Seine Aktion endete so erfolgreich, dass er wenig später ein eigenes Maklerunternehmen im Haus Broadway Nr. 111 eröffnen konnte. Fortan mass er sich mit protestantischen Wall-Street-Wölfen wie James R. Keene, der «blutige Aktienkriege» führte und 1901 für rund eine Milliarde Dollar Aktien des neuen Stahltrusts United Steel unter die Leute brachte. Er mass sich auch mit dem tollkühnen John Gates, dem eigentlichen Urheber der United-Steel-Idee, der nicht selten beim Bakkarat eine Million Dollar gewann oder verlor. Auch Baruch spielte, vor allem wettete er bei Pferderennen und Boxkämpfen. An einem Tag überhäufte er seine Frau mit Geschenken, an einem anderen zwangen ihn Verluste dazu, Kutschen oder Diener wieder abzuschaffen. Morgan traktierte ihn deshalb mit einem süffisanten «Ich spiele nie!» Aber schon 1902 erreichte Baruchs persönliches Vermögen die Höhe von 3,2 Millionen, woraus später 40 Millionen wurden – eine im Vergleich zum Vermögen etwa der Rockefellers nicht besonders beeindruckende, aber trotzdem bemerkenswerte Zahl. 1903 sah er voraus, dass die grosse Ära der Eisenbahnen über kurz oder lang zu Ende gehen würde und in Zukunft Geld nur bei Rohstoffen oder Ausgangsmaterialien für die einsetzende Massenproduktion zu gewinnen war. Konsequent begann er sich für Kautschuk und Gummi zu interessieren. Dieser Kurswechsel äusserte sich nicht nur im Kauf gummibereifter privater Luxusautos (darunter eines 22'000-Dollar-Mercedes), sondern vor allem in einer entscheidenden Mittlerrolle bei der Gründung der amerikanischen National Rubber Company durch John D. Rockefeller und Thomas Fortune Ryan. Baruchs feines Gespür für die Zukunft beschränkte sich indessen nicht auf das Rohstoffgebiet. Bei den täglichen pompösen Treffen führender New Yorker Börsenwölfe im Hotel Waldorf Astoria fühlte er, dass die hemmungslose Zeit der Räuberbarone zu Ende ging. Er ahnte, dass die Möglichkeit einer staatlichen Kontrolle der Börse am Horizont heraufzog und dass Wall Street und ihre Repräsentanten (ihn selber eingeschlossen) zumindest Andeutungen allgemein-wirtschaftlicher Verantwortung würden zeigen müssen, wenn sie solche Kontrollen in Grenzen halten wollten. 1912 begegnete er durch Zufall dem Universitätsprofessor und Favoriten der Demokratischen Partei, Woodrow Wilson, der im folgenden Jahr zum Präsidenten

gewählt wurde. Die später so heiss umstrittene, sendungsbewusste Persönlichkeit Wilsons beschäftigte ihn zunächst, weil Wilson gegen die Diffamierung und Benachteiligung von Minderheiten (gleich ob Juden, Slawen oder Italiener) auftrat. Aber in der Folge interessierte sie ihn auch, weil der Professor als reformatorischer Theoretiker und Wahlpropagandist vor der banken- und panikmüden Bevölkerung die These verfocht, dass es höhere Anliegen geben müsse als nackten kapitalistischen Profit.

Es bleibt eine Streitfrage, inwieweit Baruch für eine echte Kontrolle der Interessen «von Wall Street und Grossunternehmertum» eintrat. Helen Lawrenson, die ihn später oft und eingehend beobachtete, gewährte ihm in dieser Beziehung wenig Kredit. Seine ständig wiederholten und von einer Gruppe von Freunden oder Nutzniessern applaudierten Erzählungen über die brutale Niederwerfung von Streiks in frühen Jahren seiner Karriere mit der abschliessenden Bemerkung: «Danach hatten wir keinen Gewerkschaftsärger mehr» oder seine Bemerkungen über die streng von den Weissen getrennten Neger der Plantage «Hobcaw Barony» in South Carolina, die er als Herrensitz erworben hatte («Weshalb sollen wir sie aufwecken. Sie sind glücklich, so wie sie sind»), klangen ihr nicht nach wirklich sozialem Gewissen oder sozialem Weitblick. Sie bemerkte im Hinblick auf ihn: «Hinter jedem grossen Vermögen liegt ein Verbrechen», stellte ihn auf eine Stufe mit den Räuberbaronen, die sie «Bastarde» nannte, und argwöhnte nur «Fassaden sozialer Verantwortung», um dahinter das Räuberregime umso wirksamer zu erhalten. Aber als Sozialistin erwartete sie zuviel von einem Mann seiner Herkunft und Tradition. Es war bemerkenswert, dass er innerhalb seiner Grenzen grossen Weitblick bei allgemeinen nationalen Belangen verriet, auch wenn sein Ausspruch über Woodrow Wilson: «Er war der christusähnlichste Mann, dem ich je begegnet bin», nach grotesk-naiver oder liebedienerischer Phrase klang.

Vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg, 1917, nahm Baruch des Präsidenten Aufforderung an, der Wilson-Administration seine «Erfahrungen mit Gummi-, Kupfer-, Blei- und Zinn-Aktiengesellschaften» als Berater bei der Beschaffung von Rohstoffen für die Rüstung zur Verfügung zu stellen. Er spürte zwar im Inneren tiefe Hemmungen gegenüber einem hohen öffentlichen Amt, das private Inquisition provozieren mochte. Aber andererseits reizte ihn diese Position eines nicht im Rampenlicht stehenden Beraters oder Vermittlers zwischen Staats- und Unternehmerinteressen. Damit begann Baruchs Metamorphose vom typischen Wall-Street-Mann zur oft gefeierten, oft angegriffenen, einmal gefragten, ein andermal unerwünschten, stets umstritten-legendären Figur eines finanziellen, wirtschaftlichen und politischen «Orakels» der Präsidenten Woodrow Wilson, Franklin Delano Roosevelt, Harry S. Truman und Dwight D.

Eisenhower. Seine Gewohnheit, auf einsamen Parkbänken des Lafayette Square nachzudenken, verschaffte ihm den freundlich-spottenden, gelegentlich aber auch sarkastischen Beinamen eines «Parkbank-Politikers», und in ihm entwickelte sich im Laufe der Jahre das Gefühl, dass er – wäre er nicht als Jude geboren – Präsident der Vereinigten Staaten hätte werden können. Doch das steht auf einem anderen Blatt.

Das Haus Carl Morris Loeb

Als Baruchs Karriere begann, näherte sich die erste grosse Immigrationswelle deutsch-europäischer Juden ihrem Ende. Was ihren Beitrag zur Entwicklung der amerikanischen Finanzwelt angeht, so zwingt die Buchökonomie dazu, weitere Pioniere und Schlüsselfiguren lediglich nach dem Additionsverfahren zu erwähnen, wobei der Versuch, möglichst vollständig zu sein, eine gewisse Seelenlosigkeit mit sich bringt. Dieser Einwanderungswelle entsprangen die Salomons und Hutzlers als Gründer der Investment-Häuser Salomon Brothers, Leopold Cahn und Semon Bache von der Firma J.S. Bache & Co. oder die im Elsass geborenen Brüder Lazard, die 1848 in New Orleans als Kaufleute begannen und die weltbekannte Investment-Firma Lazard Frères & Co. mit transatlantischen Verbindungen nach Paris und London gründeten.

Einer der letzten Einwanderer dieser Ära, der sich zur Welt der jüdischen Investment-Bankiers gesellte, hiess Carl Morris Loeb. Später nannte man ihn gelegentlich den «anderen Loeb», weil er nicht mit Solomon Loeb von Kuhn, Loeb & Co. verwandt war. Er war der Sohn eines Frankfurter Textilhändlers und Angestellter des zweitgrössten deutschen Handels- und Produktionsunternehmens auf dem Gebiet der Nichteisenmetalle, der Metallgesellschaft Frankfurt. Die Ursprünge dieser Firma gingen auf den Bankier Philipp Abraham Cohen in Hannover und das Jahr 1822 zurück. Seit 1881 war sie eine Frankfurter Aktiengesellschaft, und seit 1887 unterhielt sie eine Tochtergesellschaft in Amerika, die American Metal Company. Letztere war auch in St. Louis durch eine Zweigstelle vertreten, und dorthin reiste 1892 Carl Morris Loeb, um Karriere in Amerika zu machen. Dort heiratete er auch, wie es unter Neidern oder Leuten mit scharfer Zunge hiess, «die richtige Frau», nämlich Adeline Moses, die Tochter eines mit Mayer und Emanuel Lehman in New York befreundeten Grundstücksmaklers. Dies half ihm, wie es weiter hiess, die Aufmerksamkeit des Präsidenten der Metal Company in New York, Jacob Langeloth, auf sich zu lenken. Mit knapp 30 Jahren wurde Loeb Vizepräsident und mit 40 Präsident der Gesellschaft, die nach Eintritt Amerikas in

den Ersten Weltkrieg ihre Bande mit Deutschland zerschnitt. Rund 15 Jahre später, als der Gesellschaft angeblich Loeb's diktatorischer Stil missfiel, bot er zum richtigen Zeitpunkt seinen Rücktritt an – nämlich kurz vor der Weltwirtschaftskrise von 1929. Er kam dem Ersuchen der Gesellschaft, alle Anteile, die er besass, gegen bar an sie zu verkaufen, nach. Als die Wirtschaftskrise die Aktienkurse stürzen liess, war er ein reicher Mann.

Carl Morris Loeb hätte also nach landläufigen Begriffen zufrieden sein können. Er war in der Lage, in der privaten Sphäre sein autokratisches Leben fortzusetzen. Seine Frau nannte ihn nur «Mister Loeb», und er verkehrte mit seiner Familie vorwiegend auf dem Wege der Aktennotiz. Aber der grosse, schlanke, gutaussehende Mann langweilte sich bei Weltreisen und Partys. 1931 gründeten er und sein mit einer Enkelin der Lehmans, Frances, verheirateter Sohn John, der sich wie er durch Entschlossenheit auszeichnete, eine eigene Investment-Firma. John, der sich später von Salvador Dali vor dem Hintergrund eines Ritters in schwerer Rüstung porträtieren liess, übernahm fünf Jahre darauf die in Schwierigkeiten geratene angelsächsische Investment-Bank Rhoades & Co., und das neue Haus Loeb, Rhoades & Co. entwickelte sich in wenigen Jahrzehnten zu einem Unternehmen grossen Stils.

Die Seligmans – eine Fortsetzung

Im Jahre 1973 bemerkte John Brooks, ein amerikanischer Schriftsteller und Kenner der Wall Street (ihres Glanzes wie ihres Dschungels): «Zurzeit der Jahrhundertwende, als Kuhn, Loeb & Co. im Kampf um die Northern Pacific ein Unentschieden mit Morgan errangen, gewannen die Juden an der Wallstreet ... die Achtung der Yankees. Aber ... die neue Umwelt, in die sie immigriert waren, inspirierte und ängstigte sie zugleich und liess sie stärker Yankee als die Yankees selbst und protestantischer als die Protestanten werden ... Mit wenigen Ausnahmen blieben sie von der ...offiziellen Führerschaft der Wall Street ausgeschlossen, und es versteht sich von selbst, dass sie nur in jüdischen Firmen Kommandopositionen errangen.» Die Wirklichkeit entsprach nicht ganz dem journalistischen Wohlklang dieses Ausspruchs über Juden, Yankees, Protestanten und Führerrollen. Die Wall-Street-Ära Jacob Schiffs, Henry Goldmans oder Philip Lehmans stand vor einer Zukunft voller Veränderungen. Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg verwandelten sich Fronten und Führerpositionen. Die Börsenwelt erhielt neue, aggressivere, selbstbewusstere «jüdische Fermente» durch die Kinder oder Kindeskinde der osteuropäisch-jüdischen Einwanderer, von denen noch zu

berichten sein wird. Die Flüchtlinge der zweiten westeuropäischen Amerika-Immigration, diesmal aus der Hitlerzeit, leisteten einen anderen Beitrag. Trotzdem blieben die Fundamente, welche die Gründungsväter gelegt hatten, Grundlagen für die Zukunft, auf denen eigene Nachfahren und die Neuankömmlinge weiterbauten.

Die seelische Zerrissenheit der Gründungsväter zwischen Europa und Amerika, zwischen jüdischer Tradition und amerikanischer Umwelt, zwischen Selbstbewahrung und Aufgehen in dieser Umwelt war nur ein weiterer Akt in eine Entwicklung, die schon in den Kolonialtagen begonnen hatte. Nicht anders stand es um das Verhältnis zwischen Vätern und Erben, treuen oder abtrünnigen, begabten oder unbegabten, Bewahrern oder Nichtbewahrern. Die Zahl der Seligmans männlichen Geschlechts stieg in zwei Generationen von 12 auf 24. Schon in seinen letzten Lebensjahren hatte Joseph Seligman – nicht anders als Daniel Guggenheim – Probleme mit Brüdern, Schwägern, Söhnen und Neffen, die auf Abwege gerieten oder im Geschäft versagten. Das Klischee von der angeborenen jüdischen Begabung für Geld und Finanzen war nicht so ohne weiteres aufrechtzuerhalten. Leopold und Abraham in San Francisco enttäuschten. Leopold entwickelte künstlerischen Ehrgeiz und verbrachte mehr Zeit über Skizzenblöcken als über Kontobüchern. William Seligman genoss Paris, und 1873 wünschte er, ausbezahlt zu werden, um seiner Frau Regine kostbare Versöhnungsdiamanten wegen seiner Seitensprünge zu überreichen. Joseph Seligmans Schwager Max Hellman in New Orleans kaufte Goldbarren, die sich als Messing erwiesen. Sein Schwiegersohn Theodore Hellman erwarb aus Aberglauben niemals Wertpapiere mit der Zahl 13, wohl aber solche mit der Zahl 24, auch wenn diese wertlos waren. Nach Joseph Seligmans Tod wurde sein Bruder Jesse Familienpatriarch. Wahrscheinlich war er, sofern man von seiner Frau Henriette absieht, der stolzeste Seligman – aber auch der fähigste und vitalste. Henriette machte Jesses New Yorker Haus zum Zentrum einer deutsch-jüdischen High-Society. Der grösste Teil der 60 jüdischen Millionäre, die 1892 in New York gezählt wurden, gehörte zu den Gästen. Ihnen standen – um die Perspektiven nicht zu übersehen – 4047 protestantische und katholische amerikanische Millionäre, davon allein 1103 in New York, gegenüber.

Jesses wahrscheinlich grösstes Unternehmen (und zugleich grösstes Abenteuer) wurde die Beteiligung am Panama-Kanal-Projekt, das der Franzose Ferdinand de Lesseps nach der erfolgreichen Eröffnung des von ihm erbauten Suez-Kanals im Jahre 1879 in Angriff nahm und zehn Jahre später in den skandalösesten Konkurs des 19. Jahrhunderts führte. Dass das Unternehmen an Pariser Planungsfehlern und an den Fieberstümpfen Kolumbiens (zu dem das Gebiet von Panama damals noch gehörte) scheiterte, lag ausserhalb von Jesse Seligmans Einfluss oder Macht.

Aber neben Europäern verloren auch zahllose Amerikaner jeden Cent, den sie in Panama-Kanal-Aktien investiert hatten, welche die Seligmans zusammen mit der Banque de France und J.P. Morgan auf amerikanischem Boden vertrieben. Das machte die Affäre zu einer amerikanischen Wunde. Amerikanische Politiker und Journalisten hatten das Projekt von Anfang an als französischen Vorstoss in amerikanisches Interessengebiet betrachtet. Als Gegenbewegung war 1884 eine amerikanische Nicaragua-Gesellschaft entstanden, die mit den Arbeiten an einem zweiten, diesmal amerikanischen Kanal begann. Morgan wurde als Ausverkäufer amerikanischer Interessen attackiert, aber Jesse Seligman bot eine weit verlockendere Zielscheibe. Als die Katastrophe eintrat, wuchsen aus den Trümmern der Kanal-Gesellschaft neue Gerüchte über eine internationale jüdische Verschwörung, und die Tatsache, dass die Seligmans ausser den gewöhnlichen, in die Millionen gehenden Verkaufsprovisionen für die Aktien 400'000 Dollar Sonderhonorar für die Propagierung des Projekts im Washingtoner Kongress empfangen und sich eines ehemaligen amerikanischen Marineministers, Richard W. Thompson, als Lobbyist bedient hatten, lieferte Gerüchten und Angriffen wirkungsvolle und schmerzhaftes Munitio. Doch Jesse Seligman hatte sich zu stark für das gescheiterte Unternehmen engagiert, um abseits stehen zu können, als ein französischer Ingenieur und Abenteurer, Philippe Buneau-Barilla, den Versuch unternahm, aus der Konkursmasse eine neue Panama Company zu konstruieren. Buneau-Barilla beabsichtigte, der amerikanischen Regierung die fertiggestellten Kanalteile für 109 Millionen Dollar zum Kauf anzubieten und den Bau als amerikanisches Unternehmen fortzusetzen. Jesse beteiligte sich, erlebte aber den Abschluss des Handels nicht mehr. Er starb im April 1894 in Kalifornien, in dessen wärmender Sonne er vergeblich Rettung von einer Nierenkrankheit suchte. Er hinterliess als persönliches Vermögen 30 Millionen Dollar – aber keinen Erben von seinem oder Josephs Format. James, William und Isaac setzten die Beteiligung am Panama-Projekt fort, und 1902/03, in der Ära Präsident Theodore Roosevelt, erreichte eine neue Panama-Lobby unter der Führung des angelsächsischen Anwalts William Nelson Cromwell aus New York auch ihr Ziel. Ein Erdbeben, das die Grundlagen des amerikanischen Konkurrenzunternehmens in Nicaragua vernichtete, kam ihr zu Hilfe. Roosevelts Administration erwarb die angebotenen Anteile der neuen Panama-Gesellschaft-zwar nicht für die geforderten 109, wohl aber für 40 Millionen Dollar. Als Kolumbien für die Übertragung der Kanalbau-Konzession an Amerika mehr forderte, als Roosevelt bereit war zu investieren, steuerten die Seligmans den Betrag von 100'000 Dollar zur Organisation einer revolutionären Unabhängigkeitsbewegung der Bewohner des Kanalgebiets gegen Kolumbien bei. Den Stoff für Panamas erste Nationalflagge erwarb

Philippe Buneau-Barilla im Kaufhaus Macy's (was nicht besagt, dass Macy's an der Panama-Revolution beteiligt war). Roosevelt gab den Aufständischen in Kolumbien Rückendeckung, indem er amerikanische Kriegsschiffe vor die Küste von Panama beorderte. Im November 1903 hatte die Revolution gesiegt. Panama war «frei» und der Panama-Kanal ein sowohl wirtschaftlicher wie strategischer Gewinn für Amerika. So endete das Panama-Geschäft schliesslich auch für die Seligmans mit einem Erfolg.

Aber sonst bewahrheitete sich an ihnen manches, was für gespaltene Seelen typisch ist. Die Generation Josephs verbrachte ihre Ferien in Deutschland oder Österreich, konsultierte deutsche Ärzte und reiste mit der Hamburg-Amerika-Linie. Als sie sich (als Antwort auf die Exklusivität angelsächsischer und sefardischer Clubs) an der Gründung eines deutsch-jüdischen Clubs in New York beteiligten, erhielt das Unternehmen den Namen «Harmonie-Gesellschaft», und ein Bild des deutschen Kaisers Wilhelm I. schmückte die Wand. Gleichzeitig aber engagierten Joseph und James für ihre Söhne einen Erzieher, den sie als «echten Amerikaner» betrachteten. Es war Horatio Alger, der 1834 geborene Sohn eines Pastors, der seine eigenen frustrierten Karrieresehnsüchte in erfolgreiche Geschichten über arme Jungen, die in Amerika zu Reichtum gelangten, umsetzte. Alger, ein schwächliches, glatzköpfiges Männchen, sollte die Seligman-Söhne zu Amerikanern erziehen und mit dem Karriere Traum erfüllen, der bis heute den Namen Horatio-Alger-Traum behalten hat. Die Söhne selbst erhielten Vornamen wie David Washington, Alfred Lincoln und Jefferson.

Aber David Washington interessierte sich so wenig für Geschäfte, dass er sich nur einmal wöchentlich in der William Street sehen liess. James' Sohn Jefferson fühlte sich noch weniger zuständig. Als 1964, 85 Jahre später, James Seligman III., ein Enkel James Seligmans I., starb, blieb von dem internationalen Unternehmen der Seligmans nur eine angesehene, aber im Umfang bescheidene Investment-Firma in New York.

Im Schatten eines Autokraten: Kinder, Partner und Erben des Jacob Schiff

Auch Solomon und Betty Loeb's Sohn Morris hegte so viele Aversionen gegen die Welt der Finanzen, dass er die Wände seines Zimmers einmal provokatorisch mit Tausenddollarnoten beklebte. Er studierte Naturwissenschaften, widersetzte sich den Versuchen, ihn in das Investment-Geschäft «hineinzupressen», und fürchtete ständig, vergiftet zu werden, bevor er zufällig an einer verdorbenen Auster starb. Sein Bruder James fügte sich den elterlichen Wünschen und trat in die Firma

Kuhn, Loeb & Co. ein. Aber sein Schwager Jacob Schiff blieb für ihn eine steinerne, überlegen unnahbare Sphinx. Er reiste nach Wien, um Sigmund Freud als Psychiater zu konsultieren, und zog schliesslich in die Nähe des bayerischen Städtchens Murnau, wo er eine Deutsche heiratete und 1933 starb, ehe die Hitler-Ära ihn verschlingen konnte.

So waren Jacob Schiff und seine Nachfahren zu den Statthaltern von Kuhn, Loeb & Co. geworden. Mit seinem Sohn Mortimer war Schiff glücklicher als die Loebes mit ihren Söhnen, weil Mortimer in die Firma eintrat und später mit wechselndem Glück die Rolle seines Vaters übernahm. Morti war das Produkt von Schiffs disziplinarischer Erziehung, die den äusserlich plumpen, blauäugigen Mann noch 1899, als er eine junge Dame namens Adele Neustadt heiratete und von seinem Vater das viktorianisch überladene Haus Fifth Avenue Nr. 932 als Hochzeitsgeschenk erhielt, mit einem Anflug von Zynismus äussern liess: «Es ist wundervoll, der Bewohner eines Hauses zu sein, in dem man so oft geschlagen wurde.» Schiff bemühte sich, aus seinem Sohn ein Muster bürgerlicher Disziplin, geschäftlichen Denkens und religiöser Observanz zu machen. Mortimers Leistungen in Dr. Sachs Schule waren untadelig. Aber er war lebhaft und neigte zu Ausbrüchen aus dem Korsett pädagogisch-militärischer Disziplin. Jede Rüge in der Schule genügte, um ihn – den vielleicht übertreibenden, aber im Kern sicher wahren Berichten in der Biographie seiner Tochter Dorothy zufolge – in einem Badezimmer durch Prügel zu strafen. Solche Szenen erhielten bei Eingeweihten den Namen «Seancen», und wenn seine Mutter Therese Freundinnen empfing, wurde lauter geredet, damit man Mortimers Klagen nicht vernahm. Er war schon 14 Jahre, als er sein erstes wöchentliches Taschengeld in Höhe von 12 Cent erhielt, was damals 50 deutschen Pfennigen entsprach. Schiff war auch gegen Mortimers Wunsch, in Harvard zu studieren, wo man seit der kolonialen Frühgeschichte der Institution relativ tolerant gegenüber Söhnen der zu Spenden fähigen jüdischen Oberschicht war. Jacob fürchtete, die dort studierenden Kinder reicher Amerikaner könnten Mortimers finanzielle und religiöse Disziplin gefährden. Immerhin sandte er ihn auf das College von Amhearst mit dem Versprechen, ihm den Besuch von Harvard zu erlauben, wenn er ein Jahr lang Disziplin beweisen würde. Doch als Mortimer von ihm die Genehmigung erhielt, ein Fahrrad zu kaufen, und statt eines gebrauchten ein neues erwarb, betrachtete Schiff dies als ein Versagen im Probejahr. Später schickte er Mortimer in der Absicht, ihn (so wie er selbst sich einst vorbereitet hatte) von Grund auf für die Eisenbahnfinanzierung auszubilden, zu Bautrupps der Great Northern Railroad und danach zu Ernest Cassel und in das befreundete Bankhaus Montague nach London. Auf regelmässigen Europareisen besuchte er den Sohn, um seinen Lebenswandel zu kontrollieren. Als er ihn auf einer Londoner Gesellschaft in einem hell lavendelfarbenen Anzug traf, befahl er dem schwei-

gend Gehorchenden, nach Hause zu gehen und sich seriös anzuziehen. So wurde Mortimer zum würdigen Nachfolger seines Vaters geformt, doch auch wenn er sich beugte, blieben viele Wunden in ihm zurück. Er beugte sich auch der Verheiratung mit Adele, über die Jacob und Therese Schiff sowie Sigmund Neustadt von der Investment-Firma Hallgarten & Co. entschieden. Adele, ein ätherisch-schlankes, elegant-apartes Mädchen, liebte Mortimer nicht. Sie hatte sich einen jungen Sohn des Kohlemagnaten William Thaw in Pittsburgh als Ehemann gewünscht. Aber die Thaws waren nicht nur protestantisch, sondern sie galten auch als Neureiche, die ihr Vermögen erst in allerjüngster Zeit erworben hatten. So heiratete Adele, deren viktorianisch erzogene Mutter (wenn man weiter der Biographie Dorothy Schiffs folgt) in der Hochzeitsnacht um Hilfe flehend aus dem Eheschlafzimmer geflohen war, Mortimer, den sie zu klein gewachsen fand und so ungeschickt, dass sie seine Berührungen fürchtete. 1903 brachte Adele ihre Tochter Dorothy und ein Jahr später den Sohn John zur Welt. Danach führten sie und Mortimer ein mehr oder weniger getrenntes Dasein an der Fifth Avenue oder auf dem schlossartigen düsteren Landsitz «Northwood» an der Oyster Bay. In Paris, wo Mortimer später Rennpferde unterhielt, bewohnte er ein eigenes Haus, Adele dagegen eine Suite im Hotel Ritz. Sie hasste Jacob Schiff samt seiner reglementierten Welt und nannte ihn spöttisch den «kleinen Riesen». Sie mied nach Möglichkeit die freitagabendlichen Besuche zur Sabbatsegnung in seinem Haus und liess zu Weihnachten einen Christbaum schmücken, um seiner orthodoxen jüdischen Welt zu trotzen. Sie verachtete Therese Schiffs Fügsamkeit und rebellierte auf eine Weise, dass sie selbst ihren Kindern gegenüber eine Distanz bewahrte, die sie zumindest in Dorothys Augen eher zu einer Stiefmutter machte, mit der man nur einmal, am Sonntag, essen durfte und die ihre Kinder im Übrigen Lehrern, Gouvernanten und Jacob Schiff überliess, dessen pädagogisches Vorbild der rächende Gott des Alten Testaments war. Den ersten Gesichtspuder, den Dorothy für 50 kostbare Cent erwarb, warf er aus dem Fenster, und noch viele Jahrzehnte später nannte sie das Haus Fifth Avenue Nr. 932 «Greuel» ihrer Jugend. Dies war der menschliche Preis, um den Schiff sich seinen Sohn als Nachfolger bewahrte. Einen anderen, von aussen kommenden Nachfolger gewann er, als seine Tochter Frieda sich 1894 bei einem Besuch in Frankfurt in einen dreiundzwanzigjährigen jungen Mann namens Felix Warburg aus Hamburg verliebte. Jacob nahm diese plötzliche Liebe nicht mit Wohlwollen auf. Auch Felix' Vater, der Hamburger Bankier Moritz Warburg, hatte seine Vorbehalte, obwohl die Warburgs noch nicht ganz die Höhe erreicht hatten, die sie in den Jahrzehnten des deutschen Kaiserreichs, aber auch nach dessen Ende in der Weimarer Republik erklimmen sollten. Ihr sefardischer Urvater auf deutschem Boden hatte sich um

1500 noch Simon von Kassel genannt, bevor er mit einem Schutzbrief des Erzbischofs von Paderborn als Geldwechsler und Pfandleiher in die kleine westfälische Stadt Warburg zog. Warburg war zum Familiennamen geworden, als ein Urenkel, Jakob Samuel, immer noch als Geldwechsler, zu Anfang des 17. Jahrhunderts nach Altona bei Hamburg zog. Jakob Samuels Urenkel wiederum, Moses und Gerson Warburg, hatten rund 200 Jahre später in den Tagen Napoleons die zunächst kleine, nur zehn Angestellte beschäftigende Bank gegründet, die nun als M. M. Warburg & Co. firmierte.

Als Frieda Schiff und Felix Warburg sich begegneten, waren zehn Jahre seit dem Tode der bis dahin eindrucksvollsten Figur der Warburgschen Familiengeschichte, Sara Warburg, der Witwe Abraham Warburgs und Grossmutter von Felix, vergangen. Ab 1836 hatte sie auf erstaunlich geschickte Weise die Firma geführt und geschäftliche Verbindungen zu Hamburger Reedern, Schiffbauern, Bankiers und Kaufleuten geknüpft. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 hatte sie die Beteiligung der Warburgs an der Ausgabe einer französischen Staatsanleihe erreicht, die das unterlegene Frankreich in die Lage versetzte, die übernommenen Reparationsverpflichtungen gegenüber Deutschland zu erfüllen. Ihr Haus war für Schriftsteller und Künstler aller Art offen, und ihr zeitweiliger Briefwechsel mit dem ersten Kanzler des deutschen Kaiserreichs, Fürst Otto von Bismarck, trug einiges zum Prestige der Warburgs bei. Persönlich aber hatte sie niemals aufgehört, ein Leben orthodoxer Observanz zu führen, und ihre Söhne Moritz und Sigmund waren im gleichen Sinn erzogen. Unter der Devise «Ein guter Name ist das grösste Kleinod» hatte Moritz nach ihrem Tode die Geschäfte vervielfacht. Seine aus der Frankfurter Diamantenhändlerfamilie Oppenheim stammende Frau Charlotte hatte ihm zwischen 1866 und 1879 fünf Söhne, Aby, Max, Paul, Felix und Fritz, geboren. Er war ein Mann, der bis ans Ende seines Lebens im Jahre 1910, wenn er auf Reisen kein koscheres Restaurant fand, lieber hungerte, als dass er sich gegen die Speisegesetze vergangen hätte. Aber schon lange vor der Reise der Schiffs nach Frankfurt hatte auch er eine Auflehnung seiner Söhne gegen die Restriktionen der orthodoxen Welt verspürt.

Nicht ohne Grund trug Felix, der zum Diamantenkaufmann bestimmt war, während Aby, Max und Paul als Partner die Bank weiterführen sollten, den Beinamen «der schwarze Prinz». Er liebte Eleganz und schöne Frauen und hielt sich nicht an Sabbat oder Speisegesetze, wenn er das Elternhaus verliess. Schiff misstraute dem Bonvivant, und Moritz und Charlotte Warburg erschrakten tief, als Felix am Abend der Begegnung mit Frieda in ihr Schlafzimmer stürzte und ausrief: «Ich habe das Mädchen gefunden, das ich heiraten werde!» Auch für Moritz war Amerika ein

Land, in dem die Juden ihren Glauben aufgaben, und so fürchtete er, Felix würde der Tradition für immer verlorengehen.

Es vergingen viele Monate, während der Jacob Schiff seine Tochter in Paris, London oder Ostende ausserhalb von Felix' Reichweite zu halten suchte. Ernest Cassel bemühte sich in Ostende, ihm klarzumachen, dass eine Heirat mit einem Warburg nicht das Ende der Welt bedeute. Der ungläubige Freund aus London wählte keinen besonders günstigen Augenblick, denn während des Essens wurde Jacob Schiff ein nichtkoscherer Hummer serviert, und er erlitt einen Wutanfall. Immerhin schlug Cassel einige Breschen in seines Freundes abweisende Haltung, und am Ende kapitulierte Schiff. Seine Kapitulationsbedingung aber lautete, dass Felix seine Karriere als Diamantenhändler vergass und als Juniorpartner von Kuhn, Loeb & Co. nach New York und damit unter seine Aufsicht kam. Zwei Reformrabbiner, Gustav Gottheil und Kaufmann Kohler, vollzogen im März 1895 die Trauung. 130 Gäste versammelten sich an der Fifth Avenue – 20 weniger als eingeladen waren. Die Fehlenden gehörten zur Familie Seligman, die sich entschuldigen musste, weil James Seligman gestorben war.

Dieser amouröse Erwerb von Nachwuchs wiederholte sich, als Felix Warburgs um drei Jahre älterer Bruder Paul bei der Hochzeitsfeier ein Auge auf Solomon Loeb's Tochter Nina warf. Er verliebte sich in sie und heiratete kurz darauf. 1902 wurde auch er Partner von Kuhn, Loeb & Co. Aber von Felix trennten ihn Welten. Felix erfüllte seine Teilhaberpflcht ohne besondere Leidenschaft. Einer seiner Söhne erklärte später den Reichtum seines Vaters mit den Worten: «Er heiratete die Tochter seines Bosses.» Frieda gebar Felix vier Söhne: Frederick (Freddy), Gerald, Paul (wegen seiner Rundlichkeit auch Piggy genannt) und Edward (den seine deutsche Kinderschwester Matz nannte) sowie eine Tochter, Carola. Seinem Schwiegervater gegenüber empfand Felix stets etwas Furcht. Doch die Einkünfte aus seiner Partnerschaft halfen ihm über solche Unbill hinweg. Er bezog das Haus Fifth Avenue Nr. 1109, in dessen dritten Stockwerk ein Musikraum mit Orgel war. Er sammelte alte deutsche Holzschnitte, Werke von Cranach, Dürer sowie Rembrandt und hing besonders an einer Lutherbibel aus Wittenberg. In White Plains kaufte er ein riesiges Gelände, und als Nachbarn sich über den Lärm seiner Kinder beklagten, erwarb er ein zweites Terrain namens «Woodlands» dazu. Dort errichtete er ein Landschloss im schottischen Stil mit Innenschwimmbad, Pferdeställen, Tennis- und Poloplätzen – und Platz für eine Rinderherde, weil Frieda frische Milch für die Kinder für notwendig hielt. Er vergnügte sich auf seiner Jacht «Carol» und wurde ohne langes Zögern Bürger Amerikas. Paul dagegen wartete bis 1907, bevor er die Partnerschaft aufgab, die er noch – zusammen mit seinem Bruder Max und einigen anderen Geschwistern – an der Firma seiner Eltern in Hamburg unterhielt. Drei weitere Jahre vergingen, bis er sich für

die amerikanische Staatsbürgerschaft entschied, und auch später noch zog er alljährlich mit Nina, seinem Sohn James, seiner Tochter Bettina, dem deutschen Butler Wilhelm und weiterer Dienerschaft, die auf einem anderen Schiff voraus reiste, für viele Monate in ein Hamburger Haus an der Grossen Fontenay. Doch das änderte nichts daran, dass er einen folgenreicheren Einfluss auf die zukünftige amerikanische Finanzwelt gewann als Jacob Schiff und die anderen Partner.

Paul Warburg und die Geburt des amerikanischen Zentralbank-Systems

Das Fehlen einer amerikanischen Institution, die der altherwürdigen Bank von England, der Bank von Frankreich oder der noch jungen Deutschen Reichsbank entsprach, hatte Schiff insbesondere nach der Panik von 1901 in tiefe Unsicherheit gestürzt. Einmal war ihm zwar die Warnung entschlüpft: «So lange wir keine Zentralbank mit angemessener Kontrolle über Banknotendruck und Kreditquellen haben, bleibt dieses Land von den wildesten ... Finanzpaniken bedroht.» Aber dabei war es geblieben. Wenn Paul Warburg sich elf Jahre nach seiner Hochzeit mit Nina Loeb als halber Aussenseiter darum bemühte, Konsequenzen aus der Situation zu ziehen und eine Änderung zu propagieren, dann lag es nicht nur daran, dass er seit seinen Lehrjahren in Hamburg, London und Paris die internsten Funktionen europäischer Zentralbanken kannte. Eine wichtigere Ursache lag vielmehr in seinem Aussenseitertum, in der Tatsache, dass sein Denken noch zu wenig in Amerikas Geschichte und ideologischer Entwicklung verwurzelt war, um die seit Jefferson anhaltende (und schamlos missbrauchte) Sorge zu verstehen, wonach sich hinter jeder Art zentraler Bank entweder die Gefahr einer Übermacht des Staates oder aber der Übernahme der Staatsmacht durch das Grosskapital verbarg. Trotz aller Eskapaden, an denen auch die europäische Finanzgeschichte keinen Mangel litt, schien es ihm bei seinen ersten Nachforschungen unbegreiflich, dass in Amerika noch nach dem Ende des Bürgerkriegs 7'000 verschiedene Banknoten von 1'600 Banken der Einzelstaaten ausgegeben wurden und sich ständig rund 5'000 Fälschungen im Umlauf befanden. Ein National-Banking-Gesetz von Präsident Lincolns Finanzminister Chase hatte zwar eine neue Konzessionspflicht für Banken eingeführt und die vorhandenen Banken in Staats- und Nationalbanken eingeteilt, aber ihre private Herrlichkeit nicht angetastet. Der Unterschied lag nur darin, dass Staatsbanken den dubiosen, von Korruption durchlöchernten Gesetzen der Einzelstaaten unterworfen blieben, während sich Unternehmen, die sich als

Nationalbanken bezeichnen wollten, zumindest theoretisch einigen Regeln der Bundesregierung fügen mussten. So hatten sie vor ihrer Eröffnung für wenigstens 30'000 Dollar Bundesobligationen zu erwerben und im Washingtoner Schatzamt zu hinterlegen. Banknoten, die sie ausgaben, sollten zu einem Drittel in Gold oder Silber gedeckt sein. Doch hinterliess auch Finanzminister Chase nur ein brüchiges, chaotisches System, nach dem 1880 2'000 Nationalbanken Banknoten ausgaben, und nach wie vor fehlte jede Handhabe, um Einzelbanken, die in Zahlungsschwierigkeiten gerieten, vorübergehend Geld zur Verfügung zu stellen, um bei den Kunden eine Panik zu verhindern. Jede Panik breitete sich vielmehr wie ein Grippevirus aus, und 1892 waren 88, 1893 sogar 446 Banken zusammengebrochen. Anfang des Jahres 1907 veröffentlichte Paul Warburg in New York einen «Plan für eine modifizierte Zentralbank», der seine Vorstellungen über ein an europäische Vorbilder angelehntes, aber den amerikanischen Verhältnissen angepasstes Zentralbanksystem enthielt. Er zog als Redner – mit unüberhörbar deutschem Akzent (und zumindest Misstrauen erzeugendem «jüdischem Hintergrund») – durch Finanzclubs und Universitätshörsäle und schloss seine Ansprachen mit dem Satz Abraham Lincolns: «Ich glaube an eine Bank der Vereinigten Staaten.» Der Spruch hatte schon zu Lincolns Lebzeiten keine Beachtung gefunden und erweckte auch jetzt nicht mehr Beifall, als den Redensarten eines Nationalhelden gebührt. Eine Unterredung Paul Warburgs mit dem Präsidenten von Rockefellers New Yorker National City Bank, James Stillman, nahm folgenden Verlauf:

Stillman: Denken Sie nicht, dass die National City Bank sehr gut dasteht?

Warburg: Ja, Mister Stillman, sehr gut.

Stillman: Warum lassen wir dann nicht alles so, wie es ist?

Warburg: Ihre Bank ist so gross und stark, dass sie bei der nächsten Panik wünschen wird, ihre Verantwortung möge geringer sein.

Vielleicht war es Schicksal, vielleicht Zufall, dass Warburg nicht lange auf die nächste Panik zu warten brauchte. Im Herbst 1907 war sie da und riss 243 Banken, darunter 21 Nationalbanken, in den Abgrund. Es fruchtete nichts, dass Morgan und Stillman der zusammenbrechenden Trust Company of America, an der ihnen viel gelegen war, mit einigen Millionen unter die Arme griffen oder dass die Priester der von Morgan unterstützten Episkopalkirche den Gläubigen von der Kanzel predigten, sie möchten Vertrauen in die Bankiers bewahren und nicht vor den Auszahlungsschaltern Schlange stehen. Die Priester wussten zwar, was sie ihrem Geldspender schuldig waren, aber die Zuhörer trauten ihnen ebensowenig wie den Bankiers, und Prediger selbst versuchten verkleidet, ihre Sparguthaben in Sicherheit zu bringen. Nur Morgans erfolgreich-erpresserische Forderung an Roosevelts

Finanzminister George B. Cortelyou, 35 Millionen Dollar an Staatsmitteln herauszugeben, rettete die Trust Company of America. Der ratlos-folgsame Cortelyou nahm einen Zentralbankakt vorweg. Aber für Morgan handelte es sich nur um eine Freundschaftsaktion. Als der Präsident der ebenfalls zusammenbrechenden Knickerbocker Trust Company Cortelyou um Hilfe bat, wurde er nicht vorgelassen und erschoss sich. Die Ereignisse waren endlich so schockierend, dass republikanische wie demokratische Politiker um ihre Wiederwahl fürchteten. Die Angst der Politiker alarmierte die Bankiers. Sie verabscheuten nichts mehr als die Möglichkeit, dass nach 100 wilden freien Jahren der Staat eingreifen könnte, und ein neuer Dialog zwischen Stillman und Warburg verlief so:

Stillman: Wo sind die Texte Ihrer Veröffentlichungen und Reden?

Warburg: Jetzt ist es zu spät, Mister Stillman. Was geschehen ist, kann nicht in Eile wiedergutmacht werden. Wenn Sie Reformen haben wollen, brauchen sie Jahre, bis sie wirksam werden.

Um Zeit zu gewinnen, peitschte John D. Rockefellers Schwiegervater, der republikanische Senator des Staates Rhode Island, Nelson D. Aldrich, in Washington mit Hilfe konservativer Freunde zur Beruhigung zwei Gesetze durch den Kongress. Sie erlaubten einigen Nationalbanken, bei einer neuen Panik mehr Banknoten auszugeben, als der Deckung entsprach, und veranlassten die Gründung einer Kommission, die Europa bereisen und überseeische Zentralbanken studieren sollte. Aldrichs Europa-Kommission liess sich – gewollt oder ungewollt – Zeit. Was sie endlich im Herbst 1910 an Berichten vorlegte, war so konfus, dass Aldrich im November 1910 Paul Warburg zur Teilnahme an einer geheimen Konferenz in einem Jagdclub auf Jekyll Island in Georgia aufforderte.

Warburg hatte noch niemals ein Jagdgewehr in der Hand gehabt, aber die Teilnehmer der Geheimberatung reisten unter dem Vorwand einer Jagdexpedition in einem Waggon mit geschlossenen Gardinen, und sie hatten guten Grund für ihr Verschwörerspiel. Ausser Warburg waren nur Repräsentanten Morgans wie der Präsident der New Yorker First National Bank, Charles D. Norton, oder Vertreter der Rockefeller-Gruppe von der National City Bank und Nelson D. Aldrich eingeladen.

Nach neun Tagen gingen die «Verschwörer» mit einem ersten Gesetzentwurf auseinander, der zwar Warburgs Vorstellungen einige propagandistische Lippendienste leistete. Aber anstelle einer Zentralbank war nur von einer privaten Nationalen Reserve-Gesellschaft mit 15 über Amerika verstreuten Banken die Rede, in denen Geldinstitute, die sich freiwillig anschlossen, Geldreserven für Krisenfälle hinterlegen sollten. Glücklicherweise liess sich Aldrichs Partei abermals Zeit. Als ihre Gesetzesvorlage 1912 endlich fertig war, ging auch die Amtszeit des regierenden

republikanischen Präsidenten William Howard Taft zu Ende, und ein neuer Wahlkampf um die Präsidentschaft stand vor der Tür. Die Demokratische Partei und ihr Präsidentschaftskandidat Woodrow Wilson aber gerieten unter den bei allen Wahlkämpfen üblichen Zwang, mehr zu versprechen als die Gegenseite. So war es auch mit den Versprechungen für die Sicherung gegen zukünftige Börsenkrä- che.

Paul Warburg erhielt eine unerwartete neue Chance, als Wilsons intimster, hintergründigster und einflussreichster Vertrauter, der texanische «Oberst» Edward Marshall House, ihn zu den nun demokratischen «Verschwörer»-Versammlungen um ein wirkungsvolleres Zentralbankgesetz heranzog. Das Wort «Zentralbank» selbst blieb auch jetzt tabu. Immerhin trat an seine Stelle der neue Begriff Federal-Reserve-System mit einer Washingtoner Federal-Reserve-Kommission aus sieben Bankiers, aber auch Politikern und Beamten sowie zwölf Federal-Reserve-Banken im Lande, bei denen alle Nationalbanken ein Drittel ihrer Reserven an Gold oder Goldzertifikaten zu hinterlegen hatten. Nur Staatsbanken blieb es freigestellt, sich anzuschliessen oder nicht.

«Oberst» Houses geheime Tagebücher verrieten erst später, wie Paul Warburg bis zuletzt darum kämpfte, der zentralen Kommission mehr echte Vollmachten zu geben, als sie tatsächlich erhielt. Unter dem 13. Oktober 1913 hiess es: «Paul Warburg war heute mein erster Besucher. Er brachte weitere Kritik gegen den Gesetzentwurf vor.» Oder unter dem 17. November 1913: «Er (Warburg) machte neue Vorschläge über die Notwendigkeit, die regionalen Reservebanken strenger zusammenzufassen ...» Die Bemühungen waren nicht vergebens. Aber das Federal-Reserve-Gesetz, das Woodrow Wilson als neuer Präsident am 23. Dezember 1913 unterzeichnete, blieb ein schwacher Kompromiss. Es war sehr zweifelhaft, ob er die Prophezeiung verdiente, die ihm der Präsident mit seiner Neigung zu naiv-optimistischer Rhetorik mit auf den Weg gab: «Für unser geliebtes Land, dessen Blühen und Gedeihen wir von ganzem Herzen wünschen, ist ein neuer Tag angebrochen.»

Paul Warburg wurde wenige Monate später zum Mitglied der Federal-Reserve-Kommission gewählt. Aber als er von seiner Wahl erfuhr, stand der Ausbruch des Ersten Weltkriegs vor der Tür und erfüllte ihn mit bösen Ahnungen einer kommenden Kluft zwischen Deutschland und Amerika, zwischen seiner deutschen Heimat und sich selbst als amerikanischer Bürger, zwischen den Warburgs in Deutschland und den Warburgs in Amerika. Schon wenige Wochen danach begann für ihn die vierjährige Agonie des Konflikts zwischen altem und neuem Vaterland.

Während Max Warburg in Hamburg mit konservativ-deutschem Patriotismus Kriegskreditbanken für die auf einen Krieg völlig unvorbereitete deutsche Wirtschaft schuf und 1918 schliesslich als Mitglied der deutschen Friedensdelegation

in Versailles die Unterschrift unter die Reparationsforderungen Frankreichs und Englands verweigerte, durchlitt Paul alle Konsequenzen der Situation, die Bruder gegen Bruder stellte. Sein Sohn James wurde als Student der Harvard-Universität nicht zuletzt wegen der tief wurzelnden Sympathien dieser Institution für Grossbritannien zum Verfechter der alliierten Sache und meldete sich zur Marinefliegerei. 1918, als Amerika längst in den Krieg gegen Deutschland eingetreten und Paul Warburgs vierjährige Amtszeit in der Federal-Reserve-Kommission abgelaufen war, wies er Präsident Wilson in einem Brief darauf hin, dass seine Wiederwahl als gebürtiger Deutscher zu polemisch-hässlichen Auseinandersetzungen führen könne, die seiner neuen amerikanischen Heimat nicht zum Vorteil gereichten: «Ich halte es für meine Pflicht, selbst zu erklären, dass ich es im Interesse des Landes für das Beste halte, wenn mein Name nicht mehr in Erwägung gezogen wird.»

So kehrte er in die Firma Kuhn, Loeb & Co. zurück und reiste, als wenige Monate später der Krieg zu Ende ging, in die Schweiz, um seinen Bruder Max wiederzusehen, der angesichts der deutschen Niederlage tief deprimiert war, aber unverändert deutsch-national und von scheinbar unzerstörbarem Optimismus gegenüber der Zukunft erfüllt blieb. Ihn selbst überkam eher tiefer Pessimismus, als er nach New York zurückkehrte und sich auf den Wogen des amerikanischen Sieges einem verschwenderischen, von goldenen Jahrzehnten träumenden Tanz um Börse und Aktien gegenüber sah. Wenn er auf seine Rolle bei der Entstehung des Federal-Reserve-Systems angesprochen wurde, bemerkte er: «Ich weiss nicht, wer der Vater des Kindes war. Aber aus der grossen Zahl der Leute, die heute behaupten, der Vater zu sein, muss ich schliessen, dass die Mutter eine sehr unmoralische Frau gewesen ist.» Daraus sprach weniger Humor als der geringe Stolz auf seinen Anteil an einer Institution, der sich in zehn Jahren nur ein Drittel aller Banken angeschlossen hatte. Sie demonstrierte ihre durch politische Kompromisse hervorgerufene Verstümmelung, als Paul 1928 vergebens eine Beschränkung des Geldumlaufs forderte, um die geradezu an den Goldtausch von einst erinnernde Spekulation zu bremsen. Allen Freunden empfahl er, ihre Aktien zu Bargeld zu machen, solange es noch an der Zeit sei. Aber die meisten nannten ihn nur eine «Kassandra der Wall Street».

Wenige Monate später war der Börsenkrach von 1928 da. Paul nannte ihn vor Nina die «schlimmste Erfahrung seines Lebens», und Nina bestand bis zum Ende ihres Lebens darauf, dass diese enttäuschende Erfahrung seine Lebenskraft zerstört habe. Aber es war nicht die Enttäuschung allein. Mit ihr verband sich die Bitterkeit über Schübe der privaten Inquisition, die wie bei allen Krisen der vergangenen Jahrzehnte in Bewegung gerieten und diesmal ihn zum Ziel hatten. Gerüchte, Broschüren und Artikel bezeichneten ihn, der versucht hatte, Katastrophen vorzu-

beugen, als den «unamerikanischen Urheber» der Panik. Formulierungen wie «Paul Warburg gründete mit seiner Bande das Federal-Reserve-System, um Amerikas Finanzen in jüdische Hand zu bringen und Amerika bis zum Zusammenbruch auszusaugen», waren an der Tagesordnung (und setzten sich in Legenden bis lange nach dem Zweiten Weltkrieg fort). Ihre Absurdität schlug die tiefsten und schmerzhaftesten Wunden.

Paul Warburg erlebte nicht mehr die ersten Reformen, die das Federal-Reserve-System zwei Jahre später im Schatten der Wirtschaftskrise erfuhr und die ihm einiges von der Autorität verliehen, die er vergebens verfochten hatte. Er erlebte auch nicht mehr das Schicksal seines Bruders Max, der wie Hunderttausende deutscher und europäischer Juden nicht begreifen konnte, was 1933 in Deutschland und mit Deutschland, mit ihm und den Früchten der langen Warburg-Geschichte geschah. Der antijüdische Ausbruch, der im späteren Rückblick den Eindruck erweckte, als hätten sich alle noch lebendigen antijüdischen Strömungen den verspäteten und durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg beleidigten Nationalismus der Deutschen zum Instrument einer unmenschlichen Explosion ausgewählt, lag jenseits seiner Vorstellungskraft. Er blieb in Hamburg, bis 1938 die Warburg-Bank enteignet wurde. Aber als er in New York eintraf, beharrte er darauf, dass er nur zu einem Besuch seiner Geschwister gekommen sei und bald wieder nach Deutschland zurückkehren werde. Die Rückkehr erlebte er nicht mehr. Er starb 1946 im 87. Lebensjahr.

Er hatte Paul um 14 Jahre überlebt, der 1932 in einem Hause starb, das er und Nina auf Felix Warburgs Gelände «Woodlands» im Stil eines Schweizer Chalets gebaut und in der offenbar unzerstörbaren Erinnerung an Hamburg «Fontenay» genannt hatten. Es lag nicht weit von einem anderen Haus entfernt, das Felix für seine Schwiegermutter Therese errichtet hatte, die nach Jacob Schiffs Tod aufblühte, zum erstenmal ein eigenes Leben lebte und ein Jahr nach Paul ihre Augen für immer schloss. Es waren Jahre des Sterbens. 1931 starb auch Mortimer Schiff, während er im Rauchzimmer seines Landhauses «Northwood» im Sessel schlief. Er war sich darüber klar, kein bedeutender Bankier geworden zu sein. Er hielt sich sogar für einen Versager, weil er beim Börsenkrach einen Teil seines Vermögens verloren hatte und nur Paul Warburgs Rat ihn davor bewahrte, noch grössere Verluste zu erleiden. So lag seine Bedeutung vielleicht nur darin, die Nachfolge der Schiffs bei Kuhn, Loeb & Co. bewahrt zu haben, bis sein Sohn John an seine Stelle trat.

John, ein grosser, schlanker, Tennis und Golf spielender Pferdeliebhaber, mit einer Enkelin des protestantischen Mitbegründers der New Yorker First National Bank und Stifters der Business-Fakultät der Harvard-Universität, George F. Baker, verheiratet, war am Todestage seines Vaters 27 Jahre alt.

Nächst seiner Mutter erhielt er den grössten Teil von Mortimers Erbe – mit der Verpflichtung, den Namen Schiff als aktiver Partner der Firma Kuhn, Loeb & Co. weiterzutragen. Fern von den Reglements, die das Leben seines Vaters geformt hatten, aber in späteren Jahren hart, entschlossen, diszipliniert und konservativ, wie es sein Grossvater gewesen war, kamen er und sein Sohn David dieser Verpflichtung nach, ohne am Ende verhindern zu können, dass Kuhn, Loeb & Co. in den Krisenjahren nach 1970 an Substanz und Aktivität verloren und 1977 den Zusammenschluss mit den ununterbrochen weiter aufsteigenden Lehman Brothers vollzogen. Johns Schwester Dorothy trug unterdessen den Namen Schiff aus der Welt der Wall Street und der Investment-Firmen hinaus in eine völlig andere Sphäre. Nach Jahrzehnten eines rastlosen, als skandalös betrachteten und oft Schlagzeilen machenden Lebens wurde sie zwischen 1939 und 1977 zur umstrittenen, aber erfolgreichen und allen Konventionen abgeneigten Zeitungsverlegerin in New York. Doch ihre Geschichte steht auf einem späteren Blatt.

Höhen und Tiefen des Investment-Hauses Goldman, Sachs & Company, 1914 – 1978

Goldman, Sachs & Co. durchwanderten eigene Höhen und Tiefen. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges trat Henry Goldman aus einer nostalgischen Neigung zu dem Geburtsland seines Vaters für die deutsche Seite ein. Ihm erschien Otto Kahns hektisches Anti-Preussentum zu theatralisch-schrill. Der gleichen Kriegsanleihe für die Alliierten des Ersten Weltkrieges, der Jacob Schiff seine Unterstützung verweigert hatte, weil er befürchtete, sie könne der zaristischen Seite dienen, erteilte auch er eine Absage – weil sie gegen Deutschland gerichtet war. Samuel und Harry Sachs trugen zwar aus ihrem Privatvermögen zu der Anleihe bei. Aber ihnen fehlte ein Trommler wie Otto Hermann Kahn. Auch als Amerika 1917 in den Krieg eintrat, blieb Henry bei seiner Überzeugung. Erst als der Firma die Gefahr drohte, auf eine Boykottliste gesetzt zu werden, trat er trotzerfüllt zurück, entnahm seine gesamte Kapitaleinlage und zog in ein eigenes kleines Büro. Seine Neffen Howard und Paul Sachs dienten in amerikanischen Einheiten in Frankreich. Seine Schwester Louise sprach nicht mehr mit ihm, und zwischen den Familien Goldman und Sachs tat sich eine Kluft auf, die sich auch nach Jahrzehnten nicht schloss. 1930 reiste er als Dreiundsiebzigjähriger mit dem Wunsch nach Bayern, ins Ursprungsland seiner Väter zurückzukehren. Vier Jahre darauf fuhr er, ohne die Veränderung Deutschlands begreifen zu können, wie Max Warburg

gedemütigt nach New York zurück und starb drei Jahre später einsam in innerer Verlorenheit. Es ist nicht bekannt, ob ihm noch bewusst wurde, dass die Firma, die er durch seine Zusammenarbeit mit Philip Lehman zu ihren ersten Erfolgen geführt hatte, sich zur gleichen Zeit in einem Überlebenskampf befand. Sein Nachfolger Waddill Catchings, ein Optimist aus den Südstaaten, der an den unaufhaltsamen, nie endenden Wirtschaftsaufstieg Amerikas nach dem Ersten Weltkrieg glaubte, hatte bei den Gebrüdern Lehman früh Misstrauen und Aversionen erweckt. So hatte es nur bis 1925 gedauert, bis die Zusammenarbeit zwischen Goldman und Lehman an diesem Unbehagen für Jahrzehnte zerbrach. Goldman, Sachs & Co. behielten zwar 41 der 60 Kaufhaus- und Industrieunternehmen, deren Finanzierung sie gemeinsam betrieben hatten, und die Lehman Brothers übernahmen nur 19. Aber Waddill Catchings rechtfertigte bald die Vorbehalte, welche die Lehmans ihm gegenüber empfanden. 1928 gründete er (nach schottischem Vorbild) einen der ersten amerikanischen Investmentfonds und gab ihm den Namen Goldman Sachs Trading Corporation. Käufer für Anteile im Wert von 100 Millionen Dollar waren leicht zu finden, und als der Kurs der Anteile binnen zwei Monaten von 104 Dollar pro Stück auf 226 Dollar stieg, investierte Catchings die Fonds-Einlagen in amerikanische Unternehmen, die aber in der Krise von 1928/29 zusammenbrachen und die Goldman Sachs Trading Corporation mit in den Abgrund rissen. Goldman, Sachs & Co. verloren dabei zwölf Millionen Dollar, sahen sich von Schadenersatzklagen verfolgt und erhielten fünf Jahre lang keinen Auftrag zur Emission von Aktien mehr.

Es bleibt eine offene Frage, ob es noch zu einem Neuaufstieg gekommen wäre, hätte nicht einige Zeit vor der Krise ein junger Mann aus Brooklyn auf der Suche nach Arbeit auch in dem Gebäude Exchange Place Nr. 43 vorgespochen. Sein Name war Sidney Weinberg. Er klopfte von Etage zu Etage an jede Tür, bis er zu den Büros von Goldman, Sachs & Co. kam und bei Waddill Catchings einen Büroposten fand. Catchings hatte, ohne es zu ahnen, seinen eigenen Nachfolger und zugleich den zukünftigen Retter von Goldman, Sachs & Co. angestellt. Zwischen 1935 und 1950 bewahrte Weinberg Marcus Goldmans Gründung nicht nur vor dem Untergang, sondern er führte sie auf einen Gipfelpunkt ihrer bisherigen Geschichte und errang sich selbst unter zynischen Wall-Street-Wölfen den geachteten bis gefürchteten Beinamen «Mr. Wall Street».

Sein Nachfolger wurde ein 1910 geborener, hochaufgeschossener Mann namens Gustave Levy aus New Orleans, der auf die schon sprichwörtlich abgedroschene Weise als Laufbursche bei einem Provinzmakler in Louisiana angefangen hatte. Seine Kunst in der Arbitrage, in Termingeschäften, die er selbst als «die exotischste Pflanze im Finanztreibhaus» bezeichnete, hatte ihn gross und 1945 zum Partner von Goldman, Sachs & Co. gemacht.

Der 15., dann 12., dann 10. Platz von Goldman, Sachs & Co. in der Wallstreet-Rangordnung hatte ihm nicht genügt. Nach 1955 galt er vielerorts als der «grösste Geldbeweger der Wall Street», und er regierte von einem kleinen, schmucklosen Büro aus, das an die Offiziersmesse eines Kriegsschiffes erinnerte, umgeben von einer Nachrichtenverbindungs-Maschinerie zu den Aussenbüros von Goldman, Sachs & Co., die den ungedämpften Lärm eines Maschinenraumes erzeugte. Er sprach mit gewinnversprechenden Kunden wie ein Charmeur mit einschmeichelndem New-Orleans-Akzent. Gegenüber Aussenstehenden war er brüsk und kalt. Viele seiner zeitweise 1'400 Untergebenen nannten ihn einen rücksichtslos fordernden Autokraten. Es gab in den Wall-Street-Büros einige Dutzend Gustaves, die man kurz Gus nannte. Aber wenn offiziell – mit Neid, Bewunderung, Furcht oder Hass – von «Gus» die Rede war, handelte es sich um Gustave Levy und niemanden sonst. Wegen seiner nervösen Energie und seiner Ungeduld spielten seine Hände häufig mit einer «Sorgenkette» aus dicken Perlen, die ihm einmal ein griechischer Klient zum Geschenk gemacht hatte.

Das war Gustave Levy, der, als er 1970 sein 60. Lebensjahr überschritt, seine Firma an die achte Stelle der Wall-Street-Unternehmen rücken konnte, aber immer noch glaubte, den Gipfel nicht erreicht zu haben. 1973 brachte er 79 verschiedene Aktien-Emissionen im Werte von 5,9 Milliarden Dollar heraus und war an 190 weiteren Emissionen im Werte von 8,7 Milliarden beteiligt. Zur New Yorker Zentrale gehörten zehn Büros in amerikanischen Städten von Boston über Chicago und Dallas bis nach Los Angeles. Internationale Niederlassungen reichten bis nach Tokio, und 1974 erschien Gustave Levy in Begleitung seines nicht-jüdischen Präsidenten für «internationale Operationen», dem ehemaligen amerikanischen Schatzminister Henry Fowler, in Zürich, um den Auslandsbüros ein schweizerisches hinzuzufügen.

Aber zu diesem Zeitpunkt befanden Goldman, Sachs & Co. sich schon seit vier Jahren in der dritten Krise ihrer Geschichte. Das Unternehmen hatte auch zu den Finanziers der grössten privaten Eisenbahngesellschaft der Welt, der Penn Central Transportation Company, gehört, die 1968 durch den Zusammenschluss der 120 Jahre alten Pennsylvania-Eisenbahn mit der ebenso traditionsreichen New-York-Central-Eisenbahn entstanden und am 21. Juni 1970 bankrott gegangen war.

Manager und Spitzenmanager der Pennsylvania-Eisenbahn – meist aus dem angelsächsischen Finanzadel Philadelphias – hatten 1963 aus Unzufriedenheit über die zwar ausreichenden, aber nicht überwältigenden Gewinne ihrer Eisenbahn begonnen, deren Kapital in hochspektakuläre Objekte wie Pipeline-Unternehmen zu investieren. Aber sie hatten nicht dazugewonnen, sondern nur verloren. Den Zu-

sammenschluss mit der gesunden Central-Eisenbahn hatten sie als Rettungsanker betrachtet, der zu rosigem Optimismus berechtigte.

Auch Goldman, Sachs & Co. hatten «Wunderaktien» der neuen Penn Central Transportation Company mit eminentem Erfolg und Gewinn verkauft und Anteile im Wert von zehn Millionen Dollar dem eigenen Aktienbesitz zugefügt. 1969/70 aber brachten Insider-Informationen zutage, dass auch die kaum gegründete Gesellschaft einer Katastrophe entgegenseilte. Die Spitzenmanager des Unternehmens stiessen insgeheim ihren eigenen Aktienbesitz ab. Gustave Levy zwang sie, die zehn Millionen Aktienwerte, die Goldman, Sachs & Co. besaßen, zum Kaufpreis zurückzunehmen. Er hatte seine Firma weiter gegen Risiken geschützt, indem er nur noch solche Penn-Central-Aktien verkaufte, für die feste Käufer vorhanden waren. Aber Goldman, Sachs & Co. hatten die Aktienkäufer nicht in die heraufziehende Katastrophe eingeweiht, und nach dem Penn-Central-Bankrott war das Unternehmen in eine Serie von rund 45 Schadenersatzklagen verstrickt. Einige der Geschädigten, wie das weltweite Unternehmen American Express, hatten sich mit der Abfindung von 20 Cent für einen Dollar wertlos gewordener Penn-Central-Papiere zufriedengegeben. Die US Steel Company dagegen erhielt bereits 466'000 Dollar für 2,33 verlorene Millionen. Die weltbekannte Getty Oil Company erzielte 1975 70 Cent Abfindung für einen Dollar der Verlustpapiere. Gustave Levy hatte guten Grund, seine griechische «Sorgenkette» zu benutzen, wenn er Kommentare las wie: «Die Affäre wird Goldman, Sachs & Co. nicht zerstören. Wall Street ist eine zynische Institution ... Aber Gustave Levy ist nicht mehr der grosse Ritter in der undurchdringbaren Rüstung ...»

Vielleicht empfand er, bevor ihn am 3. November 1976 mit 66 Jahren ein tödlicher Schlaganfall ereilte, die Macht des Schicksals, die auch die scheinbar Allmächtigen nicht verschont. Auf jeden Fall trat er im richtigen – beinahe symbolischen – Augenblick von der Bühne ab. Er überliess sie dem einundfünfzigjährigen Sohn John des einstigen «Mr. Wall Street», Sidney L. Weinberg – für einen ähnlichen Kampf um die Überwindung einer Krise, wie ihn sein Vater einmal ausgefochten hatte.

Lehmans – die dritte und vierte Generation

Zu denjenigen, die am erfolgreichsten die Weiterentwicklung ihres Unternehmens meisterten, gehörte die dritte Lehman-Generation. Unbestrittenes Haupt von Lehman Brothers wurde dabei für viele Jahrzehnte Robert Lehman, Philip Lehmans 1890 geborener Sohn, der von einem winzigen Büro aus ein mit kurz-

fristigen Ausnahmen ununterbrochen wachsendes Investment-Reich regierte und von dem Charakterologen behaupteten, er vergrabe sich als kleingewachsener Mann mit bewusstem psychologischem Kalkül in diesem Raum, weil er ihn ganz auszufüllen scheine und Besucher sich im Nachteil fühlten. Ökonomen sahen ein Geheimnis seiner Erfolge darin, dass er und seine Geschwister den alten, im 15. Jahrhundert entstandenen Spruch «Du, glückliches Österreich, heirate!» beherzigten und, wie die alte Habsburgermacht immer neue Verbindungen schaffend, Ehen mit Wertheims, Baches, Guggenheims, Loebes, Hallgartens, Lewisohns, Kuhns, Goldmans, Sachs oder Straus schlossen.

Andere erklärten den Erfolg damit, dass Robert Lehman als erster mit der Aufnahme familienfremder Partner deutsch-jüdischer, osteuropäisch-jüdischer und schliesslich nicht-jüdischer Herkunft begann, bei denen nicht die Gefahr drohte, sich unter der Last einer Familientradition zu erschöpfen. Sie brachten stattdessen unverbrauchten Ehrgeiz, neue Vorstellungen, Ideen und Kenntnisse vom ständigen wirtschaftlich-finanziellen Wandel der Zeit mit. Zu den ersten Fremden gehörten Paul M. Mazur – ein Harvard-Absolvent –, Monroe C. Gutman, John M. Hancock – ein Marineoffizier – und Hermann H. Kahn mit einer typischen «Vom-Laufjungen-zum-Direktor-Karriere». Später kam Lucius Dubignon Clay hinzu, der als General nach der deutschen Niederlage ab 1947 die amerikanische Militärregierung in Westdeutschland geführt sowie 1949 die sogenannte Luftbrücke nach Berlin organisiert hatte und 1963 die Aufgabe übernahm, der Firma eine neue Organisation zu geben, die einer überstürzten Entwicklung gerecht wurde (und schliesslich nur durch Computer zu bändigen war). Nach 1975 stieg Peter G. Peterson, der griechischer Abstammung war, zum Vorsitzenden des Vorstandes auf. Wahrscheinlich lag das Erfolgsgeheimnis tatsächlich in dieser Erweiterung, Verjüngung und Durchbrechung ethnischer Barrieren. Paul M. Mazur, Verfasser des Buches «Principles of Organization Applied to Modern Retailing», war einer der Hauptverantwortlichen für die Ausdehnung der Finanzierungsoperationen auf dem Feld der Konsumindustrie, die einmal unter Henry Goldman und Philip Lehman begonnen hatte und nach 1950 riesige Ausmasse erreichte. Lehman Brothers übernahmen die Finanzierung von mehr als der Hälfte aller namhaften jüdischen sowie nicht-jüdischen Kaufhäuser und sonstigen Einzelhandelsunternehmen von Macy's, Gimbels, Allied Department Stores bis zu Grant & Kress und Woolworth. Aus der Finanzierung der ersten Luftfahrtgesellschaft Aviation Corporation, die nach dem Ersten Weltkrieg begonnen hatte, entwickelte sich die Emission der Aktien von Unternehmen wie Pan American Airways, American Airlines oder Continental Airlines. Die Organisation der Filmstudios von Para-

mount oder Twentieth Century Fox in den zwanziger Jahren lieferte die Basis für den folgenden Schritt in die Radio-, Fernseh- und Elektronikindustrie mit der Radio Corporation of America und der American Cable and Radio Company.

Monroe C. Gutman kam das Verdienst zu, dass die Lehmans bei der Gründung ihrer Investmentfonds-Gesellschaft Lehman Corporation erfolgreicher waren als Goldman, Sachs & Co. Fast um die gleiche Zeit wie Waddill Catchings verkaufte Gutman eine Million Anteile zu je 100 Dollar Nennwert für 104 Dollar je Anteil. Gutman behielt für die Corporation 100'000 Stück, deren Kurs binnen einer Woche auf 136 stieg. Doch im Gegensatz zu Goldman, Sachs & Co. hatte Gutman so viel Intuition, Vorsicht oder Glück, dass er das Einlagekapital noch nicht investiert hatte, als der Börsenkrach begann. Das Kapital geriet damit nicht in den Strudel zusammenbrechender Firmen. Die Anteile der Klienten, die in Panik ihre Papiere zu Bruchteilen des Kaufwertes verschleuderten, erwarb Gutman – abermals dank Intuition oder glücklichem Optimismus – zurück und investierte das Fondskapital erst, als die Krise nach 1933 abklang. Die Lehman Corporation wurde dadurch die einzige Investment-Gesellschaft grossen Stils, welche die Krise ohne Verluste an Kapital und Prestige überstand.

Hermann H. Kahn, der seine Karriere 1928 begann, schuf eine Fahndungsabteilung, die planmässig nach Firmen forschte, welche eine Neufinanzierung benötigten. Robert Lehman selbst war jederzeit imstande, telefonisch von Handelsbanken und Versicherungsgesellschaften 100 oder mehr Millionen Dollar für Aktienkäufe und Refinanzierungen von Unternehmen aufzubringen, die diese Fahndungsabteilung empfahl. Als nach 1960 als neue Geschäftsart Leasing-Unternehmen aus dem Boden schossen, zählten die Lehmans zu den ersten Vermittlern zwischen Banken, Versicherungsgesellschaften und Leasing Corporations, die schliesslich von Schiffscontainern bis zu Computern und ganzen Fabrikanlagen alles Vorstellbare vermieteten.

Rund 125 Jahre nach dem Beginn der Geschichte der Lehmans in Montgomery war ihr Haus in der New Yorker William Street ein Symbol der Wendigkeit in allen Wall-Street-Höhen und -Tiefen, und nach einer der grössten Strukturkrisen der Wall Street im Jahre 1977 wurde es in dem weiter vorn erwähnten Zusammenschluss mit Jacob Schiffs Erbe Kuhn, Loeb & Co. zum beherrschenden Glied. Unter Peter G. Peterson brachten Lehman Brothers, die 1977 20 Millionen Dollar Gewinn erzielt hatten, in den Zusammenschluss 60 Millionen Dollar Kapital ein, während Kuhn, Loeb & Co. und John Schiff nach Zeiten der Verluste nur 18 Millionen aufbringen konnten. Nur der Umstand, dass John Schiff der Unterbringung ausseramerikanischer Anleihen, die sein Grossvater einmal mit der Anleihe für

Japan eingeleitet hatte, erfolgreich treu geblieben war, führte dazu, dass die neue Firma ausserhalb Amerikas nicht die Bezeichnung Lehman Brothers – Kuhn, Loeb & Co., sondern Kuhn, Loeb – Lehman Brothers International erhielt.

Das Wall-Street-«Gewürz» – eine Bilanz

Im Jahre 1973 sprach der Wall-Street-Reporter Philip Greer mit dem zeitgenössischen Washingtoner Journalisten Stephen D. Isaacs über Gustave Levy, auf dem damals noch nicht die vollen Schatten aus der Penn-Central-Katastrophe lasteten. Mit einer Mischung aus Offenherzigkeit, kaltem Realismus und der «Wolf-unter-Wölfen»-Mentalität, die in der Wall Street auch ein halbes Jahrhundert nach dem Ende der grössten Räuberbarone weiterlebte, bemerkte Greer: «Gus ist sich seiner jüdischen Herkunft sehr bewusst. Er ist sich auch der Probleme bewusst, die daraus erwachsen könnten ... Er unterschätzt seine Macht. Wenn man über jüdischen Einfluss spricht, wird er abweisend ...» Aber dann schlug Greer eine Brücke zur Vergangenheit und zu den frühen jüdischen Wall-Street-Pionieren der Schiff- oder Warburg-Generation, um den Unterschied zwischen damals und jetzt zu verdeutlichen. Er sagte: «Vor fünfzig Jahren waren die Warburgs mächtig, aber sie benutzten ihre Macht nicht auf die Weise wie Gus. Sie überschritten keine jüdischen Grenzen. Gus geht über die Grenzen hinweg ... Während des Sechstagekrieges (zwischen Israel und Ägypten, Jordanien sowie Syrien im Jahre 1967) schickte er Geld, Geld und Geld – nach Israel. Und er handelte entsprechend. Gleich ob seine Gegenüber jüdisch war oder nicht, erklärte er ihnen: ‘Sie brauchen Goldman, Sachs & Co. Ich brauche Sie jetzt! Wenn ich jetzt keine Unterstützung von Ihnen erhalte ...’ und so fort. Alle, die seine Vermittlung von Kapital oder seine Unterstützung brauchten oder sich nicht sicher waren, ob sie sie nicht einmal benötigen würden, sagten sich: ‘Schön, er braucht fünftausend für die Juden. Ich hoffe, dass die Araber sie ins Mittelmeer treiben. Aber das werde ich, zum Teufel, nicht sagen. Ich gebe ihm die fünftausend und gehe in die Kirche und bete, dass die Araber sie ins Meerjagen ...’» Dann fasste Greer zusammen: «So ist die Wallstreet ... Wer Muskeln hat, gebraucht sie. Muskeln sind dafür da.» Greer lieferte eine Fortsetzung zu dem, was John Brooks über die Juden der Wall Street zurzeit der Jahrhundertwende geschrieben hatte. Die jüdischen Wall Street-Finanziers von 1973 sahen sich zwar noch privaten Inquisitionen gegenüber, die unter dem Gewissenskodex von 1945 weiterlebten. Aber die amerikanische Reaktion auf die Hitler-Ära, die psychologischen Wirkungen der an eine Wiederge-

burt erinnernden ersten 25 Jahre des neuen Staates Israel und die weiter fortschreitende Symbiose amerikanisch-jüdischen Lebens hatten ihre inneren und äusseren Fesseln von einst gelöst und ihnen ein Selbstbewusstsein gegeben, das dem Fundus ihrer Energien, Fähigkeiten und Ambitionen entsprach. Sie unterschieden sich in der Tat von den Warburg-Pionieren.

Sie hielten, wie Brooks noch konstatiert hatte, nicht nur in jüdischen Firmen wichtige Positionen. Sie waren auch keineswegs mehr von der offiziellen Macht ausgeschlossen. Gustave Levy hatte seine Wahl zum Chairman der New Yorker Börse 1969 nicht als Ornament, sondern als Mandat bewusster Macht betrachtet. Das gleiche galt für seinen 1970 gewählten Nachfolger Bernhard J. Lasker, den 1910 geborenen willensstarken Sohn eines kleinen jüdischen Schwammhändlers aus der heruntergekommenen New Yorker Beaver Street, dessen Geschäft durch Du Ponts Erfindung künstlicher Schwämme ruiniert worden war.

Dennoch enthielt Greers journalistisch-wirkungsvolles Schlaglicht auf Gustave Levy eine nur unvollständige Aussage über die Macht der Juden im ethnisch vielgesichtigen Kräftespiel der Wall-Street-Arena mit ihren angelsächsischen, irischen, jüdischen (und ersten arabischen) Gruppen, die als mächtigstes einigendes Band nur der Wunsch nach Gewinn umschlang. Auch die simple Gegenüberstellung der jüdischen (oder von Juden gegründeten) und der nicht-jüdischen Investment-Firmen der Wall Street besass nur beschränkte Aussagekraft. Im Jahre 1976 sah die Situation in groben Linien etwa so aus: Lehman Brothers – Kuhn, Loeb & Co. – Goldman, Sachs & Co. – Salomon Brothers – Bache & Co. – Lazard Frères & Co. – Wertheim & Co. – Ladenburg, Thalman & Co. – Loeb, Rhoades & Co. – L.F. Rothschild & Co. und viele andere von grösseren Unternehmen bis zu Einmann-Spezialisten operierten neben, mit oder gegen angelsächsische, schottische oder irische Giganten wie Lynch, Pierce, Fenner & Smith und ein unübersehbares Gefolge von The First Boston Corporation – Morgan Stanley & Co. – E.F. Hutton & Co. – Dillon, Read & Co. bis zu Drexel Burnham & Co. – Paine, Webber, Jackson & Curtis oder Hornblower & Weeks-Hemphill, Noyes. Viele waren nicht miteinander vergleichbar, weil sie bestimmten Spezialitäten, von Staatsanleihen und Kommunalobligationen bis zum Akzeptmarkt oder zu Firmenzusammenschlüssen, dienten. Ihre Position und Bedeutung wechselte im Wall-Street-Roulette je nach Wirtschaftsaufschwung, Stagnation, Rezession oder neuen gesetzlichen Regulationen. Kleinere Firmen kamen und verschwanden wieder, und die Namen der Grossen veränderten sich durch Zusammenschlüsse. Der Aufstieg nicht-jüdischer Manager in von Juden gegründeten Firmen oder jüdischer Manager in nicht jüdischen verschob alte Palisadenzäune.

Die Schätzungen des jüdischen Anteils am Gesamt-Investmentgeschäft bewegten sich zwischen 30 und 40 Prozent, und diese Zahlen ergaben, wenn man sie wiederum mit der jüdischen Bevölkerungszahl verglich, eine bemerkenswerte Position. Aber diese Position erhielt ein völlig neues Gesicht, wenn man die Scheinwerfer auf eine durch kein Gesetz fixierte, unsichtbare, aber grundlegende Trennungslinie richtete, welche quer über die Gesamtbühne der amerikanischen Finanzen verlief. Es war die Linie, welche die Börsen- oder Investmentwelt, in welcher jüdische Entrepreneurere hoch emporgestiegen waren, vom Bereich der Geschäftsbanken und Versicherungsgesellschaften Amerikas trennte. Es war die Grenze zwischen denen, die wie die meisten jüdischen Investment-Entrepreneure Kapital vermittelten, und denen, die über Kapital verfügten. Sie gab erst Auskunft über die echte jüdische Finanzmacht auf amerikanischem Boden. Einst, wenige Jahre bevor Joseph Seligman vorzeitig den Versuch aufgab, in die Welt der Geschäftsbanken einzudringen, hatten die Brüder Isaia Wolf und Hermann Wolf Hellman, die 1859 als Kinder aus Bayern nach Los Angeles gelangten und einen Kleiderladen gründeten, zwar eine Geschäftsbank eröffnet, weil sie in ihrem Laden einen Stahlsafe besaßen, dem Goldgräber und Schafhirten aus der Umgebung ihre Goldkörner oder Einnahmen anvertrauten. Isaia Wolf und Hermann Wolf hatten ihre Bank Farmers and Merchants Bank of Los Angeles genannt. Hermann Wolfs Söhne Marco und Irving hatten um die Jahrhundertwende eine Hellman Commercial Trust and Savings Bank mit 26 Filialen hinzugefügt. Aber 1928 war dieses Unternehmen von der Bank of America in San Francisco verschlungen worden. Isaia Wolf Hellman war zwar 1890 von Los Angeles nach San Francisco übersiedelt und hatte als Präsident eine neue Bank aufgebaut, die den wohlklingenden Namen Nevada National Bank of San Francisco erhielt. Aber sie war nur das Anhängsel eines sagenumwobenen Transportunternehmens des amerikanischen Westens, Wells, Fargo & Co., geworden, das von seiner Gründung im Jahre 1852 bis zum Bau der Eisenbahnen in Sechsspännerkutschen Passagiere, Post, Expressgüter, aber auch Gold, Geld, Wechsel und Schecks über unermessliche Strecken durch Montana, Washington, Utah, Colorado, Kansas, Idaho, Nevada und Kalifornien beförderte. Hellman leitete bis zu seinem Tod im Jahre 1920 die Bank, die das Zeitalter der Kutschen überlebte und als Wells Fargo Bank 1976 mit Einlagen von rund zehn Milliarden Dollar, Sicherheiten von mehr als zwölf Milliarden, Gewinnen von 45 Millionen und 325 Filialen den zwölften Rang unter den 50 grössten Handelsbanken Amerikas einnahm. Aber Wells Fargo war keine jüdische Bank, und ein Erbe Isaia Wolf Hellmans war bestenfalls darin zu sehen, dass neben nicht-jüdischen Präsidenten und Managern auch solche jüdischer Herkunft das Unternehmen führten.

Die beiden einzigen grossen New Yorker Geschäftsbanken, die in den späten zwanziger Jahren ein jüdisches Management besessen hatten, waren im Sturm der Weltwirtschaftskrise untergegangen. Die grössere nannte sich Bank of the United States und erinnerte dadurch an Joseph Seligmans Streben, seiner geplanten Geschäftsbank einen möglichst amerikanisch klingenden Namen zu geben. Die zweite trug die Bezeichnung Manufacturers Trust. 1930 geriet die Bank of the United States als erste bedeutende Bank in Zahlungsschwierigkeiten. Die Federal-Reserve-Kommission in New York hatte beschlossen, das wankende Unternehmen zu stützen und mit der Manufacturers Trust zusammen zu schliessen. Aber John Pierpont Morgan und der Vorsitzende der Bankaufsicht des Staates New York, James Broderick, verhinderten die Hilfsaktion. Am 11. Dezember hatte die Bank of the United States ihre Tore für immer geschlossen, und James Broderick begründete die versagte Unterstützung damit, dass einer ihrer Vizepräsidenten, Saul Singer, wegen Fälschung von Geschäftsbüchern ins Gefängnis gekommen war. Aber Joseph Wright Harriman, ein Cousin Averell Harrimans, war für das gleiche Vergehen zur gleichen Zeit den gleichen Weg gegangen, und Broderick hatte unter Vertrauten nicht verhehlt, dass vor allem ein jüdisches Eindringen in die Festung der Geschäftsbanken verhindert werden sollte. Wenig später gab auch das jüdische Management der Manufacturers Trust Bank den Kampf auf.

Glücklicher war die kleine Union Bank Corporation in Los Angeles, die 1914 von Kaspere Cohn gegründet worden war, der in den riesigen kalifornischen Weidegebieten ein Häute- und Wollgeschäft betrieb, aber nebenher das Geld baskischer Schafzüchter betreute. Bei Cohns Tod im Jahre 1918 verfügte sie zwar nur über 600'000 Dollar Kapital, unter Cohns Schwiegersöhnen Ben R. Meyer und Milton E. Getz jedoch wurde sie nach 1960, gestützt auf eine inzwischen in die Hunderttausende gehende Zahl jüdischer Einwanderer in die südkalifornische Metropole, zur Grossbank mit Einlagen von drei bis vier Milliarden Dollar, die sich ein vorwiegend jüdisches Management bewahrt hatte. Ähnliche kleinere bis mittlere Geschäftsbanken gediehen auch in anderen Gebieten, wo es, wie in New York, Florida, Pennsylvanien, wegen der Einwanderung aus Osteuropa zu jüdischen Bevölkerungskonzentrationen kam. Im Laufe vieler Jahrzehnte fanden andere jüdische Entrepreneurere den Weg in eine bedeutende Marktnische, welche die meisten Grossbanken lange Zeit mit einer gewissen Geringschätzung gegenüber Kleinsparern missachteten – in das Feld der Spar- und Hypothekenkassen oder Savings and Loan Companies. Die kalifornische American Savings and Loan Company des aus England eingewanderten Bauunternehmers S. Mark Taper verfügte schon 1970 über Einlagen, deren Milliardenhöhe diejenigen mancher Geschäftsbanken übertraf.

Aber das änderte nichts am Gesamtbild einer überwältigenden Macht der angelsächsischen Welt der Geschäftsbanken. Im Jahre 1976 gab es rund 13'500 Geschäftsbanken mit Kundeneinlagen von über 600 Milliarden Dollar, mit Trustfonds-Einlagen (Erbschafts-, Stiftungs-, Versorgungseinlagen) von mehr als 400 Milliarden Dollar und Pensionsfonds-Einlagen von Industrie, Behörden und Gewerkschaften in Höhe von über 350 Milliarden Dollar. Rund die Hälfte des Einlagekapitals war auf 50 Grossbanken konzentriert, deren Spitzengruppe folgende Reihenfolge aufwies: Bank of America in San Francisco mit Einlagen von rund 56 Milliarden Dollar, einem Jahresgewinn von 302 Millionen und 65'000 Angestellten; First National City Bank oder Citycorp in New York mit 44 Milliarden Einlagen, 349 Millionen Gewinn und 46'000 Beschäftigten; Chase Manhattan Bank mit 33 Milliarden Einlagen, 173 Millionen Gewinn und 30'000 Angestellten; Manufacturers Hanover Trust Corporation in New York mit 23 Milliarden Einlagen, 142 Millionen Gewinn und 17'000 Angestellten; J.P. Morgan & Co. mit 19 Milliarden Einlagen; Chemical New York Corporation mit rund 19 Milliarden Depositen; die Bankers Trust (immer noch in New York) mit 16 Milliarden und die Continental Illinois Corporation in Chicago mit 15 Milliarden Einlagevermögen.

Mit der einzigen Ausnahme, der Bank of America, die ihre Entstehung im Jahre 1900 dem italienischen Einwanderer A.P. Giannini und seiner Absicht, italienische Miteinwanderer vor Ausbeutung zu bewahren, verdankte, besaßen alle tiefe und feste angelsächsische Wurzeln mit schottisch-irischen Knollen daran. Die Bank of America, die einst Bank of Italy hiess, hatte sich zwar ihr italienisches Management auf dem Weg an die Spitze der amerikanischen Banken bewahrt (und erinnerte an die erfolgreichen italienischen Bankiers des Spätmittelalters). Aber die Namen der Inhaber oder Manager der anderen Banken hatten einen betont angelsächsischen oder schottisch-irischen Klang. Noch 1967 waren unter den 622 Präsidenten und Vizepräsidenten der 50 grössten Unternehmen nur acht, also 1,3 Prozent, jüdisch. Unter den 3'438 Angestellten des mittleren Managements arbeiteten zwei, also 0,06 Prozent, die jüdischer Herkunft waren. Die neun grössten Geschäftsbanken mit Sitz in New York zählten 173 Präsidenten und Vizepräsidenten, darunter einen Präsidenten jüdischer Abstammung, und von den 927 Managern und Angestellten auf mittlerer Ebene entstammten neun dem jüdischen Lebenskreis. Das Spitzenmanagement der Versicherungsgiganten, von der Prudential-Gesellschaft mit Sicherheiten im Wert von 34 Milliarden bis zu den tiefer gelegenen Kategorien einer Southland Life mit 594 Millionen Dollar, zeigte um die gleiche Zeit das gleiche Bild.

Das Gefälle zwischen denen, die über Kapital verfügten, und den noch so erfolg-

reichen, imponierenden, ingeniösen, aggressiven, verwegenen, wagemutigen, einflussreichen und unter den Minderheiten einmaligen Kapitalvermittlern kennzeichnete trotz Querverbindungen und finanzieller Verknüpfungen die wirklichen Verhältnisse der Macht.

Die Zeitungsründer

In seiner Studie «Soziale Diskriminierung der Juden 1830 bis 1930» meinte John Higham 1957: «Das intellektuelle Streben und die intellektuelle Brillanz, die das amerikanisch-jüdische Leben von heute auszeichnen, entwickelten sich anscheinend erst nach dem Eintreffen der osteuropäischen Juden ...»

Die Einfügung des Wortes «anscheinend» verriet Vorsicht. Es wäre aussergewöhnlich gewesen, wenn die Mehrzahl der Juden der ersten Einwanderung aus Mitteleuropa, die sich mit so viel befreiter Energie, mit Ehrgeiz und Fleiss dem amerikanischen Zeitalter der Eroberung des Kontinents und des ungehemmten Catch-as-catch-can anpassten, nicht auch von Amerikas noch weitgehender Gleichgültigkeit gegenüber «intellektuellem Streben» oder einem Geistesleben beeinflusst worden wäre, das entweder ein Aussenseiterdasein neben dem grossen Mahlstrom der Eroberer, Pioniere, Gründer, kurz der» Wölfe unter Wölfen» verurteilt war oder von geistigen und quasigeistigen Anleihen aus Europa, insbesondere Grossbritannien, lebte.

Die ersten Juden, die dem amerikanischen Völkertopf im Sinne van den Haags geistige oder wissenschaftliche «Würze» beigaben, kamen im Gefolge der revolutionären Ereignisse von 1848 über den Atlantik. Aber sie blieben eine winzige Minorität. Nichtsdestoweniger (zum Teil mit einem Schuss beachtlichen Manager- und Händlertums) bauten sie Grundlagen für eine kulturell und geistig orientierte Zukunft, auf denen sich dann die eigenen Erben wie auch die Kinder und Enkel der osteuropäischen Einwanderer und schliesslich ein grosser Teil der jüdischen Immigranten der Hitler-Ära entfalten konnten. Solche Grundlagen reichten von der Rechtswissenschaft, der Universitätsreform, den Buchverlagen über die «höheren» wie «niederen» Bereiche von Oper und Theater bis in die abenteuerlich weite Zeitungswelt. Hinter jedem Fundament standen neue aussergewöhnliche, oft vergänglich-bunte, aber noch häufiger zukunftssträchtige Figuren: bei der Rechtswissenschaft waren es Louis Brandeis und Felix Frankfurter; bei der Universitätsreform Abraham Flexner; im Buchverlagswesen Horace Liveright, Alfred A. Knopf oder Bennet Cerf; bei Oper und Theater Oscar Hammerstein I., Heinrich Conried oder Daniel und Charles Frohman. Zu den spektakulärsten ge-

hörten die Unternehmer der Zeitungswelt.

1978 konstatierten Soziologen, dass so gut wie alle Zeitungen der Vereinigten Staaten, die nunmehr als Schöpfung oder Besitz von Amerikanern jüdischer Herkunft galten, ihre Wurzeln in der ersten jüdisch-europäischen Einwanderung hatten. Unter den Pionieren und ihren Erben nannten sie Joseph Pulitzer, Adolph Ochs, Arthur Hays Sulzberger, Arthur Ochs Sulzberger, Orvil Dryfoos, Eugene Meyer, Katharine Graham, Moses und Walter Annenberg, J. David Stern, Dorothy Schiff, Raoul Fleischmann, David A. Smart. Dieser summarischen Galerie fehlte es erheblich an Differenzierung und Ausgewogenheit. Aber jede ihrer Figuren wäre ein Drama, eine Romanze, eine Tragödie, eine biographische Anstrengung wert.

Joseph Pulitzer und die wilde, wilde Zeitungsarena, in die er kam

Joseph Pulitzer, der 1878 (etwa um die gleiche Zeit wie Adolph Ochs) seinen Aufstieg zum Zeitungsverleger begann, betrat in Amerika eine Presseszene, die ohne vergleichbares Beispiel in der übrigen Welt war. Auch sie war das Produkt einer Freiheitsidee, die mit den besten Instinkten des Menschen auch seine niedrigsten hervorrief. Vor ihr lagen noch lange Auseinandersetzungen zwischen Gemeinsamkeit und Anarchie, Verantwortung und Selbstsucht, Menschlichkeit und Brutalität, Wahrheit und Lüge, Ideal und nacktem Profit, ehe sie einen Weg fand, der zwischen fruchtbarer und missbrauchter Pressefreiheit dem Sinngehalt der Verfassung nahekam. Nur vor diesem Hintergrund wurden die jüdischen Entrepreneure, ihre Wege und ihr Erfolg verständlich.

Vor dem Bürgerkrieg hatte der 1819 eingewanderte Schotte James Gordon Bennett für sich beansprucht, mit seiner 1835 gegründeten Zeitung NEW YORK HERALD die Massstäbe für die Presse der Neuen Welt gesetzt zu haben. Verzweifelt arm, aber mit einem rastlosen Gehirn und massloser Arroganz gesegnet, war er nach einer Wirtschaftskrise im Jahre 1833 auf die Idee verfallen, den Massen, die nicht den bis dahin üblichen Zeitungspreis von sechs Cent ausgeben konnten, eine Zeitung für zwei Penny zu offerieren. Der HERALD, den er in einem Wall Street-Keller und mit einer Setzmaschine, die nicht genug Buchstaben hatte, produzierte, bestätigte die Richtigkeit seines Kalküls. Nach wenig mehr als einem Jahr verkaufte er 40'000 Exemplare. Er tat sich mit Samuel Morse, dem Erfinder des Telegrafen, zusammen, um Nachrichten aus dem Süden und Westen nach New York zu befördern. Neuigkeiten aus Europa fing er schon auf Schiffen in Halifax ab. Aber

was er zum Besten gab, «verbreitete Wolken von üblem Geruch». Auf offener Strasse veranstaltete er Faustkämpfe mit seinen Gegnern, über die er dann berichtete: «Mein Gegner trug einen Riss in seinem schwarzen Rock davon, der den Lumpen 40 Dollar gekostet hat.» Seine Heirat mit dem irischen Mädchen Henrietta Crean kündigte er auf der Titelseite des HERALD an: «Erklärung der Liebe ... In wenigen Tagen werde ich ... eine der schönsten Frauen der Epoche heiraten ... Glücklicherweise betragen die Einkünfte aus dem HERALD 25'000 Dollar pro Jahr – soviel wie das Gehalt des Präsidenten.» Henrietta floh mit ihrem Sohn James Gordon jun. nach Europa, als Bennett sich den Beinamen «Stinkende Wunde der Stadt» erwarb und untergründige Beziehungen zu Wall-Street-Spekulanten ihn zum wütenden Propagandisten gegen Präsident Lincoln und den Krieg mit dem Süden machten. Angesichts der Drohung, dass sein Verlagshaus niedergebrannt würde, zögerte er jedoch keinen Augenblick, den Sohn James aus Frankreich zurückzubefordern und der Marine der Nordstaaten als Opferlamm zu offerieren. In der Folge unterhielt er 40 Kriegskorrespondenten, um seinen Patriotismus zu beweisen. Er nahm so wenig Rücksicht auf militärische Geheimnisse, dass General Sherman Bennetts Leute als Spione behandeln liess und Lincoln und der Kongress 1862 die Zensur einführten. Aber 1866 hatte er einen Auflagenrekord erreicht und drillte James, der den Marinedienst überlebte, mit eiserner Hand für seine Nachfolgerschaft. Als er 1872 starb, hinterliess er einen Erben, der ihn zwar abgrundtief hasste, aber auch in der Lage war, den HERALD noch lauter und erfolgreicher zu machen. Zu seinen positiven Leistungen gehörte die Mitbegründung von Kabeldiensten über den Atlantik und – 1887 – die Schöpfung des PARIS HERALD, der sich bis heute als unverwüstliche Institution erwies. Sonst blieb er ein Skandale-Macher, starb 1918 als Gatte einer französischen Baronin, und seine Erben verkauften NEW YORK HERALD und PARIS HERALD an einen ehemaligen Telegrafensoldaten aus Maine namens Frank Munsey, der durch billige Sexzeitschriften zu Geld gekommen war.

Mehr Aufmerksamkeit verdiente der Sohn eines verschuldeten New-Hampshire-Farmers namens Horace Greeley, der als Dreissigjähriger 1841 mit 2'000 Dollar die NEW YORK TRIBUNE ins Leben rief. Seine Bildung basierte auf der Bibel und auf Texten, die er als Setzerlehrling gelesen hatte. Sein Kampfspruch für die TRIBUNE lautete: «Für die Interessen des Volkes ... für die Reform der Beziehungen zwischen ... Reichtum und Armut.» Tatsächlich war Greeleys Kopf voller Reformideen, und grosse Teile der Bevölkerung hatten das Bedürfnis, sie anzuhören. Als er während der Eroberung des amerikanischen Westens den Satz «Geh nach Westen, junger Mann» druckte, hatte er den besten Werbeslogan gefunden. Die TRIBUNE wurde die einzige New Yorker Zeitung, die auch in Kalifornien anzutref-

fen war. Doch seine Reformvorstellungen waren so widerspruchsvoll wie sein Gebaren als mondgesichtiger Zeitungs-Showman in Gehrock, zu weiten Hosen und weissem Hut. Ein paar Jahre lang predigte er. Dann langweilte der Sozialismus ihn. Er focht für die Beseitigung der Sklaverei. Aber als der Krieg gegen den Süden heranrückte, behagte er ihm nicht. Er entliess seinen besten (und skrupellosesten) Redakteur, Charles Anderson Dana, als dieser den Krieg mit der Schlagzeile anheizte «Vorwärts nach Richmond». Als er sich 1872 schliesslich selbst um das Amt des Präsidenten bewarb, um seinen verworrenen Moralismus in die Tat umzusetzen, sah er sich Ulysses Sympson Grant als Konkurrenten gegenüber. Die Massen wählten nicht ihn und die Moral, sondern den Helden des Krieges, und Greeley resignierte: «Ich bin nicht tot, aber ich wünschte, ich wäre es.» Im gleichen Jahr starb er in einem Nervenkrankenhaus. Seine TRIBUNE kaufte einer der erfolgreichsten Reporter des Bürgerkrieges, Whitelaw Reid, der durch Spekulation und Heirat zu Reichtum gekommen war.

Musste man Greeley immerhin Ideale zugestehen, konnte bei Charles Anderson Dana, seinem Exredakteur, nicht von einem Glauben an höhere Ziele die Rede sein. Dieser Glaube war dem Sohn eines bankrotten Ladenbesitzers in New Hampshire schon als Halbweise und Pflegekind eines ebenfalls bankrotten Onkels in Buffalo abhandengekommen. Als er sich 1860 mit Greeley zerstritt, hatte er im Dienste des Washingtoner Kriegsministeriums die Aufgabe erhalten, Ulysses Grant daraufhin zu beobachten, ob er trotz seiner Neigung zum Alkohol als Oberbefehlshaber geeignet sei. Sein positives Urteil und der Krieg hatten ihm zu Beziehungen verholfen, die es ihm möglich machten, 1868 die NEW YORK SUN zu erwerben, die ihre Gründung einem Setzerlehrling, Ben Day, verdankte. Dana kaufte das Blatt, als nur noch 40'000 Exemplare gedruckt wurden, und machte 131'000 daraus. Er druckte Mord, Skandal und Klatsch – nach dem Grundsatz: «Wenn ein Hund einen Menschen beisst, ist das nichts Neues. Neu ist, wenn ein Mensch Hunde beisst.»

Es blieb eine offene Frage, wem Joseph Medill, dem Besitzer der «lautesten Zeitungsstimme» ausserhalb von New York, der CHICAGO TRIBUNE, mehr verwandt war: Charles Anderson Dana oder Vater und Sohn Bennett. Wie Greeley war er ein angelsächsischer Farmerssohn. Niemals hatte er regelmässig eine Schule besucht, dafür aber an Wochenenden viele Meilen zu Fuss zurückgelegt, um bei einem Pastor Bücher auszuborgen. Das hatte genügt, um ihn zum Rechtsstudium zu qualifizieren. 1855 machte er in Chicago eine Anwaltspraxis auf – und langweilte sich. Die Langeweile nahm ein Ende, als sich ihm die Gelegenheit bot, einen Anteil an der dahinsiechenden CHICAGO TRIBUNE zu kaufen und ihren Lesern anzukündigen, das Blatt werde hinfort «keinem Manne, und sei er noch so mächtig, keiner Clique, und sei sie noch so einflussreich, dienen, sondern nur der Wohl-

fahrt der einfachen Menschen». Aber als er gegen Ende des Bürgerkrieges 40'000 Exemplare verkaufte und 1871 nach der grossen Chicagoer Feuersbrunst nicht zuletzt durch seine patriotische Schlagzeile «Chicago wird auferstehen» eine Auflage von 80'000 erreichte, war von den idealistischen Verheissungen nichts geblieben.

1884 schlug er in einem Leitartikel folgende Lösung des Chicagoer Arbeitslosenproblems vor: «Die einfachste Methode ist, Arsenik in die Suppen zu geben, die an Arbeitslose und Tramps ausgegeben werden. Das führt in kurzer Zeit zum Tode und hält andere Landstreicher von unserer Nachbarschaft fern.» Als Medill 1899 auf seiner Ranch bei San Antonio starb, hinterliess er zwei Töchter, Elinor und Katharine, und zwei Schwiegersöhne, Robert W. L. Patterson und Robert S. McCormick. Sie zeigten keinerlei Interesse an der nun – und bis in alle Zukunft – grössten Zeitung Chicagos. Doch in den Enkeln Joseph Medill Patterson und Robert Rutherford McCormick sowie einer Enkelin, Eleanor «Cissy» Medill Patterson, lebte Joseph Medills Charakter als Zeitungs-Condottiere weiter. Aber das steht auf einem späteren Blatt.

Eine Welt trennte Medill von einem kleineren Chicagoer Konkurrenten, Victor Lawson, dem gebildeten Sohn norwegischer Einwanderer, die in der Feuersbrunst der Stadt den grössten Teil ihres Besitzes verloren. Mit 26 Jahren erwarb er die CHICAGO DAILY NEWS, die – kaum gegründet – schon konkursreif war. In sich trug er ein idealistisches Bild von Amerika, das viele Immigranteltern an ihre Kinder weitergaben, und er kannte kein höheres Ziel, als die Schmutzflecken zu beseitigen, die das wild wuchernde Chicago diesem Bild aufmalte. Er stellte Medills Roheit eine so unbestechliche Ehrlichkeit entgegen, dass die DAILY NEWS eine der ersten verantwortungsbewussten Zeitungen Amerikas wurde. Den Höhepunkt seines Wirkens erreichte er, als er 1890 gegen die Zeitungs-Nachrichtendienste Associated Press und United Press zu Felde zog. Wie ein teurer Club versorgte erstere ihre Mitglieder mit neuesten Informationen, während die United Press ihre Nachrichten frei verkaufte. In Wahrheit aber hatten die Redakteure von Associated Press – mit Charles Anderson Dana von der NEW YORK SUN an der Spitze – Nachrichten kostenlos an Manager der United Press weitergegeben, die infolgedessen fast ohne Unkosten für die Nachrichtenbeschaffung operierte. Die Gewinne, die sich daraus ergaben, hatten die Beteiligten auf beiden Seiten unter sich geteilt. Lawson erzeugte eine Palastrevolution, welche die Associated Press zum zuverlässigsten Nachrichtendienst Amerikas machte, während die erste United Press im Jahre 1907 ihre Büros schloss. Der Mann, der daraufhin einer neuen United Press zum Leben verhalf, hatte mit Lawson nichts gemein. Edward Wyllis Scribbs, abermals ein Farmerssohn, 1854 geboren, war schon als Halbwüchsiger

darauf verfallen, ärmere Kinder der Umgebung für wenige Cent auf den Feldern arbeiten zu lassen. Als Lebensregel merkte er sich seither: «Tue niemals, was andere für dich erledigen können!» Er beherzigte diese Regel, als er 1878 von seinen Geschwistern 10'000 Dollar borgte, in Cleveland ein heruntergekommenes Lokalblatt kaufte und fünf Jahre später ein zweites in Cincinnati dazu erwarb. Die Blätter erschienen bei schäbigen Druckereien. Ihr Inhalt war ebenso schäbig, und sie kosteten einen Penny. Er befahl den Redakteuren, «nur der Volksklasse zu dienen, von der sie nicht mehr zu erwarten hatten, als den einen Penny pro Tag und Blatt». Dann kaufte er weitere schäbige Blätter und wurde damit zum erfolgreichsten Praktiker der zukünftigen Zeitungsketten Amerikas. In einem gewissen Milton McRae fand er den Mann, der sich auf den Umgang mit ungebildeten Lesern verstand. Er beteiligte ihn mit einem Drittel am Profit, nahm selbst zwei Drittel und zog sich, nur 36 Jahre alt, auf die 2' 100 Morgen grosse Ranch «Miramar» in der Nähe des kalifornischen San Diego zurück. Fortan begnügte er sich damit, weitere Lokalblätter zu erstehen. Alles andere blieb Milton McRae und lokalen Redakteuren überlassen, die er von Zeit zu Zeit nach «Miramar» einlud, um ihnen (während er mit buschigem rotem Bart, kahlem Kopf und weiten Hosen in weissen Stiefeln wie ein Lord seine Dienstboten kommandierte) sein Prinzip darzulegen, «es den Reichen schwerer zu machen, noch reicher zu werden, und den Armen leichter, nicht noch ärmer zu werden». Gelegentlich gestand er: «Ich werde alles für die Armen tun, aber ich will verdammt sein, wenn ich mit ihnen leben müsste.»

Als er Blätter in 15 Staaten besass, verärgerte ihn die neue Associated Press durch ihre unbestechliche Exklusivität. Er gab vor, der kapitalistische Nachrichtendienst verhindere, dass das Volk korrekte Nachrichten erhalte. Dann gründete er eine eigene United Press und machte sie zum zweitgrössten kapitalistischen Nachrichtendienst. Auch jetzt fand er einen Mann, der die Arbeit für ihn tat. Er nannte sich Roy W. Howard, war 25 Jahre alt, und als Scribbs ihn 1908 zur Begutachtung nach «Miramar» beorderte, notierte er zufrieden: «Selbstbewusstsein und Entschlossenheit dringen aus jeder Pore seines Körpers.» Er selbst segelte mit seiner Jacht um die Welt. Als er 1926 vor der Küste Liberias an einem Schlaganfall starb, hinterliess er ein Zeitungsimperium, dessen Macht schon in den Händen des Mannes lag, dem die «Entschlossenheit aus jeder Pore drang». Unter den Namen Scribbs League und Scribbs-Howard baute er die grössten Lokalzeitungsketten Amerikas auf.

Abenteuer in Missouri

Soviel über die amerikanische Zeitungswelt, mit der Joseph Pulitzer 1873 zum erstenmal in Berührung kam. Er war nur 17 Jahre, bevor er an der New Yorker Park Row das bis dahin grösste Zeitungsgebäude der Welt, das zwanzigstöckige Pulitzer-Haus, die Heimstätte der Zeitungen NEW YORK WORLD, NEW YORK EVENING WORLD und SUNDAY WORLD, errichtete, unter denen die WORLD zum Beispiel eines kreuzzüglerischen, aber am Ende verantwortungsbewussten Journalismus wurde.

Der 1847 geborene Sohn des jüdischen Getreidehändlers Philip Pulitzer aus dem ungarischen Mako und dessen deutsch-katholischer Frau Louise errang seine ersten journalistischen Erfolge in der amerikanischen Provinz, in St. Louis im Staate Missouri. Vorher war er ein rastloser Vagabund, in dem sich (soweit solche Gemeinplätze gültig sind) napoleonischer Ehrgeiz und ungarisches Temperament mit jüdischer Intelligenz, jüdischem Gerechtigkeits-Messianismus und Geschäftssinn sowie deutscher ordnungsliebe zu einem aussergewöhnlichen Charakter verbanden. Der Tod seines Vaters, tiefer Hass auf einen Stiefvater namens Max Blau und endloser Streit mit dem vier Jahre jüngeren, ebenfalls individualistischexzentrischen Bruder Albert hatten ihn 1864 – mit 17 Jahren – aus Budapest vertrieben. Brüder seiner Mutter waren österreichische Offiziere, und er bewarb sich bei der Armee des Habsburger Reiches. Die Österreicher sahen mittlerweile darüber hinweg, dass sein Vater jüdisch war. Er selbst hatte schon als Kind alle religiösen Bindungen verloren. Aber er war zu mager, zu hochaufgeschossen, zu nervös, und seine Augen waren zu schlecht, um den Anforderungen der Armee zu genügen.

In Paris versuchte er vergeblich, bei der Fremdenlegion unterzukommen. In Hamburg endlich geriet er an einen Werber der amerikanischen Nordstaaten-Armee. Ihn interessierte Pulitzers körperliche Verfassung überhaupt nicht, seine eigene Werbepremie umso mehr. Pulitzer liess sich anheuern und gelangte auf einem Rekrutenschiff nach Boston. Dort geriet er in die Lincoln-Kavallerie und erlebte – als «Jude Joe» mit auffallender Nase und zu Spott herausforderndem Adamsapfel – ein ziemlich entwürdigendes Soldatenjahr. Nach seiner Entlassung im Juli 1865 kam er mit 13 Dollar und zerrissener Uniform in New York an. Als er ein Hotel namens French's betrat, warf man ihn wegen seines Aussehens hinaus. Das vergass er nie. Er entwickelte ein brennendes Verlangen nach Eleganz und Selbstbestätigung (und 23 Jahre später kaufte er das Hotel, riss es ab und baute auf dem Gelände sein Verlagshochhaus).

Nach St. Louis kam er als Tramp, und es ging ihm so schlecht, dass er 1866 während einer Cholera-Epidemie den Posten des aus Angst geflohenen Friedhofswärters übernahm, den selbst Kriminelle ablehnten, denen man Begnadigung ver-

sprochen hatte. Zwei Jahre darauf (und nach einer kurzen, ressentiment-beladenen Begegnung mit dem unerwünscht nachgereisten Bruder Albert) fiel er einem Schwindler in die Hände, der ihm für fünf Dollar Vermittlungsgebühr Arbeit auf einer Plantage im Süden versprach. Nur wenige Meilen südlich von St. Louis jagte der Betrüger ihn und andere Hungerleider von Bord des Mississippi-Schiffes, das sie nach Süden bringen sollte, und fuhr mit den Vermittlungsgebühren davon. Dieses Abenteuer änderte nach Ansicht einiger Biographen Pultizers Leben. Empört schrieb er darüber einen Artikel und schickte ihn an eine deutschsprachige Zeitung in St. Louis, die WESTLICHE POST. Der Artikel gefiel dem achtunddreissigjährigen Mitherausgeber Carl Schurz, der als christlich-deutscher «Achtundvierziger» über England nach Amerika gekommen, als Bewunderer Präsident Lincolns Republikaner und Bürgerkriegsgeneral geworden war und jetzt in St. Louis republikanische Politik betrieb. Joseph wurde einer seiner Reporter und lernte, dass Journalismus ein Mittel sein kann, um Unrecht zu attackieren und gleichzeitig damit Geld zu machen.

In den folgenden zehn Jahren lernte er noch vieles dazu. Schurz stürzte sich 1868 in den Kampf um die Wahl von Ulysses Sympson Grant zum Präsidenten. Pulitzer begleitete ihn beim Wahlkampf und erfuhr, dass Amerika nicht nur kleine Betrüger auf Mississippi-Dampfern hervorbrachte, sondern auch unehrliche Präsidenten und Politiker, die alles beleidigten, was die Verfassung forderte und versprach. Grants Geschäftsführung erfüllte Schurz mit solchem Abscheu, dass er zum Gegner des Präsidenten wurde und eine Reform der Republikanischen Partei betrieb. So liess er Pulitzer gewähren, als der gebürtige Ungar sich ein Beispiel an der NEW YORK SUN, die er täglich studierte, und Charles Anderson Dana nahm und Artikel gegen den Präsidenten, die Senatoren, Lobbyisten und Postenjäger schrieb. Pulitzer war knapp 23 und völlig im Wildwuchs der Presse geschult, als er 1870 in Jefferson City, der Hauptstadt des Staates Missouri, auf einen politischen Lobbyisten namens Augustin schoss, der ihn einen «verdammten Lügner» genannt hatte. Glücklicherweise tötete er ihn nicht. Aber fortan gab er der WESTLICHEN POST die noch rohen Charakterzüge eines journalistisch-politischen Missionsorgans.

Als Carl Schurz 1872 gegen Ulysses Grants Wiederwahl zum Präsidenten auftrat, war die WESTLICHE POST bereits die «eindringlichste Stimme westlich von New York». Pulitzer – mit flatterndem schwarzem Haarbusch, rötlichem Bart und schmetternder Stimme – entwickelte die Anfänge eines journalistischen Rezepts: «Politische und moralische Reform durch Sensation.» Später formulierte er: «Man kann die bedeutendsten Gedanken niederschreiben, aber was nützen sie, wenn niemand sie liest. Man muss um Leser kämpfen, und wenn man sie hat, den Geist der Leser lenken.»

Schlagzeilen wurden für ihn zu «Nackttänzerinnen, die das Publikum in die Missionskathedrale der Zeitung lockten». Bekanntlich wurde Grant 1873 – trotz Schurzs und Pulitzers Angriffen – zum zweitenmal Präsident, und Schurz verfiel darüber in so tiefe momentane Depression, dass er Pulitzer einen grossen Teil seiner Anteile an der WESTLICHEN POST überliess. Einige Zeit später begriff er, dass er das Blatt in die Hände eines «Ungeheuers» an Energie, Intelligenz, Selbstbewusstsein und Aggressivität gelegt hatte, das ihn wahrscheinlich aus seiner Zeitung verdrängen würde. Er erwarb seine Anteile zurück. Die Befreiung von dem jungen Phänomen aus Budapest war ihm 30'000 Dollar wert. Für Pulitzer aber wurden die 30'000 Dollar zum finanziellen Grundstock seiner Zukunft.

Sie erlaubten ihm, nach Paris, an die Riviera und durch Europa zu reisen, dort zu beobachten und zu studieren. Aber rastlos und explosiv vor Ehrgeiz, wie er war, kehrte er nach St. Louis zurück. Mit Geschick investierte er sein Geld in Mississippi-Brücken und Eisenbahnen. Ein besonderer Coup bewies die Richtigkeit der Ansicht späterer Biographen, dass er als Geschäftsmann noch reicher geworden wäre denn als Presse-Pionier. Der Verleger der republikanischen Zeitung GLOBE in St. Louis, McKee, sah sein Blatt bedroht, weil er im Gegensatz zu seiner Konkurrenz, dem MISSOURI DEMOCRAT, keine Lizenz der Associated Press besass. Pulitzer fand einen Ausweg. 1874 ersteigerte er für 4'000 Dollar die deutschsprachige MISSOURI STAATSZEITUNG. Sie war bankrott, besass aber eine Associated-Press-Lizenz. Er betrieb die Neuerwerbung nur einen Tag lang, dann verkaufte er sie samt Lizenz für 40'000 Dollar weiter an den GLOBE. Da McKee nur am Kauf der Lizenz interessiert war, erhöhte Pulitzer seinen Gewinn, indem er die Maschinen der MISSOURI STAATSZEITUNG an eine Gruppe von Deutschen verkaufte, die darauf ein neues deutsches Blättchen druckten.

Noch nicht reich, aber mehr als wohlhabend, kaufte er sein erstes Reitpferd, zog von politischer Party zu politischer Party und glänzte mit einem unerschöpflichen Vorrat an Zitaten von Goethe bis zu Shakespeare. Er war 30 Jahre alt, als er die bis dahin wirkungsvollste Belehrung über politische Korruption erhielt. Ulysses Grants zweite Amtszeit ging zu Ende. Ein Demokrat, Samuel Tilden, und ein Republikaner, Rutherford B. Hayes, stritten um das Präsidentenamt. Von Morgenritten und Partys gelangweilt, fuhr Pulitzer nach New York zur NEW YORK SUN und überredete Charles Anderson Dana, ihn als Reporter über die Wahlschlacht berichten zu lassen. Seine Artikel enthüllten Beispiele politischer Schamlosigkeit. Rutherford B. Hayes siegte, weil demokratische Stimmzettel spurlos verschwanden, und für den Rest seines Lebens wurde Pulitzer (mehr oder weniger linientreuer) Demokrat.

Bei einem seiner Aufenthalte in Washington verliebte er sich in die dreiundzwan-

zigjährige Tochter des ehrenhaften Richters William Worthington Davis. Sie war eine dunkelhaarige Schönheit mit lebenslustigen Augen, voller Intelligenz, Warmherzigkeit und Humor. Ihr Name war Kate. Die Liebe war tief, auf beiden Seiten, obwohl Kate nie zu sagen wusste, weshalb sie das schwarzhaarige, rastlose, sprunghafte, in einem inneren Feuer verbrennende Ungeheuer liebte. Aus religiöser Gleichgültigkeit, aber auch aus Furcht, Kate zu verlieren, verschwieg Pulitzer ihr und ihren protestantischen Eltern seinen jüdischen Vater. Die Trauung fand in einer Episkopalkirche statt, und als Pulitzer von der Hochzeitsreise nach Europa (wo eine Artikelserie über «Deutschland unter Bismarck» entstand) zurückkehrte, war er endgültig reif für seine journalistische Mission. Dana hatte in der SUN keinen Posten frei, der Pulitzers Selbstbewusstsein entsprochen hätte. Der New Yorker witterte in Pulitzer auch einen Rivalen, der ihn an Begabung weit übertraf und seinem Zynismus einmal echte Überzeugung entgegenstellen würde. So ersteigerte Pulitzer im Dezember 1878 – in einen eleganten New Yorker Chinchilla-Mantel gehüllt – ein Abendblatt namens ST. LOUIS DISPATCH. Mit 2'000 Abonnenten und verrosteten Druckmaschinen kostete es nur 2'500 Dollar. Dann begann er seine Arbeit nach dem noch unvollständigen, aber zukunftsweisenden Grundsatz: «Die Welt ist ein sensationeller Platz, dessen sensationelle Nachrichten sensationell verkauft werden müssen.» Seine «Nackttänzerinnen», die Schlagzeilen, lauteten: «Eine lüsterne Witwe ...» oder «Bekannter Bürger in den Armen seiner Geliebten überrascht ...» Aber darunter folgten bereits ernsthafte Artikel über die betrügerische Gasgesellschaft von St. Louis oder die Unterdrückung von Gerichtsverfahren durch Bestechung des Justizministers. Er schrieb: «Die Presse mag ausschweifend sein. Aber sie ist das moralischste Werkzeug der Welt von heute. Durch die Furcht vor der Presse werden mehr Verbrechen, Korruption und Unmoral verhindert als durch das Gesetz.»

Sein Erfolg kam für das vorwiegend republikanische Establishment von St. Louis wie ein Schock. 1879 erreichte die ST. LOUIS DISPATCH eine Auflage von 4'984 Exemplaren. Das örtliche Konkurrenzblatt POST kapitulierte vor Pulitzers Elan, und aus seiner ST. LOUIS DISPATCH wurde eine ST. LOUIS POST DISPATCH.

1880 verbuchte Pulitzer zum erstenmal 40'000 Dollar Gewinn. 1883 verkaufte er 22'000 Exemplare, und der Profit stieg auf 100'000 Dollar. Dass die Verbindung von Sensation mit Mission zu Reichtum führte, empfand er noch als berechtigten Lohn. Er selbst leistete die Arbeit von wenigstens fünf anderen. Aber von seinen hochbezahlten angelsächsischen, schottischen, irischen und deutschen Reportern und Druckern verlangte er auch das Äusserste. In Augenblicken der Hochspannung überkamen ihn seltsame, manchmal erschreckende Anfälle von Wut und Er-

schöpfung. Mit Kate und seinen ersten Kindern Ralph, Lucille und Katherine bewohnte er ein elegantes Haus an der Washington Avenue mit weisser und schwarzer Dienerschaft. Er veranstaltete Partys, die der Provinzstadt einen Hauch internationaler Atmosphäre gaben.

Die Zahl seiner Freunde wuchs. Aber auch die Zahl seiner Feinde vervielfachte sich. Als er eine Kette verbotener Spielkasinos «Dunkle Laterne» und deren Beziehungen zum Gouverneur von Missouri aufdeckte, griffen bezahlte Muskelmänner ihn auf der Strasse an. Danach ging er nicht mehr ohne Pistole aus. Für sein Blatt erliess er ein eisernes Gesetz: «Kein Angriff ohne unerschütterliche Beweise.» Er propagierte, was sich 90 Jahre später «Investigative Reporting» oder Nachforschungs-Berichterstattung nannte, und gab niemandem eine Chance, ihn mit Beleidigungsprozessen zu überhäufen. Aber am 13. Oktober 1882, während einer Reise Pulitzers, stürzte der Anwalt eines wegen zweifelhafter Geschäfte attackierten Kongresskandidaten, «Oberst» Alonzo W. Slayback, mit einer Pistole in die Redaktion. Er sah keine Chance, die Anschuldigungen gegen seinen Klienten zu widerlegen. So versuchte er mit Kugeln zu argumentieren. Doch Pulitzers schreibgewaltigster Redakteur, John A. Cockerill, war mit der eigenen Waffe schneller bei der Hand, und der «Oberst» fiel – die Pistole noch in der Faust – tot zu Boden. Cockerill wurde verhaftet, während Pulitzer nach Hause eilte und die Verteidigung des Verhafteten organisierte. Cockerill wurde freigesprochen, weil die Geschworenen ihm Notwehr zugestanden. Aber – Wahrheit oder Recht hin oder her – Pulitzers Gegner erlebten auf ihre Weise einen Triumph. Ihre propagandistischen «Mord»-Anklagen drangen weit über Missouri hinaus. Ein Blatt wie der KANSAS CITY STAR bemerkte: «Es gibt keinen bestechlichen Lumpen in St. Louis, der die 'Post Dispatch' nicht hasst, und alle würden aufjubeln, wenn sie ihr Gebäude niederbrennen und ihren Verleger lynchen könnten.» Die Auflage der POST DISPATCH sank. Darin lag keine tödliche Gefahr. Die Zeitung hätte sich für eine Weile zurückhalten und den Sturm über sich hinweggehen lassen können. Aber Pulitzer war kein Mann plötzlicher Friedfertigkeit. Als er ausserdem im April 1883 erfuhr, dass man seinen Vornamen Joseph zu «Jew-seph» verunstaltete und fürchtete, man könne Kate und die Kinder in antijüdische Attacken hineinziehen, überliess er die Leitung der Zeitung einem Redakteur, der «den Nackttänzerinnen für einige Zeit Kleider anzog». Er selbst reiste mit seiner Familie nach New York – entschlossen, eine New Yorker Zeitung zu erwerben und seinen Erfolg auf New Yorker Boden zu vervielfachen.

Pulitzers «New York World», die Eroberung New Yorks und der Kampf um ein journalistisches Ideal

Sein Auftritt in New York begann mit einem Ärgernis. Kaum, dass er mit den Seinen in New Yorks Fifth-Avenue-Hotel Quartier bezogen hatte, stiess er auf seinen Bruder Albert, der mittlerweile als Reporter in Chicago gearbeitet und 1882 mit wenigen Dollars ein Blatt namens NEW YORK JOURNAL gegründet hatte. Albert hatte sich zu einem beliebten Geniesser entwickelt, der zum Dessert eine ganze Apfeltorte ass. Reformerische Ambitionen lagen ihm fern. Er füllte sein Blatt vielmehr mit Zimmermädchen- und Schlüsselloch-Romanzen, verkaufte täglich 60'000 Exemplare und machte keinen Hehl aus seiner Überzeugung, New York könne «zwei Pulitzers nicht ertragen».

Joseph nahm keine Rücksicht auf solch «brüderliche» Gefühle, sondern bemühte sich um ein Blatt mit dem Titel NEW YORK WORLD, das zum Verkauf stand. Als bankrotttes ehemaliges religiöses Verkündigungsblatt war es in die Hände von Jay Gould gelangt, dem es dazu diente, gesteuerte Falschmeldungen über die Börse zu verbreiten, die seine Spekulationen unterstützen sollten. Aber Gould hatte damit wenig Erfolg und stattdessen Jahresverluste von 40'000 Dollar geerntet. Er nannte die WORLD einen Eisenbahnunfall und wünschte dringend, sich von ihr zu befreien. Als Pulitzer bei ihm erschien, wusste er, dass er einem potentiellen Feind gegenüber sass, und er hatte die Stirn, für seinen bankrotten Zeitungskrüppel 500'000 Dollar zu verlangen. Zwischen den beiden entspann sich ein zermürbender Kampf, aus dem Pulitzer täglich erschöpft in sein Hotel zurückkam und von Kate Ermutigung erhielt. Schliesslich einigte er sich mit Gould auf einen Preis von 346'000 Dollar – zahlbar in vier Jahresraten. New York lieferte Pulitzer vom ersten Tage an alles, was er brauchte, um seine journalistischen Träume in ungeahnter Perfektion zu verwirklichen – Sensationen auf der einen und Missstände ohne Ende auf der anderen Seite. Als er in einem Haus am Gramercy Park einen standesgemässen Wohnsitz gefunden hatte, begann die entscheidende Phase seines Lebens, in der die WORLD zum Zentrum seiner Arbeit, seines Ruhmes, seiner Tragödie und seines Vermächtnisses wurde.

Die Art und Weise, wie er das Blatt vom Sterbeschragen herunter in ein blühendes Unternehmen verwandelte, war verwegen, rücksichtslos und zerstörerisch gegenüber sich selbst, seinem anfälligen Körper, seinen sensiblen Nerven und seinem schon in St. Louis überanstrengten Gehirn. Er warb Charles Anderson Dana, der ihn am Anfang mit misstrauischer Herablassung betrachtete, durch höhere Angebote die besten Reporter ab. Er verschonte auch die Redaktion seines Bruders nicht. Cockerill, den «Mörder» von St. Louis, rief er nach New York. Die Ankün-

digung seiner Absichten, die er im März 1883 in der WORLD publizierte, erinnerte zwar an die üblichen Versprechen, die seit Jahrzehnten gegeben, aber nie gehalten wurden. Es hiess, das Blatt erstrebe «tiefere Vertrautheit mit dem Schicksal des Volkes als mit dem der Briefaschen-Potentaten ... Enthüllung aller Korruption ... Kampf gegen öffentliche Missbräuche». Aber er fügte den Satz hinzu: «Versicherungen sind billig. Die Öffentlichkeit kann von jetzt an Tag für Tag kontrollieren, ob die 'World' sich an diese Versicherungen hält.» Seinen Redakteuren stellte er sich mit den Worten vor: «Sie haben bisher in Salons gelebt und täglich ein Bad genommen. In Zukunft werden Sie alle die Slums persönlich kennenlernen.»

Der erste, der seinen reformerischen Eifer (und vielleicht auch seine Rache für den erpresserischen Preis) zu spüren bekam, war Gould. In der WORLD hiess es: «Eine einzige Flasche von Goulds Lieblingswein kostet mehr, als ein Arbeiter seiner Missouri-Eisenbahn in zwei Wochen ... für seine Familie aufwenden kann.» Dann attackierte Pulitzer nacheinander alle anderen Repräsentanten des Kapitals und der Monopole. John Pierpont Morgan empfahl er, «unsere Bankiers und Börsianer sollten rechtzeitig die Gefahr erkennen, die darin liegt, dass sie dem Volk die Verachtung der Gesetze vorführen». Rockefeller erschien als der «Vater der Trusts, der ... erbarmungslos jede Konkurrenz vernichtet». Die Standard Oil als «grausamstes ... und habgierigstes Monopol, das jemals ein Land ausbeutete». Die Präsidentenwahl 1884 riss ihn zu «Stürmen des Präsidentenmachens» hin. Für ihn war der Demokrat Grover Cleveland der kommende, weil anscheinend ehrliche Präsident, Clevelands Republikanischer Gegner James G. Blain dagegen ein Symbol drohender neuer Korruption. Seine Rechercheure beschafften von Blains Arzt Urinproben, die zeigten, dass Blain nierenkrank und schwerlich für ein öffentliches Amt geeignet war. 1887, vier Jahre nachdem Pulitzer in New York eingetroffen war, verkaufte er von der WORLD über 200'000 Exemplare an jedem Wochentag. Sie überholte die NEW YORK SUN seines einstigen Arbeitgebers Dana. Als Dana daraufhin das Boulevard-Abendblatt EVENING SUN mit 40'000 Exemplaren Verkaufsauflage auf den Markt brachte, folgte Pulitzer mit einer EVENING WORLD. Mit einer überlegenen «Nackttänzerinnen»-Strategie, die in der WORLD das aufsteigende grosse Missionsblatt erblickte, die EVENING WORLD aber nur als Zeitung betrachtete, die diesem Missionsblatt zu Betriebskapital zu verhelfen hatte, überholte er Dana auch mit seiner Abendzeitung. Dana nahm auf seine Weise Rache, als Pulitzer sich in den Kampf um die Wiederwahl eines New Yorker Staatsanwalts namens Nicolls stürzte, der in seiner vorangegangenen Amtsperiode so viele Korruptionen aufgedeckt hatte, dass New Yorker Stadträte nach Kanada geflohen waren. Pulitzer focht für Nicolls, Dana focht gegen ihn und verkündete in einem Ausbruch schlecht getarnter Inquisition: «Der wahre Boss, der hinter Nicolls steht, heisst Judas Ischariot Pulit zer ... (Er)

... kam in dieses Land, um Profite für jenes Judentum zu machen, das sich zwischen den Sohlen seiner Schuhe und dem Hut auf seinem Kopf befindet.» Er missbrauchte einen Artikel des jüdischen Gemeindeblattes HEBREW STANDARD, der Pulitzer als einen Mann angriff, der sich nicht an die Religions- oder Gruppenbindung seines Vaters hielt, sondern frei sein wollte. Gleichzeitig äusserte das Blatt die Furcht, Pulitzers Eingreifen in die Politik könne antijüdische Emotionen wecken. Ohne Pulitzers katholische Mutter zu erwähnen, bemerkte es: «Er ist ein Jude, der kein Jude sein möchte», dessen Ehrgeiz, dem Volke klarzumachen, was es wählen müsse, aber einmal auf die Juden zurückfallen könnte. Solche Aversionen und Befürchtungen waren willkommenes Material in Danas Hand: «Die Juden von New York brauchen über Judas Pulitzer nicht beschämt zu sein ... Die Schande trägt nur er selbst.» Direkt an Pulitzer gewandt, fuhr er fort: «Wir wünschten ... dass Sie nie gekommen wären ... Ihr Schicksal sollte dasjenige des mythisch Unglücklichen jener Rasse sein, der Sie angehören und die Sie verleugnen – wir meinen: des wandernden Juden. Ziehen Sie weiter, Pulitzer!»

Pulitzer blieb keine Antwort schuldig: «Der Herausgeber der 'World' betrachtet Herrn Danas Hass als Kompliment ... Es ist zweifellos traurig für ihn, dass ein Mann kam, der New York die Zeitung gab, die es wünschte ... Aber dieser Mann ist hier, und er wird hier bleiben.» Zwei Wochen später platzte ein überanstrengtes Blutgefäss in Pulitzers rechtem Auge. Das linke Auge zeigte erste Anzeichen einer Netzhautablösung, gegen die es noch kein Mittel gab. Der Verzweifelte wurde für sechs Wochen in ein dunkles Zimmer verbannt, um von seinem Augenlicht zu retten, was zu retten war. Während er in der Dunkelheit mit seinem Schicksal haderte, druckte Dana dreimal wöchentlich Auszüge aus dem HEBREW STANDARD und fügte hinzu: «Verschwinde, Pulitzer – geächtet von deiner eigenen Rasse.»

Aber Dana unterschätzte den Mann, der auch mit verbundenen Augen und trotz der Furcht vor endgültiger Blindheit nicht ruhen konnte, sondern sich vorlesen liess, Anordnungen gab, diktierte und den Rat der Ärzte missachtete. Die Auflage der EVENING WORLD überschritt bereits 100'000 Exemplare, als man ihn aus seiner dunklen Zelle entliess. Er sah nur noch Schimmer von Licht, aber im Spätherbst 1888 kaufte er für 630'000 Dollar French's Hotel und begann, genau gegenüber dem schäbigen Gebäude der SUN, mit der Errichtung eines WORLD-Verlagsgebäudes. Während er sich auf eine grausam-erschöpfende Odyssee durch die Welt begab, um in Paris, London, Monte Carlo, Rom, Konstantinopel, Neapel, Wiesbaden, Wien und Berlin nach Ärzten zu fahnden, die ihm sein Augenlicht zurückgeben könnten, wurde der Grundstein für den Bau gelegt. Eingemauert wurden Bilder Kates und der fünf Kinder, die sie ihm – vom zehnjährigen Sohn Ralph bis

zur zehn Monate alten Tochter Constance – inzwischen geboren hatte. Aus einer Wiesbadener Klinik sandte er einen Brief, in dem er die Zukunftsziele für die WORLD beschrieb. Niemals sollte sie damit zufrieden sein, nur Neuigkeiten zu verbreiten. Für immer sollte sie unabhängig bleiben und die Macht der Moral vertreten.

Während 1890 die Mauern seines New Yorker Verlagsturms der Vollendung entgegenwuchsen, traf ihn an Bord eines Schiffes vor Konstantinopel ein neuer Schicksalsschlag. Als er bei strahlendem Sonnenschein der Verlesung endloser Telegramme aus New York zuhörte, bemerkte er: «Wie dunkel es plötzlich wird.» Das Schiff brachte ihn in eine Augenklinik nach Neapel. Wieder lag er in einem verdunkelten Raum. Die täglichen Übungssalven der italienischen Artillerie führten zu Symptomen einer Geräuschempfindlichkeit, die ihn fortan bis zu seinem Ende peinigen sollte. Hinzu gesellten sich Anfälle von Erbrechen, erstickendes Asthma, wütender Kopfschmerz, zermürende Schlaflosigkeit. Die Diagnose der Augenärzte von Neapel, dass die Netzhautablösung unaufhaltsam sei, nahm er nicht an. Von einem Arzt und seinen Sekretären begleitet, reiste er nach Luzern, Zürich, Wiesbaden, Berlin und Paris. Aber alles, was die Ärzte ihm raten konnten, lief auf das Diktum hinaus: Keine Arbeit mehr.

Pulitzer jedoch von der WORLD und seiner Mission zu trennen, hätte «soviel bedeutet, wie einem bengalischen Tiger seine Portion Fleisch zu rauben». Niemand sah in seine gepeinigte Seele, als der New Yorker Pulitzer-Turm ohne sein Beisein die Tore öffnete und die Ehrengäste die zahlreichen Stockwerke bis hinauf zu der vergoldeten Kuppel durchwanderten, in der Pulitzers Kommandozentrale lag, vor der sich durch grosse Fenster der Blick auf den Atlantik, den East River, Governors Island, Long Island und jedes Schiff auftat, das vorbeiglitt. Niemals würde Pulitzer diesen Blick geniessen.

Doch was ihm die Blindheit verwehrte, ersetzte er durch die phänomenale Entwicklung der Empfindungsantennen gegenüber der Umwelt und eine phänomenale Potenz der kleinen grauen Zellen seines Gehirns. Die übersteigerte Sensibilität der Sinne erhöhte auch die Sensibilität seines Körpers und führte zu immer neuen Leiden und Neurosen. Sie machten ihn zu einem Tyrannen, in dem sich Euphorien, Depressionen, Nervenexplosionen, bohrendes Misstrauen, Liebe, Hass und ein immer besesseneres, vom Gedanken an einen frühen Tod angetriebenes WORLD-Sendebewusstsein vereinten und um den sich die Legende wob, er trinke das Blut seiner Redakteure. Die sehenden Mitarbeiter, die er nun mehr benötigte als je zuvor, wählte er mit dieser Empfindsamkeit und dem erbarmungslos examinierenden Scharfsinn seines Gehirns aus. Sein Finanzmanager Solomon S. Carvalho, ein Nachkomme von Sefardim, notierte: «Pulitzer hat den schärfsten Verstand, dem ich je in meinem Leben begegnet bin ... Vor ihm zu bestehen,

kommt einem Weg durch die Hölle gleich.» Diesen Weg aber gingen alle Mitarbeiter. Ihn ging Morrill Goddard, der jugendliche Redakteur einer neuen SUNDAY WORLD, die Pulitzer wiederum nur als Geldbringerin für sein Hauptblatt betrachtete, bevor er die Auflage der Sonntagsausgabe auf 450'000 Exemplare hinauftrieb und die ersten Comic Strips «The Yellow Kid» zeichnen liess, die für die zukünftigen Zeitungen Amerikas unentbehrlich wurden. Nicht alle ertrugen die Arbeitslast, die Pulitzer auf sie häufte; sie verliessen ihn. Nicht alle ertrugen auch das Netz der Bespitzelung, das er über Manager und Redakteure zog, seit die Dunkelheit ihn umfing und je mehr seine Hoffnung sank, je wieder seine eigenen Zeitungen lesen zu können.

Aber es blieben genug, die sich von seinem besessenen Genius und von seinem Strom von Rapporten, Memoranden und Kabeln nach seinem Bilde formen liessen. Einmal dirigierte er sie von Europa aus, ein andermal von Kairo oder Jekyll Island im amerikanischen Georgia (wo er freier atmen konnte). Ein anderes Mal zog er die Fäden von seinem Landsitz «Chatwood» an der Küste des Staates Maine aus, wo er verzweifelt Stille suchte, als die Berührung einer Teetasse mit dem Löffel genügte, um ihn vor Schmerz aufschreien zu lassen. Dann wieder regierte er von Bord der «Majestic» und von anderen Ozeanschiffen aus, die extra für ihn schalldichte Kabinen einrichten liessen. Schliesslich lebte und arbeitete er auf den Hochseejachten «Romola» und «Semiramis», die er mietete, kaufte und wieder verkaufte, wenn sie ihn nicht vor dem Lärm der Welt bewahrten, ohne den er gleichzeitig nicht leben konnte. Am Ende, 1907, wurde eine eigens für ihn gebaute, 1,5 Millionen teure Dampfjacht «Liberty», die Morgans Jacht «Corsair» noch an Grösse übertraf, zu seiner Kommandozentrale.

Von Paris aus lieferte er 1892 eines der eindrucksvollsten Beispiele dafür, wie sein leidenschaftliches Reformstreben hinter den immer noch lauten Fassaden der WORLD ausgewogene Formen annahm. Als sich im Sommer die Arbeiter von Andrew Carnegies Stahlwerken in Homestead gegen eine willkürliche Lohnkürzung auflehnten und von Wärtern brutal ausgesperrt wurden, besetzten sie die Werksanlagen und lieferten Polizisten und einigen hundert bewaffneten Pinkerton-Detektiven eine Schlacht, nach der 10 Tote und 65 Verwundete auf dem Kampffeld zurückblieben. Bevor Pulitzer die WORLD vorgelesen bekam, hatte sie bereits vorbehaltlos Stellung gegen Carnegie und für die Arbeiterschaft bezogen. Pulitzers korrigierendes Kabel änderte nichts an dieser Grundhaltung, aber er verurteilte den gewaltsamen Besetzungsakt und die nachfolgende blutige Schlacht: «Den Gesetzen sollen alle folgen ... Der Kampf der Arbeiter richtet sich gegen ihre Arbeitgeber ..., aber er darf kein Krieg gegen die Gesellschaft sein.» Gegen Ende des Jahres 1894 erreichten die Auflagen der WORLD 250'000, der EVENING WORLD 340'000,

der SUNDAY WORLD 450'000 Exemplare. Die Jahresgewinne bewegten sich zwischen einer halben und einer vollen Million Dollar plus 150'000 Dollar aus der wieder voll aufgeblühten ST. LOUIS POST DISPATCH. Pultizers Kapitalreserven betragen mehr als acht Millionen Dollar. Er konnte es sich erlauben und erlaubte es sich auch, eine halbe Million Dollar an Anzeigenverlusten hinzunehmen, indem er sich für die Unabhängigkeit der Presse gegen das Kaufhaus Macy's wandte, das auf Grund der wachsenden Bedeutung seiner Anzeigen New Yorker Blättern nahegelegt hatte, Nathan Straus als Kandidaten für das New Yorker Bürgermeisteramt zu propagieren.

Um die gleiche Zeit trieb ihn das Gefühl, «sich selbst sterben zu sehen», zum erstenmal dazu, vor seinem Ende eine Idee zu verwirklichen, die ihn verfolgte. Er bot der Columbia-Universität zwei Millionen Dollar für die Gründung einer Schule des Journalismus an, die dazu dienen sollte, eine neue, gebildete journalistische Elite heranzuziehen. Die Universität lehnte ab, weil sie sich den Journalismus noch nicht als akademische Disziplin vorstellen konnte. Er selbst ahnte nicht, dass vor ihm noch 19 Lebens- und Leidensjahre lagen, in denen er Gelegenheit haben sollte, Vorbild zu sein.

Der blinde Titan und William Randolph Hearst

Im Licht des Erfolges beachtete Pulitzer zu wenig, dass sein Bruder Albert sein florierendes NEW YORK JOURNAL für eine Million Dollar an einen Zeitungsverleger irischer Abkunft, John R. McLean aus Cincinnati, verkaufte. Albert kapitulierte mit dem Verkauf vor Krankheiten, Schlaflosigkeit, Depressionen und unerträglicher Empfindlichkeit gegen die geringsten Veränderungen von Temperatur und Licht, die Pulitzer gespenstisch an die eigenen Leiden erinnerten. Pulitzer war froh, dass der Ungeliebte nach Österreich reiste und sich in einem Wiener Hotelzimmer vergrub. Und das weitere Schicksal des JOURNAL erschien in der Tat nicht beachtenswert.

McLean benötigte kaum ein Jahr (Kate Pulitzer gebar inzwischen ihr letztes Kind, Herbert, das Pulitzer nur noch mit den Händen abtasten konnte), um bei der Umwandlung des JOURNAL in eine politische Zeitung die meisten Leserinnen zu verlieren. Im Oktober 1895 verkaufte er das sterbende Blatt für nur 180'000 Dollar an einen im englischen Stil gekleideten, schnurrbartig-blassen dreiunddreissigjährigen Dandy aus San Francisco namens William Randolph Hearst. Als Hearst den Kauf abschloss, verkündete er, er werde Pulitzer vom Thron stossen und sich selbst ein New Yorker Zeitungsimperium erobern. Es wäre zuviel gewesen, von

Pulitzer zu erwarten, dass er in dem Dunkel, das ihn umgab, in dem Unbekannten aus dem Westen sofort eine ernste Bedrohung erkannt hätte. Doch es dauerte nicht lange, bis er begriff, wem er gegenüberstand.

Der Neuankömmling war weder krank noch blind, noch stand er – wie Pulitzer – vor dem sechsten Jahrzehnt seines Lebens. Die acht Millionen Dollar, mit denen er den Kampf eröffnete, hatte er nicht selbst verdient, sondern sie waren ein Geschenk seiner Mutter. Als einziger Sohn des in der englischen Grammatik nicht besonders bewanderten kalifornischen Senators George Hearst, der mit Silberminen sowie Anteilen an den Anaconda-Kupferbergwerken zu Reichtum (und Senatssitz) gelangt war, kannte er nicht viele Skrupel. Von der Harvard-Universität war er relegiert worden, weil er den Mitgliedern der Fakultät Nachttöpfe zugeschickt hatte, auf deren Böden die Bilder der Empfänger klebten. Aber gerade in Harvard hatte er Pulitzers *WORLD* zum erstenmal bewundert – allerdings nicht ihren Gehalt, sondern nur ihre sensationelle Oberfläche.

Seither hatte er keinen anderen Ehrgeiz gekannt, als es Pulitzer auf der «Nackttänzerinnen»-Bühne gleichzutun. 1887 hatte sein Vater ihm eine schäbige Zeitung namens *SAN FRANCISCO EXAMINER* anvertraut, die er von einem Schuldner in Zahlung genommen hatte. William Randolph hatte 780'000 väterliche Dollars verbraucht, um Pulitzers marktschreierische Schlagzeilen-Methode bis zur Groteske nachzuahmen und einen *EXAMINER*-Karneval zu veranstalten, der die Auflage verdoppelte. Den Ruf eines Volksfreundes hatte er sich erworben, indem er ganze Scharen von Reportern und Zeichnern über jeden Unfall, jede Verspätung, jeden erfrorenen Passagier der kalifornischen Eisenbahnen Central Pacific und South Pacific berichten liess. Seit 1891 stand der *EXAMINER* auf eigenen Füßen, aber sie waren so beschmutzt, dass George Hearst, der im gleichen Jahr starb, seinen Sohn enterbte und seiner Frau Phoebe alles, was er an Geld und Minen besass, hinterliess. William Randolph jedoch hatte nur vier Jahre gebraucht, um seiner Mutter das Kapital abzuschwatzen, das er zu einem Kreuzzug nach New York benötigte, um Pulitzer selbst herauszufordern. Jetzt war er in der Metropole und begann einen offenen Krieg (in Nachahmung früherer Pulitzer-Methoden) damit, dass er die gesamte Redaktion der Sonntagsausgabe der *WORLD* durch nie zuvor bezahlte Gehälter und Prämien abwarb. Die Feinde Pulitzers spotteten, der Gehsteig zwischen dem Pulitzer-Turm und Hearsts Hauptquartier werde von den Schuhsohlen der Überläufer heiss.

Als Pulitzer die Ernsthaftigkeit der so jäh heraufgezogenen Gefahr erkannte, begann die erbarmungsloseste und sensationellste Zeitungsfehde, die die nicht gerade verwöhnten New Yorker seit Langem erlebt hatten. im Kampf gegen den Angreifer blieb Pulitzer zwar immer noch ein erstklassiger Ausrufer, der Hearst

zu einem Jongleur degradierte. Aber ein teuflischer, in den Tiefen seiner Vergangenheit wurzelnder Instinkt trieb ihn dazu, sich von dem Nachahmer gerade auf der «Nackttänzerinnen»-Bühne nicht besiegen zu lassen. Für drei Jahre kehrte er auf das Feld des nackten Sensationsjournalismus zurück und unterbrach seinen schon weit gediehenen Weg zu journalistischer Verantwortlichkeit. In diesem dreijährigen Krieg trieb Hearst die Auflage des JOURNAL (Morgen- und Abendausgabe) auf mehr als eine Million hinauf. Pulitzer folgte mit annähernd einer Million. 1897/1898 erreichte der Kampf seinen Höhepunkt, als Amerika wegen Cuba in den Krieg gegen Spanien zog.

Pulitzer wäre nicht Pulitzer gewesen, hätte er nicht die jahrhundertalte spanische Herrschaft über Cuba seit der Gründung der WORLD angegriffen und revolutionäre Befreiungsideen in Cuba begrüsst. Aber er hatte in Cuba einen hintergründigen amerikanischen Imperialismus unterstützt, der davon träumte, auf der nur 100 Meilen von Florida entfernten Zuckerinsel mit ihrer Hauptstadt Havanna die US-Flagge zu hissen. Die WORLD hatte die Spanier nicht unterschiedslos als blutrünstig-mordende Tyrannen gezeichnet. Ebenso wenig hatte sie die Revolutionäre Cubas zu Helden im Sinne der Kämpfer des amerikanischen Befreiungskrieges gemacht. Dies blieb Hearsts unreifem Ehrgeiz überlassen, der die Befreiung Cubas durch Cubaner zu einer gloriosen Wiederholung des amerikanischen Befreiungskrieges umfunktionierte und Wogen amerikanischer Freiheits- und Cuba-Begeisterung erzeugte, auf denen sein JOURNAL zu ungeahntem Höhenflug emporstieg.

Der spanische Befehlshaber auf Cuba, General Weyler, wurde in seinen Schlagzeilen zum grausamsten aller grausamen Generale des Jahrhunderts», der angeblich 400'000 Cubanerinnen wie wilde Tiere in Lager sperrte, 100'000 sterben liess und Gefangene den Haifischen vorwarf. Anfang 1897 setzten Hearsts Bemühungen ein, die Vereinigten Staaten in den Kampf Cubas gegen Spanien einzutreiben. Mit halbseitigen aufreizenden Zeichnungen illustriert, berichtete das JOURNAL von cubanischen Mädchen, die angeblich beim Verlassen der Insel an Bord des amerikanischen Dampfers «Olivella» von spanischen Soldaten gezwungen worden waren, sich nackt untersuchen zu lassen. Nicht ein Wort war wahr. Aber das JOURNAL fragte: «Beschützt unsere Flagge Frauen?» und hielt schon eine neue Sensation bereit, als der cubanische Revolutionär Ricardo Ruiz, der die amerikanische Staatsbürgerschaft erworben hatte, nach Cuba zurückkehrte, bei einem Eisenbahnüberfall gefasst wurde und Selbstmord beging. Neben einem Bild von Ruiz' Einbürgerungsurkunde verkündete das JOURNAL, Spanien habe einen amerikanischen Bürger ermordet, und forderte: «Unsere nationale Ehre verlangt, dass die Vereinigten Staaten Spanien den Krieg erklären.» Als am 15. Februar 1898 im Hafen von Havanna das zu einem Besuch ankernde

amerikanische Panzerschiff «Maine» durch eine nie geklärte Explosion im Inneren unterging, sah Hearst sich am Ziel seiner Wünsche – er hatte einen Kriegsanlass.

Zu dieser Zeit aber hatte Pulitzer ihn als Skandalmacher und Kriegstreiber schon eingeholt. WORLD-Korrespondenten in Cuba berichteten: «Blut auf den Strassen, Blut in den Feldern, Blut auf den Hausschwellen – Blut, Blut, Blut, aber kein Wort aus Washington.» Jetzt, nach dem Untergang der «Maine», publizierte die WORLD erfundene Telegramme, die beweisen sollten, dass die Explosion kein technischer Unfall, sondern von Spaniern verursacht worden sei. Sieben Wochen später, am 16. April, folgte die Aufforderung: «Die erste Pflicht des Präsidenten und des Kongresses ist es, die Flotte nach Cuba und Puerto Rico zu schicken. Keine Kriegserklärung ist notwendig.»

Am nächsten Tage überreichte Präsident McKinley – zögernd – dem Kongress eine Kriegsbotschaft. Mehr als zwei Millionen JOURNAL- und WORLD-Ausgaben pro Tag waren zur Hauptnachrichtenquelle fast aller anderen Zeitungen Amerikas geworden. Ihnen standen täglich nur 200'000 Exemplare anderer New Yorker Blätter gegenüber, die Objektivität bewahrten. Am 19. April entschied sich der Kongress mit 310 gegen 6 Stimmen für den Krieg, und Hearst zog als «Kriegskorrespondent Hearst» an Bord der Jacht «Sylvia» in den «Krieg», bei dem zehn Wochen genühten, um die unterlegene spanische Flotte zusammen zu schießen und Cuba zur Republik sowie Puerto Rico und die Philippinen zu amerikanischen Territorien zu erklären.

Doch während Hearst sich noch mit 29 versprengten Spaniern, die er von der «Sylvia» aus an der Küste Cubas widerstandslos aufgegriffen hatte, fotografieren und als Held im JOURNAL abbilden liess, wünschte Pulitzer sich schon nicht mehr an Hearsts Platz. Es blieb unklar, wann ihm die peinigende Einsicht gekommen war, dass er sich in einen würdelosen Kampf gestürzt und seine Ideale verraten hatte. In einem Haus an der Küste von Narragansett, in das er vor der Hitze und dem Lärm New Yorks geflohen war, belehrte er seine noch kriegsberauschten Manager, dass er auf Irrwege geraten sei und dass diese Irrtümer sofort zu korrigieren seien. Seine Weisung lautete, man werde Hearst die Massen nicht länger streitig machen. Er kehrte zu seiner Mission zurück.

Er war 53 Jahre alt, und zu seinen anderen Leiden gesellten sich die Anfänge einer Zuckerkrankheit. Die Torturen der Geräuschempfindlichkeit nahmen zu. In dem letzten Haus, das er sich an der 73rd Street in New York erbauen liess, wurden Tausende von Seidenfäden in den Abzugsschächten aufgehängt, um Vibrationsgeräusche zu beseitigen, die nur er vernahm. Trotzdem schaffte er den Weg zurück zu seiner Mission. Er benötigte nur vier Jahre, um die WORLD zur besten liberal-demokratischen Zeitung Amerikas zu machen. 1904 sprach er sein be-

rühmtes Wort «Das grösste Problem des Journalismus liegt darin, dem Auflageninstinkt zu widerstehen, wenn er ohne Rücksicht auf Wahrheit und Gewissen mit uns davonlaufen will.»

Im gleichen Jahre eröffnete die WORLD mit einer Breitseite auf drei der grössten Lebensversicherungen Amerikas – Equitable, New York Life und Mutual Life – einen sieben Jahre dauernden Kampf um Reformen des amerikanischen Systems. Die Manager dieser Gesellschaften hatten die Einlagen der Versicherten zu privaten Spekulationen missbraucht. Die Spekulationsgelder hatten sie als fiktive Millionendarlehen an Angestellte, darunter schwarze Botenjungen, verbucht. Als die Rechercheure weiter fahndeten, wurden sie gewarnt: «Sie beschäftigen sich mit Dynamit. Sie könnten unvermittelt bis ins Weisse Haus gelangen.» In der Tat hatten alle Gesellschaften grosse Summen in den Wahlfonds des Präsidenten Theodore Roosevelt gezahlt, der seit 1901 im Weissen Haus residierte. Aber das Endergebnis der Kampagne wurde ein neues Gesetz zur Kontrolle der Versicherungsgesellschaften in New York.

Um die gleiche Zeit erneuerte Pulitzer sein einst abgelehntes Angebot zur Finanzierung einer Journalistenschule an der Columbia-Universität. Als Ziel propagierte er jetzt die Erziehung von Zeitungsmännern zu einer Verantwortlichkeit, die derjenigen von Ärzten und Juristen entsprach. Diesmal nahm die Universität unter einem neuen Präsidenten Butler die Spende an, und der von Todesahnungen Erfüllte reiste, begleitet von seinem Leibarzt, Sekretären und Vorlesern, nach Taormina, Athen und Alexandria, dann in eine extra geräuscharm umgebaute Wohnung am Tiergarten von Berlin und schliesslich weiter nach Wiesbaden, St. Moritz, Monte Carlo und Rom. Kate hörte nicht auf, ihn zu lieben, aber sie lebte nicht mehr mit ihm zusammen. Wo er auftauchte, wirkte er wie eine furchterregend-abweisende Gestalt. Doch in seinem Innersten peinigten ihn neue Sorgen wegen der Zukunft. Seine ältesten Söhne Ralph und Joseph hatten seine Anstrengungen, aus ihnen Ebenbilder seiner selbst zu machen, enttäuscht. Herbert, der jüngste, blieb seine einzige Hoffnung. Er verbrachte seine schlaflosen Nächte mit den Entwürfen immer neuer Testamente. Nur eine Bestimmung blieb immer gleich: Die Stiftung einer Viertelmillion Dollar für einen Preis, den die Columbia-Universität nach seinem Tode alljährlich als Anreiz für hervorragende Leistungen des amerikanischen Journalismus vergeben und der seinen Namen tragen sollte. Die letzte Schlacht gewann er, als die WORLD 1908 Präsident Theodore Roosevelt wegen des Handels um den Panama-Kanal zur Rede stellte und die Frage erhob «Wer bekam das Geld?» Die WORLD bezeichnete Roosevelts Erklärung, kein US-Bürger habe einen Cent davon erhalten, die gesamten 40 Millionen Dollar seien der französischen Regierung übergeben worden, als unwahr und forderte eine Un-

tersuchung. Roosevelt, der vor seiner Wahl zum Präsidenten erklärt hatte: «Wenn es etwas gibt, wovor wir uns hüten müssen, dann ist es der Eingriff in die Freiheit der Presse», antwortete mit einer von blanker Wut erfüllten Botschaft an den Kongress: «Es sollte nicht einem einzelnen Bürger überlassen bleiben, Herrn Pulitzer wegen solcher Beleidigung vor Gericht zu stellen. Die Regierung selbst sollte Anklage gegen ihn erheben.» Er erklärte offen, er wünsche Pulitzer hinter Gefängnismauern. Als der Generalstaatsanwalt in Washington eine Anklageerhebung ablehnte, fand Roosevelt in New York einen Bundesanwalt, der einen legalistischen Trick erdachte, um eine Klage in die Wege zu leiten. Pulitzer lag krank auf der «Liberty» vor Charleston, als er von Roosevelts Botschaft erfuhr. Er diktierte die Antwort der WORLD persönlich: «Mr. Roosevelt irrt, wenn er annimmt, er könne die 'World' zum Schweigen bringen ... Ihr Besitzer mag ins Gefängnis kommen ..., aber auch vom Gefängnis aus wird die World nicht aufhören, eine furchtlose Verfechterin der freien Rede, der freien Presse und eines freien Volkes zu sein. Sie wird nicht schweigen ...»

Pulitzers langjähriger Anwalt John M. Bowers lehnte es aus Furcht ab, Pulitzer zu vertreten. Geheimagenten beobachteten die «Liberty». Andere öffneten Pulitzers Post. Schliesslich kreuzte die «Liberty», von Küstenwachbooten beschattet, ausserhalb der Dreimeilenzone.

Der 4. März 1909 war der letzte Tag der Präsidentschaft Roosevelts, aber er brachte nicht das Ende der Anklagevorbereitung. Die Nachricht, dass sich Albert am 3. Oktober 1909 in Wien erschossen hatte und – nach einem makabren Streit zwischen der katholischen und der jüdischen Gemeinde – in einem billigen offenen Sarg auf dem jüdischen Friedhof bestattet worden war, liess Pulitzer erwägen, ob nicht auch für ihn der Augenblick gekommen sei, selbst sein Leben zu beenden. Aber er widerstand der Versuchung, und so erlebte er den 25. Januar 1910, an dem ein New Yorker Gericht die Anklage als «eine Verletzung des Geistes der Gesetze» zurückwies. Pulitzer forderte eine unumstössliche Entscheidung durch das Oberste Bundesgericht. Sie liess ein Jahr auf sich warten, während dessen Ablauf er weiter umherreiste und ein neues Testament entwarf, in dem er seinen Nachfolgern die Pflicht auferlegte, seine Zeitungen zu erhalten und im gleichen Geiste, um den er sich bemüht hatte und jenseits persönlichen Profits weiter zu entwickeln. Als im Januar 1911 das Oberste Gericht einstimmig das New Yorker Urteil bestätigte, sprach er in der WORLD von einem «Sieg für die Freiheit ... der Presse», und er fügte mit etwas voreiligem Optimismus hinzu: «Die Entscheidung ist so eindeutig, dass kein zukünftiger Präsident in Versuchung geraten wird, in die Fussstapfen Theodore Roosevelts zu treten, wie machtgierig er auch sein mag und wieviel Hass er der Opposition auch entgebringt.»

Neun Monate später, am 28. Oktober, lag er erschöpft an Bord der «Liberty» im Hafen von Charleston. Man telegraphierte Kate nach New York, dass der Tod nahe sei, und sie eilte mit einem Sonderwagen der Eisenbahn nach Süden. Sein deutscher Vorleser las aus einer Biographie König Ludwigs XI. von Frankreich, als Pulitzer in seiner Muttersprache die Worte «leise, ganz leise» murmelte. Kate, die ihn um 16 Jahre überleben sollte, erreichte die «Liberty» kurz bevor er seine letzten Atemzüge tat.

Der Untergang der «World» und das Pulitzer-Erbe

Trotz aller Ängste um die Zukunft seines Lebenswerkes ahnte Pulitzer in seinen letzten Stunden nicht, wie schnell es untergehen würde, und noch weniger, wie sehr sein so oft geänderter letzter Wille dazu beitrug. Im Jahr, in dem er starb, waren seine Zeitungen in New York und in St. Louis so gesund, dass sie eine Million Dollar Überschuss erbrachten. Aber er zerstörte sie selbst, weil er das Wesen seiner Söhne so falsch beurteilte, dass er dem fähigsten, Joseph, das kleinste Erbteil, die ST. LOUIS POST DISPATCH, überliess. Den zweitfähigsten, Ralph, machte er nur zum Statthalter der WORLD, bis Herbert alt genug sein würde, um ein Erbe anzutreten, für das er am allerwenigsten geeignet war.

Es war eine Tragödie des Irrtums, denn Joseph Pulitzer jun. und dessen Sohn und Enkel bauten die ST. LOUIS POST DISPATCH über Jahrzehnte hinweg weiter aus, so wie es dem letzten Willen des Toten entsprach. 1975 gehörte die ST. LOUIS POST DISPATCH zu den 15 besten Tageszeitungen Amerikas. Sie blieb eine Kämpferin gegen soziale Mängel, gegen Monopole, gegen Korruption, gegen Verletzung der Bürgerrechte, und sie sandte Reporter aus, um das Bild der Welt nach Amerika hineinzutragen und Lücken in der amerikanischen Weltschau zu schliessen. Die New Yorker WORLD, EVENING WORLD und SUNDAY WORLD dagegen überlebten ihren Gründer nur um zwei Jahrzehnte. Ralph Pulitzer überwand nie die Zurücksetzung durch seinen Vater, und ihm fehlte es auch an Entscheidungskraft. Herbert aber hatte am wenigsten «aus der Flasche des Journalismus getrunken», und ein Jagdhaus in Schottland begeisterte ihn mehr als der New Yorker Pulitzer-Turm. Wenn die WORLD überhaupt jene 20 Jahre überdauerte, dann verdankte sie es wenigen Männern, darunter einem, den Pulitzer noch selbst – nach seinem üblichen erbarmungslosen Examen – zum Chef der WORLD-Leitartikelseite ernannt hatte: dem Angelsachsen Frank J. Cobb. Sie verdankte es ferner zwei aussergewöhnlichen Journalisten, die der deutschjüdischen Einwanderung entstammten.

Der eine hiess Herbert Bayard Swope und war der Sohn Ida und Isaac Swopes

aus St. Louis, dessen deutsch-jüdische Vorfahren Schwab geheissen hatten. 1881 geboren, hatte er seine Lehrzeit bei der ST. LOUIS POST DISPATCH verbracht, bis er wegen der zu verschwommenen Trennung zwischen Arbeitsleistung und Fussball-Leidenschaft seinen Posten verlor und zur CHICAGO TRIBUNE wechselte. Aber der grosse rotgesichtige und rothaarige Krocket- und Pokerspieler hatte die Pulitzer-Schule nicht vergessen, und sein schon früh enorm entwickeltes Ego empfand Genugtuung über das unzutreffende Gerücht, er sei ein unehelicher Pulitzersohn. 1909 war er als Reporter der WORLD zu Pulitzer zurückgekehrt, und Präsident Wilson klagte drei Jahre später: «Man kann ihn sowenig ignorieren wie einen Zyklon.» 1914 war er als Weltkriegskorrespondent auf der deutschen Seite der Fronten, berichtete als erster über die Versenkung der britischen Schlachtschiffe «Aboukir», «Crecy» und «Hogue» durch das deutsche U-Boot U 9, und sein charakter als «Zyklon» öffnete ihm Nachrichtenwege zum deutschen Kaiserhof, zu Industriellen, Generalstaboffizieren und Generälen. Seine Berichte aus dem «Inneren des deutschen Kaiserreichs» waren eine WORLD-Sensation, und als er 1916 auf dem gleichen Schiff wie der amerikanische Botschafter in Deutschland, James W. Gerard, nach Amerika zurückfuhr, hatte er den wartenden Journalisten mehr mitzuteilen als Gerard und verkündete ohne falsche Scham: «Wer an Nachrichten denkt, denkt an Herbert Bayard Swope». 1919 bei der Versailler Friedenskonferenz verschaffte er sich als Diplomat verkleidet Zugang zu allen für Journalisten gesperrten Verhandlungen. Er überrumpelte und interviewte Politiker wie den unzugänglichen Franzosen Clemenceau und verschaffte sich als erster eine Kopie der Akte des Völkerbundes. Als Meister der Pferdewetten und sonstiger Investitionen war er bereits ein reicher Mann, der mit seiner Frau Pearl auf Landsitzen in Great Neck mit schwarzer und weisser Dienerschaft residierte, als Ralph Pulitzer ihn 1920 zum Chefredakteur ernannte. Acht Jahre lang war er in Pulitzers Sinn ein «Kreuzzügler» gegen den Ku-Klux-Klan und politische, wirtschaftliche sowie kriminelle Entgleisungen in Amerika. Aber am Ende der acht Jahre war es zweifelhaft, ob der tote Joseph Pulitzer noch Swopes hektische Art der Nachrichtenbeschaffung über 75 persönliche Telefone akzeptiert hätte, die nicht mehr dem wachsenden Verlangen der WORLD-Leser nach Solidität entsprach. Als Swope 1929 der WORLD den Rücken kehrte, ging er von Bord eines sinkenden Schiffes, dessen Jahresverluste sich der 800'000-Dollar-Marke näherten. Sogar sein Abgang wurde noch zu einer Schlagzeilen-würdigen Neuigkeit («Swope geht»), und er widmete sich fortan seinen Hobbys, Pferden, Rennkommissionen, Partys, Ehrenämtern, bis er 1958 im 76. Lebensjahr nach einer operation verstarb. Ganz anders war der zweite deutsch-jüdische Mitarbeiter an Pulitzers Vermächtnis, Walter Lippmann, der nach dem Ersten Weltkrieg die Nachfolge des toten

Cobb antrat. Der 1889 geborene einzige Sohn des New Yorker Kleiderfabrikanten Jakob Lippmann und Enkel eines deutschjüdischen «Achtundvierzigers» aus dem Rheinland hatte schon als Junge mit seiner Mutter Daisy Europa besucht und Europas Literatur, Kunst, Musik, Geschichte, Politik und Sprachen studiert. In Harvard hatte er Sozial- und Wirtschaftswissenschaften betrieben, und um 1912 begeisterte er sich für sozialistische Ideen. Aber wenige Monate als Assistent eines sozialistischen Bürgermeisters im Staat New York hatten genügt, ihn zu lehren, dass er nicht für die dubiosen Tauschhandel der praktischen Politik, sondern zum Betrachter und Kritiker geschaffen war.

1914 hatte der Sechszwanzigjährige radikalen sozialistischen Ideen den Rücken gekehrt, sich an der Gründung der liberal-fortschrittlichen Zeitschrift NEW REPUBLIC beteiligt und die Präsidentschaft Woodrow Wilsons mit jugendlich-liberaler Überzeugung begrüsst. Dies hatte ihn zwar noch einmal in die aktive politische Arena hineingeführt, weil er im Ersten Weltkrieg vom amerikanischen Kriegsministerium den Auftrag erhielt, für die Versailler Friedensverhandlungen eine Dokumentation über die Bevölkerungssituation in Europa zu schreiben und die amerikanische Verhandlungsdelegation nach Frankreich zu begleiten. Aber die Verhandlungen, die Starrsinnigkeit der französischen Sieger und die Hilflosigkeit und Weltfremdheit Wilsons hatten seinen Aufenthalt in Paris zum letzten persönlichen Engagement im politischen Dschungel gemacht.

1921 war er einer Einladung Swopes, politische Kommentare für eine neue Seite der WORLD ZU schreiben, gefolgt. Sie hiess «Opposition-Editorial», etwa «Kommentar gegen Kommentar», und sollte nach Swopes Vorstellung Meinungen so heftig aufeinanderprallen lassen, dass sich die Leser daran wie am Streit von Hähnen in einer Hahnenkampfarena begeisterten. Der Egozentriker Swope war nicht der richtige Mann, um vorzusehen, dass Lippmann sich zu einem viel zu geistvollen Leitartikler entwickeln würde, um Kampfhähne zu einem Ideenwettbewerb herauszufordern. Die zehn Jahre, in denen der kultivierte, nur bei der Begegnung mit Heuchlern und Dummköpfen kalt-abweisende Mann für die WORLD arbeitete, waren für ihn nur die erste Etappe auf seinem Weg zum meistbeachteten, weit über Amerika hinaus gelesenen, in Zukunft von fremden Regierungen wie ein Botschafter empfangenen politischen Analytiker Amerikas. Aber in diesen Jahren kündigte sich schon alles an, was ihn später auszeichnete – an der Spitze seine für Amerikas Zeitungen völlig neue Fähigkeit, die Ereignisse des Tages mit Erfahrungen der Geschichte und Möglichkeiten der Zukunft zu verknüpfen, und sein Weltbürgertum, das gegen Amerikas Mangel an Weltkenntnis kämpfte, die er sich selbst durch weite Reisen oder in seinem efeubewachsenen Woodley-Road-Haus in Washington zwischen Büchern und Gästen erwarb.

Wie Swope offenbarte er wenig Bindungen an seine jüdische Herkunft. Swope reagierte noch empfindlich, wenn er persönlich Anzeichen von Antijudentum zu begegnen glaubte. Dem Theaterkritiker Alexander Woolcott, der britischer Abstammung war und wie Swope eine Stadtwohnung in dem luxuriösen Eigentumswohnblock «Beekman Campanile» besass, kündigte er die Freundschaft, als Woolcott gegen den Verkauf eines freien Appartements an den jüdischen Gründer des amerikanischen Taxiunternehmens Yellow Cab und späteren Namensgeber des weltbekannten Autoverleihs, John W. Hertz aus Chicago, opponierte – nicht weil er jüdisch war, sondern weil er ihm als Mensch und Entrepreneur missfiel. Lippmann dagegen hatte sich als Amerikaner und Weltbürger völlig von seiner ethnischen oder religiösen Herkunft entfernt. Er war bereits Meister der anspruchsvollen politischen Analyse, als er zwei Jahre nach Swope die WORLD verliess und als Verfasser der Kolumne «Heute und morgen», die in 250 amerikanischen Zeitungen erschien, in die entscheidenden Jahrzehnte seines langen Lebens trat, das erst 1974, im 85. Jahr, nach 4'000 Kolumnen, mehr als 20 politisch-philosophischen Büchern und zwei Pulitzer-Preisen zu Ende ging.

Als er sich vom Pulitzer-Turm verabschiedete, verkaufte die WORLD immer noch 313'000, die EVENING WORLD 276'000, die SUNDAY WORLD 492'000 Exemplare. Aber die heraufziehende Wirtschaftskrise zeigte deutlicher als zuvor, dass Ralph und Herbert Pulitzer weder die journalistische und kämpferische Leidenschaft noch die Fähigkeit ihres toten Vaters besaßen, dem Wandel der Zeit zu folgen. Seine hinterlassenen Zeitungen hatten ihnen 25 Millionen Dollar Gewinn gebracht. Aber 737'000 Dollar Verlust im Jahre 1929 und 1'677'625 Dollar im Jahre darauf genügten, um ihre schwachen Überlebensinstinkte zu lähmen. 1931 verkauften sie das Lebenswerk ihres Vaters um den Preis von fünf Millionen Dollar an Roy W. Howard, den nun achtundvierzigjährigen Kopf der Zeitungskette Scribbs-Howard, von dem Edward Wyllis Scribbs einmal gesagt hatte: «Selbstbewusstsein und Entschlossenheit dringen aus jeder Pore seines Körpers.» Howard verschmolz die EVENING WORLD mit seiner eigenen New Yorker Boulevardzeitung TELEGRAM unter dem Titel WORLD TELEGRAM. Die SUNDAY WORLD und Pultizers Stolz, die WORLD selbst, liess er untergehen.

Der Pulitzer-Turm stand als Bürogebäude noch einige Jahre da wie eine schöne Frau, die das Interesse am Leben verloren hat. 1955 war er einer neuen Auffahrt zur Brooklyn-Brücke im Wege. So wurde er zerstört, und die Trümmer begruben die Bilder Joseph Pultizers und seiner Familie sowie die gläubige Verheissung eines langen Lebens für die NEW YORK WORLD, die er 1890 in das Fundament hatte einmauern lassen.

Aber was auch immer an äusserer Fassade versank: Es blieb ein unsichtbares Erbe, dessen tiefer Einfluss auf die amerikanische Zeitungswelt unsichtbar wur-

de. Es blieb das Beispiel Joseph Pulitzers und seines Weges zur Verantwortung. Es blieb seine Vorstellung von der Presse als Wächterin über Verfassung, Regierung, Freiheit und soziales Recht. Es blieb seine Kombination von journalistischer Nachforschung und Bericht als Instrument dieser Wächteraufgabe. Es blieben die erste Hochschule des Journalismus und – als Symbol – der Pulitzer-Preis, der mehr Bedeutung gewann, als er hatte hoffen können.

Adolph Ochs aus Tennessee

Als Adolph Ochs, der Stammvater der modernen NEW YORK TIMES, 1896 von Chattanooga in Tennessee nach New York reiste, ein Fahrrad mietete und nach einem verkaufsbereiten Zeitungsverlag Ausschau hielt, hatte Pulitzer schon seinen New Yorker Turm errichtet. Ochs war 38 Jahre alt, und von Pulitzer unterschied sich der kleingewachsene provinzielle Mann wie Wasser von Feuer.

In Knoxville im Staate Tennessee, seinem Geburtsort, hatte er die Schule nur zeitweise besucht (und noch in späteren Ruhmesjahren begleitete er viele Äusserungen mit einem Lächeln, das ihm die Möglichkeit offenliess, Ausdrucksfehler in Scherze umzudeuten). Sein phantasievoll-gütiger Vater Julius aus Fürth in Bayern hatte seinen Charakter kaum beeinflusst. Das hatte vielmehr seine energische, von bürgerlichen Prinzipien des Fleisses und der Moral erfüllte Mutter Bertha Levi besorgt. Julius und Bertha waren sich um 1850 in Natchez in Mississippi zum erstenmal begegnet – Julius als Hausierer, Freiwilliger im mexikanischen Krieg, Aushilfs-Rabbiner und Gitarrespieler; Bertha als achtzehnjähriges Mädchen, das 1848 in Heidelberg an den Gräbern von Gefallenen der Revolution demonstriert hatte und von ihrem besorgten Vater zu Verwandten nach Mississippi geschickt worden war. 1855, nach einem mit Hilfe barbarischer Eispackungen überwundenen Anfall von Gelbfieber, war Bertha Julius als Ehefrau nach Cincinnati gefolgt, wo er gerade Reisender in Schmuck war. Dort hatte sie 1858 Adolph als ältestes von sechs Kindern zur Welt gebracht. Während Julius 1860 als überzeugter Soldat der Nordstaaten-Armee Mississippi-Brücken bewachte, hatte Bertha als Anhängerin der Südstaaten im Kinderwagen Chinin über die Brücken geschmuggelt. Ihrer verschiedenen Gesinnung blieben die beiden ihr Leben lang treu. Als Julius 1888 starb, lagen auf seinem Sarg die Stars and Stripes, und Bertha wurde 20 Jahre später unter der Flagge des Südens begraben.

Während Adolph Ochs 1872, mit 14 Jahren und in Hosen, die eine Nachbarin ihm geschenkt hatte, in der Lokalzeitung KNOXVILLE CHRONICLE des Excaptains Wil-

liam Rules die Druckmaschine putzen durfte, lebten Julius, Bertha und die Geschwister von der Hand in den Mund in einem unverputzten Haus. Aber mit Captain Rules' Blättchen fing sozusagen die Geschichte der NEW YORK TIMES an. Was zwischen 1872 und 1896 geschah, war Vorspiel. Aber im Vorspiel waren alle Ingredienzen der Zukunft erkennbar. An der von zwei riesigen Negern bewegten Druckpresse des KNOXVILLE CHRONICLE lernte Ochs das Handwerk des Zeitungsmachens. Er lernte aber auch, dass er zum schreibenden Journalisten nicht geboren war. Sofern diese Erkenntnis noch nicht ausreichte, gewann er sie bei dem Versuch, an den Reichtümern Kaliforniens teilzuhaben. Er war nur bis Louisville gelangt, und seine Anläufe, für ein LOUISVILLE COURIER JOURNAL zu schreiben und einige Dollar zu verdienen, hatten nur zu Niederlagen geführt. Dafür aber hatte er ein anderes Talent entdeckt: die Fähigkeit, Neuigkeiten aufzusammeln. Diese war superb; und es war völlig logisch, dass er im Verkauf von Neuigkeiten (schmucklos, ohne Stil und Lebendigkeit, aber genau) seine Zukunft sah. Als er seine gesamten Louisviller Ersparnisse in Höhe von 56 Dollar an seine Mutter sandte, fügte er nach dieser Entdeckung die Zeilen bei: «Mein Gebet lautet, dass ich bald imstande sein werde, Euch ein komfortables Heim zu schaffen, in dem es keine Not gibt ...»

Drei Jahre später fing die Erfüllung seines Gebets in Chattanooga an. Chattanooga war noch ein Nest mit 12'000 Einwohnern, dessen Strassen sich bei Regen in Schlamm verwandelten und nur auf Brettern zu überqueren waren. Trunksüchtige Besatzungen von Mississippi-Schiffen, Prügeleien und Pistolenkugeln gehörten zum Alltagsbild. Aber aus der Umgebung kamen Gerüchte über ungehobene Schätze an Erzen und erweckten in Ochs blühende Chattanooga-Zukunftsträume. Sein Nachrichteninstinkt gab ihm die Idee ein, auf einer Handpresse ein Auskunftsblatt über Chattanooga zu drucken, in dem jedes Geschäft, jede Bank und jeder prominente Bürger beschrieben war. Er selbst lief von Haus zu Haus, sammelte Informationen und lernte dabei jedermann (einschliesslich des Besitzers der National City Bank) kennen, der von Bedeutung war.

Als 1867 ein miserables Blättchen, die CHATTANOOGA TIMES, für 5'500 Dollar zu haben war, erhielt er die Postille gegen 250 Dollar Anzahlung. Den Rest hatte er innerhalb von vier Jahren zu entrichten. Die National City Bank liess ihm 300 Dollar, obwohl er noch nicht 21 war und Julius Ochs aus Knoxville anreisen musste, um die einschlägigen Papiere zu unterschreiben. Am 2. Juli 1878 erschien die CHATTANOOGA TIMES zum erstenmal unter dem Vermerk «Adolph Ochs, Verleger». Er besass noch 12,50 Dollar Kapital, aber er verhiess Chattanooga ein «Nachrichtenorgan ... mit den neuesten und zuverlässigsten Neuigkeiten, unabhängig und von keinerlei Interessen entstell».

Niemand hat je erfahren, wieweit seine Beschränkung auf ungeschminkte Nachrichten der Einsicht in seine Grenzen als Journalist entsprang. Niemand weiss, wieweit ihn einfache Vorsicht trieb, sich als jüdisch Geborener aus politischem und anderem Spektakel herauszuhalten. Und niemand weiss auch, wie klar er das Erfolgsrezept erkannte, das darin lag, die TIMES aus Sensationen, Lügen und Journalistenfehden herauszuhalten, die sonst die Zeitungsseiten füllten.

Niemand kann behaupten, dass der Erfolg auf ihn gewartet hätte. Vier Jahre lang rettete er sich von einem Tagesdarlehen zum nächsten, druckte prunkvolle Scheckformulare und war ständig unterwegs, um für Deckung zu sorgen. Als Bezahlung für Anzeigen akzeptierte er Lebensmittel und sonstige Naturalien, mit denen er die Neger an seiner Druckmaschine und die ersten Reporter am Leben hielt. Gefährliches Gelbfieber vertrieb Tausende von Chattanooga-Leuten für Monate aus der Stadt. Er selbst fuhr hartnäckig fort, die TIMES ZU drucken, bis die Flüchtlinge zurückkehrten – und die TIMES gewann Leser. Er bezahlte den Rest des Kaufpreises und kaufte 1882 als Vierundzwanzigjähriger mit 1'000 Dollar Anzahlung ein Backsteinhaus in der Cedar Street. Er quartierte Vater, Mutter, Schwester, Brüder und sich selbst dort ein, und Bertha Ochs übernahm die Herrschaft über die Familienunion. Julius Ochs wurde Buchhalter der TIMES, die Brüder George Washington und Milton Redakteure. Das Jahr 1882 hatte auch noch andere Bedeutung. Es führte ihn in Geschäften nach Cincinnati, und dort besuchte er das Rabbiner-Haus von Isaac Mayer Wise.

Seine jüdische Abstammung war für ihn im Verhältnis zum Bürgerbewusstsein als Amerikaner von zweitrangiger Natur. Jahrzehnte später beschrieb er seine Haltung so: «Ich habe nichts Jüdisches in mir ausser der Religion ...» oder «Viele wollen Charakterzüge und Traditionen der Juden erhalten. Sie trennen sich dadurch von anderen Menschen, und danach beklagen sie sich, dass sie von diesen anderen auch anders behandelt werden ... Ich bin nur an der jüdischen Religion interessiert. Ich möchte, dass sie erhalten bleibt, aber ich gehe nur so weit – nicht weiter!»

Das entsprach seiner reform-jüdischen Erziehung, und sein Besuch galt Wise, dem Reformen. Aber als er im Wohnzimmer auf den Rabbiner wartete, kam statt seiner ein zierliches junges Mädchen mit schwarzer Pony-Frisur – Wises Tochter Effie Miriam aus seiner Ehe mit Therese – herein. Ochs heiratete sie ein Jahr darauf und brachte auch Effie – wie ein Symbol dessen, was ihm selbst fehlte: Wissen und intellekt – in das Chattanooga-Backsteinhaus. Wahrscheinlich wusste er nicht, was er ihr antat, als er sie Berthas liebendem, aber matriarchalischem Regime überliess. Effie lehnte sich zwar nicht auf, sondern zog sich in eine Welt der Bücher zurück, aber wie tief es sie traf, lediglich als weitere Tochter Berthas betrachtet zu werden, verriet sie Jahrzehnte später, als ihre eigene Tochter Iphige-

ne ihr ein Bild von Grossmutter Bertha schenkte. Sie legte es unbesehen zur Seite. Sie gebar Ochs ein totes Kind und ein zweites, das nur wenige Monate lebte. Danach war sie so krank, dass sie nur mühsam umhergehen konnte und Ochs sie wegen einer neuen Gelbfieber-Epidemie nach Cincinnati brachte. Aber als viktorianischer Beschützer schrieb er ihr täglich Briefe, während die TIMES gedieh. Über Tennessee hinaus entwickelte sich die Zeitung zu einem Blatt für jedermann, der glaubhafte Informationen suchte. Zum erstenmal wurde er von Politikern hoffiert, aber er liess sich nicht dazu bewegen, auch nur eine Andeutung von Pulitzers Kommentatorenfeuer in seiner Zeitung spüren zu lassen. Als Präsident Grover Cleveland Chattanooga mit einem Besuch ehrte, fuhr Ochs noch im geliehenen Frack in der Ehrenkolonne mit. 1890 hatte er 25'000 Dollar Jahresgewinn, und er strahlte so viel Ungelenkes, aber darum umso ehrlicheres Vertrauen aus, dass er genug Hypotheken zusammenbrachte, um das erste Verlagshaus Chattanoogas (mit Druckmaschinen für 150'000 Dollar) zu erbauen. 10'000 Menschen wohnten 1892 der Eröffnung bei, und im gleichen Jahr brachte Effie ihr einziges überlebendes Kind zur Welt. Es war «nur» ein Mädchen, und Ochs konnte nicht ahnen, welche unauffällige, aber höchst wirksame Rolle sie einmal im Hintergrund bei der Erhaltung seines Lebenswerkes spielen würde. Aber er war nichtsdestoweniger selig, nannte seine Tochter Iphigene und kaufte Berge überflüssigen Spielzeugs und überflüssiger Kleider. Er verkündete, dass Iphigene neben der CHATTANOOGA TIMES Zentrum seines Lebens und seines Herzens werden würde.

Alles deutete daraufhin, dass er Chattanooga nie verlassen würde. Dass er es doch tat, war eine Zufalls- oder Schicksalsache oder eine Frage blanker Not. Die Gerüchte von reichen Bodenschätzen, die ihn nach Chattanooga gelockt hatten, hatten seit 1890 zu extensiven Landspekulationen geführt, denen auch er in einem plötzlichen Wunsch, schnell reich zu werden, nicht widerstehen konnte. Er investierte Gewinne und Anleihen in Gelände, bürgte (in provinzieller Grossmannsucht) für Freunde, und als sich der Traum von den Bodenschätzen als eine trügerische Illusion erwies, verfolgten ihn seine Gläubiger. 1896 schien nur noch ein Ausweg offen: die Erklärung des Bankrotts. Aber sein Stolz und sein Rang als «Horatio Alger» der Familie machten es ihm unmöglich, aufzugeben. Spät – aber immerhin noch rechtzeitig – kehrte die Einsicht zurück, dass es nur ein Gebiet gab, auf dem er etwas verstand: Nachrichten und Zeitungen. So trat er eine verzweifelte Flucht nach vorn an.

1892 reiste er – mit einem Freifahrtschein für Verleger – von Stadt zu Stadt. Er suchte nach einem anderen Blatt, mit dem er seinen Erfolg mit der CHATTANOOGA TIMES wiederholen, neue Gewinne machen, seine Schulden bezahlen und seinen Stolz bewahren konnte. Die TIMES überliess er Milton und George – letzterem

aber nur mit Vorbehalt, weil George einst bei Berthas Chininschmuggel in ihrem Kinderwagen gelegen hatte, sich als Vorzugssohn betrachtete, eine Pistole trug und an Anwandlungen von liberalem Sendungsbewusstsein à la Pulitzer litt. Als er nach langen Irrfahrten in New York ankam, schrieb er Effie niedergeschmettert, er fühle sich zwischen PULITZERS WORLD, HEARSTS JOURNAL, der SUN, der TRIBUNE und dem HERALD wie ein «ungehobelter verlorener Junge vom Land».

Ochs' Idee von der unverfälschten Nachricht und der Aufstieg der «New Yorker Times», 1896-1935

Bei seinen einsamen Veloziped-Fahrten durch die brodelnde Stadt konnte er sich nicht vorstellen, dass sich unter ihren nun mehr als drei Millionen Bewohnern nicht ein gewisser Anteil befand, welcher des täglichen Journalistenspektakels müde war und nach den simplen, unparteiischen Informationen verlangte, mit der er seiner TIMES zum Erfolg verholfen hatte.

Schliesslich bewarb er sich um das kleinste aller New Yorker Blätter: die NEW YORK TIMES. Nicht nur, weil sie klein und erschwinglich war, sondern auch, weil der Mann, der sie 1851 gegründet hatte, Henry Raymond, offenbar lange vor ihm «auf den Spuren schmuckloser, unverfälschter Nachrichten» gewandelt war. Dass Raymond 1869 im Bett seiner Geliebten, der Schauspielerin Rose Eyttinge, beim angeblich sechsten Orgasmus glücklich gestorben war, entsprach zwar nicht Ochs' Moral. Aber im Übrigen war Raymond Musterschüler der Universität von Vermont und Kenner europäischer Kultur, in der Tat der erste Nichtpartisan des Journalismus gewesen und hatte der TIMES einen grossen Vorsprung vor der TRIBUNE verschafft. Nur sein früher Tod hatte den weiteren Aufstieg des Blattes gebremst. Seit 1884 befand es sich im Niedergang, machte täglich 1'000 Dollar Verlust, und wenn man beim Zählen grosszügig war, betrug die Auflage 9'000 Exemplare. Ein New Yorker Journalist, der Ochs einmal in Chattanooga besucht hatte, liess ihn «im Vertrauen» wissen, die Besitzer der TIMES-Anteile, darunter John Pierpont Morgan, seien entschlossen, die Bürde von sich abzuwälzen. Aber der Preis betrug über 500'000 Dollar, und Ochs schrieb an Effie: «Hier bin ich also ... voller Begierde nach dem ... einflussreichsten Blatt Amerikas ... Es ist der höchste Grad von Verwegenheit für einen Zeitungsmann aus der Provinz mit einem Berg von Schulden ...»

Die Art, wie er danach die TIMES erwarb, verdient tatsächlich die Bezeichnung Verwegenheit. Um bei den Finanziers der Zeitung Vertrauen zu erwecken, ver-

brachte er Tag um Tag in einem kleinen Zimmer des Madison-Hotels damit, eigenhändig Briefe an Prominente zu schreiben, mit denen er in seinem bisherigen Leben in irgendwelche Berührung gekommen war. An erster Stelle stand Grover Cleveland, den er an seinen Besuch in Chattanooga erinnerte, und Cleveland antwortete mit den Routineworten: «Bei der Führung der 'Chattanooga Times' haben Sie so grosse Treue zur Demokratie bewiesen ..., dass ich erfreut wäre, Sie in grösserem Wirkungskreis zu sehen.» Aber Routine war mehr als nichts. Eine Sammlung von 50 Antwortschreiben machte auf den Repräsentanten der Finanziers, Spencer Trask, einen gewissen Eindruck. Sie schaffte indessen nicht die Tatsache aus der Welt, dass Ochs weder 500'000 noch auch nur 50'000 Dollar besass. Trask schlug ihm vor, sich mit der Leitung der TIMES zu begnügen, und versprach ihm, im Falle des Erfolgs, 50'000 Dollar Jahresgehalt. Aber Ochs war nicht nach New York gereist, um Angestellter zu werden, sondern um sein Kleinimperium in Chattanooga zu retten. So unternahm er eine Rundreise von Bankier zu Bankier und kehrte mit der Zusage zurück, ihm auf sein mit Hypotheken zugedecktes Verlagshaus in Chattanooga eine allerletzte Hypothek von 75'000 Dollar zu gewähren. Daraus entwickelte er einen Plan, der Trask sprachlos machte. Dem abgebrühten Bankier schlug er vor, eine neue New York Times Company zu gründen, die mit 500 Obligationen von je 1'000 Dollar sowie 10'000 Aktien im Werte von je 100 Dollar zu finanzieren sei. Besitzer bisheriger Obligationen, die ihre Anteile gegen Anteile der neuen Gesellschaft eintauschten, sollten pro Anteil einen Bonus von 15 Aktien erhalten. Aber der Kernpunkt, der Trask die Sprache raubte, kam zutage, als Ochs ihm erklärte, er selbst sei bereit, 75 Obligationen samt den dazugehörigen 1'125 Aktien zu erwerben. Für den Fall, dass die TIMES wieder Gewinne bringe, forderte er für seine Leistung einen weiteren Bonus von 3'876 Aktien. Eine Schnellrechnung zeigte, dass damit 5'001 Aktien, die Mehrheit von 10'000 und somit die Kontrolle über die NEW YORK TIMES in Ochs' Hand gelangten. In seinen täglichen Briefen an Effie benutzte er berechtigterweise Worte wie «Gipfelpunkt der Kaltblütigkeit». Trask und Morgan liessen sich denn auch einen ganzen Monat Zeit, und nur weil sie keinen besseren Bewerber fanden, stimmten sie zu. Die letzte notwendige Unterschrift war Morgans Signatur, und Ochs begab sich «innerlich bebend» in sein Büro. Aber Morgan sprach kein Wort, unterschrieb und überliess es Ochs, mit Fahrrad und Strassenbahn von einem Inhaber alter Obligationen zum anderen zu fahren und sie zum Umtausch zu überreden. Als auch diese Runde hinter ihm lag, waren drei Monate vergangen. Es war Hochsommer 1896. Adolph Ochs hatte das Tor zu seiner Zukunft aufgestossen.

Während die New Yorker JOURNALS, WORLDS und andere darauf warteten, was der jüdische Provinzler mit den Trümmern der TIMES anfangen würde, holte Ochs

Effie und Iphigene, die nun vier Jahre alt wurde, nach New York, weil er die Trennung von «Iphigene-Baby» nicht länger ertrug. Er schickte beide aus der noch durch keine Klimaanlage gekühlten Glut der Stadt nach Atlantic City ans Meer. Dort verbesserte Effie den Stil der Proklamation, mit der er seine Karriere in New York am 19. August begann: «Es wird mein aufrechtes Ziel sein, dass die 'New York Times' ... alle Nachrichten in genauer ... Form übermittelt – in einer Sprache, die in der guten Gesellschaft üblich ist; schneller als dies durch irgendein anderes Medium geschehen könnte; objektiv, ohne Furcht vor oder Rücksichtnahme auf Parteien, Sekten oder Interessen.» Sein Ziel bekräftigte er mit einem Aufdruck, der zwei Monate später die erste Seite der TIMES krönte: «Alle Nachrichten, die reif sind, gedruckt zu werden.»

Für sein Ziel brauchte er keine journalistischen Genies und (noch) kein neues Personal. Die TIMES veränderte sich auf eine Weise, welche die anderen New Yorker Blätter an Ochs' Verstand zweifeln liess. Ohne Rücksicht auf Stil, «geradeheraus», offerierte sie eine Ansammlung von Nachrichten, wie sie nie zuvor angeboten worden waren. Sie reichten von jedem Ereignis und jedem Besucher im Weissen Haus bis zur Wetterlage in allen Teilen der Welt. Die TIMES offerierte Notizen über die Wall Street und ihre Kurse, Meldungen über jedes Feuer und jede Beerdigung in New York, jede Ankunft oder Abfahrt von Schiffen, jedes Eintreffen von Geschäftsleuten oder Prominenten. Sogar der tägliche Luftfeuchtigkeitsgrad wurde nicht vergessen. Sie enthielt die ungekürzten Texte von Gerichtsverhandlungen, aber auch von Reden der Abgeordneten in New York und in Washington.

Es kündigte sich die dokumentarische Leidenschaft an, welche die NEW YORK TIMES später, im Jahre 1914, alle Dokumente der deutsch-österreichischen und der britisch-französisch-russischen Seite über den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, im Jahre 1927 eine 11'000 Worte umfassende Mussolini-Rede vor der italienischen Kammer, im Jahre 1931 die 16'000 Worte einer päpstlichen Enzyklika über Scheidung, Ehe und Schwangerschaft oder im Jahre 1964 den Untersuchungsbericht der Warren-Kommission über die Ermordung Präsident John F. Kennedys publizieren liess, ohne ein Wort wegzulassen.

Der HERALD spottete über «das langweiligste Blatt des Jahrhunderts». Die SUN kommentierte die Nachricht, dass ein Wasserrohrbruch eine Überschwemmung im TIMES-Gebäude verursacht habe, mit der Bemerkung, nach der Beseitigung des Schadens sei die TIMES «SO trocken wie zuvor». Pulitzer attackierte Ochs als einen «Registrator des Bestehenden», der blind für die Abwege und Sünden Amerikas sei. Pulitzer konnte schwer verstehen, dass Amerika, so wie es war, Ochs' Vorstellungen von einem Idealland entsprach, das jedem gab, was er durch Tüch-

tigkeit verdiente. Als die Auflage der TIMES binnen anderthalb Jahren auf 76'200 Exemplare stieg, wurde klar, dass Ochs auch in New York auf eine Goldader gestossen war – sie bestand einem neuen, aus dem Chamäleon New York wachsenden Mittelstand, der wie Ochs mit Amerika zufrieden war und nichts anderes wünschte als Fakten. Ochs war bescheiden genug, an Effie zu schreiben, er habe eine Chance erhalten, «die sonst ein Mensch nur einmal in einem Jahrhundert bekommt».

1899 warf die TIMES 52'252 Dollar Gewinn ab. 1900 näherte sich die Auflage 100'000 Exemplaren, und Ochs sandte seinen Bruder George mit Druckmaschinen zur Weltausstellung nach Paris und liess dort täglich die TIMES als einzige amerikanische Zeitung drucken. Es war der erste Schritt zu noch ungeahnter Weltbedeutung. 1902 hatte er seine 3'876 Aktien verdient. Die Kontrolle über die TIMES war sein, und im gleichen Jahr verschwanden die drohenden Schatten des Bankrotts, die so lange über der CHATTANOOGA TIMES gelegen hatten. Aus New Yorker Telefonen verkündete die erste Fernsprechwerbung der Stadt: «Gesehen zu werden, während man die 'New York Times' liest, ist ein Symbol für Zuverlässigkeit und Ansehen», und für Effie, die ihm mit Iphigene durch eine Reihe von gemieteten Wohnungen von der Lexington Avenue bis zum Broadway begleitete und der er ihren einzigen Wunsch nach einer Buchbeilage der TIMES (aber unter der Bedingung, dass Bücher niemals kritisiert, sondern wie Neuigkeiten behandelt wurden) erfüllte, notierte er: «Du und Baby werdet ... alles mit mir teilen, was ich erreiche.»

Er war jetzt 44 Jahre alt, trug seinen ersten Schneideranzug und kaufte aus zweiter Hand das erste Mercedes-Automobil. Kaufhäuser, die aufgehört hatten, in der alten TIMES zu inserieren, bedachten ihn persönlich mit Einladungen. Die Stadtverwaltung von New York offerierte vor Wahlen Anzeigenaufträge (die er, da sie Beeinflussung bedeutet hätten, ebenso zurückwies wie Werbung für «unmoralische Bücher, Heilung von Männerkrankheiten, Frauenpillen, Hellseher und Massereu»). Clubs wie der Union League Club, die nur ausgewählte deutsche Juden zuliessen, boten ihm die Mitgliedschaft an.

Während Pulitzers politischer Elan offene oder untergründige antijüdische Emotionen weckte, blieb Ochs vor solchen Aversionen verschont. Deshalb verstärkte sich seine Überzeugung, dass die Erweckung von Antijudentum eine Angelegenheit beider Seiten, auch deijüdischen mit ihrem ursprünglichen Streben nach Besonderheit sei und dass es nur eine Frage der Geduld und einiger Generationen sein würde, bis es für immer verschwand. Wenn die NEW YORK TIMES über Ereignisse berichtete, an denen Juden beteiligt waren, unterschieden sich die Berichte weder in Ton noch Form von Nachrichten über Angelsachsen, Deutsche oder Iren, über Protestanten, Katholiken oder Baptisten.

Es entsprach Ochs' Anschauung (und gleichzeitig einer halb unbewussten Aus-sortierung von Nachrichten, die nicht «reif für den Druck» waren), wenn er etwa auf Meldungen über einen Prozess jüdischer Anwälte gegen einen protestanti-schen New Yorker Hausbesitzer verzichtete, der einem Juden keine Wohnung vermieten wollte. Ochs fürchtete Verallgemeinerungen oder eine Überbewertung christlicher Umweltfeindschaft und den schnellen Protestschrei, der immer alarm-bereit unter der Oberfläche des jüdischen Wesens wartete. Wenn er sich wegen Effies Abneigung, ihr Zuhause gegen Partys einzutauschen, bewegen liess, Ver-treter zu solchen Partys zu entsenden, dann lag nicht die Spur einer maliziösen Absicht darin, dass er einen der wenigen jüdischen Angehörigen der NEW YORK TIMES, Louis Wiley, dafür auswählte. Wiley war während seiner ersten New Yor-ker Tage einmal mit einem Freund an den Stadtpalästen der Astors und Vander-bilts entlanggefahren, und der Freund hatte gesagt: «Ein hässlicher Jude wie du wird diese Paläste nie von innen sehen.» Wiley hatte ihm geantwortet: «So. Denkst du?» Dass Wiley – diplomatisch und gewandt – als Ochs' Repräsentant in der Fifth und Park Avenue ohne Diskriminierung aufgenommen wurde, vertiefte Ochs' Zuversicht hinsichtlich eines zukünftigen problemlosen jüdisch-christli-chen Zusammenlebens in der amerikanischen Welt. Es wurde zu einer unausge-sprochenen Regel, jüdische Klagen eher zu dämpfen und zurückzustellen, statt sie zu fördern, um niemals Anlass zu der irrigen Meinung zu geben, die NEW YORK TIMES sei eine jüdische Zeitung und nicht eine amerikanische für Amerikaner. 1904 fand Ochs ein Nachrichten-Genie, das ihm 25 Jahre lang half, die TIMES auf nationale und internationale Höhen zu tragen. Es handelte sich um einen vierzig-jährigen Uramerikaner namens Carr Van Anda, einen formellen Mann und Ex-mathematiker mit Augen, deren Blick wie «Todesstrahlen» wirken konnte, ohne Gefühl für lebendigen Stil, aber von einer Exaktheit, die Ochs' Vorstellungen von neuesten Nachrichten entsprach. Er kam im richtigen Augenblick, denn Ochs hatte sich seit 1901/ 02 nochmals (und zum letztenmal) dazu verführen lassen, schneller gross werden zu wollen, als angemessen war.

Finanziers wie der Gründer der Versicherungsgesellschaft Equitable, Henry B. Hyde, hatten ihm schmeichelnd versichert, er sei der Mann, um Amerika mit der NEW YORK TIMES ein so prestigeträchtiges Blatt zu schenken, wie Grossbritannien es in der Londoner TIMES besitze, und mit Kreditbereitschaft nicht gespart. Viel-leicht hatten Ochs auch die erste Einladung seines Lebens ins Weisse Haus und der Anblick seiner aufgeschlagenen TIMES auf dem Tisch des Präsidenten William McKinley unvorsichtig gemacht.

Jedenfalls hatte er 1902 (unter anderem mit Equitable-Geld) zwischen Broadway sowie 42nd und 43rd Street Grund gekauft (den die Stadt New York später Times

Square nannte) und 15 Jahre nach der Errichtung des Pulitzer-Turms damit begonnen, für 2'500'000 Dollar seinen eigenen TIMES-Turm zu erbauen. Um die gleiche Zeit hatte er in Philadelphia zwei Zeitungen, die PHILADELPHIA TIMES und den PHILADELPHIA LEDGER gekauft und seinen Bruder George zum Manager gemacht. Mitten in solcher Euphorie traf ihn Pulitzers Entlarvung unsauberer Machenschaften bei der Equitable-Versicherung wie ein Schock. Er hatte nichts über die Hintergründe der Equitable gewusst. Umso mehr fürchtete er, in die Affäre hineingezogen zu werden, falls Pulitzers Reporter auf seine Equitable-Darlehen stossen würden. Seine selbstgeschaffene Verpflichtung, über alles und jedes zu berichten, hatte ihn gezwungen, den Versicherungsskandal nicht zu übergehen. Aber gleichzeitig hatte er in fliegender Hast und in tiefstem Geheimnis einen anderen Geldgeber gesucht, um die Equitable-Darlehen abzuschütteln. In einem Waffenfabrikanten, Marcellus Hartley Dodge, hatte er ihn auch gefunden. Aber als Sicherheit hatte er die so mühsam errungenen Mehrheitspapiere der TIMES, den Beweis für seine Kontrolle, in Dodges Safe hinterlegt. Dort lagerten sie elf Jahre, bis er sie wieder zurückerhielt. Ausserdem verlor er seine Zeitungen in Philadelphia an einen Angelsachsen namens Cyrus A. H. Curtis, der zwei Unterhaltungszeitschriften, LADIES' HOME JOURNAL und SATURDAY EVENING POST, zu noch unvorstellbaren Auflagenhöhen von zwei und drei Millionen Exemplaren verhalf. So war er abermals in eine Situation geraten, die nur zu meistern war, wenn die TIMES ihm neue Erfolge brachte. Carr Van Anda verhalf ihm dazu.

Im April 1904, nach Beginn des Russisch-Japanischen Krieges, war die TIMES die erste Zeitung, die von einem Telegrafenschiff «Haimun» über das Eindringen der Japaner in den russischen Kriegshafen Port Arthur und die Versenkung des Schlachtkreuzers «Petropajlowsk» berichtete. TIMES-Nachrichten wurden 1907 als erste durch das Marconi-Transatlantikkabel geschickt. Im Jahre 1908 geriet Ochs zwar zum erstenmal in weltpolitischen Konflikt mit dem Prinzip, alle Nachrichten zu drucken. Einer seiner Korrespondenten verwickelte den deutschen Kaiser Wilhelm II. auf dessen Jacht «Hohenzollern» in ein persönliches Gespräch. Der Kaiser geriet dabei wegen einer ärgerlichen Nachricht aus London in explosive Laune, nannte die Briten Einfaltspinsel und Verräter der weissen Rasse, die mit Japan verhandelten, und sah als Garant der Zukunft Europas nur eine dubiose «blonde Rasse». Ochs meldete sich bei Präsident Theodore Roosevelt, um ihm die Aufzeichnungen über das Gespräch vorzulegen. Als Roosevelt bemerkte, durch eine Veröffentlichung werde der Friede unnötig gefährdet, entschied er, es handle sich um die Mitschrift eines momentanen Ausbruchs, aber um kein bewusst gegebenes Interview und damit um keine verantwortliche Nachricht. Er verschenkte eine Sensation und schloss die Notizen in seinen Safe ein, wo sie drei

Jahrzehnte lang blieben. Stattdessen verfolgte die NEW YORK TIMES als erste die Reisen des Forschers Robert E. Peary zum Nordpol, und 1912 lieferte sie den präzisesten und trotzdem aufsehenerregendsten, von der Londoner TIMES als beispielgebend gerühmten Bericht über den Untergang der «Titanic». Als das Schiff sank, überschritt die Auflage der NEW YORK TIMES den 200'000-Pegel. Ochs erklärte sich widerstrebend mit der Einfügung von Fotografien in die Titelseite und mit einer Sonntagsausgabe einverstanden, die über Ereignisse wie Opernpremierer berichtete, welche für ihn ohne nachrichtliche Bedeutung waren. Er erklärte sich auch-wenn auch höchst unwillig – mit Leitartikeln einverstanden, die Redakteur Charles R. Miller, den er von der alten TIMES übernommen hatte, schrieb. Aber seine Bedingung lautete, dass sie eindeutig von den Nachrichten getrennt blieben und niemals Kritik und schroffe Meinungen äusserten.

Als die TIMES eine Auflage von 300'000 ansteuerte, war Ochs 55. Effie zog sich – vielleicht als Erbe ihrer Mutter – in eine melancholische Welt zurück und zeigte für Haustiere mehr Interesse als für Dinner-Gäste. Umso mehr wurde Iphigene zum Zentrum von Ochs' privatem Leben. Als Sechsjährige war sie ihm «wie ein Hündchen» durch den Verlag gefolgt. Für ihn war und blieb eine Frau Mutter und Hüterin des Hauses, und er verschwendete keinen Gedanken darauf, dass Iphigene je seine Nachfolgerin werden könne. Er hoffte jedoch, dass sie einmal einen Zeitungsmann heiraten werde. Noch bevor sie lesen konnte, kannte sie die Namen aller amerikanischen Präsidenten. Wenn ihre Augen vom Lesen überanstrengt waren, führte er sie in ein Wachsfigurenkabinett, um sie dort Geschichte zu lehren. Seit seiner ersten Europareise war Iphigene bei fast jeder Fahrt dabei. 1914 absolvierte sie das Barnard College in New York und dachte daran, Geschichte zu unterrichten. Als Studentin zeigte sie Anwendungen eines sozialen Reformertums, das Ochs' Vorstellungswelt widersprach, in der Armut die Frucht von Untüchtigkeit oder Schicksal, niemals aber die Folge gesellschaftlicher amerikanischer Mängel war. Das Heilmittel hiess Wohlfahrt, für die er jährlich eine Weihnachtspublikation über die 100 Ärmsten von New York veranstaltete. Er bemühte sich mit Erfolg, Iphigene gegen soziale Dogmen und revolutionäre Leidenschaften aller Art immun zu machen. Stattdessen brachte er ihr eine ruhig-kühle Distanz bei, die ihr bis ins achte und neunte Jahrzehnt ihres Lebens erhalten blieb. Sie war 22 und eine dunkeläugige, aparte Brünnette, hinter deren zarten Gesichtszügen sich eine Portion Ochsscher Zähigkeit verbarg, als sie auf dem Gelände der Columbia-Universität zum erstenmal einem, etwa gleichaltrigen Studenten namens Arthur Hays Sulzberger begegnete. Er war der schlanke, gutaussehende (wegen seiner Figur auch als «Chorus-Girl» bei Studenten-Shows auftretende)

Sohn des New Yorker Baumwollhändlers Cyrus Sulzberger und seiner Frau Rachel Peixotto Hays, deren sefardische Vorfahren schon 1700 über Portugal und Holland nach Amerika gekommen waren. Die Begegnung von 1914 war nur kurz, denn Arthur Hays kehrte in das väterliche Geschäft zurück und ging als Einkäufer auf Reisen. Aber Iphigene hatte Gefallen an ihm gefunden, auch wenn sie noch nicht ahnte, dass das Treffen bereits jene Weichen gestellt hatte, die Ochs' Hoffnungen zerstörten, sie werde ihm einmal einen Zeitungsmann als Ehegatten präsentieren.

Ochs selbst vergass über dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges seine gelegentlichen Nachfolgedanken. Er war für die Neutralität Amerikas, aber in seinem Herzen auf alliierter Seite, weil er die Kaiserworte nicht vergass, die in seinem Safe eingeschlossen waren. Er billigte ausnahmsweise, dass sein Leitartikler Miller am 18. Dezember 1914 dem deutschen Volk Frieden und Freiheit wünschte, dann aber fortfuhr: «Die ... fehlgeleiteten ... Herrscher Deutschlands werden sich verantworten müssen ...» Trotzdem organisierte die TIMES eine Kriegsberichterstattung auf deutscher wie auf alliierter Seite, deren Objektivität von keinem anderen Blatt Amerikas erreicht wurde. Als sich die Leidenschaften für oder gegen einen amerikanischen Eintritt in den Krieg entzündeten, klagte die eine Seite die TIMES an, probritisch zu sein, die andere argwöhnte, sie sei prodeutsch. Aber das machte Ochs nicht irre, und 1915 liess die TIMES die Auflagenmarke 300'000 hinter sich. Zwei Jahre später billigte Ochs aus republikanischer, antimonarchistischer Überzeugung den amerikanischen Eintritt in den Krieg. Aber seine Reporter fuhren fort, über beide Kriegsparteien (über Deutschland von der Schweiz aus) zu berichten. Mitten im Sturm der letzten Entscheidung über den Kriegseintritt besuchte Iphigene die Abschiedsparty eines Cousins, des Sohnes von Ochs' Schwester Ada, Julius Ochs Adler, der als Soldat eingezogen wurde. Dort traf sie Arthur Hays Sulzberger zum zweitenmal. Er kam aus Peking, um ebenfalls Soldat zu werden. Diesmal war es keine Begegnung *en passant*, vielmehr teilte Iphigene kurz darauf ihrem überraschten Vater äusserlich sanft, aber mit der Bestimmtheit, die sein Erbteil war, mit, sie werde Arthur Hays heiraten. Sie war jetzt 25 Jahre alt, und Ochs kannte sie genau genug, um zu wissen, dass Widerstand sinnlos war. Aber er stellte die Bedingung, dass der junge Baumwollhändler, wenn er den Krieg überlebte, sein Gewerbe vergass und in die TIMES eintrat, um das Zeitungsmachen zu lernen. Mit welchen Empfindungen Arthur Hays auf die Bedingung einging, blieb sein Geheimnis. Jedenfalls heiratete er Iphigene am 17. November 1917. Sie zogen in Ochs' nunmehriges Haus an der 308 West 75th Street, das Effie mit schweren Vorhängen, dunklen Möbeln, Büsten und zahllosen Iphigene-Bildern aus jeder Phase ihres Lebens eingerichtet hatte. immerhin war Effie keine matriarchalische Herrscherin wie Bertha Ochs, sondern eine Einsiedlerin.

Wenige Tage später wurde Sulzberger Artillerist. Er kam aber nie an die europäische Front, während Julius Ochs Adler mit breitschultriger Robustheit in Frankreich Auszeichnungen sammelte (und in Sulzbergers Seele eine verborgene Wunde militärisch-patriotischer Zweitrangigkeit hinterliess).

Als das kriegsmüde Österreich-Ungarn am 15. September 1918 Friedensverhandlungen mit den Alliierten vorschlug, war Ochs 60 Jahre alt. Er erholte sich gerade in einem Sommerhaus, als die TIMES in einem Leitartikel bemerkte, Vernunft und Menschlichkeit verlangten, die österreichische Annäherung nicht zurückzuweisen. Binnen Stunden sah sich die TIMES mit Protesten aus Washington, London, Paris und Brüssel überhäuft. Präsident Wilson hatte, so erfuhr Ochs auf der Eilfahrt nach New York, einen «Wutanfall» erlitten. Er sah Schilder mit der Aufschrift: **DIE 'TIMES' HISST DIE WEISSE FLAGGE**. Der Union League Club, dessen Mitgliedschaft ihn mit Stolz erfüllt hatte, erwog öffentliche Anklagen gegen ihn. Er hätte sich darauf berufen können, dass der Leitartikel (dieser Fremdling in seinem Herzen) ohne sein Wissen geschrieben worden war. Aber das tat er nicht. Er hatte den Alptraum, dass all sein Bemühen, ohne Einseitigkeit und Hass zu sein und die TIMES zu einem würdigen Sprachrohr seines Amerika zu machen, vor der Zerstörung stand. Wilson lehnte es ab, ihn zu sehen. Nur Wilsons persönlichster Berater, «Oberst» House, war zu einer Aussprache bereit, und Ochs empfand die Aussprache als einen ungerechten Canossa-Gang.

Die Kapitulation Deutschlands und Österreich-Ungarns beendete zwar die chauvinistische Hysterie. Aber Ochs blieb von tiefen Depressionen gezeichnet, als Arthur Hays Sulzberger und Julius Ochs Adler von der Armee zurückkehrten und Büros im TIMES-Gebäude bezogen. Auf Arthur Hays warteten der nebensächliche Auftrag, sich der «100 Ärmsten von New York» für Weihnachten anzunehmen – und die misstrauische Pädagogik eines Patriarchen.

Als Iphigene ihr erstes Kind, eine Tochter, gebar und ihr den Namen Marian Effie gab, wichen für einen Augenblick die Schatten der Depression von Ochs. Aber sie kehrten bald zurück, lähmten ihn, und es blieb zweifelhaft, ob er zufrieden oder betroffen war, weil die TIMES auch in den langen Monaten dieser Lähmung weiterwuchs. ihre Berichterstattung über die Revolution in Russland und die Anfänge der Sowjetunion sprach zwar ihrer ganzen bisherigen Geschichte Hohn. Zum erstenmal unterschied sie sich nicht von sämtlichen anderen Blättern, in denen sich die Unfähigkeit der Amerikaner verriet, das sowjetische Phänomen in demokratisch-kapitalistische Denkschemen einzuordnen und zu tolerieren. in den TIMES-Nachrichten wurden rote Truppen ständig von weissen geschlagen oder rote Städte – ohne den geringsten Wahrheitsgehalt – erobert. Erst als der erste ei-

gene TIMES-Korrespondent nach Russland gelangte, kehrte das Bemühen um Genauigkeit zurück. Diese Abweichung hielt allerdings den Aufstieg der TIMES ebensowenig auf wie der Umstand, dass ihr 1920 die erste echte New Yorker Konkurrenz erwuchs.

Frank Munsey, der als Aufkäufer der führerlosen NEW YORK HERALD und PARIS HERALD schon erwähnte Jongleur mit Sexblättern und sonstigem Zeitungsbesitz, war dabei mit von der Partie. Der Mann, der sich den Namen «Geldwechsler und Bestattungsunternehmer des amerikanischen Journalismus» erwarb, aber nichtsdestoweniger Ressentiments gegen «jüdische Geldwechsler» nährte und den jüdischen Kritiker und Schriftsteller George S. Kaufman mit dem Ruf «Was macht der Jude in meiner Redaktion?» aus einer neu erworbenen Zeitung feuerte, unternahm 1920 den Versuch, sich auch noch die NEW YORK TRIBUNE einzuverleiben. Aber die journalistisch engagierten Erben jenes Whitelaw Reid, der Horace Greeleys TRIBUNE 1872 erworben hatte, waren reich genug, um Munsey die Tür zu weisen. Daraufhin verkaufte er ihnen mit staunenswerter Beweglichkeit den NEW YORK HERALD und den PARIS HERALD um fünf Millionen Dollar, und die Reids schufen die NEW YORK HERALD TRIBUNE, die sie rund vier Jahrzehnte lang zu der einzigen New Yorker Zeitung machten, die der TIMES an Ernsthaftigkeit und weltanschauung nahekam.

ochs überwand im gleichen Jahr seine Depressionen. weil man ihm sagte, er ähnele George Washington, frisierete er seine weissen Haare in Anlehnung an Washingtons Perücke. Seine TIMES war inzwischen für Amerika «die Zeitung der Zeitungen». Ihre Gesamteinnahmen stiegen auf 100 Millionen Dollar, von denen er nur vier Prozent als Gewinn entnahm. Dass alles andere der Weiterentwicklung diene, verriet, dass er der Zeitung neben dem Bemühen um Wahrhaftigkeit eine zweite treibende Kraft hinterliess: den grundsätzlichen Vorrang des Blattes vor dem Profit. In welcher intellektuellen, auf amerikanischem Boden noch völlig ungewohnten Höhen die TIMES sich emporwagen konnte, zeigte sich, als Carr Van Ande 1921 die nur von wenigen Wissenschaftlern verstandenen Theorien des zweiundvierzigjährigen, zum Nobelpreisträger erhobenen jüdisch-deutschen Physikers Albert Einstein in sein Nachrichten-Panorama aufnahm. Einsteins Ideen von der Relativität aller bis dahin für feststehend gehaltenen Masse bezüglich Entfernung, Zeit und Raum und von der Gleichwertigkeit von Masse und Energie (die das Atomzeitalter ankündigten) schienen jenseits des Niveaus jeder Tageszeitung zu liegen. Aber während einer Sonnenfinsternis am 8. November 1919 wiesen britische Physiker von Brasilien und Afrika aus nach, dass die Sonne die Lichtstrahlen der Sterne, von denen man überzeugt gewesen war, dass sie die Erde in gerader Linie erreichten, zu einem Bogen ablenkte. Der Londoner TIMES schienen die Probleme zu anspruchsvoll. Die NEW YORK TIMES dagegen griff sie auf, und Van Ande mach-

te Einstein – als wuschelhaariges, kindhaft-humanes Genie und Geigenspieler – in Amerika populär, zwölf Jahre bevor der Physiker im heraufziehenden Schatten der Hitler-Ära Deutschland für immer verliess. Als Van Anda sich 1925 zurückzog, fand Ochs in einem anderen Angelsachsen, dem spitzbärtigen Frederick T. Birchall, einen nachrichtenbesessenen Nachfolger. Die Wochentagsauflage der TIMES erreichte nun die 400'000-Marke, diejenige der Sonntagsausgabe 580'000 Exemplare. Ochs liess sich von einem Gefühl für ausserordentliche Begabung leiten, als er letztere 1923 (als erste massgebende Funktion) einem jüdischen Absolventen der Columbia-Journalistenschule, Lester Markel, als Redakteur übertrug. Der Sohn eines kleinen Bankiers namens Jacob Markel, der an der Lower East Side jüdisch-deutschen Kaufleuten mit Krediten aushalf, aber im Stadtviertel Bronx lebte und die Prügel, die Lester dort als Kind von der überlegenen Mehrheit nicht-jüdischer Kinder zuteil geworden waren, noch als natürlichen Teil jüdischer Erziehung betrachtete, erwies sich als unerschöpfliche Quelle von Ideen, die er nachts auf einen Papierblock schrieb, der bei Berührung automatisch aufleuchtete. In den kommenden 20 Jahren verhalf er der Sonntagsausgabe zu weit mehr als einer Million Exemplaren. Aber Ochs bremste zunächst seine Ideenflüge, wo sie von seiner Nachrichtenbesessenheit abwichen, und untersagte die Einführung einer später berühmten Spalte «Woche im Rückblick», weil er dahinter eine Vermischung von Nachrichten und Kommentaren argwöhnte.

Die Ideenflüge beschnitt er auch dem zweiten jüdisch Geborenen, dem er eine relativ wichtige Rolle zugestand. Es handelte sich um den 1886 zur Welt gekommenen, mit Intellekt und Selbstbewusstsein gesegneten Sohn eines vom Leben enttäuschten jüdischen Buchhalters aus Kentucky – Arthur Krock. Krock hielt allerdings ebensowenig von ethnischen Bindungen wie Ochs, und was Religion betraf, so war er ein früher Ungläubiger und blieb es sein Leben lang. Ochs ernannte ihn zum Chef des neun Mann starken TIMES-Büros in Washington, das sich bis dahin nur mit der Übermittlung von Nachrichten und Reden aus Capitol und Weissem Haus beschäftigt hatte. Krocks Vorschlag, von Washington aus eine politische Kolumne zu schreiben, erweckte in Ochs Entsetzen. Die Vorstellung, dass Krock Urteile über Präsidenten abgeben könnte, flösste ihm Schrecken ein, und so war die Antwort Nein. Krock trat sein Amt in der Hauptstadt (die er «so liebte, wie man ein Laboratorium liebt – ohne Rücksicht auf den Gestank») an, ohne voraussehen zu können, dass er in naher Zukunft nicht nur der bestinformierte, sondern auch kritischste, unantastbarste, mit dem Pulitzer-Preis bedachte Washingtoner Korrespondent sein würde.

Ochs ging jetzt auf die Siebzig zu. Er erwarb einen Landsitz «Hillendale» mit Empfangsräumen, einem Privatsee und Ställen, in denen Effie – nun auch weisshaarig – ihrer skurrilen Tierliebe frönen konnte. Arthur und Iphigene hatten ihm

1921 eine weitere Enkelin, Ruth Rachel, 1923 eine dritte namens Judith und 1926 – endlich – einen Enkel, Arthur Ochs Sulzberger, beschert. Langsam gewöhnte er sich an seinen Schwiegersohn. Aber Arthur Hays Sulzberger bemerkte noch viele Jahre später gegenüber einem Vertrauten: «Sie können nach Hause gehen und Ihrer Frau sagen, was für ein Hundesohn Ihr Boss ist. Das habe ich nie gekannt.» Arthur suchte zu beweisen, dass er nicht die Absicht habe, «mit Ochs' Geld Poker zu spielen». Er war auch an Sonn- und Feiertagen im Verlagsgebäude und dessen sieben Ergänzungsbauten zu sehen, die bis 1930 aus dem New Yorker Boden wuchsen. Er befasste sich mit dem Papiereinkauf, und es war eine Frucht seines Drängens, dass Ochs sich 1926 mit 30 Millionen Dollar am Bau einer Papiermühle, Spruce Falls Power & Paper Co., in den Wäldern des kanadischen Ontario beteiligte, die zwei Drittel allen Papiers lieferte, das die TIMES benötigte. Ochs murrte gelegentlich «Ich bin noch nicht tot» und war sich lange nicht im Klaren darüber, wem er die Zukunft der Zeitung anvertrauen sollte – seinem ruhigen, diplomatischen Schwiegersohn oder Julius Ochs Adler, dem Neffen aus Chattanooga, der ein robustes Managertalent verriet, zum General der Reserve aufstieg und bei einem Jubiläumsumzug der Universität Princeton erwog, mit einem Tiger an der Leine mitzumarschieren.

Als 1931 Frederick T. Birchall das Amt des Managing Editors aufgab und als Chefkorrespondent nach Paris zog, sorgte Ochs auf jeden Fall dafür, dass ein Virginier namens Edwin James an seine Stelle trat. Von James war er überzeugt, dass er niemals das Gesetz «Nachrichten über alles» verraten und sich keinem Nachfolger fügen würde, der auf andere Gedanken verfiel. Er irrte sich nicht. Der Virginier blieb 20 Jahre lang ein Fetischist der «nackten» Nachricht. Ochs irrte sich jedoch, was die Sicherung seines Systems für die Zukunft anging, als er im gleichen Jahr den jungen Protestanten Turner Catledge aus Mississippi als zweiten Mann für Washington engagierte, weil Präsident Herbert Hoover ihm den 1901 geborenen Farmerssohn empfohlen hatte. Er übersah, dass der Mann aus dem Süden ein Diplomat war – ein Diplomat von Arthur Hays Sulzbergers Art. Die Börsenkatastrophe traf Ochs zwar nicht wirtschaftlich. Seit seinen früheren Finanzabenteuern hatte er sich zu keiner Spekulation mehr verlocken lassen. Aber die Tatsache, dass Amerika in einen solchen Abgrund geraten konnte, erschütterte die einfache Vorstellungswelt von «seinem» unfehlbaren Amerika. 1932 befahl ihm die erste ernste Krankheit seines Lebens. Er bestellte sein Haus und zeigte dabei simple, aber grössere Weisheit, als sie Pulitzer mit all seinem Intellekt aufgebracht hatte. Iphigene, Arthur Hays Sulzberger und Julius Ochs Adler machte er zu gleichberechtigten Treuhändern der New York Times Company. Angesichts

der totalen Verschiedenheit von Neffe und Schwiegersohn erwartete er, dass Iphigene stets ein entscheidendes Wort sprechen würde. Im Columbia Presbyterian Medical Center wurde eine seiner Nieren entfernt. Er erholte sich. Aber der Aufstieg Hitlers in Deutschland und ein Bericht von Birchall, in dem es hiess: «Der Rest der Welt muss sich damit vertraut machen, dass Preussen und Deutschland für längere Zeit und mit unbekannter Konsequenz von einer ultra-radikalen Bewegung beherrscht werden» riefen eine neue Depression hervor. Eine Zeitlang verschwand er in der neurologischen Abteilung des Medical Center und verfiel in völlige Apathie. 1935 empfand er den Wunsch, die CHATTANOOGA TIMES noch einmal zu sehen, und machte sich mit seiner siebzehnjährigen Enkelin Marian Effie (der viele den Namen «die Schöne» gaben) auf den Weg. Er besuchte das grosse alte Familien-Backsteinhaus und das Verlagsgebäude, wo sein Bruder Milton tätig war. Kurz darauf, beim Mittagessen, liess ihn ein Schlaganfall verstummen, und zwei Stunden später war er tot. Als er am 12. April 1935 auf dem Temple-Israel-Friedhof zu Grabe getragen wurde, wehten in New York die Fahnen auf halbmast. Effie folgte ihm 1937, ebenfalls von einer Gehirnblutung getroffen, in den Tod.

Arthur Hays und Iphigene Ochs Sulzberger oder: die zweite Ära der «New York Times», 1935-1961

Als Effie Ochs starb, war Arthur Hays Sulzberger seit zwei Jahren Verleger der NEW YORK TIMES. Letztere hatte jetzt an Wochentagen die Auflagenhöhe von 500'000, an Sonntagen 770'000 überschritten. Aber immer mehr Stimmen sprachen von einer «grauen Tante Times». Sulzberger sah, dass vor ihm die Anpassung an eine neue Zeit lag. Aber über sich fühlte er den Schatten Adolph Ochs' und neben sich Iphigene, die sich keineswegs den Wandlungen der Zeit verschloss, aber auch als Hüterin des väterlichen Erbes verstand. Unter ihm arbeitete eine Redaktion, die mit Edwin James überzeugt war, dass jede Änderung einem Verbrechen gleichkomme. Sulzberger war nicht der Mann, der Hindernisse im Sturm nahm, sondern Änderungen möglichst reifen liess. Immerhin gab er Arthur Krock in Washington freie Hand für dessen grössten Wunsch: die Kolumne aus der Hauptstadt. Und Krock, der Freundschaften mit Politikern für Pestbeulen des Journalismus hielt, nutzte seine Chance mit konservativem Liberalismus, bis Präsidenten wie Franklin D. Roosevelt ihn fürchteten und verfluchten.

Sulzberger liess Edwin James' Nachrichtenpolitik 16 Jahre lang unberührt. Er handelte völlig im Sinne Ochs', als er während des Zweiten Weltkrieges und der da-

mit verbundenen Papierknappheit die Entscheidung traf, dass dem Platz für Nachrichten absoluter Vorrang vor profitbringenden Anzeigen einzuräumen sei. Die NEW YORK HERALD TRIBUNE, die sich stattdessen für Kürzung des Nachrichteninhaltes und für Anzeigengewinne entschied, verlor von dieser Stunde an ihren Wettkampf mit der NEW YORK TIMES. Bis zu ihrem Untergang im Jahre 1965 holte sie niemals wieder ihre Einbussen an Lesern und Vertrauen auf. Wenn jedoch die Nachrichtensubstanz der TIMES auch unangetastet blieb, so ernannte Sulzberger auf der anderen Seite einen achtundvierzigjährigen Exleutnant, Charles Merz, der wie ein monokeltragender preussischer Offizier aussah, zum Chef einer erstmals ganzen Leitartikelseite. Die Leitartikel verrieten einen Anflug von Pulitzerischem Geist. ochs hätte sie schwerlich toleriert, auch wenn sie niemals Objektivität vermissen liessen.

Sie verurteilten die nationalsozialistische Diktatur in Deutschland. Sie verurteilten aber auch Präsident Franklin D. Roosevelts «diktatorische Neigungen», als er 1937 versuchte, das überalterte Oberste Bundesgericht, das sich seinen Sozial- und Finanzgesetzen entgegenstellte, umzufunktionieren, indem er alten Richtern jüngere Leute zur Seite stellte. 1939 applaudierte die Leitartikelseite dem britischen Premierminister Chamberlain bei seinem vergeblichen Versuch, durch eine Begegnung mit Hitler und Mussolini den Frieden zu bewahren. Gleichzeitig aber wandte die TIMES sich gegen ein amerikanisches Waffenembargo, das England und Frankreich einbezogen hätte. Es hätte deren schnelle Bewaffnung verhindert und damit das einzige Gegenmittel gegen die Verwirklichung deutscher Grossreich-Träume.

Als die Würfel des Krieges in Europa gefallen waren, focht die TIMES für den ganzen Einsatz der amerikanischen Demokratie gegen eine Ausbreitung der Diktatur. 1941 begrüßte sie einen amerikanisch-britischen Atlantikpakt als Vorboten des Einsatzes dieser amerikanischen Macht. Sie akzeptierte (mit einigem Wunschdenken über eine zukünftige demokratische Entwicklung des Kommunismus) die Sowjetunion als Verbündeten in der Auseinandersetzung mit Deutschland.

Es war ein TIMES-Mann, William L. Laurence, ein stiller, verschwiegener Wissenschaftsredakteur, den der Befehlshaber des amerikanischen Atombombenprojekts, General Groves, 1945 als einzigen Journalisten ins Vertrauen zog und zur Berichterstattung über die Atombombenangriffe auf Japan bestimmte. Durch Arthur Krock veröffentlichte die TIMES aber auch den ersten Bericht über die geheimen Pläne von Roosevelts Finanzminister Henry Morgenthau jun., der die wirtschaftliche Zerstörung Deutschlands nach dessen Niederlage vertrat, und gab ihnen aus wirtschaftlicher Vernunft heraus den Todesstoss. 1945/46 begrüßte die TIMES die Idee und die Schöpfung der Vereinten Nationen in der Hoffnung auf ei-

ne demokratische Lösung zukünftiger Weltprobleme. 1947 unterstützte sie den Marshall-Plan, und 1949 trat sie für ein Nordatlantik-Bündnis ein, um Europa die Möglichkeit zur Verteidigung gegen die Sowjetunion zu geben, die nicht dem Wunschdenken über eine Demokratisierung des Kommunismus gefolgt war, sondern als imperialistische Grossmacht aus dem Kriege hervorging.

Doch welche Meinungen auch immer die Leitartikelseite vortrug – alle bewegten sich mehr oder weniger im Rahmen eines konservativ-liberalen, amerikanisch-optimistischen Weltbildes, das sich nur wenig von Adolph Ochs' Vorstellungswelt unterschied.

Wie Ochs bezahlte auch Sulzberger jedes Bemühen um die Vermeidung von Einseitigkeiten mit Protesten und Verdächtigungen. Schon TIMES-Berichte aus dem spanischen Bürgerkrieg von 1936 bis 1939 hatten, wenn sie von der republikanisch-kommunistischen Seite kamen, Empörung unter amerikanischen Katholiken, besonders seitens des späteren New Yorker Kardinals Francis Spellman, hervorgerufen, der mit katholisch-konservativen Pressionen gegen die TIMES auch sonst nicht sparsam war. Berichte von der konservativ-faschistischen Seite des schliesslich siegreichen Generals Franco erzürnten dagegen liberal-demokratische Amerikaner bis zur Hysterie.

Nirgendwo aber wurde der Konfliktgehalt allen Mühens um eine objektive Haltung deutlicher als gegenüber der antijüdischen Entrechtungs-, Vertreibungs- und schliesslich Vernichtungspolitik, die 1933 mit der Hitler-Ära in Europa begann und der jüdischen Geschichte eine neue barbarische Dimension ohne vergleichbaren geschichtlichen Vorgang verlieh.

Die TIMES, die seit den Tagen Adolph Ochs' das Ziel verfolgt hatte, ganz Amerika zu repräsentieren und niemals spezielle jüdische Anliegen zu verfechten, war diesem Ziel auch unter Sulzberger treu geblieben. Sulzberger teilte Ochs' Ansichten über eine unaufhaltsame jüdische Emanzipation in Amerika, über die Absurdität der Bewahrung eines jüdischen Nationalismus und über das hoch über allem stehende Gebäude der NEW YORK TIMES. Es gab eine nirgendwo festgelegte, aber anscheinend gültige Regel, wonach nicht zu viele Juden in führende Stellungen gelangten und nicht zu viele Reporternamen jüdischen Ursprung verrieten. Wenn etwa der später hochgeachtete jüdische TIMES-Spezialist für Gewerkschaftsfragen, Abraham H. Raskin, seine Berichte zeichnete, geschah es nur mit A.H. Raskin. Um die Zeitung von religiösen Kontroversen fernzuhalten, wachte ein liberal-katholischer Redakteur darüber, dass beim Gebrauch der Worte «Jesus» und «Christus» keine Fahrlässigkeit unterlief. Das Wort «Jesus» war für Juden wie für Christen annehmbar, das Wort «Christus» nicht. Iren nahmen es ohne Kränkung hin, wenn von «reichen» oder «armen irischen Katholiken» die Rede war.

Eine Charakterisierung als «reicher» oder «armer russischer Jude» riss jedoch Wunden rationalen wie irrationalen Ursprungs auf, und interne Schriftwechsel über die Vermeidung jeden Anreizes für ethnische oder religiöse Empfindlichkeiten verloren nie ihre Bedeutung.

Die Geschichte der Reaktion amerikanischer Juden auf die Hitler-Ära in Europa gehört zu einem anderen, oft umstrittenen Kapitel. Für lange Zeit fehlten ihr Einheitlichkeit und klare Linien. Sie war zu Anfang nicht ohne Interesselosigkeit oder Abneigungen gegen einen neuen jüdischen Flüchtlingszug aus Europa. Aber jede Eskalation der Ereignisse jenseits des Atlantiks vermehrte die Zahl der Aktivisten und der Organisationen, die nicht nur darum kämpften, private jüdische Hilfsmöglichkeiten auszuschöpfen, sondern auch darum, die Hilfe der politischen und militärischen Potenz Amerikas für die Juden im deutschen Machtbereich zu gewinnen. Sie erbaten auch von der TIMES durch Briefe, Appelle und Besuche Initiativen für jüdische oder amerikanische Wirtschaftsboykotte Deutschlands. Sie verlangten Initiativen für amerikanische Protestschritte in Berlin, für eine Erleichterung der amerikanischen Einwanderungsbestimmungen für jüdische Flüchtlinge, für die freie Einwanderung von Juden in das von Grossbritannien verwaltete, aber von wachsendem arabischem Widerstand gegen eine solche Einwanderung gezeichnete Palästina. Nach 1939, als die ersten – noch mit Zweifel und Unglauben aufgenommenen – Nachrichten über deutsche Massentransporte von Juden in Gettos, Konzentrations- und später Vernichtungslager in den von Deutschland besetzten tschechischen, polnischen und sowjetrussischen Gebieten nach Amerika gelangten, steigerte sich die natürliche Leidenschaft der Rettungspläne und des Verlangens nach Initiativen auch der TIMES. Sie gipfelten am Ende in Vorschlägen über Luftangriffe gegen die Eisenbahnlinien und Strassen zu Vernichtungslagern und führten unausweichlich zum inneren Konflikt mit der traditionsschweren Sorge, das Profil der TIMES werde erschüttert, wenn sie jüdischen Forderungen folgte, die für die amerikanische Mehrheit als Sonderforderungen für Juden erscheinen könnten oder mehr verlangten, als im Schatten eines höheren Kriegsideals zu vertreten war. Die TIMES wuchs in den gewaltigsten bisherigen Krieg der Weltgeschichte hinein – in einen Kampf um die Zukunft der Freiheit gegenüber der Diktatur und um eine veränderte Position Amerikas in der Welt. Es ging dabei um Zukunft, Leben, Leid und Tod Hunderter Millionen von Menschen, und das Schicksal der Juden Europas schien nur als *ein* inhumaner Teilaspekt in einem gewaltigeren Panorama der Unmenschlichkeit.

Die Zeitung machte einschlägige Erfahrungen, als sie 1941 aus ihrer weltpolitischen Sicht für die Aufgabe der amerikanischen Neutralität eintrat. Von Seiten amerikanischer Kriegsgegner wurde sie beschuldigt, in Wahrheit die Interessen

der Juden in Europa zu verfechten und Amerikas Söhne für Juden in den Tod zu treiben.

Vielleicht hatten Juden recht, die klagten, die TIMES übersehe, dass das Schicksal der Juden in Europa nicht mit dem Schicksal anderer Völker und Opfer zu vergleichen, sondern ein einmaliges ungeheuerliches Ereignis sei, demgegenüber Amerika mit all seinen Humanitätsproklamationen nicht tatenlos bleiben könne. Aber auch die TIMES hatte als amerikanische Institution recht, wenn sie ihren Blick auf das höchste Ziel des Krieges, die (erhoffte endgültige) Niederlage aller Diktaturen, gerichtet hielt und Sonderaktionen für Europas Juden als Ablenkung von der letzten Entscheidung betrachtete, die auch den Juden Europas Erlösung bringen und Freiheit und Gleichheit geben würde.

1942 druckte die TIMES eine lange Rede ab, in der Sulzberger die amerikanischen Juden aufforderte, nicht für einen jüdischen Staat in Palästina zu agitieren. Sicherlich handelte Sulzberger in diesem Augenblick nicht nur aus der tief wurzelnden Furcht vor Loyalitätskonflikten zwischen amerikanischem Judentum und jüdischem Nationalismus, sondern weil er hinter der Propagierung eines jüdischen Staates in Palästina Konflikte mit dem verbündeten Grossbritannien und dem arabischen Nordafrika sah – Konflikte, welche die Kriegentscheidung behindern oder verzögern konnten.

Das Ende des Krieges, der errungene Sieg und der erstmalige schockierende Augenschein, den Kriegskorrespondenten der TIMES vom Endstadium der jüdischen Tragödie in Europa erhielten, führte zu einem unausweichlichen Wandel und einer Haltung, die der Gewalt der Not, der zeitgenössischen Empörung, dem zu mächtigen Drängen nach Palästina entsprach. Das volle Bild der Barbarei erzeugte nachträglich amerikanische Mitschuldgefühle, Wandlungen der amerikanischen Meinungsströme gegenüber dem Judentum und eine Veränderung in der sozialen und umweltpsychologischen Situation der Juden in Amerika, die viele Schranken der Vergangenheit beseitigte und auch Tabus der TIMES-Tradition nicht unberührt liess. Für die TIMES öffnete sich der Weg zu einer betonteren Repräsentation jüdischer Überlebensinteressen in der Welt. Nach 1945, nach der Gründung des Staates Israel und während dessen immer tieferen Verstrickungen in Kämpfe und Spannungen mit der arabischen Umwelt, senkte sich die Waage der traditionellen Ausgewogenheit auf die Seite der vollendeten Tatsachen und des neuen Staates. Sie folgte dem amerikanischen Sympthiestrom und gab ihm gleichzeitig unausweichlich Nahrung und information, um im Laufe der Jahrzehnte zu dem traditionellen Bemühen um Ausgewogenheit zurückzukehren, der Iphigene Ochs Sulzberger im Jahre 1977, im vierundachtzigsten Lebensjahr, mit den Worten Ausdruck verlieh: «Ich bin zerrissen ... Die Situation der Juden (in

Israel) geht auf die russischen Zaren und auf Hitler zurück ... Ohne sie würden die Juden zufrieden gewesen sein, dort zu leben, wo sie lebten ... Ich kann den Zorn der Palästinenser darüber verstehen, dass sie die Rechnung für die Europäer bezahlen sollen ...»

Es war noch kein jüdischer Mitarbeiter, der Arthur Hays Sulzberger zur Seite stand, als er 1951 der Modernisierung der TIMES grösseren Elan verlieh. Zwei Jahre vorher, 1949, hatte er auf der Woge des jungen amerikanischen Wehmachtgefühls den Versuch unternommen, die TIMES mit Hilfe einer internationalen Ausgabe in Paris auf europäischem Boden zu verankern. Es zeugte für die immer noch nachwirkende Tradition von Adolph Ochs, dass Sulzberger mit der weiteren Modernisierung wartete, bis Edwin James im Jahre 1951 starb.

James' Nachfolger wurde Turner Catledge, der Mann aus Mississippi, den Ochs noch in Washington engagiert hatte und der inzwischen Chefkorrespondent der TIMES für Amerika geworden war. Der nun Fünfzigjährige mit einem südlichen Akzent, der sich mit zunehmendem Whisky-Konsum verstärkte, hatte bis gegen Ende des Krieges weder Sulzbergers noch Iphigenes Herzen besonders nahegestanden.

Beider Sympathien gehörten einem vierundvierzigjährigen schotten namens James Reston, der als Zehnjähriger mit seinen armen protestantisch-frommen Eltern nach Ohio eingewandert war. Er war einer der vielen, die aus Dankbarkeit dafür, dass Amerika ihnen zu Freiheit oder Karriere verholfen hatte, am neuen Heimatland nur ideale Züge entdecken konnten. Im Zweiten Weltkrieg hatte er einen heiligen Kreuzzug erblickt und als Angehöriger von Arthur Kocks Washingtoner Büro ein Buch, «Vorspiel zum Sieg», geschrieben. Aus ihm sprachen ein amerikanischer Patriotismus und eine bürgerliche Moral, die anscheinend Iphigene Ochs Sulzberger an ihren Vater erinnerten. Seit Arthur Krock sich 1943 ganz auf seine einst verbotene Rolle als Kommentator zurückgezogen hatte, verwaltete Reston – mit einem Pulitzer-Preis geehrt – das hauptstädtische Büro. Seine Washingtoner Mannschaft rekrutierte sich aus Söhnen der christlichen, noch nicht vom Grossstadt-Zynismus angegagten Provinz.

Er hatte Zugang zu jedermann in Washington gefunden, der TIMES zum ersten Abdruck der Protokolle der Kriegskonferenz von Jalta zwischen Roosevelt, Churchill und Stalin verholfen und Präsident Dwight D. Eisenhower zu der Klage veranlasst: «Was zum Teufel bildet Reston sich ein? Er erzählt mir, wie ich das Land regieren soll.»

Nur in einem Punkt passte er nicht zu Arthur Hays Sulzberger. Er ging früh zu Bett, war früh auf den Beinen und trank ungern, während Sulzberger Diners, Whisky und späten Schlaf liebte. Aus diesem Grunde empfahl er Sulzberger, als dieser 1944 zu einer Reise nach den ostasiatischen Kriegsschauplätzen aufbrach, den Whisky-Trinker Catledge als Begleiter.

Schon während des ersten Aufenthaltes in San Francisco erprobte Sulzberger die Trinkfestigkeit des Mississippi-Mannes. Nach ungezählten doppelten Whiskys streckte er ihm die Hand mit den Worten entgegen: «Sie haben bestanden.» Dies und Catledges Talente zur Diplomatie und zur Manipulation von Menschen machten ihn zum Nachfolger von Edwin James, und der endgültige Weg für Reformen war frei.

Es war nicht ohne Ironie, dass es der trinkfeste protestantische Reformler war, der nachdrängenden jüdischen Talenten der Nachkriegs-Ära die Türen der TIMES weiter auftrat und 17 Jahre später bei seinem Rücktritt einen Nachkommen der osteuropäisch-jüdischen Einwanderung, Abraham Michael Rosenthal, als ersten jüdischen Managing Editor in der Geschichte der NEW YORK TIMES zurückliess. Zu einem seiner Stellvertreter ernannte er Theodore Bernstein, einen New Yorker Juden, der bisher fleissig, hart und unauffällig als Redakteur für Nachrichten und Schlagzeilen gearbeitet hatte. Bernsteins gewandte Feder wurde das Schwert, mit dem Catledge trotz wütender Proteste die TIMES-Epoche beendete, in der «harte Nachrichten» alles, aber Stil und Lesbarkeit nichts gegolten hatten. Reform folgte auf Reform. Die lange Unbeweglichkeit unter Ochs' mächtigem Schatten hatte «journalistische Herzogtümer in der Organisation der TIMES» entstehen lassen, die keine New Yorker Anordnungen mehr entgegennahm. Eines dieser Teilreiche regierte der Chefkorrespondent in Europa, Cyrus Sulzberger, der Sohn von Sulzbergers Bruder Leo, dessen umfangreiche Berichte niemand zu kürzen wagte. Ein anderer «Herzog» war Lester Markel von der Sonntagsausgabe. Er waltete so selbstbewusst, dass Präsident John F. Kennedy bemerkte: «Markel kam nicht, um mich zu interviewen. Er sagte mir, was ich als Präsident der Vereinigten Staaten zu tun habe.»

Sulzberger fühlte sich noch nicht stark genug, alle «Herzogtümer» aufzulösen, aber er gab Catledge freie Hand für ein neues Welt-Korrespondenten-System, das sich nicht mehr auf Europa kaprizierte oder Südamerika für ein überflüssiges Anhängsel der Welt hielt. Bald machten drei südamerikanische TIMES-Büros ihre Pforten auf, und es folgten neue Büros von Stockholm und Dublin bis Manila und Hongkong. Das Netz in Amerika erweiterte sich um San Francisco, Detroit, Boston, Hollywood, New Orleans und andere Plätze.

Nach sechs Jahren Reformkampf fühlte Catledge sich erschöpft, und er sah sich zum erstenmal nach einem Nachfolger um. Für eine Weile glaubte er ihn in einem Landsmann aus dem Süden namens Clifton Daniel gefunden zu haben. 1944 hatte der elegante Sohn eines Drugstore-Besitzers aus North Carolina im Londoner Büro der TIMES angefangen. In der britischen Hauptstadt hatte er sich mit Charme den Beinamen «Scheich der FleetStreet» verdient und später die TIMES in Moskau

repräsentiert. 1956 schliesslich hatte er die einzige Tochter des ersten Nachkriegs-Präsidenten Harry Trumans, Margaret, geheiratet, und seinem Weg an die Spitze schien nichts im Wege zu stehen ausser – Abraham Michael Rosenthal. Als Catledge Rosenthal in die New Yorker Redaktion holte und ihm die Reform der Berichterstattung über die Stadt New York übertrug, war Rosenthal 41. In seinem bisherigen Leben waren die Schicksalsschläge zahlreicher gewesen als die Romanzen. Der Sohn eines Weissrussen, der um 1890 in Kanada sein Glück als Eisenbahnarbeiter und Trapper in der Gegend der Hudson Bay versuchte, war während der Wirtschaftskrise 1930 nach New York gelangt. Sein Vater war als Anstreicher von einer Leiter zu Tode gestürzt, vier Schwestern starben nacheinander an mangelnder Wochenbettpflege oder Krebs. Ihn selbst hatte mit zehn Jahren eine Knochenmarkentzündung befallen. New Yorker Armenhospitäler hatten sich als Hölle erwiesen, und nur zufällig war er als Wohlfahrtspatient der Mayo-Klinik in Rochester mit dem Leben davongekommen. Mit 21 Jahren hatte er zum erstenmal die Gebäude der TIMES betreten, war 1950 als Berichterstatter bei den Vereinten Nationen in New York und Paris bekannt geworden, hatte aber keine schnelle Karriere gemacht, weil er sich in einem Pariser Hotel laut über gestohlenen Geld beschwerte und Cyrus Sulzberger mit einem Nachklang deutsch-jüdischer Aversion in ihm einen «aggressiven Osteuropäer» vermutete, der nur Ärger machen würde. Erst später hatte er vier Jahre in Indien verbracht, war 1959 wegen eines zu realistischen Wirtschaftsberichts aus Polen ausgewiesen worden und lebte mit seiner Frau Ann Mary und seinen Söhnen Jonathan, David und Andrews Korrespondent (und Verehrer des japanischen Lebens) in Tokio, als Catledge ihn – mühsam – zur Rückkehr nach New York überredete. Er brachte zum erstenmal leidenschaftliches Pulitzerisches Reportertum in die Berichterstattung über die Stadt, ihre Verwaltung, ihre Polizei, ihre Korruption, ihre Slums, und Catledge begann seine Nachfolger-Hoffnungen auf den jungen Mann zu setzen, der Nachrichtenbegabung mit Stil, geistiger Brillanz und der Fähigkeit verband, harte Entscheidungen zu treffen (auch wenn er im Verborgenen darunter litt). Aber gerade in diesem Augenblick wurde die TIMES von Veränderungen betroffen, die Catledge veranlassten, die Sorgen um seine Nachfolge vorübergehend zu vergessen. 1961 wurde Arthur Hays Sulzberger 70 Jahre alt, und eine Herzkrankheit verbannte ihn in einen Rollstuhl. Seine Nachfolge war wichtiger als die Nachfolge des Managing Editors.

Orvil Dryfoos, der Statthalter, und die dritte Ära, 1961-1963

Anders als Adolph Ochs besass Sulzberger in seinem fünfunddreissigjährigen Sohn Arthur Ochs – in der Familie auch Punch genannt – einen männlichen Erben. Aber er glaubte nicht an dessen Fähigkeiten. Punchs Leistungen als achtzehnjähriger Soldat im Zweiten Weltkrieg und 1950 in Korea hatten ihm zwar eine weitere Art Ersatzgenugtuung für den mangelnden eigenen Frontdienst verschafft. Aber was Schule, Universität und Versuche anging, Punch in der Redaktion, in Büros in London, Paris und Rom und schliesslich in der Verwaltung auf die Rolle als Verleger vorzubereiten, schienen die Ergebnisse für Arthur Hays zweifelhaft. Auch sein Lebenswandel fügte sich nicht ganz in Ochssche und Sulzbergersche Tradition. Das galt für eine Scheidung von seiner ersten Frau Barbara, einer hübschen TIMES-Angestellten, die er 1948 als Student geheiratet und die ihm neben der Tochter Karen Alden seinen Sohn Arthur Ochs Sulzberger jun. geboren hatte, ebenso wie für seine zweite Verheiratung mit einer bemerkenswerten, aber geschiedenen Frau namens Carol Fox Fuhrman und die Adoption ihrer Töchter.

In seinen Pariser Tagen hatte Punch als Zuschauer einer Rennkatastrophe in Le Mans nicht eine Sekunde daran gedacht, das Pariser Büro zu verständigen. Seither galt er als Mann ohne Empfinden für Nachrichten. In der Verwaltung hatte der nunmehrige Generalmanager der TIMES, ein protestantisches unterkühltes Exmitglied des Washingtoner Aussenministeriums, Amory H. Bradford, dessen Frau Carol einer Linie der Rothschilds entstammte, dem schon Dreissigjährigen erklärt: «Geh weg, Junge! Du bist mir lästig.» Eigentlich war es ausser seiner Mutter Iphigene nur Catledge, der Punch für einen unterschätzten Einzelgänger der Familie hielt und ihm schon als Jungen «eine trockene Schulter (zum Weinen) geboten hatte, wenn er eine brauchte». Diesmal widerstand Arthur Hays Sulzberger sowohl Iphigene wie Catledge. Er entschied sich als Nachfolger für einen Mann, der 1941 seine Tochter Marian geheiratet hatte. Er hiess Orvil Dryfoos und entstammte wie er selbst einer Familie von Textilkaufläuten. Orvil war 48 Jahre alt und kein Stürmer, aber ein verlässlicher, freundlicher, breitschultriger Mann, Vater dreier Kinder, unter denen der Sohn den traditionsbeladenen Namen Robert Ochs Dryfoos trug. Am Tage seiner Heirat (nebst Eintritt in die TIMES) war er Eigentümer eines Sitzes an der New Yorker Börse gewesen, und er hatte acht Jahre lang gezögert, bis er dieses Symbol seiner Selbständigkeit aufgab. Sulzberger hatte ihn aus eigener Erfahrung verstanden, besser als seinen Sohn. Er verstand auch, weshalb Dryfoos auf Fragen über den entscheidenden Punkt seiner Karriere leicht spöttelnd antwortete: «Heirat der Tochter des Verlegers der 'New York Times'.»

Als Dryfoos sein Amt antrat, war er zwar schon herzkrank, aber niemand ahnte, dass er nur mehr zwei Jahre leben würde und dass viele Enttäuschungen auf ihn warteten. Ihn erfüllte ein grosser Traum. Der informative und geistige Einfluss der TIMES auf führende Schichten Amerikas hatte zwar einen Höhepunkt erreicht. Das Weisse Haus allein erhielt täglich 50 Exemplare. Von den Kongressabgeordneten bis zu sämtlichen Botschaftern vergass niemand, die TIMES zu lesen. Kaum eine Zeitungsredaktion übersah sie oder benutzte nicht einen TIMES-Sonderdienst für Nachrichten und Kolumnen. Mehr als die Hälfte aller Universitäten erwartete täglich ihre TIMES-Exemplare. Harvard erhielt 2'000, Yale 1'000, Chicago 700 und Berkeley in Kalifornien 350. Aber Dryfoos wollte mehr – eine wirklich all-amerikanisch-überregionale Zeitung, so wie es die Londoner TIMES für Grossbritannien war, eine Zeitung, die auch breitere Schichten weit im Westen des amerikanischen Kontinents lasen.

Ein von Computern begeisterter später Nachkomme George Washingtons namens Andrew Fisher wurde dabei sein Verbündeter. Dryfoos' Projekt «Westward Ho» sah eine TIMES-Ausgabe in Los Angeles vor, die von New York aus quer über den Kontinent hinweg durch «Hochgeschwindigkeitsübermittlungsmaschinen» (1'000 Wörter pro Minute) gespeist wurde. Die erste Ausgabe erschien im Oktober 1962 in 120'000 Exemplaren. Aber wenige Monate später zeigte sich, dass über «Westward Ho» ein ähnlicher Unstern stand wie über der Pariser TIMES, die im Konkurrenzkampf mit dem PARIS HERALD nicht gedieh. Die Auflage fiel auf 71'000 Exemplare zurück. Die interessierten Leser im Westen verteilten sich auf 13 Staaten. Kein Los-Angeles-Kaufhaus vergab – so wie es in New York gegenüber der TIMES die Regel war – Anzeigen. Man war nicht daran interessiert, weit entfernte Leser anzusprechen, die nicht zu den Kunden zählten. Aber das war nicht der wichtigste Grund für den Misserfolg. Die Redaktion in New York hatte Empfindungen und Interessen der Amerikaner westlich der Rocky Mountains per Fernsteuerung nicht erreicht. Stattdessen gab sie einer bis dahin als provinziell betrachteten Zeitung, der LOS ANGELES TIMES, den letzten noch fehlenden Anreiz zu einer gigantischen und erfolgreichen Anstrengung, selbst die NEW YORK TIMES des westlichen Amerikas zu werden.

Die LOS ANGELES TIMES hatte die ersten 80 Jahre seit ihrer Gründung durch den uramerikanischen General Harrison Gray Otis als konservativ-reaktionäres Blatt verbracht, dem die grösste Fälschung von Nachrichten keine Pein bereitete. Otis' Schwiegersohn und Nachfolger Chandler hatte daran nicht viel geändert. Aber unter seinem Enkel Otis Chandler begann jetzt im Geburtsjahr von «Westward Ho» eine so zielbewusste, von einer so grossen Vision getragene Reform, dass die LOS ANGELES TIMES in einem Jahrzehnt mit einer Auflage von über einer Million pro Tag und dem grössten Anzeigenaufkommen in ganz Amerika die NEW YORK

TIMES überholen würde. Die Chandlers entwickelten Züge von Ochs' Hierarchie und seiner Parole, die Zeitung stehe über dem Profit. Ihr Korrespondentenstab der LOS ANGELES TIMES in Washington kletterte von drei auf zwölf. Ihre Büros in der Welt entwickelten sich von einem einzigen zu einem Netz, das sich von Paris bis Moskau, Bonn bis New Delhi, Rom bis Bangkok, Tokio bis Buenos Aires erstreckte. Ihre Korrespondenten orientierten sich nach Vorbildern wie der Schweizer NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG und brachen mit der Idee der «nackten Nachricht» und der schroffen Trennung von Nachricht und Kommentar. Ihre Meldungen informierten nicht mehr nur über das Was, sondern auch über das Warum von Ereignissen. Kalifornische Phantasie in der Entwicklung von Beilagen über modernes Leben eilte derjenigen der NEW YORK TIMES um Jahre voraus, und wenn ihr Einfluss in Washington und auf das Universitäts-Establishment im Osten Amerikas noch weit hinter demjenigen der NEW YORK TIMES zurückblieb, so lag dies an der grösseren Entfernung von der Hauptstadt und den traditionellsten Bildungszentren.

Der Kampf um «Westward Ho» hatte kaum begonnen, als Orvil Dryfoos einen weiteren Rückschlag erlitt. Am 8. Dezember 1962 trat die New Yorker Druckereigewerkschaft in den grössten Streik ihrer Geschichte. Er entsprang der Furcht der Arbeiter vor einer Automatisierung der Druckereien, und er traf nicht nur die TIMES, sondern auch alle anderen Zeitungen von New York und grub ihnen – mit Ausnahme von zweien, der DAILY NEWS und der NEW YORK POST – das Grab, in das sie zwei Jahre später für immer versanken. Aber er erschütterte auch die TIMES. Als er am 1. April 1963 mit einem Kompromiss zu Ende ging, war Orvil Dryfoos zu Tode erschöpft. Doch bevor er zu einem Urlaub nach Puerto Rico flog, bestätigte er noch einmal das Bemühen der TIMES um Objektivität. Er erlaubte die Publikation eines unvoreingenommenen Berichtes über Ursachen und Verlauf des Streiks. Geschrieben von Abraham H. Raskin, war er ein TIMES-Dokument, das zwar die Gewerkschaft wegen ihrer Kurzsichtigkeit gegenüber der unvermeidlichen Zukunft tadelte, aber auch Amory H. Bradford, den TIMES-Bevollmächtigten und seine Verachtung für die Gegenseite für ein Verhandlungsklima verantwortlich machte, das dazu herausgefordert hatte, «die Heizung höher einzustellen». Kurz darauf brachte ein Flugzeug Orvil Dryfoos von Puerto Rico ins Columbia Presbyterian Medical Center. Er starb am 28. Mai 1963, und die Frage, wer Ochs' Lebenswerk fortsetzen würde, war neu gestellt.

Arthur Ochs Sulzberger – die Machtübernahme des Enkels 1963

Arthur Hays Sulzberger war müde. Aber Iphigene, die für ihren Sohn Arthur Ochs und sein Nachfolgerecht als direkter Erbe sprach, besass mit ihren 71 Jahren noch ihre volle Lebenskraft. Sulzberger unternahm zwar einen letzten Versuch zu einem Kompromiss. Amory H. Bradford sollte seinem Sohn als «Überwacher» zur Seite stehen. Doch am 20. Juni 1963 gab er nach. Mit 37 Jahren war Arthur Ochs Sulzberger Verleger der TIMES; der erste Verleger, der zwar für längere Zeit noch den Rat seiner Mutter anhörte, aber im Bewusstsein, direkter Erbe zu sein, in der Tradition seines Grossvaters nicht mehr eine absolute Verpflichtung sah. Turner Catledge, der Gehilfe seines Vaters, der ihn als einer unter wenigen verstanden hatte, wurde sein Berater.

Es zeigte sich, dass er in der Tat kein Journalist, wohl aber ein gradliniger Organisator und Modernisierer war. Er vergass zwar nie, dass die Zeitung, die 1964 bei einem Umsatz von 136 Millionen weniger als drei Millionen Gewinn abwarf, für immer über den Profiten stehen sollte, aber der Streik von 1962/63 hatte ihn gelehrt, dass die TIMES grössere Reserven brauchte, um zukünftige Stürme zu überstehen.

1964 warf er Prestigefragen über Bord und stellte die Ausgabe der TIMES in Los Angeles ein. Dann begann er mit dem Aufbau einer Korporation, die sich nicht mehr nur auf die TIMES, die CHATTANOOGA TIMES und die Papierfabriken stützte, sondern auf Radiostationen, Programmierungs- und Mikrofilmunternehmen, einen Buchverlag und ein weiteres kanadisches Papierunternehmen. 1967 sank auch die europäische TIMES-Ausgabe, die Gründung seines Vaters, die jedes Jahr 1,5 Millionen Dollar an Verlusten verschlang, ins Grab. Stattdessen beteiligte er sich mit 33,33 Prozent an der Pariser HERALD TRIBUNE und bewahrte sich damit ein europäisches Sprachrohr, in dem TIMES-Kolumnisten wie James Reston zu Wort kamen. 1966 war die TIMES bei einer Wochentagsauflage von 748'000 Exemplaren angelangt, während am Sonntag 146'000 Blätter die Druckereien verliessen. Bevor Arthur Hays Sulzberger im Dezember 1968 im 77. Lebensjahr friedlich im Schlaf verschied und – seinem Wunsch gemäss – ohne Blumen, aber (weil er Beethoven nie hatte leiden können) unter den Klängen einer Schubert-Melodie beigesetzt wurde, hatte er keinen Grund, die Entscheidung für seinen Sohn zu beklagen.

Die wirtschaftliche Reorganisation war nur der Hintergrund für die journalistische Weiterentwicklung und Verjüngung. Vielleicht war es kein Zufall, dass sie sich mit dem bewegendsten Ereignis in der Geschichte Amerikas seit dem Zweiten Weltkrieg verband: der Auseinandersetzung um Vietnam, in die Präsident Eisen-

hower die Vereinigten Staaten während seiner Amtszeit 1954 bis 1961 verwickelt hatte, als Frankreich den Kampf aufgab, seine bisherige Kolonie Indochina gegen eine nationalistische, von der Sowjetunion unterstützte Bewegung unter der Führung des Nordvietnamesen Ho Tschu Min zu behaupten.

Eisenhower war damit dem Ziel gefolgt, das der amerikanischen Weltpolitik (und dem weltpolitischen Bild der TIMES) zugrunde lag, seit die Sowjetunion sich nach dem Sieg von 1945 der Ausdehnung ihrer ideologischen und militärischen Macht in Europa und Asien zugewandt hatte – der Eindämmung jedes kommunistischen Vordringens in der Welt. Eine Teilung Vietnams in eine nördliche nationalistisch-kommunistische Region mit Hanoi als Hauptstadt und eine südliche Zone mit der Hauptstadt Saigon, die sich nach amerikanischer Vorstellung zu einer Demokratie entwickeln sollte, hatte Ho Tschu Min nicht davon abgehalten, seinen Kampf um einen einzigen vietnamesischen Staat fortzusetzen.

Die Unfähigkeit südvietnamesischer Regierungen, denen die Herrschaft durch eine korrupte Militärdiktatur vertrauter blieb als Experimente in amerikanisch-westlicher Demokratie, sich gegen die disziplinierte Ideologie des Nordens zu behaupten, hatte Eisenhowers Nachfolger John F. Kennedy 1961 veranlasst, militärische «Berater» nach Vietnam zu entsenden und ihre Zahl bis zu seiner Ermordung auf 16'000 Amerikaner zu erhöhen. Unter Kennedys Nachfolger, Präsident Lyndon B. Johnson, und dessen Verteidigungsminister Robert McNamara waren daraus unter der Devise, Südviets demokratische Freiheit vor dem Kommunismus bewahren zu müssen, 500'000 amerikanische Soldaten – und ein inoffizieller Krieg geworden. Als die Aussichten auf einen Erfolg in dem Dschungel- und Partisanenkampf dahinschwanden und auch die Masse der Südvietnamesen unfähig und Unwillens blieb, eine papierene, wesensfremde «demokratische Freiheit» ernsthaft zu verteidigen, hatte ein ebenso inoffizieller, in Amerika weithin unbeachteter Luftkrieg gegen Nordvietnam begonnen, dessen Bombenabwürfe diejenigen des gesamten Zweiten Weltkriegs um das Dreifache überstiegen. Johnsons Nachfolger, Präsident Richard Nixon, hatte seit 1969 zwar keinerlei Hoffnungen mehr für ein demokratisches Südvietnam gehegt, den Krieg aber fortgesetzt, um Nordvietnam doch noch zu einem Frieden zu zwingen und eine erste militärische Niederlage in Amerikas Geschichte zu vermeiden.

Die TIMES-Berichterstattung über Südvietnam war den Denkschemen zeitgenössischer amerikanischer Weltpolitik gefolgt und hatte, da Nordvietnam oder das benachbarte China keinen westlichen Journalisten seine Grenzen öffnete, keine Anstöße zum Umdenken erhalten.

Der erste TIMES-Reporter in Südvietnam, der 1962/63 die Hintergründe stärker ausleuchtete und zu dem Schluss kam, dass Amerika weder Südvietnam demokratisch machen noch Nordvietnam bezwingen könne, sondern immer tiefer in

einen amerikanischen Prestigekrieg mit Hekatomben sinnlos Gefallener geriet, war David Halberstam, ein junger, furchtloser Abkömmling einer jüdischen Mittelklasse-Familie in Connecticut. Er war ein journalistischer Wahrheitssucher Pulitzerischer Fassung «mit Ratten im Magen». Was er nach New York berichtete, widersprach so sehr allen offiziellen Verlautbarungen und bisherigen Vorstellungen, dass Arthur Hays Sulzberger seine Berichte anzweifelte. Präsident John F. Kennedy legte 1963 Arthur Ochs Sulzberger, kaum dass er Verleger geworden war, nahe, Halberstam nach New York zurückzurufen. Arthur Ochs – noch neu und unsicher – folgte dem präsidentlichen «Rat». Halberstam erhielt als TIMES-Korrespondent den Pulitzer-Preis, aber wurde weit weg nach Polen beordert und 1965 von den Polen, abermals wegen seiner zu grossen Neugier nach Wahrheit, des Landes verwiesen. Innerlich empört verliess er die TIMES und schrieb ein Buch über die Washingtoner Hintergründe in Fernost, «Die Elite».

Zu der Zeit, in der Halberstam dem New Yorker Times Square Lebewohl sagte, erhielt ein anderer TIMES-Mann, Harrison Salisbury, der Ur-Ur-Urenkel britischer Einwanderer nach Minnesota, ehemaliger Moskau-Korrespondent und gleichfalls Pulitzer-Preisträger, völlig überraschend von Nordvietnam ein Visum für die Einreise nach Hanoi. Schon zu Zeiten Arthur Hays Sulzbergers hatte er sich um eine Reise nach dem kommunistischen China bemüht. Aber Arthur Hays hatte sich noch mit Ochsscher Loyalität in Washington nach der dortigen Einstellung zu einer solchen Fahrt erkundigt und vom Aussenministerium die Auskunft erhalten, man werde jeden Reporter, der nach China reise, vor Gericht stellen. Arthur Hays hatte daraufhin weitere Bemühungen um ein Visum untersagt. Wenn jetzt Nordvietnam einem TIMES-Korrespondenten ein Visum offerierte, so war leicht zu erraten, dass dahinter die Absicht stand, der amerikanischen Öffentlichkeit durch ihre respektierteste Zeitung vorzuführen, dass die amerikanischen Luftangriffe wenig militärische Konsequenzen hatten und dass sie das Ende des Krieges um keinen Schritt näherbrachten. Die TIMES sollte ein Bild davon übermitteln, dass stattdessen die Zivilbevölkerung mit einer Barbarei getroffen wurde, die nicht mit amerikanischen Ansprüchen auf Menschenwürde und Freiheit zu vereinbaren war und der wegen ihrer militärischen Sinnlosigkeit selbst eine brutale Rechtfertigung als «Mittel zum Sieg» fehlte.

Arthur Ochs Sulzberger beorderte Salisbury 1967 – nun ohne vorherige Rückversicherung in Washington – nach Hanoi. Daraus sprachen eine Entwicklung zu eigener Entscheidungskraft, die er seit 1963 hinter sich gebracht hatte, aber auch die schrittweise Entfernung seiner jüngeren Generation von den Denkschemen eines überall in der «westlichen Welt» zur Verteidigung «demokratischer Frei-

heit» gegen den Kommunismus berufenen Amerika. Die Berichte, die Salisbury aus Nordvietnam übermittelte, riefen im Weissen Haus Präsident Lyndon B. Johnsons Proteste und die Beschuldigung unpatriotischen, wenn nicht verräterischen Handelns hervor. Verwandte Emotionen erweckten sie in einem nach Zahlen nie gemessenen, aber immer noch erheblichen Teil der Bevölkerung, der sich nicht von der Vorstellung trennen konnte, Amerika sei zum Kampf für die Freiheit der Welt berufen. Die Emotionen waren so stark, dass Turner Catledge und Arthur Ochs Sulzberger noch einmal eigene Zweifel befielen. Zwei weitere Jahre verstrichen, bevor die TIMES einen neuen Sprung über Barrieren der amerikanischen Tradition tat.

Im Oktober 1969 übersandte ein bis dahin unbekannter junger Mann namens Daniel Ellsberg der TIMES einen Brief mit dem Ersuchen um Veröffentlichung. Er bezeichnete den Krieg in Vietnam als einen nicht länger zu verantwortenden «kriegsverbrecherischen» Akt und forderte den Abzug amerikanischer Truppen aus Vietnam. Die TIMES druckte den Brief zwar nicht in seiner radikalen Form, berichtete aber über seinen Inhalt und nannte ihn ein Symbol für einen wachsenden amerikanischen Widerstand gegen die Fortführung eines dubiosen Krieges. Als Daniel Ellsberg von Neuem Verbindung mit der TIMES aufnahm, bot er ihr Fotokopien einer (offenbar als geheim klassifizierten) Studie des Kriegsministeriums im Pentagon über unbekannte Hintergründe des Krieges zur Veröffentlichung an. Es war das erste Mal in ihrer Geschichte, dass die TIMES sich vor eine Wahl gestellt sah – die für Ochs oder Arthur Hays Sulzberger unvorstellbar gewesen wäre –, nämlich illegal kopierte Dokumente zu publizieren, um Hintergründe eines Unternehmens aufzuhellen, dessen Debakel nicht mehr zu übersehen war.

Der Übergangsprozess zur jüngeren Generation, der mit Arthur Ochs Sulzberger begonnen hatte, erfasste inzwischen alle Ränge des TIMES-Imperiums. Turner Catledge hatte sich 1968 auf die Alterspfründe eines Vizepräsidenten zurückgezogen, und Abraham Michael Rosenthal war Managing Editor der TIMES. Lester Markel machte, altersstarrig geworden, seinem jüdischen Assistenten Daniel Schwarz Platz. Arthur Krock in Washington, 81 Jahre alt, zog sich endgültig zurück, um Memoiren «Sechzig Jahre in der Frontlinie» zu schreiben, die bei keinem Präsidenten Begeisterung erweckten. James Reston blieb ein eher konservativer Star-Kolumnist, der gelegentlich von seiner einst totalen Idealisierung Amerikas abwich und sich zu Bemerkungen durchrang wie: «Wenn die tausend Bestinformierten in Washington den Präsidenten nur nach dem Prinzip wählen würden, wer wirklich zu diesem Amt geeignet ist, würde der Gewählte wirklich der Erste sein.» Aber auch er bereitete sich zum Rückzug auf eine Vizepräsidentschaft vor.

Während liberale Kinder und Enkel der jüdisch-osteuropäischen Einwanderung

der Jahrhundertwende – durch die gegenseitige Anziehungskraft einer Gruppe- zu einer Mehrheit unter Redakteuren und Korrespondenten wurden, meldeten sich in einem Achtunddreissigjährigen namens Max Frankel, der 1968 die Leitung des Washingtoner Büros übernahm, auch bereits Söhne der jüdisch-deutschen Immigration aus der Hitler-Ära zu Wort. Im thüringischen Gera geboren und 1938/39 mit seinen Eltern nach Polen abgeschoben, war er im Winter 1940 mit seiner Mutter auf dem Weg über Holland im amerikanischen Hoboken angekommen. Sein Vater Jakob war dagegen sowjetischen Truppen in die Hände gefallen, zur Arbeit nach Sibirien verschleppt worden und gelangte erst nach dem Krieg nach New York in die von vielen deutschen Flüchtlingen bewohnte Gegend von Washington Heights. Nach Studien an der Columbia-Universität hatte Frankel als Korrespondent der TIMES aus Wien, Belgrad und Moskau berichtet, und während er nun in Washington arbeitete, war er einer der ersten, die von dem Angebot Daniel Ellsbergs und seinen Kopien erfuhren, die den Namen «Pentagon-Papiere» erhielten. Von ihm wanderte das Problem der Entscheidung über Veröffentlichung oder Nichtveröffentlichung durch alle Ränge bis zu Abraham Michael Rosenthal, Arthur Ochs Sulzberger und – von der älteren Generation – James Reston hinauf. Die Art, wie Rosenthal und Arthur Ochs Sulzberger mit den Kopien verfahren, lehrte von Neuem, dass die junge Generation bereit war, an die Stelle des altamerikanischen liberalen, patriotischen Konservatismus, der Ochs, Arthur Hays Sulzberger und auch Dryfoos im Innersten geformt hatte, ein wandlungsfähigeres, den Realitäten der Welt stärker angepasstes Denken zu setzen. Aber auch sie änderten wenig an den seit Ochs zu tief verwurzelten Prinzipien besonnener Verantwortung. Sie erfuhren, dass Ellsberg um 1930 in Chicago als Sohn jüdischer, zur Christian Science übergetretener Eltern geboren worden war. Leute, die ihn kannten, sahen in ihm eine Mischung von jüdisch-aggressiver Intelligenz, Messianismus und Schuld- und Sühnekomplexen der Christlichen Wissenschaft. Aber Religion oder ethnische Wurzeln hatten für ihn weniger Bedeutung gehabt als der egozentrische Drang, selbst Anteil an politischen Entscheidungen zu nehmen. Über ein Pepsi-Cola-Stipendium war er nach Harvard, dann zur Marineinfanterie und während der Präsidentschaften Eisenhowers und Kennedys in eine kalifornische Studiengruppe des Verteidigungsministeriums, Rand Corporation, gelangt, die sich auch mit Plänen über die Eindämmung des sowjetisch-kommunistischen Vordringens in der Welt befasste. Die Befreiung oder Bewahrung Südvietnams vor dem Kommunismus war auch für ihn eine selbstverständliche amerikanische Verpflichtung gewesen. Erst als er 1965 selbst nach Vietnam flog und unter anderem als Sonderassistent des amerikanischen Botschafters an sogenannten «Befreiungsoperationen» teilnahm, verlor er seinen Glauben an Sinn und Erfolg des

Vietnam-Krieges. Nach seiner Rückkehr nach Amerika hatte er vergeblich den Versuch unternommen, seine Erkenntnisse wie eine Mission an die Präsidenten Johnson und Nixon sowie dessen Aussenminister Henry Kissinger heranzutragen. Die Fehlschläge hatten seinen missionarischen Ehrgeiz nur noch heller brennen lassen. Als er 1968 in der Rand Corporation Zugang zu einer geheimen Studie über die Entstehung und Entwicklung des Krieges erhielt, glaubte er, Material für einen grossen Anstoss zur Beendigung des Krieges, ja, für eine Art «Nürnberger Prozess», diesmal gegen die obersten amerikanischen Verantwortlichen, vor sich zu sehen. Er hatte die Studie nachts fotokopiert und Tausende von Kopien mitgenommen, als die Rand Corporation ihn entliess.

Sieben zur Geheimhaltung verpflichtete TIMES-Redakteure überprüften in einer streng bewachten Zimmerflucht des New Yorker Hilton-Hotels drei Monate lang Ellsbergs Kopien. Sie schieden alle nicht sachlichen «Sensationen» persönlicher Art aus. Sie eliminierten jede Einzelheit, die noch irgendwelche Bedeutung für die Sicherheit der amerikanischen Truppen in Vietnam oder mögliche Verhandlungen zur Beendigung des Krieges hätten haben können. Sie hielten sich an eine Regel James Restons, wonach die TIMES sich nicht nur vor Lesern in einem New Yorker Vorortzug zu verantworten habe, sondern auch noch in 50 Jahren vor Historikern. Das Ergebnis war eine Dokumentation über Ereignisse, die schon Geschichte waren, aber wenigstens der teilweisen Aufklärung über die unbekannte und tragische Entstehung eines der grössten Irrwege amerikanischer Politik dienen konnten.

Während Ellsberg, rastlos und enttäuscht über die Wartezeit, andere Teile seiner Kopien weiteren Zeitungen anbot, gab Arthur Ochs Sulzberger am 11. Juni 1971 seine Zustimmung zur Veröffentlichung in einer Serie von zehn Folgen.

Keine sensationelle Schlagzeile ging den Dokumenten und Verbindungstexten voraus. Aber schon die erste Publikation genügte, um in Präsident Nixon alle Emotionen eines Mannes zu wecken, der als überzeugter Sohn Alt-Amerikas nicht die Hoffnung aufgegeben hatte, Nordvietnam zu Zugeständnissen zwingen zu können, die einen amerikanischen Abzug wenigstens nicht zur totalen Niederlage machen würden. Amerikanische Kriegsmüdigkeit und Proteste gegen die Fortsetzung des Krieges wirkten in seiner Vorstellungswelt als unpatriotische Akte gegen Amerikas Aufgabe und Grösse. Vor diesem Hintergrund erschien ihm die Veröffentlichung der «Pentagon-Papiere» als die Frucht eines unamerikanischen (und in untergründigen Vorstellungen vielleicht jüdischen) Liberalismus, der sich anmasste, Urteile über einen patriotisch notwendigen Krieg zu fällen. Nixons Vizepräsident Spiro Agnew hatte schon 1969 in Ansprachen von «einer liberalen Presse», von «selbsternannten Wächtern unseres Schicksals» und «einer

kleinen, von niemandem gewählten Elite» gesprochen. Nixon reagierte auf die erste Publikation der TIMES mit einem Antrag auf eine Einstweilige Verfügung, die eine Fortsetzung der Veröffentlichung wegen des Verdachts auf Geheimnisverrat verbieten sollte.

Die langjährige New Yorker Anwaltsfirma der TIMES, Lord, Day & Lord, wich erschrocken und ängstlich zurück und überliess die Verteidigung einem Professor der Rechte an der Yale-Universität, Alexander B. Bickel, dem gemässigt-konservativen Sohn eines Jiddisch schreibenden Journalisten aus Rumänien, der 1938 mit seiner Familie nach Amerika geflohen war. Bickel lag nichts ferner, als die Freiheit der Presse allzuweit auszulegen. Er gestand der Regierung unter besonderen Umständen das Recht zur Einschränkung der Pressefreiheit zu. Aber er bestritt, dass die TIMES im vorliegenden Falle nicht das höchstmögliche Mass an Verantwortung bei der Abwägung zwischen Geheimniswert und Bedeutung der Papiere für öffentliche Einsichten und Erkenntnisse gewahrt habe. Das zuständige New Yorker Gericht wies Bickels Argumente zwar zurück, und die Fortsetzung der «Pentagon-Papiere» wurde für zwei Wochen untersagt. Aber Bickel wandte sich an das Oberste Bundesgericht, und dieses hob am 30. Juni 1971 mit sechs gegen drei Stimmen die Einstweilige Verfügung auf.

Es war nur ein knapper Sieg, weil auch zustimmende Richter ihre patriotischen Gewissenskrupel in ergänzenden «Meinungen» niederschrieben. Aber sie unterschieden sich nur wenig von den Skrupeln, die auch Arthur Ochs Sulzberger, Rosenthal und die anderen hinter sich gebracht hatten, bevor ihre Entscheidung für die Publikation fiel.

Die Veröffentlichung der «Pentagon-Papiere» erzeugte die grössten Kontroversen, welche die Arena der öffentlichen Meinung in Amerika und in der Folgezeit in der ganzen Welt seit Langem erlebt hatte. Während Ellsberg auf ein Verfahren wegen Geheimnisverrats wartete, bei dem schliesslich die Anklage gegen ihn fallengelassen wurde und seine angebliche Hoffnung auf eine Märtyrerrolle in der amerikanischen Geschichte in nichts zerrann, analysierte die TIMES die Ergebnisse ihres Unternehmens. Sie liessen sich nicht in Auflagensteigerungen messen. Diese waren minimal. Nur wenige Amerikaner hatten die «Pentagon-Papiere» vollständig gelesen. Aber sie waren dort gelesen worden, wo die Entscheidungen fielen, und hatten zweifellos den Weg zur Beendigung des aussichtslosen Krieges verkürzt.

Der «Leopard» – das Leben Eugene Meyers, des «Vaters der Washington Post»

Eugene Meyer, der Vater der WASHINGTON POST, die spätestens nach 1965 in die Spitzengruppe der einflussreichen Zeitungen aufstieg, war anderer Wesensart als Adolph Ochs, Orvil Dryfoos oder die Sulzbergers. Er starb im 83. Lebensjahr am 17. Juli 1959 im George Washington Hospital an Krebs. Der Tod kam 13 Jahre vor dem 17. Juni 1972, an dem fünf zunächst unbekannte Männer bei dem Versuch, im Hauptquartier der Demokratischen Partei im Watergate-Gebäude in Washington Abhörgeräte einzubauen, verhaftet wurden und Reporter der WASHINGTON POST den Auftraggebern der fünf nachspürten. Eugene Meyer erlebte nicht mehr, dass die Reporter den Urheber in der Umgebung Präsident Nixons entdeckten und der WASHINGTON POST erste Beweismittel für einen schliesslich lawinenartig verlaufenden Feldzug lieferten, der im Jahre 1974 Richard Nixon als ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten zum vorzeitigen Rücktritt zwang. Vielleicht hätten die Vorgänge Meyer in innere Konflikte gestürzt, weil er sein ganzes Leben lang ein konservativer Republikaner gewesen war. Vielleicht aber hätte er auch das ebenso folgenreiche wie heiss umstrittene Ansehen genossen, das die POST und ihre Verlegerin, seine Tochter und Nachfolgerin Katharine, so kurz nach dem Kampf um die «Pentagon-Papiere» erlebten.

Als Eugene Meyer am 1. Juni 1933 die von kaum mehr als 21'000 Lesern gekaufte WASHINGTON POST ersteigerte, die von dem sexbesessenen und reitpferdsüchtigen Verleger John R. McLean (der einst Albert Pulitzers New Yorker JOURNAL erworben und wieder an William Randolph Hearst verkauft hatte) ruiniert worden war, zählte er 57 Jahre. Der Preis betrug 825'000 Dollar. Vor dieser Erwerbung lag das Leben eines Börsenmannes, dessen Erlebnisse ausgereicht hätten, ein normales Dasein bis über den Rand zu füllen. Aber Eugene Meyer hatte nie ein normales Leben geführt. Im Mai 1933 hatte er (wir werden noch davon hören) ein Gouverneurs-Amt beim Federal Reserve System in Washington enttäuscht niedergelegt. Doch zwei Wochen Ruhe auf seiner Farm bei Mount Kisco in Westchester hatten genügt, um ihn auf der Suche nach neuen Unternehmungen gleich einem Geist durch sein Herrenhaus wandeln zu lassen. Angeblich entdeckte er dabei Staub am Treppengeländer und rief in unbeherrschtem Zorn: «Dieses Haus wird unordentlich geführt!» Seine Frau Agnes gab weniger laut, aber ebenso scharf zurück: «Du fährst besser nach Washington und kaufst die 'Washington Post'.» Was immer es mit dem Staub auf sich hatte – kurze Zeit darauf erwarb er die POST, das marodeste unter den fünf Blättern der Hauptstadt. Der weniger angeschlagene Rest nannte sich DAILY NEWS, EVENING STAR, HERALD und TIMES.

Auch Meyer wurde dadurch kein Journalist. Für einen Mann, der beim Schreiben an Krämpfen litt, wenn er selber einen Bericht verfassen sollte, war das zuviel verlangt. Aber er entwickelte sich zu einem weiteren «Tempelbauer» für Journalisten der Zukunft, und dieser Bau sollte ihn fortan so sehr beschäftigen, dass er sein vorangegangenes Leben nur noch als ziemlich unbedeutend betrachtete. Das war ungerecht. Die neue WASHINGTON POST wäre nicht ohne die Millionenbeträge entstanden, die er aus drei Jahrzehnten Wall Street in sein journalistisches Abenteuer einbrachte. Ebensowenig wäre der «Tempel» ohne den Ehrgeiz und den Hunger nach politischem Einfluss errichtet worden, den er in den 57 Jahren entwickelt hatte, seit er 1875 in einer schläfrigen Gasse von Los Angeles zur Welt gekommen war.

Die Geschichte seines Vaters Marc Eugene Meyer, Inhaber des Ladens «The City of Paris» in Los Angeles, verriet einen Hauch von Levi Strauss und Wildwest. Der Rabbiner-Sohn aus Strassburg traf 1859 mit einem Empfehlungsbrief des früher erwähnten elsässisch-pariserischen Export- und Börsen-Entrepreneurs Alexander Lazard an dessen amerikanische Partner Simon Lazard und Alexander Weill in Kalifornien ein. Seither hatte er gelernt, mit doppelläufigen Gewehren und Pistolen umzugehen, um Geldschränke gegen Banditen zu verteidigen.

Als er 1884 mehr oder weniger bankrott mit acht Kindern und seiner von Geburten erschöpften Frau Harriet nach San Francisco zog, um in ein Investment-Geschäft einzutreten, taten seine Töchter Rosalie und Elise das Klügste, das sie tun konnten. Sie heirateten Levi Strauss' Neffen und Erben, Sigmund und Abraham Stern, und wurden Angehörige des Blue-Jeans-Imperiums. Eugene aber gewöhnte sich mit neun Jahren daran, «Sheeny» rufenden San Franciscoer Schulkameraden nicht auszuweichen, sondern sie zu verprügeln. Er entwickelte so grosse Aggressivität, dass seine spätere protestantische und von keinerlei «Sheeny»-Rufen behelligte Frau Agnes einige Zeit vor der Hochzeit schrieb: «Ich muss versuchen, Dir abzugewöhnen, gegen alles zu kämpfen, was Dir über den Weg läuft. Du bist als menschliches Wesen geboren worden. Weshalb willst Du nicht auch ein menschliches Wesen sein?» Das aber fiel ihm schwer. Mit 17 Jahren kannte er jeden Artikel der Finanzjournale, die Eugene sen. aus New York, London, Paris und Frankfurt bezog. 1893, als sein Vater Partner der New Yorker Filiale der Lazards wurde und die ganze Familie ins Savoy-Hotel von New York zog, wurde Eugene jun. Schüler des Yale College. Jüdisch-religiöse Fragen bewegten ihn wenig («Ich glaube einiges davon, aber nichts mit Hingabe»), und die Neigung der Yale-Leute, ihn als Juden abzusondern, ärgerte ihn. Aber das erhöhte wiederum seinen Ehrgeiz umso mehr.

Das College schaffte er in zwei statt in drei Jahren. 1895 wurde er für zwölf Dol-

lar wöchentlich Buchhalter bei den Lazards und argwöhnte vom ersten Tage an, dass dies nicht der richtige Anfang für ihn sei. Ein Abkommen mit seinem Vater, der ihm, falls er bis zum 21. Lebensjahr nicht rauchen würde, eine Zahlung von 600 Dollar versprach, lieferte ihm eine bessere Starthilfe. Er verzichtete auf Tabak, kassierte 1896, als er 21 wurde, 600 Dollar, investierte sie in Eisenbahnen und machte daraus schnell 8'000. Während dieser Bemühungen reiste er für die amerikanischen Lazards nach Paris. Aber die Söhne Alexander Lazards, denen er dort begegnete, missfielen ihm. Sie vergeudeten nach seiner Ansicht zuviel Zeit mit Mädchen. Und auch eine Lazard-Tochter, die als Ehefrau für ihn vorgesehen war, konnte ihn in Paris nicht festhalten. Was die New Yorker Lazards anging, rechnete er sich aus, dass er 40 Vorgesetzte überleben müsste, um an die Spitze zu kommen. Das dauerte ihm zu lange. Während des Präsidentschaftswahlkampfes von 1900 operierte er an der Wall Street so geschickt mit seinem 8'000-Dollar-Vermögen, dass nach dem Sieg William McKinleys 50'000 daraus geworden waren. Sie reichten aus, um einen eigenen Börsensitz zu kaufen und den Lazards adieu zu sagen. Der kleingewachsene Alexander Weill kurbelte sich vor Zorn darüber auf seinem Bürodrehstuhl auf die höchste Stufe hinauf und überschüttete Eugene von oben herab mit Warnungen. Aber das hätte er sich sparen können. Zu Meyers ersten Wall-Street-Bekanntschaften gehörten Bernard Baruch und Henry Morgenthau sen. Morgenthau belehrte ihn, dass ihm mit seinen 25 Jahren nur die Krümel der Börse zustünden. Der Kuchen gebühre den Älteren. Aber genau diese Bemerkung forderte Meyer dazu heraus, sich ein Stück von dem Kuchen zu beschaffen. Bis 1904 erwarb er sich den Namen «Kid Broker» oder «Kindermakler». Aber er erwarb auch seine erste halbe Million. Das meiste davon verlor er zwar – Ironie des Schicksals – in der Morgenthau Trust Company. Aber aus dem Debakel entwickelte er den für Wall Street völlig neuen Grundsatz, alle Unternehmen, in die er investierte, vorher wissenschaftlich zu erforschen. Er gründete die Firma Eugene Meyer & Co. mit einer eigenen Research-Abteilung und setzte damit einen Meilenstein für seine Karriere. Als San Francisco 1906 durch Erdbeben und Feuer in Schutt und Asche sank, waren seine Verluste wettgemacht, und er reiste mit 30'000 Dollar, versteckt in einem Geldgürtel unter dem Hemd, und einem Revolver sechs Tage lang nach Westen, um seinen Schwestern Rosalie und Elise beizustehen. Er traf beide lebend an. An Ort und Stelle entdeckte er, dass für den Wiederaufbau San Franciscos zwar genügend Holz, aber keine Nägel zur Verfügung standen. Da die direkte Telegrafafenverbindung nach New York überlastet war, beorderte er auf dem Umweg über Yokohama eine Schiffsladung Nägel in die zerstörte Stadt und kehrte nach diesem Unternehmen noch wohlhabender nach New York zurück. Mit 33 Jahren besass er rund vier

Millionen Dollar und (so meinte der Ehemann seiner Schwester Ruth) das «Selbstbewusstsein eines Leoparden».

In solcher Verfassung begann er 1908, an Abraham Lincolns Geburtstag, eine Eroberung, die sich ausserhalb von Wall Street und Börse vollzog. Er sah in der American Art Gallery ein weibliches Wesen mit blondem Haar und blauen Augen und erklärte: «Das ist das Mädchen, das ich heiraten werde.» Ein solch bestimmendes Besitzergreifen entsprach zwar seiner Natur, nicht aber dem Wesen der Blondine, die sich Agnes Ernst nannte und einen verschuldeten protestantischen Bohemien von Anwalt zum Vater hatte. Sie schlug sich als Reporterin durch und träumte von einem Kunststudium in Paris. Sie wies ihn ab, verschwand an die Seine und erging sich in Schwärmereien für Künstler wie Auguste Rodin. Aber Eugene Meyer war nicht zum Verlierer geboren.

Klein, mit glattrasiertem Gesicht, in dem nur die braunen Augen hinter Kneifergläsern verrieten, dass er sehr wohl zur Güte fähig war, reiste er nach Paris und spürte Agnes auf. Er imponierte ihren Künstlergenossen mit Einladungen in Restaurants wie Tours d'Argent und bewog Agnes zu einem Briefwechsel. Nach seiner Rückkehr vermehrte er in New York sein Vermögen, indem er in Kupfergesellschaften investierte, die seine Research-Abteilung empfahl, während selbst Jacob Schiff und John Pierpont Morgan mangels Informationen zu lange zögerten. Es entmutigte ihn nicht, dass in Agnes' Briefen aus Paris viel Intelligenz, aber kein Wort über Liebe zu finden war. Er wünschte sich Agnes Ernst als ein lebendiges Symbol einer Welt voll Kunst und Intellekt, der er nicht angehörte, aber angehören wollte. 1910 heiratete er Agnes in der lutherischen Trinity-Kirche von New York. Er bezahlte fortan die Schulden ihres Vaters, und sie notierte: «Es wäre bei meiner Mitgift... unmöglich gewesen, jemanden zu heiraten, der nicht reich war.» Nach einer kombinierten Hochzeits- und Geschäftsreise über Japan, Sibirien nach Europa und zurück kaufte er eine Stadtvilla an der Park Avenue und die Farm bei Mount Kisco. Er zeugte den Sohn Eugene und die vier Töchter Florence, Elizabeth, Katharine und Ruth und duldete mit Fassung Agnes' gelegentliches paradoxes Bekenntnis: «Du bist der einzige Mann, den ich heiraten konnte, aber leben kann ich mit dir nicht.» Er überstand Krisen, die dicht am Bankrott vorbeiführten, und musste einmal das Park-Avenue-Haus verkaufen, um mit der ganzen Familie ins St.-Regis-Hotel zu ziehen. Aber 1914 gelang ihm einer der grössten Coups seines Lebens, als der Erste Weltkrieg die deutsche Farbenindustrie daran hinderte, wie bis dahin 90 Prozent des amerikanischen Marktes zu beliefern. Er organisierte die amerikanische Farbenindustrie Allied Chemical and Dye. Allein zwischen 1926 und 1930 verteilte sie an ihre Aktionäre 134 Millionen Dollar Dividende.

Als sich Meyers Vermögen um 1930 jeder genauen Schätzung entzog, reichten seine Träume und sein Ehrgeiz schon weit über die Börse hinaus. 1908 hatte er zum erstenmal dem Wahlfonds der Republikanischen Partei 28'000 Dollar und dem Washingtoner Capitol eine grosse Plastik Abraham Lincolns gestiftet. Er war weniger ängstlich als Joseph Seligman und weniger hintergründig als Bernard Baruch. Ihn verlangte offen nach politischer Betätigung. Als Baruch Rohstoffberater für Präsident Wilsons Kriegsrat der Nationalen Verteidigung wurde, bot auch Eugene Meyer seine Dienste in Washington ohne Entschädigung an, genauer gesagt auf der «Ein-Dollar-pro-Jahr-Basis», nach der sich in Krisenzeiten Scharen von gebetenen und ungebetenen Beratern in Washington niederliessen, um nicht selten die Suppe eigener Interessen zu kochen. Meyers Angebot war vergebens. Er schrieb persönlich an Präsident Wilson, obwohl dieser Demokrat war – wieder vergebens. Schliesslich assistierte er Baruch und verhalf diesem, der, für bürokratischen Betrieb untalentierte, wichtige Akten in seinen Jackentaschen trug und seine Finanz- und Rohstoff-Transaktionen nur im Kopf verzeichnete, zu Büros und Angestellten, die er aus seiner Tasche bezahlte. Er bewog Daniel Guggenheim und andere Entrepreneure dazu, sich als Patrioten zu bewähren, auf Kriegspreissteigerungen zu verzichten und der Rüstungsindustrie wenigstens 45 Millionen Pfund Kupfer zu einem Preis von nur 17,25 Cent zu überlassen.

Ohne Vollmachten dafür, nur auf eigene Verantwortung, drohte er Altmetallhändlern erfolgreich mit staatlicher Beschlagnahme, falls sie ihre Preise steigerten. Aber da er weder Baruchs Eleganz noch dessen orakelhaft-diplomatische Manier besass und offen seine Leopardenkralen zeigte, dachte Baruch keinen Augenblick daran, ihn offiziell in sein Amt aufzunehmen. 1918 fand sich zwar eine Position als Direktor in der Kriegsfinanzierungskommission. Aber da war der Krieg schon zu Ende.

Eugene und Agnes blieben Randerscheinungen des noch dörflichen Washington, wo noch kein Telefon auf dem Präsidentenschreibtisch stand und Aussen-, Kriegs- und Marineministerium in Mansarden gegenüber dem Weissen Haus agierten. Neun Jahre lang gab es nichts ausser weiteren Börsenerfolgen, und als Präsident Herbert Hoover sich 1930 überraschend an Meyers Telefon in New York meldete und ihn einlud, als Gouverneur in das Washingtoner Direktorium des Federal Reserve System einzutreten, befand Amerika sich schon auf voller Fahrt in die Weltwirtschaftskrise. Bernard Baruch hielt sich vorsichtig im Hintergrund und empfahl dem Präsidenten Eugene Meyer, der sich durch seinen brennenden Ehrgeiz auszeichnete. Tatsächlich konnte Eugene nicht widerstehen, lieferte dem wirtschaftlich hilflosen Präsidenten erbitterte Kämpfe zugunsten einer Unterbrechung der europäischen Kriegsschuldzahlungen an Amerika und für eine generelle Schliessung und Reorganisation der zusammenbrechenden amerikani-

schen Banken. Aber er scheiterte. Als er dem Sohn von Hoovers Sekretär Joslin als «Gouverneur Meyer» vorgestellt wurde, erkundigte sich der Junge: «In welchem Staat sind Sie Gouverneur?» Meyer hatte nur noch die Antwort: «Im Staat Bankrott.» Im Mai 1933 gab er den Kampf auf und zog sich nach Mount Kisco zurück. Und damit sind wir wieder bei der Geschichte mit dem Staub in seinem Hause und dem Kauf der WASHINGTON POST.

Er erwarb das Blatt, weil er damit einen neuen möglichen Weg nach Washington sah. Agnes notierte: «Es ist eine grosse Gelegenheit für E., einen dominierenden Einfluss in der Entwicklungszeit eines neuen Amerika zu erringen.» Als er zum erstenmal das traurige Zeitungsgebäude in der Nähe der Pennsylvania Avenue betrat, richtete sich Franklin D. Roosevelt gerade im Weissen Haus ein und versprach (ohne genau zu wissen wie, aber mit dem Instinkt eines geborenen Politikers der Massen), Amerika aus Krise und Not herauszuführen. Die WASHINGTON POST hatte in besseren Tagen wie die NEW YORK TIMES auf dem Frühstückstisch jedes Kongressabgeordneten gelegen. Meyers Ehrgeiz war, sie wieder an diesen Platz zu befördern, und seine Überzeugungen dazu.

Am Anfang beging er jeden verlegerischen Fehler, der sich nur machen liess. Seine Unerfahrenheit liess ihn um Haaresbreite die für eine Zeitung mittlerweile lebenswichtig gewordenen politischen Karikaturen und Comic Strips an den WASHINGTON HERALD und dessen Besitzer Randolph Hearst verlieren. Dieser hatte, 22 Jahre nach Joseph Pulitzers Tod, mit dem Kauf des 31. Blattes, des LOS ANGELES EXPRESS, den Gipfel seines erträumten Zeitungsimperiums erreicht und überschritten und begann gerade seinen unaufhaltsamen Abstieg. Meyer erkundigte sich voller Naivität: «Sind Comic Strips denn wichtig?» Als er um die Comics prozessierte und den Prozess nach zwei Jahren vor dem obersten Bundesgericht gewann, liess die zweiundfünfzigjährige, rothaarige, scharfzüngige Managerin des HERALD, Eleanor Cissy Medill Patterson, antijüdischen Gefühlen freien Lauf. Die reiche Enkelin des Gründers der CHICAGO TRIBUNE, die 1917 den immigrierten Grafen Josef Gizycki geheiratet und als Gräfin paradiert hatte, die aber mit zuviel «journalistischem Dynamit» geladen war, um ohne Herrschaft über eine Zeitung auskommen zu können, managte die Hearst-Zeitung mehr aus Leidenschaft als Gewinnstreben.

Sie schickte den Meyers ein Paket mit einem Stück Fleisch und der Begleitnotiz ins Haus: «Da haben sie ihr Pfund Fleisch.» Es war eine Anspielung auf shylock, den jüdischen Kaufmann in Shakespeares «Kaufmann von Venedig», und der kommende Konkurrenzkampf verlief entsprechend. Nach einem Jahr voller Angriffe seitens der Frau «mit Dynamit» versuchte Meyer, den HERALD um 600'000 Dollar zu erwerben, und Hearst war – in grossen Finanznöten – bereit, seinen

einstigen Spruch «Ich kaufe nur Zeitungen. Ich verkaufe nicht» zu vergessen. Aber als Cissy von Hearsts Schwächeanfall erfuhr, holte sie ihn mitten in der Nacht aus dem Schlaf und bot ihm eine Million Dollar Kredit. Das vereitelte den Verkauf. Cissy entwickelte sich zur Pächterin und danach Besitzerin des HERALD, vereinigte das Blatt mit der WASHINGTON TIMES zum TIMES HERALD und setzte den Kampf gegen Eugene Meyer mit immer neuen Dynamitladungen fort.

Bis 1935 verlor Eugene Meyer mindestens 1'500'000 Dollar, und er benötigte viele weitere Millionen an Investitionen, bis seine Zeitung einen geringen Gewinn abwarf. Aber als Andrew Mellon ihm auf dem Höhepunkt der Verluste ein Kaufangebot für die POST unterbreitete, erhielt er als Antwort eine Meyer-Version von Hearsts einstiger Parole: «Ich habe sie nicht gekauft, um sie wieder zu veräusern.» Meyer kündigte – in mancher Beziehung Ochs folgend – an, er werde die Wahrheit so unabhängig und vollständig berichten, wie Wahrheit überhaupt zu ermitteln sei. Das Wort «unabhängig» war so gemeint, wie es gedruckt dastand. Als ein Redakteur eine einseitige Hymne auf den ersten jüdischen Obersten Bundesrichter Amerikas, Louis Brandeis, verfasste, wies er ihn mit Worten zurecht, die auch von Ochs hätten stammen können: Er hoffe, dass niemand auf die Idee ver falle, die WASHINGTON POST würde jüdische Fragen weniger objektiv behandeln als andere Probleme Amerikas. Das hinderte ihn nicht an persönlichen Stiftungen für die Unterstützung bedrängter Juden in Osteuropa. Während seiner Wall-Street-Tage entwickelte er auch Sympathie für die Schaffung einer Heimstätte für solche Bedrängten. Aber so wie Ochs und dessen Nachfolger erwärmte er sich nie für die Idee einer jüdischen Heimkehr nach Palästina und einen neuen jüdischen Staat. Im Gegensatz zu Ochs war er von vornherein ein Mann der Leitartikel und Kolumnen und kündigte an, er werde für die Wahrung der Verfassung und die Freiheit der Wirtschaft engagiert eintreten. Unter letzterer verstand er die unverfälscht kapitalistische Wirtschaftsform, in der er gross geworden war.

Als der Systematiker, der er war, begab er sich persönlich an die Columbia-Universität, um sich in der Journalistenschule Rat zu holen. Als erstes brachte er ein Novum nach Washington mit, das niemals mehr aufhören würde, amerikanisches Leben und amerikanische Politik im Guten wie im Bösen zu beeinflussen. Im Oktober 1935 veröffentlichte er eine erste Umfrage des Meinungsforschers George H. Gallup. Das war in gewissem Sinne der Auftakt für seine persönliche Machtübernahme.

Danach durchwanderten er und seine Zeitung alle Stadien konservativrepublikanischer Abneigung gegen Franklin Roosevelt und dessen auf den ersten Blick nach Sozialismus und Planwirtschaft schmeckende Gesetze des New Deal. Aussenpolitisch ging er den Weg eines konservativen, mit einiger Weltkenntnis aus-

gestatteten amerikanischen Patrioten. Er hatte seit Langem die Ansicht vertreten, dass die unkluge Masslosigkeit des Versailler Friedensvertrages von 1919 in Deutschland den Boden für Hitlers Aufstieg bereitet habe. Er traf sich 1937 und 1939 in Österreich und in der Schweiz mit Hitlers erstem konservativem Finanzminister Hjalmar Schacht, um über friedliche Lösungsmöglichkeiten der europäischen Spannungen zu sprechen. Aber von 1939 an, dem Jahr des deutschen Einmarsches in die Tschechoslowakei und der Eroberung Polens, trat er wie Sulzberger für Amerikas Eintritt in den Krieg gegen Hitler ein. Von 1941 an befürwortete er (aber als kalter Pragmatiker, ohne Illusionen über die fernere Zukunft) die Unterstützung der Sowjetunion. Er war für eine bewaffnete Konfrontation mit Japan, für die Gründung der Vereinten Nationen und 1945, bei Kriegsende, für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas.

Als die WASHINGTON POST in den Nachkriegsjahren auf täglich 200'000 Exemplare zusteuerte, übte sie gewiss noch keine entscheidende Wirkung auf die öffentliche Meinung in Washington, die politische Linie des Präsidenten und des Kongresses aus, ganz zu schweigen von der Meinungsbildung ausserhalb der Hauptstadt. Aber sie lag wieder auf vielen Frühstückstischen von Abgeordneten und Senatoren.

Um die Nachfolge des «Leoparden» oder: Philip und Katharine Meyer Graham

Als Eugene Meyer die erste Hälfte seines siebten Lebensjahrzehnts hinter sich hatte, peinigte auch ihn die Frage, wer die WASHINGTON POST nach seinem Tode weiterführen sollte. Sein einziger Sohn Eugene hatte keinen Ehrgeiz, Amerika oder die Welt zu beeinflussen. Er arbeitete als Mediziner im Walter-Reed-Krankenhaus für Tropenkrankheiten. Als sein Vater sich erkundigte, ob er nicht doch die POST als Lebensaufgabe vorziehen möchte, erhielt er nach kurzer Bedenkzeit die Antwort: Nein. Meyers Töchter heirateten einen Gynäkologen, einen Offizier und den Schauspieler Oscar Homolka. Am Ende blieb ihm nur eine Hoffnung: Katharine (oder Kay), das attraktivste und scheueste seiner Mädchen.

1938, 21 Jahre alt, hatte sie sich nach dem Studium an der Universität von Chicago und einigen Erfahrungen bei einem Lokalblatt dazu überreden lassen, als Reporterin bei der SAN FRANCISCO NEWS, einem Blatt der Zeitungskette Howard Scribbs', ihre Fähigkeiten zu versuchen. Als sie 1939 nach Washington zurückkam, blieb sie bei der Sache und – bei der POST. Aber San Franciscos rauhe «Waterfront» hatte sie zum erstenmal in ihrem behüteten Leben mit Arbeitern und Ge-

werkschaftsführern konfrontiert. Sie brachte Überzeugungen mit, die nach Roosevelts New Deal und sozialliberalen Reformen schmeckten. Die Überzeugungen verbanden sich mit einer Portion Eigenwillen, bei dem man nicht lange zu fragen brauchte, von wem er stammte. Wenn sie mit anderen PosT-Leuten vor Meyers Zimmer wartete, während man seine Zornausbrüche durch die verschlossenen Türen hören konnte, verliess sie nach kurzer Zeit den Raum. Spitzenmanager erklärten ihre eigene Geduld mit den Worten: «Wir müssen ihn sprechen.» Sie dagegen bemerkte «Ich nicht» und ging.

Sie verliebte sich in einen jungen, vielseitig begabten, sensiblen Juristen aus dem Süden namens Philip L. Graham. Er war unter Protestanten in Florida aufgewachsen, hatte in Harvard die besten Zensuren erhalten und sich als Assistent am Obersten Bundesgerichtshof ausgezeichnet. Auch er war voller liberaler Ideen und dachte an eine politische Karriere in der Demokratischen Partei. Aber liberale Demokraten gehörten nicht zu Meyers bevorzugter Sorte Mensch.

Doch Katharine war dem alten Leoparden gewachsen, und sie benutzte eine seiner rhetorischen Äusserungen über «Vertrauen in die Jugend», um ihn auf einen vielversprechenden Vertreter dieser Jugend, Philip L. Graham, hinzuweisen. Eugenes ahnungslose Bemerkung «Ich würde ihn gerne sehen» brachte Meyer und Graham zusammen, und beide trugen unverzüglich ihre erste Fehde wegen eines Bundesrichters aus, den Meyer hasste und Graham liebte.

Katharine heiratete Philip am 5. Juni 1940 und folgte ihm, als er Soldat wurde, von Ausbildungslager zu Ausbildungslager. 1942 machte sich Meyer, unentwegt von Zukunftsgedanken geplagt, auf den Weg zum Luftwaffenlager Harrisburg. Er hatte zwei Jahre lang nachgedacht und, Liberalismus hin oder her, an Philip ein paar akzeptable Eigenschaften entdeckt: vor allem die Fähigkeit, hart zu arbeiten und (was ihm selbst abging) mit Menschen umzugehen. So erklärte er ihm: «Ich bin jetzt siebenundsechzig. Ich muss jetzt wissen, ob du dich entschliessen kannst, zur 'Washington Post' zu kommen.» Aber Philip liess sich Zeit. Er entschied sich erst zu einem Ja, als er an die Front nach Ostasien flog.

Nachdem er 1945, 30 Jahre alt, zurückgekehrt war, ernannte ihn Meyer zwar zum Stellvertreter und später zum Verleger. Aber als Vorsitzender des Vorstandes zeigte er keine Neigung, die Kontrollzügel aus der Hand zu geben. Katharine, die von sich sagte, sie habe bis dahin nicht gewusst, wie man «eine Tomate per Telefon bestellt», lernte kochen und brachte in einem Haus in Georgetown vier Kinder, Elizabeth Morris, David Edward, William Welsh und Stephen Meyer, zur Welt. Aber gleichzeitig arbeitete sie weiter in der POST, weil Philip nicht von Meyers Geld zu leben wünschte und zwei Gehälter besser waren als eines.

1948 endlich hatte der alte Leopard sich soweit an den Schwiegersohn und einige seiner organisatorischen Ideen gewöhnt, dass er sich selber lobte: «Das Beste, was ich ... je getan habe, war, ihn für die 'Post' zu interessieren.» Er übergab Philip und Katharine alle Stimmrechtsaktien zu einem nominellen Preis von nur einem Dollar pro Stück. Er liess sich jedoch ein Kontrollkomitee aus hohen Richtern einfallen, das jede Änderung im Besitz der Stimmrechtsaktien zu genehmigen und die WASHINGTON POST als «unabhängige ... nur dem Wohlergehen der Nation ... dienende Zeitung» zu erhalten hatte. Die Normalaktien übertrug er einem Eugene-and-Agnes-Meyer-Fonds.

Niemals wurde er ein Mann, der im Hintergrund leben konnte. Sein Haus am Crescent Place in Washington, in dem Agnes Empfänge gab und Kunstwerke sammelte, war für ihn kein dauerhafter Magnet. Agnes hatte versucht, ihren Reporterinnen- und Kunstehrgiz der vorehelichen Jahre bei der WASHINGTON POST zu befriedigen. Aber Eugene hatte eine Art Zensur über schreibende Familienangehörige – sprich Agnes – verhängt. So kam sie nur selten zu Wort und suchte Ersatz in Zeitschriftenartikeln, Reden oder Treffen mit Literaten. Einmal zog sie sich für lange Zeit in eine Berghütte zurück, um den Roman «Joseph und seine Brüder» des nach Amerika emigrierten Thomas Mann zu studieren. Sie verfasste darüber einen Essay für die NEW YORK TIMES, traf sich mit Thomas Mann und mietete ein New Yorker Haus, um eine Woche lang täglich in seiner Nähe zu sein. «Ich fühle», notierte sie dazu, «dass ich ... eine der wenigen Frauen bin, die er mag.»

Aber wenn sich Eugene auch immer wieder Verständnis für Agnes' intellektuelle Eskapaden abrang – sie wurden auch jetzt kein Teil seiner inneren Welt. Er war in seinem neuen siebenstöckigen Verlagsgebäude, das 1950 entstand, zu Hause. Diplomatie blieb seine schwache Seite. Graham nannte ihn gelegentlich einen «zornigen alten Mann» und hielt schriftlich fest, entweder werde er das Unternehmen selber führen oder zu Rechtswissenschaft und Politik zurückkehren. Aber der Leopard war nicht imstande, aus seiner Haut zu schlüpfen. innerlich gestand er sich von Jahr zu Jahr immer mehr ein, dass er keine bessere Wahl als Philip, sogar in der Rolle des Friedensbringers zwischen Agnes und ihm, hatte treffen können. Aber zu offener Anerkennung war er nicht bereit.

Der Leopard überlebte Eleanor Cissy Medill Patterson, die ihm einst ihr Shylock-Präsent übersandt hatte und mit 63 Jahren an einer Attacke ihres «mit zuviel Dynamit geladenen» Herzens starb. Aber als Philip mit Meyers Zustimmung versuchte, ihren hinterlassenen WASHINGTON TIMES HERALD aufzukaufen, kam ihm Eleanor Cissys Cousin Robert Rutherford McCormick aus Chicago zuvor. Der nunmehrige Herr der CHICAGO TRIBUNE gab ein Angebot ab, das doppelt so hoch war wie Philips 4,5 Millionen Dollar, und sicherte sich damit in der Hauptstadt

einen Satelliten seines aggressiven Chicagoer Blattes. Philip empfand das Scheitern des Kaufs als eine Niederlage und zog sich – mit einer überraschenden Verletzlichkeit, die zukünftige Tragödien ankündigte – für eine Woche «zum Sterben» in sein Haus zurück.

Doch was ihm als Niederlage erschien, dauerte nicht lange. Robert Rutherford McCormicks rauher Stil, der ihn in Chicago zum absoluten Zeitungskönig machte, fand in Washington wenig Widerhall. Schon 1953 überstiegen seine Verluste eine Million Dollar pro Jahr. Sein Zorn über Washington, das «die herzhafteste Stimme des wahren Amerika» (das wahre Amerika lag für ihn in Chicago und im Mittleren Westen) nicht mehr verstand, machte die Million nicht kleiner. Philip und Meyer machten ein neues Angebot, und für 8,8 Millionen stieß McCormick seine unverstandene «Stimme» wiederab. Sie ging in der WASHINGTON POST auf, und Walter Lippmann kommentierte: «Hurra für einen Kanarienvogel, der eine Katze frass.»

Nach einigem Widerstand nahm der Leopard hin, dass Philip – so wie später Arthur Ochs Sulzberger – nach 1956 zur Verstärkung des Fundaments der POST Radio- und Fernsehstationen in Washington, Cincinnati und Miami erwarb. Kurze Zeit, bevor ein Darmkarzinom den fünfundachtzigjährigen Eugene Meyer am 17. Juli 1959 tötete, brachte ihm der Finanzmanager der POST noch die Nachricht, dass ihre Sonntagsauflage zum erstenmal die Zahl 450'000 überstiegen hatte.

Die Graham-Tragödie und das Werden und Wachsen einer Verlegerin

Der Tod war dem Leoparden freundlich gesonnen. Er bewahrte ihn davor, die Tragödie zu erleben, die sich um Philip, nun Präsident der Washington Post Company, vier Jahre später ereignete. Vielleicht bewahrte er ihn auch davor, sich zu fragen, ob und wieviel Schuld daran ihm, dem so gerne und lange Herrschenden, zukam. Als er starb und 900 Menschen sich in der unitarischen Allerseelenkirche zur Trauerfeier versammelt hatten, litt Philip bereits an Depressionen. Zum erstenmal hatten sie sich 1957 bemerkbar gemacht. Katharine brachte ihn zur Erholung auf eine Farm in Virginia, die sie sich gekauft hatten und der sie den Namen «Glen Welby» gaben. Erst nach Monaten war er, scheinbar wiederhergestellt, nach Washington zurückgekehrt.

Mit einer sonderbaren Ruhelosigkeit hatte er sich in den Kampf um die Wahl John F. Kennedys zum Präsidenten gestürzt. Danach hatten ihn neue depressive Krisen

heimgesucht, zwischen denen er sich aber immer wieder aufraffte, um Schritte zu unternehmen, die sich für die Zukunft der WASHINGTON POST als eminent wichtig erweisen sollten, 1960 – noch vor Arthur Ochs Sulzberger – beteiligte er die POST mit 27 Prozent an der Pariser HERALD TRIBUNE und gewann sein Sprachrohr in Europa. 1961 gliederte er der Post Company die politische Wochenzeitschrift NEWSWEEK an, die in Zukunft, nach der Zeitschrift TIME des Angelsachsen Henry Robinson Luce, zum zweitgrössten amerikanischen Nachrichtenmagazin mit einer Auflage von mehr als drei Millionen Exemplaren werden sollte. Schon im Jahre darauf gründete er – so, als ahnte er sein Ende voraus – zusammen mit dem jungen Reformier der LOS ANGELES TIMES, Otis Chandler, für beide Zeitungen einen gemeinsamen Nachrichtendienst, dem sich nach kurzer Zeit 300 amerikanische und nichtamerikanische Blätter anschlossen.

Aber die Pausen relativer Gesundheit wurden kürzer. Während der Depressionen kam es zu Hassausbrüchen über den toten Leoparden. Der Aufstieg John F. Kennedys als Präsident liess ihn klagen, ohne den Einfluss des Toten hätte er seinen eigenen politischen Weg gemacht. Er begann zu trinken, und 1963 begleitete Katharine ihn nach Maryland in eine private psychiatrische Klinik. Von dort kehrte er am 3. August für einen Urlaubstag zu Katharine und den Kindern auf die Farm zurück, wo er seinem Leben mit einem Jagdgewehr ein Ende machte.

Katharine Graham war jetzt 46 Jahre alt, gross, schlank, mit braunem Haar und braunen Augen. Die letzten Jahre hatten sie gezeichnet. Aber Eugene Meyer hatte einmal von ihr gesagt, sie sei wie eine Stehaufpuppe, die man zwar zu Boden drücken könne, die sich aber immer wieder erhebe. Nach Jahren mehr oder weniger grosser Distanz zum praktischen Zeitungskampf sah sie sich mit der Tatsache konfrontiert, dass sie die einzige war, die imstande sein konnte, der POST den Charakter des Familienunternehmens zu bewahren, das bis zuletzt der Willenstrom des Leoparden gewesen war. Als sie in Philips Nachfolge die Präsidentschaft übernahm, war sie zunächst noch unsicher und suchte Rat bei den Erfahrenen – von Walter Lippmann bis James Reston. Aber dann zeigte sie, wie sehr sie die Tochter ihres Vaters, aber auch ihrer Mutter war, die nie zur Selbsterfüllung gelangte, ihr jedoch das geistige Erbe hinterliess, das der Leopard ihr nicht geben konnte. Sie übernahm ein organisiertes, finanziell durchdachtes und in seiner politischen Richtung vorgeformtes Gebäude. Aber es war ein Gebäude, das noch kein journalistisches Profil besass und von dem über Washington hinaus kein Einfluss auf Amerika oder gar die Welt ausging. Es war ein Gebäude, das auch nicht von ferne mit der NEW YORK TIMES und deren Einfluss in der Hauptstadt, dem Standort der POST, zu vergleichen war. Ein Jahr nach ihrer zurückhaltenden Machtübernahme machte sie sich zum Ziel, der POST ein eigenes Profil zu geben.

1965 nahm sie ihr Ziel in Angriff und hielt sich an einen Ausspruch des Leoparden, eine Zeitung müsse notfalls bereit sein, ihre finanziellen Güter aufs Spiel zu setzen oder zu opfern. So öffnete sie die Tresore für einen Ausbau der Redaktion, der den Etat auf sechs Millionen Dollar verdreifachte. Sie engagierte die besten Journalisten, die liberalem Denken folgten. Ihr Auftrag lautete, ein nationales und internationales Korrespondentennetz der POST aufzubauen, das in Zukunft dem der NEW YORK TIMES nahekäme. Sie forderte ihre Journalisten dazu auf, in Leitartikeln und Kommentaren ungehindert, frei und notfalls provokatorisch zu schreiben, jedoch nicht zu vergessen, dass bisher nur ein Teil der POST-Leserschaft derjenigen der NEW YORK TIMES entsprach und dass jeder Kommentar zugleich die Informationen enthalten müsste, die ihn auch für weniger Erfahrene und Gebildete verständlich machten.

Als obersten Executive Editor engagierte sie einen uramerikanischen «Backbay-Yankee» aus Boston namens Benjamin C. Bradlee, Jahrgang 1922, der bis dahin Washingtoner Korrespondent der NEWSWEEK gewesen war. Howard Simons dagegen, ein schmalgesichtiger, bebrillter, zurückhaltender Sohn jüdischer Einwanderer, besetzte als Managing Editor den zweiten Platz einer neuen redaktionellen Hierarchie. Katharine war weit weniger mit den Jahrzehnten der Entwicklungen und Veränderungen im jüdisch-amerikanischen Verhältnis konfrontiert, die sich in der NEW YORK TIMES widergespiegelt hatten.

Falls tief im Hintergrund der Entscheidungen Katharine Grahams, der Tochter eines jüdisch geborenen Vaters und einer protestantischen Mutter sowie Witwe eines protestantischen Mannes, noch alte Empfindlichkeiten oder die Befürchtung einer Klassifizierung der WASHINGTON POST als jüdischer Zeitung nachwirken mochten, dann hatten sie an Bedeutung verloren. Die Kriterien waren: Qualität und Erfolg.

Benjamin C. Bradlee bedeutete einfach Qualität und Erfolg. Er war zierlich, zäh, ein Harvard-Mann, in mehreren Ehen mit Frauen aus exklusiven Familien wie den Saltonstalls in Boston oder Pinchots aus Pennsylvanien verheiratet, in der klassischen Literatur ebenso bewandert wie in fehlerlosem Französisch. Aber er war auch eine «erbarmungslose Peitsche», die den grössten Teil der alten Redaktion und seine neue in einen harten Wettbewerb verstrickte. Seine Kriegsannalen, geschrieben auf Zerstörern im Fernen Osten, waren mehr amerikanisch-patriotisch. Aber die Routine-Verherrlichung der Symbole des all-amerikanischen Patriotismus widersprach seinem Gefühl für Stil. Er wäre lieber in einem Bordell erwischt worden als mit einer US-Fahne im Knopfloch. Diese Einstellung hatte ihn zum enthusiastischen Anhänger des ermordeten eleganten John F. Kennedy und tiefsten Verächter des kleinbürgerlichen Richard Nixon gemacht. Howard Simons' Zurückhaltung dagegen entsprang seinem Wesen und dem Mangel an

«Bostoner Tradition». Aber hinter seiner Ruhe verbarg sich ebensoviel hart forderndes Streben nach Leistung. Das gleiche galt für Harry M. Rosenfeld und Barry Sussman: der erste ein junger Mann, der als Zehnjähriger aus Deutschland nach New York geflohen war und über die NEW YORK HERALD TRIBUNE nach Washington kam, der zweite eine intellektuelle Figur, die in einer früheren Zeit vielleicht Talmud-Student geworden wäre und jetzt Jefferson verehrte.

Bradlee und seine Mannschaft benötigten nur wenige Jahre, bis 1970, um die lokalen Fesseln der WASHINGTON POST zu sprengen und 15 internationale Büros von Moskau bis Tokio sowie eine Reihe amerikanischer Niederlassungen einzurichten. Das war immer noch weniger als die Hälfte der Büros der NEW YORK TIMES. Aber die Wandlung war bemerkenswert und ein Auftakt für die Zukunft. Die Wochentagsauflage der POST erreichte zur gleichen Zeit 526'000 Exemplare, und an Sonntagen kam sie an die 700'000-Marke heran. Die Zahl der Angestellten wuchs auf 4'000, und Katharine Graham, nun 55 Jahre alt und mit den ersten grauen Fäden im Haar, wurde die Gefangene ihres Ziels; vier Tage der Woche verbrachte sie in Washington, zwei Tage in der Redaktion von NEWSWEEK in New York. Auf die Frage, ob sie eine einsame Witwe sei, hatte sie nur die Antwort: «Ich muss darum kämpfen, zwei Stunden allein zu bleiben. Ich wünschte, ich wäre einsamer.»

Als am 17. Juni 1972 jene Affäre begann, die unter dem Namen «Watergate» in die Geschichte einging, wurde die WASHINGTON POST zum erstenmal zum internationalen Begriff. In Amerika war sie schon ein Blatt geworden, das in Washington neben der NEW YORK TIMES den grössten Einfluss genoss. Ihre starke Ausstrahlung auf den Kongress und aufs Weisse Haus beruhte auf zwei Säulen. Die eine war die bewusste Erneuerung von Pulitzers investigative Reporting und seiner These, dass die Presse mehr Korruption und politische Vergehen verhindern könne als die Justiz. Die zweite Säule bildeten ihre Kolumnen, über denen auch nicht der kleinste Rest eines dämpfenden Schattens von Adolph Ochs lag. Als 1968 Richard Nixons Wahl auf den dubiosen, aber urkonservativen Gouverneur von Maryland, Spiro Agnew, als seinen Vizepräsidenten fiel, wurde dies mit der Entscheidung des römischen Kaisers Caligula verglichen, der sein Pferd zu seinem Vertreter ernannt hatte. Besonders zwei Kolumnisten jüdischer Abstammung, David Broder, der 1966 die NEW YORK TIMES verlassen hatte, und Meg Greenfield, zeigten eine aussergewöhnliche Begabung zur Analyse auch der feinsten Tendenzen in der amerikanischen und weltpolitischen Entwicklung. Ihr Gefühl für unausweichliche Wandlungen und Konsequenzen war eminent und regte zu der Frage an, ob darin die Erfahrung ungezählter Generationen jüdischer Vorfahren nachwirkte, die, um zu überleben, gezwungen worden waren, ihre Umwelt genau zu beobach-

ten, scharf zu analysieren (und am Ende diese Umwelt oft besser gekannt hatten, als diese sich selbst).

Nur zukünftige Historiker können entscheiden, ob die Enthüllung der Watergate-Hintergründe durch die WASHINGTON POST eine bedeutende Leistung oder nur ein zwar greller, aber zufälliger Farbtupfer auf dem Gesamtbild der Zeitung war. Die Umstände, unter denen sich zwei ihrer Lokalreporter, Carl Bernstein und Bob Woodward (der eine jüdischer Abstammung und gelegentlicher Berichterstatter über Rock 'n' Roll, der andere ehemaliger Marineoffizier und bis dahin ohne besondere Qualifikation), nach dem 17. Juni 1972 auf die Fährte der Auftraggeber des Einbruchs in das Watergate-Hauptquartier der demokratischen Wahlkampagne von 1972 hefteten, trugen Züge eines banalen Kriminalromans. Und ohne Zweifel war es das kriminalistische Flair der Spurensicherung, die diesen Auftraggebern bis ins Weisse Haus folgte, welches der Berichterstattung über Watergate zu einem ganz anderen Massenerfolg verhalf, als es der Veröffentlichung der «Pentagon-Papiere» durch die NEW YORK TIMES beschieden war.

Die Berichte der WASHINGTON POST mündeten in eine zweijährige, von Emotionen und neuen Vietnam-Protesten, von Vertrauenskrisen in die Institution des Präsidenten und des Weissen Hauses begleiteten Folge von Kongress- und Gerichtsermittlungen gegen die Umgebung des Präsidenten und später gegen den Präsidenten selbst.

Alles in allem zeigten sie, dass Richard Nixon nach der Veröffentlichung der «Pentagon-Papiere» einen tiefen Verdacht gegen liberale, antipatriotische Verschwörungen geschöpft hatte. sein Misstrauen hatte die eigene Justiz und das Federal Bureau of Investigation nicht verschont, und er war dem Vorschlag eines seiner puritanischsten, patriotischsten Assistenten, John Ehrlichman, gefolgt, im Weissen Haus selbst eine geheime Untersuchungsgruppe zu bilden, die landesverräterische Hintergründe im Fall Daniel Ellsberg aufspüren sollte. Die hastig zusammengewürfelte Gruppe hatte sich dabei als ebenso dilettantisch erwiesen wie Ehrlichman selbst, der wie Daniel Ellsberg jüdische, zur Christian Science übergetretene Eltern hatte, den aber kein Vietnam-Erlebnis «vom Saulus zum Paulus» machte. Der Einbruch in das demokratische Wahlhauptquartier, dessen Sinnlosigkeit sich wenige Monate später durch Nixons erneute Wahl zum Präsidenten und die vernichtende Niederlage seiner demokratischen Gegner offenbarte, hatte der stümperhaften Arbeit der Gruppe die Krone aufgesetzt. Weltpolitische Reisen und Anstrengungen um China, die Sowjetunion und ein Kriegsende in Vietnam hatten das Unternehmen für den Präsidenten zu einer Randerscheinung gemacht. Aber als die WASHINGTON POST die Verbindung zum Weissen Haus enthüllte, hinderten ihn psychische Wunden eines Lebens, das ihn als hässlichen,

ehrgeizigen Jungen aus einem kleinbürgerlichen Hause unter ständigen Kämpfen bis ins Weisse Haus geführt hatte, daran, sich zu den Ereignissen zu bekennen. Eine besessene Furcht vor dem Eingeständnis eines Versagens hatte sein ganzes Leben begleitet. So hatte er versucht, sein Wissen um die Sache zu vertuschen. Dabei hatte er von sich selber das überdimensionale Bild eines unwahrhaftigen Präsidenten geschaffen, der sein Volk bespitzelte und belog. Anders als viele seiner Vorgänger kam er aus den Verstrickungen in Lügen nicht mehr heraus und verliess deswegen am 8. August 1974 das Weisse Haus.

Das Presse-Imperium der Annenbergs

Für Walter Annenberg, der 1976 im Alter von 65 Jahren von Philadelphia aus das Presse- und Nachrichten-Imperium Triangle Publications mit einem Jahresumsatz von 235 Millionen Dollar regierte, verwendeten gängige Beschreibungen Floskeln wie: massgeschneidert, stämmig, selten von Gefühlen bewegtes Gesicht, ohne Intellekt, Feind jeden Widerspruchs, wenig geliebt, eher gehasst.

Auch sechs Jahre nachdem der in solche Klischees gepresste Mann zwei der größten Zeitungen Amerikas, PHILADELPHIA INQUIRER und DAILY NEWS, die 30 Jahre lang im Besitz seiner Familie gewesen waren, für 55 Millionen Dollar an die Zeitungskette des aus Virginia stammenden Angelsachsen John Shiveley Knight verkauft hatte, blieb sein Imperium eindrucksvoll genug. Es umfasste die in mehr als 80 Regionalausgaben und fast 20 Millionen Exemplaren in ganz Amerika verbreitete, quasi monopolistische Fernsehzeitschrift TV GUIDE. Ferner die gleichfalls in ganz Amerika gelesenen Pferderennenblätter DAILY RACING FORM und NEW YORK MORNING TELEGRAPH sowie die von rund neun Millionen Jugendlichen gelesene Zeitschrift SEVENTEEN. Damit verbanden sich Radio- und Fernsehstationen, Kabelfernsehsysteme in Pennsylvanien, New York, Connecticut und Kalifornien, Beteiligungen an Eisenbahnen sowie der weltbekannten Campbell's Soup Company.

Annenbergs Flugzeuggruppe besass als «Flaggschiff» einen Lockheed-Jetstar mit einem goldenen Triangel am Leitwerk. Es trug ihn unter anderem von Philadelphia und seiner dortigen im georgianischen Stil erbauten Residenz «Inwood» zu seinem 400 Morgen grossen, von uniformierten Posten bewachten und mit 700 Morgen Wüstenland von der Umwelt abgeschirmten Landsitz im kalifornischen Palm Springs.

Dort hatte er 1969 den frischgewählten und noch von keiner Vorausahnung seiner Lebenskatastrophe berührten Präsidenten Nixon beherbergt und als Dank für fi-

nanzielle Wahlkampfunterstützung der Republikanischen Partei das Versprechen erhalten, als Krönung seines Lebens zum amerikanischen Botschafter in London ernannt zu werden. Wahrscheinlich war er einer der unorthodoxesten, umstrittensten und von den meisten Gerüchten begleiteten Abgesandten an der Themse gewesen, bis er 1974 vorzeitig London verlassen und sich wieder in die Zentrale seines eigenen Reiches zurückgezogen hatte.

Gerüchte und Debatten um sein Leben, seinen Erfolg und seinen Charakter gingen auf Schatten zurück, die sein Vater Moses, der Triangle-Gründer und Einwanderer aus dem ostpreussischen Örtchen Kalwischen, zurückgelassen hatte, als er 1941 zu einer Haftstrafe im Zuchthaus Lewisburg verurteilt worden war und ein Jahr später an einem Gehirntumor starb. Moses Annenberg, ein Sohn des Trödlers Tobias Annenberg, war sechs Jahre alt, als er 1885 mit Vater, Mutter und sieben Geschwistern nach Chicago kam. Er hatte der Annenberg-Saga Züge verliehen, die in den Augen von Rechtschaffenen und Pharisäern zwielichtig und unauslöschlich blieben.

Seine Amerikanisierung hatte Moses (mit seinem Bruder Max) als Botenjunge und Barkeeper in der gewalttätigen South Side von Chicago erlebt. Als er 1899 ein stilles, rothaariges Mädchen namens Sadie Cecilia Friedman heiratete, die ihm einen Sohn, Walter, und neun Töchter gebar, war er 21 Jahre alt und zum Überlebenskämpfer Chicagoer Stils gereift, der später philosophierte: «Es gibt Unterschiede zwischen einem gut gefütterten Haushund und einem hungrigen Wolf. Ich hatte mit meiner Familie nur die Wahl, zu hungern oder (als Wolf) zu jagen.» Die Jagd begann, als William Randolph Hearst sich nach seiner New Yorker Schlacht mit Joseph Pulitzer daran machte, mit zwei neuen Zeitungen, *EVENING AMERICAN* und *EXAMINER*, Chicago zu erobern. Für seinen Kampf gegen Joseph Medills übermächtige *CHICAGO TRIBUNE* und andere Blätter benötigte Hearst mehr als nur sensationelle Schlagzeilen und Skandale. Er brauchte Vertriebs- und Strassenkampfstrategen, die den Zeitungserwerb der Gegenseite abwürgen konnten. Der *EVENING AMERICAN* hatte seinen Strategen in Max Annenberg gefunden, der im Vertrieb der *CHICAGO TRIBUNE* aufgewachsen war und sich von Hearsts höherer Bezahlung anlocken liess. Er brachte seinen Bruder Moses als Abonnentenwerber mit, und wenige Jahre später war Moses auch Vertriebsmanager, und zwar für den *EXAMINER*. AUS dem Vertriebskampf wurde am Ende ein Krieg, bei dem Chicagoer Gangster im Solde Hearsts Zeitungsverkäufer mit Prügeln und Revolvern dazu zwangen, nur Hearst-Postillen zu verkaufen. Die *CHICAGO TRIBUNE* unter Robert Rutherford McCormick, der sich als «Aristokrat» des Mittleren Westens bezeichnete und als würdiger Erbe der Selfmademan-Ideologie seines Grossvaters handelte, schlug nach der gleichen Methode zurück. Sie

lockte Max Annenberg 1910 wieder auf ihre Seite. Am Ende der Vertriebs Schlachten blieben verwundete und tote Zeitungsverkäufer auf dem Schlachtfeld zurück. Max Annenberg wurde von der Chicago Tribune Company mit dem 150'000-Dollar-Amt des Generalvertriebsmanagers einer neuen New Yorker Boulevardzeitung, DAILY NEWS, belohnt, die der zweite Enkel Joseph Medills, Joseph Medill Patterson mit Namen, im Jahre 1919 so erfolgreich aus der Taufe gehoben hatte, dass sie dank Pattersons Anweisung, immer «an die Gefühle von Lastwagenfahrern» zu denken, zur auflagenstärksten New Yorker Zeitung wurde (und das auch im Jahre 1978 noch war).

Es gehörte zu den glücklicheren Umständen in Moses Annenbergs Leben, dass er Chicago schon 1907 gegen Milwaukee vertauschte – bevor der Vertriebskrieg blutig wurde. Der Wolf in ihm trieb ihn dazu, nicht Hearsts Diener zu bleiben, sondern sein eigenes Imperium aufzubauen. In Milwaukee tobten keine blutigen Schlachten. Chicagoer Blätter wurden an einer kleinen Agentur verkauft, die für 1'500 Dollar zum Verkauf stand. Moses verpfändete den Schmuck seiner Frau, lieh sich 800 Dollar gegen hohe Zinsen, erwarb die Agentur und bewies, dass er mehr war als ein Anführer strassenkämpfender Muskelmänner: er war ein geborenes Vertriebsgenie, oft zwar bombastisch und skrupellos, aber auf seine Weise genial.

Billige Teelöffel, die – wie Sadie ihm erzählte – zu den am häufigsten verlorengehenden Gegenständen jedes Haushaltes gehörten, wurden zu einer Vertriebswaffe, die wirkungsvoller war als Knüppel und Pistolen. Sadie und die Kinder wickelten Tausende von Löffeln in blaue Bänder mit dem Staatswappen von Wisconsin. Moses Annenberg benutzte sie als Werbegeschenk für jedermann, der 100 Ausschneidebons aus gekauften Chicagoer Zeitungen vorweisen konnte. Im Laufe der Zeit benötigte er rund eine Million Löffel, und mit 35 Jahren beherrschte er den Vertrieb aller Chicagoer Blätter in Milwaukee und in 30 Städten der Umgebung. Er vermehrte sein Vermögen durch Investitionen in Taxiunternehmen, Drugstores, Restaurantketten und Billardsalons, und mit 40 Jahren hatte er den Status eines dreifachen Millionärs erreicht, der das Gehalt seines Bruders Max nur noch als «Hühnerfutter» bezeichnete.

1922, nach einigen Umwegen, entdeckte der «Wolf unter Wölfen» die Spur, auf der er zum Herrscher über ein neuartiges schattenhaftes Nachrichtenimperium aufstieg, dessen Umsatz 15 Jahre später in Millionen nicht zu messen war. Die Spur führte dorthin, wo amerikanischer Puritanismus das Wetten auf Rennpferde zur Sünde deklarierte, sofern es ausserhalb der Spielplätze der Oberschicht, der Rennbahnen, geschah. Die Gesetzgeber kaprizierten sich auf das Verbot von Wetten – dort, wo die Ärmeren ein wenig vom Kitzel der Grossen mitempfanden wollten.

Das Verbot trieb Millionen kleiner Wetter in geheime, von Gangstern und durch Polizeibestechung geschützte Pferdewettosalons, und was die Salons und ihre Wetter am dringendsten benötigten, waren Informationen über Pferde, Reiter und Rennbahnen. Ihre Bedürfnisse waren der Humus, auf dem Moses Annenbergs Nachrichten-Imperium gedieh.

Er war nicht der Schöpfer der Idee. Der Chicagoer Journalist Bruenell hatte 1920 ein Informationsblättchen über Pferderennen namens RACING FORUM gegründet. Aber als er gerade mit seiner Zeitung über Chicago hinausgelangte, begriff auch Annenberg die gesamtamerikanischen Möglichkeiten, die sich darin verbargen. 400'000 Dollar für das Blättchen bedeuteten für Moses Annenberg nicht mehr die Welt; für Bruenell waren sie unwiderstehlich. Er verkaufte, und Moses Annenberg engagierte Informanten auf allen Rennplätzen. Er gründete Druckereien von Chicago bis hinunter nach Miami Beach, brachte zwei weitere Rennblätter, darunter einen MORNING TELEGRAPH, in seinen Besitz, und 1925 war er der Inhaber eines Monopols über alle einschlägigen Zeitungen auf dem amerikanischen Kontinent. Aber auch wenn er die Zeitungen an noch so vielen Orten durch die Druckmaschinen jagte, war er nicht imstande, den grössten Wunsch aller Wettosalonbesucher zu erfüllen, den Wunsch nämlich, so unmittelbar über die entferntesten Rennplätze informiert zu werden, als befänden sie sich selbst an Ort und Stelle. Moses Annenberg aber löste dieses Problem. Auch diesmal war er nicht der eigentliche Erfinder. Ein Ingenieur in Cincinnati, John Payne, hatte einen telegrafischen Meldedienst zwischen der Rennbahn in Cincinnati und Wettosalons aufgebaut, und ein Chicagoer Gangsterboss namens Monte Tennes, der mit Maschinenpistolen einen blutigen Kampf um die Herrschaft über die rund 700 Chicagoer Wettosalons führte, hatte in Paynes System das Universalmittel erkannt, um die Salons in seine totale Abhängigkeit zu bringen. Mit Geld und Drohungen hatte er Payne zu seiner Marionette gemacht. Ein harmlos klingendes General News Bureau war zum Instrument seiner ausbeuterischen Herrschaft geworden. Moses Annenberg trug ihm (gemäss Wahrheit oder Legende) seine Vision eines ganz Amerika umspannenden telegrafisch-telefonischen Wettnachrichtendienstes vor. Für 500'000 Dollar gewährte Monte Tennes dem Jüngeren eine fünfzigprozentige Beteiligung am General News Bureau und gab ihm den Iren John L. Lynch, einen Meister der Polizeikorruption, als Teilhaber und Aufpasser mit auf den Weg.

In wenigen Jahren entwickelte Annenberg die Chicagoer Institution zu einem Grossunternehmen, das über ein Fernleitungsnetz rund 15'000 Wettosalons mit Blitznachrichten von 29 Rennplätzen versorgte und einem Milliarden-Wettgeschäft den wichtigsten Betriebsstoff lieferte. Die Leitungen pachtete er von der American Telephon and Telegraph Company, die sehr wohl wusste, dass sie ei-

nem illegalen Unternehmen diente, aber an die hohen Einkünfte dachte, die er versprach. Ihr juristisches Quasi-Gewissen beruhigte die Company mit einer Vertragsklausel, wonach die Verpachtungen ungültig würden, falls die Behörden jemals das illegale Unternehmen *öffentlich* als illegal erklären sollten. Monte Tenes fühlte sich krank und zog sich zurück. Seinen Partner Lynch schüttelte Annenberg ab, indem er ein Konkurrenzunternehmen des eigenen General News Bureau gründete. Er nannte es Nationwide News Service und schob diesem vorübergehend so viele Fernverbindungen zu, bis das General News Bureau unrentabel wurde und Lynch seinen Anteil aus Furcht vor Verlusten hergab. Am Ende versorgte Annenberg durch eine Holdinggesellschaft, der er den zweiten Vornamen seiner Frau, Cecilia, gab, die Wettsalons von 233 Städten in 39 Staaten. Er arbeitete in einem Hauptquartier in Chicago, dessen Zufahrt den volkstümlichen Namen «Annenberggasse» trug, aber auch in einer Suite des Waldorf-Astoria-Hotels in New York, in einem Wohnsitz auf Long Island und einer Wintervilla an der Biscayne Bay in Florida. Sein persönliches Vermögen näherte sich 1934 nach Schätzungen 10 und 1936 20 Millionen Dollar.

Doch in dem hageren Mann mit Brille und einem Intelligenz verratenden ausladenden Hinterkopf verbargen sich unverheilte seelische Wunden. Sein Aufstieg am Rande des Gangstertums und die herablassende Bezeichnung «Moses von der Rennbahn» weckten in dem Achtundfünfzigjährigen den Wunsch, ausser Reichtum auch gesellschaftliche Achtung zu gewinnen. So erwarb er im August 1936 eine der ältesten Tageszeitungen in dem geschichtsträchtigen Philadelphia, den PHILADELPHIA INQUIRER, der als die «Bibel der Republikaner» bezeichnet wurde. Nach seinen Erfahrungen mit der Käuflichkeit von Menschen und Gesetzen musste er zu der (in anderen Fällen durchaus zutreffenden) Überzeugung gelangen, dass auch Ansehen käuflich sei. Aber er kannte die feineren Spielregeln gehobener republikanischer «Wölfe» nicht. Die Auflage des INQUIRER trieb er zwar mit gewohnter Vertriebsmagie auf 345'000 Exemplare hinauf. Aber seine rüde Sprache und ein Überangebot von Sex und Comic Strips untergruben seine Hoffnungen auf Seriosität. Von der Oberschicht Philadelphias – so republikanisch sie auch sein mochte – gemieden, vom jüdisch-deutschen Bürgertum ignoriert, stürzte er sich 1938 umso tiefer in einen hemmungslosen Kampf für republikanische Parteiinteressen. Als er – so als wäre ihm alle Urteilskraft abhandengekommen – nicht nur die Demokraten Pennsylvaniens, sondern auch Präsident Franklin D. Roosevelt herausforderte, beschwor er sein eigenes Ende herauf. Eine Regierungskommission überprüfte seinen Nationwide News Service. Die American Telephone and Telegraph Company entzog ihm – von einer plötzlichen Besinnung zur Legalität erfasst – ihre Kabel. Die Washingtoner Finanzbehörde erhob Anklage wegen Steuerhinterziehung. 1940 erklärte er sich zur Nachzahlung von 10 Millionen Dol-

lar Steuern bereit, aber er entrann dem Gefängnis nicht mehr – und im Hintergrund wartete bereits der Tod. Er starb an einem Hirntumor, in dem Psychiater die Ursache für seine selbstzerstörerische Aktivität in den letzten Jahren sehen wollten.

Sein zweiunddreissigjähriger, nicht in Slums, sondern im Wohlstand aufgewachsener Sohn Walter begleitete ihn bis zum Gefängnistor von Lewisburg. Seine Empfindungen dabei beschrieb er später als «Peitschenschläge ins Gesicht», und er fügte hinzu: «Tragödien von solchem Ausmass bringen uns entweder um oder schenken uns ausserordentliche Kraft.» In seinem Zimmer befestigte er eine Plakette mit der Aufschrift: «Das Ziel meiner Arbeit auf Erden ist die Wiederherstellung der Ehre meines Vaters.»

Die offizielle Bestandsaufnahme des Erbes, das der Tote hinterliess, verzeichnete «55'000 Dollar in bar, zwei Cadillacs und zwei Kisten Whisky». Aber seine ineinander verschachtelten Holdinggesellschaften bewahrten die Rennzeitungen, den INQUERER und die Triangle-Publications-Gesellschaft mit einem Wert von acht Millionen Dollar vor dem Debakel seines persönlichen Endes, und zwischen diesen 8 und den 235 Millionen, mit denen die Triangle Publications 1976, 34 Jahre später, bewertet wurde, lag Walter Annenbergs Feldzug um Prestige und um Macht.

Sein Erfolg dokumentierte sich in dem neuen Triangle-Imperium, von dem weiter vorn die Rede war. Es wurde ihm nichts geschenkt. Die Gründung seiner grössten Publikation TV GUIDE war die Frucht eines in die legale Welt übertragenen väterlichen Erbes an Vertriebsgenie und Unternehmertum. Mit dem Jahre 1953 wählte er den richtigen Zeitpunkt für die Gründung, da damals die noch ungeahnte Ausbreitung des Fernsehens gerade begann. Aber es gehörte auch zu dieser Zeit Verwegenheit dazu, ein Blatt für ein Publikum zu entwickeln, das in vielen Teilen des riesigen amerikanischen Kontinents die Fernsehprogramme bereits gratis in den Tageszeitungen abgedruckt bekam. Er investierte Millionen in den Kauf sämtlicher lokaler Radio- und Fernsehblätter, die ihm zuvorgekommen waren und seine Pläne gestört hätten. Dann entwickelte er eine futuristischelektronische Organisation. Sie war imstande, die Bevölkerung von 80 Regionen, sei es in Alaska, Kalifornien oder Texas, Illinois, New York oder Florida, Oklahoma, Tennessee oder Mississippi, sowohl über die lokalen wie über die gesamtamerikanischen Fernsehprogramme zu unterrichten. Sie ergänzte die Programme durch Artikel und verschwenderische Illustrationen und erlaubte vor allem jedem Inserenten die Wahl, in welchen und wie vielen Regionalausgaben er werben wollte.

Aber hinter seinen Talenten und seinem Wesen, das sich von dem seines lauten kreatürlichen Vaters unterschied, lebte dennoch etwas von dem «Wolf unter Wölfen» fort. Wahrscheinlich hinderte dieses Erbe ihn daran, dem PHILADELPHIA IN -

INQUIRER auch nur einen fernen Abglanz der NEW YORK TIMES oder WASHINGTON POST zu verleihen. Sein Werben um Politiker und Wirtschaftler mit Prestige trieb ihn vielmehr dazu, seine Zeitungen zu persönlichen Kampfmitteln für diese zu machen. Rohe Attacken auf Kritiker derjenigen, deren prestigespendende Freundschaft er suchte, machten es seinen Gegnern leicht, in INQUIRER und DAILY NEWS Instrumente zu sehen, mit deren Hilfe er aus republikanischen Händen ein Diplomatenamt empfangen wollte. Als er 1969, nur wenige Monate, nachdem ihn der Senat in Washington nach einigen Querelen als Botschafter in London bestätigt hatte, beide Zeitungen verkaufte, sahen die Gegner ihre Ansicht bestätigt. Seine Begründung, dass der Selbstmord seines einzigen Sohnes Roger ihn ohne Erben lasse, akzeptierten sie nicht, und sie fragten ohne Zurückhaltung, ob das Weisse Haus unbedingt einen «hässlichen Amerikaner» an den Hof Ihrer Britischen Majestät delegieren müsse.

So verfolgten ihn die Schicksalsschatten, die sein Vater hinterlassen hatte, mit der Ungerechtigkeit, die zu vielen Menschenleben gehört. Sie wirkten im Untergrunde weiter, auch wenn er Millionen für medizinische Annenberg-Institute oder das Philadelphia-Symphonieorchester spendete und der Universität von Pennsylvania eine Annenberg School of Communications stiftete, die einer auf alle modernen Medien ausgedehnten Nachahmung von Pulitzers Journalistenschule an der Columbia-Universität gleichkam. Sie äusserten sich in einer «atmosphärischen Distanz» grosser Teile des Establishments von Philadelphia. Jüdische Institutionen argwöhnten, er habe seine erste jüdische Frau Veronica verlassen und sich mit seiner jüdisch geborenen, aber zur Christian Science übergetretenen zweiten Frau Leonore zusammengetan, um solche noch bestehenden gesellschaftlichen Schranken zu überwinden. Religiöser oder ethnischer jüdischer Argwohn verband sich mit zionistischen Anwürfen gegen den Mann, der dem Staat Israel zwar während des israelisch-arabischen Sechstagekrieges von 1967 eine Million Dollar spendete, aber keinen Korrespondenten in Tel Aviv unterhielt und jüdischen Problemen noch weniger einen Sonderplatz in seinem Imperium und in seinen Publikationen einräumte als Joseph Pulitzer, Adolph Ochs, Eugene Meyer oder deren Erben.

Das Wachstum seines Imperiums selbst blieb indessen von Schatten der Vergangenheit wie Klagen der Gegenwart unberührt.

David Stern und die «New York Post» – die Geschichte eines Einzelgängers

Als David Stern, der nächste jüdische Zeitungspionier, 1971 starb, waren schon Jahrzehnte vergangen, seit er seine Zeitungen PHILADELPHIA RECORD und NEW YORK POST verloren hatte. Und als 1976 Jacob Schiffs Enkelin Dorothy, die 37 Jahre vorher von David Stern die NEW YORK POST erworben hatte, das Blatt dem internationalen australischen Zeitungs-Tycoon Rupert Murdoch verkaufte, war die Geschichte der einzigen New Yorker Zeitung, die sich ausser der NEW YORK TIMES in jüdischem Besitz befand, zu Ende. David, der Urenkel eines jüdisch-deutschen Schiffers auf dem Main und Enkel des 1830 in Philadelphia gelandeten Fechtlehrers Julius Stern, nannte seine Memoiren zu Recht «Erinnerungen eines Einzelgängers». Grossvater Julius, der einst die Geringschätzung von Philadelphias Sefardim gegen die «Tedescos» gespürt hatte, als er eine Tochter der Gratz-Dynastie entführte und von ihr, als «deutscher Rohling» bezeichnet, wieder verlassen wurde, hatte ihm als Erbe sein einzelgängerisches und rebellisches Naturrell hinterlassen (und zwar nicht nur in der Einstellung gegenüber den «verdammten Portugiesen»).

Auch von seinem Vater, einem verarmten Textilkaufmann, hatte er ein Höchstmass an reform-jüdischer Liberalität übernommen. Dieser hatte David Hebräisch lernen lassen, ihm aber auch empfohlen abzuwarten, bis er erwachsen sei, um sich dann erst für die jüdische oder eine andere Religion zu entscheiden. Gelegentlich bekannte er, dass ihn als Jungen am Passah-Abend die Furcht befiel, Gott könnte einmal damit Ernst machen.

1906 hatte er nach dem Ende eines Studienaufenthaltes in Deutschland im Londoner Hyde Park einen Polizisten, der bei Nacht arbeitslose Schläfer von den Parkbänken vertrieb, provoziert, indem er sich selbst zum Schlafen auf eine Bank legte und dadurch seine Verhaftung erzwang. in der Zelle hatte er zum erstenmal daran gedacht, für eine öffentliche Arbeitslosenfürsorge in Amerika einzutreten, und jenes Bedürfnis nach liberalen und sozialen Reformen verspürt, das zum Programm des radikalen Reformjudentums gehörte. Fortan vollzog sich sein ganzes Leben zwischen Liberalismus und Reform.

Von der sechzehnjährigen Tochter Jill des jüdischen Kaufhausunternehmers Jonker D. Lit in Philadelphia, die er nach der Heimkehr zur Verlobten gewann, forderte und erfuhr er ein Übermass an liebender Geduld, während er durch Amerika zog, um die soziale Wirklichkeit kennenzulernen, und in den Baracken bei der Ernte im Mittleren Westen wochenlang keine anderen Worte hörte als «Gib das Fressen weiter». Jonker D. Lit machte den Sozialstudien ein Ende, indem er ihm empfahl, sesshaft zu werden oder seine Tochter zu vergessen.

1919 hatte David als Anzeigenwerber in Philadelphia bemerkt, dass fast jeder, der in Philadelphia arbeitete, aber in dem Städtchen Camden am anderen Ufer des Delaware wohnte, ausser einem Philadelphia-Blatt auch eine Camdener Zeitung kaufte. Das Angebot an Camdener Blättchen war bemerkenswert schlecht. Mit dem Hinweis, dass Camden dank aufblühender Industrie wie den Victor-Grammophon-Werken eine gloriose Zukunft vor sich habe, überzeugte er seinen Schwiegervater, dass er für seine Sesshaftigkeit keinen zu hohen Preis bezahle, wenn er ihm mit Anleihen und Anzeigen beim Kauf des miserablen, aber ausbaufähigen EVENING COURIER unter die Arme griffe. So war er Zeitungsverleger geworden, und er befand sich mit vollen Segeln auf dem Weg zum Pulitzerischen Kämpfer für eine soziale Erneuerung Amerikas, als er einige Jahre später auch die Philadelphia-Zeitung RECORD hinzuerwarb. Diesmal griff ihm der Gründer der Victor Gramophone Company, ein frommer, durch Reichtum übersättigter und daher Reformen zugeneigter Quäker namens Eldridge Johnson, mit Geld und Diplomatie unter die Arme. Die Verhandlungen fanden in Johnsons Schlafzimmer statt, das wegen des damaligen Alkoholverbots hinter Panzertüren einen Schatz an Whisky barg.

Sterns Karriere in Philadelphia begann damit, dass er ein Gebot der herrschenden Republikaner durchbrach, niemals Gewerkschaften zu erwähnen. Stattdessen öffnete er seine Zeitungen als erste für gewerkschaftliche Organisatoren, und als Philadelphia-Republikaner ihn einen Bolschewiken nannten, konterte er mit dem Ratschlag, der beste Weg, einen amerikanischen Kommunismus zu verhindern, sei, ihm durch Reformen zuvorzukommen.

1932, im Schatten der Wirtschaftskrise und deren elf Millionen amerikanischen Arbeitslosen, hatten seine Zeitungen (zusammen mit nur einer Handvoll anderen unter den zu dieser Zeit 2'000 Blättern Amerikas) für Franklin Delano Roosevelt als neuen Präsidenten plädiert. Er hegte zwar seine Zweifel an dem einundfünfzigjährigen Snob und Massencharmeur, der sich seit einer Erkrankung an Kinderlähmung im Jahre 1921 nur im Rollstuhl oder mit fremder Hilfe bewegen konnte. Die holländischen Roosevelts hatten seit den Tagen Neu-Amsterdams und Peter Stuyvesants das Leben von Geschäftsaristokraten geführt. Eine ihrer Linien hatte bereits den Präsidenten Theodore Roosevelt hervorgebracht. Stern argwöhnte, dass der Rooseveltsche Familienwohlstand dem Snob aus dem Städtchen Hyde Park am Hudson, Harvard-Absolventen, Teilhaber an Anwaltsfirmen, Staatssekretär des Marineministeriums im Ersten Weltkrieg und Exgouverneur von New York keine Gelegenheit gegeben hatte, echten sozialen Reformgeist zu entwickeln. Seine Fähigkeiten lagen offenbar darin, dass er politisch nützliche Ideen und Parolen anderer für seine im Grunde konservativ-amerikanischen und persönli-

chen Ziele gebrauchte. In der schlimmsten Wirtschaftskrise Amerikas hiess die erfolgversprechendste Parole: soziale Reform.

Aber als Gouverneur von New York hatte Franklin Delano Roosevelt anstelle der gewohnten privaten Wohlfahrt der konservativen Gesellschaft zum erstenmal öffentliche Wohlfahrtsorganisationen geschaffen und war für eine Arbeitslosenversicherung eingetreten. Jetzt trommelte er sich unter dem Schlagwort New Deal («Neues Kartenspiel») und mit dem Versprechen, Not und Arbeitslosigkeit durch gewaltige Reformen zu beheben, ins Weisse Haus hinein. Eine Flut überstürzter, einmal wirksamer, einmal unwirksamer New-Deal-Gesetze, die auf seinen Amtsantritt im März 1933 folgten, wirkte wie Balsam für Davids reformhungrige Seele. Sie umfassten: Bankenkontrollen, strengere Trennung von Geschäfts- und Investment-Banken, Versicherung von Spareinlagen, öffentliche Arbeitsbeschaffung, Landwirtschaftsreform, Rechtsgrundlagen für gewerkschaftliche Organisation. Es entsprach auch seinen Träumen, dass die Gesetzesverfasser junge reformerische bis sozialistische Professoren und Absolventen von Universitäten waren, die Roosevelt mit dem Geschick eines Propagandameisters als einen «Trust der besten Gehirne» proklamierte. 30 Jahre später bemerkte Stern in seinen «Erinnerungen»: «Wenn Roosevelt nicht Präsident geworden wäre, würde unser Land sich heute wie ... Italien einer Kommunistischen Partei und einem kommunistischen Block im Kongress gegenübersehen.» 1917 führte seine Reformleidenschaft ihn in das bis dahin grösste Abenteuer seines Lebens. Gegen Aktien seiner Zeitungen PHILADELPHIA RECORD und CAMDEN EVENING COURIER kaufte er die mit Abstand kleinste, aber ehrwürdigste, bereits von Alexander Hamilton gegründete demokratisch-reformerische Zeitung NEW YORK POST, «um den New Deal eine zusätzliche Stimme zu geben». Seine Gewinne in Philadelphia benutzte er, um Verluste der NEW YORK POST auszugleichen, und eine Vielfalt offenerherziger und aggressiver Kolumnen liess ihn in fünf Jahren 250'000 Leser gewinnen. Es gab nur einen Zug in Roosevelts Politik, gegen den er schon bei den ersten Anzeichen focht: die Unterstützung und das Kriegsbündnis mit der Sowjetunion. In seinem NEW YORK POST-Leitartikel vom 15. Februar 1938 heisst es: «Es kann keine gemeinsame Front zwischen Demokratie und Feinden der Demokratie geben.» Er setzte dieses Gefecht in der NEW YORK POST und im PHILADELPHIA RECORD ohne Unterbrechung fort: «Wenn wir mit Russland als Verbündetem kämpfen – für was kämpfen wir dann? Es ist ein Krieg ohne Prinzipien ... Wenn jemand mit einem blutrünstigen Tiger kämpft, mag er jede Hilfe annehmen-selbst von einem Stinktief. Aber das darf nicht dazu führen, dass er aus dem Stinktief ein liebliches Haustier macht...» Er warnte, dass das Bündnis und amerikanische Illusionen

über die ideologische Unerschütterlichkeit des Kommunismus dazu führen könnten, dass sowjetische Agenten in unerfahrenen amerikanischen Staatsinstitutionen und Gewerkschaften Fuss fassen könnten. Nichtsdestoweniger nahm er Verluste der NEW YORK POST von 50'000 Dollar und mehr pro Monat in Kauf, um für den demokratischen Präsidenten zu streiten. Er focht so lange, bis Moses Annenbergs Erscheinen in Philadelphia und seine lärmende rigorose Verbreitung des PHILADELPHIA INQUIRER Sterns eigene Zeitungen in der Stadt am Delaware bedrängte und die Geldquellen versiegten, aus denen er die NEW YORK POST am Leben hielt. 1939 – zwei Jahre vor dem Sturz Moses Annenbergs – war Stern mit Gesamtverlusten von 4,5 Millionen Dollar in New York «am Ende seines Weges». Im Juli schlug die Stunde des Verkaufs. Er zog sich nach Philadelphia und Camden zurück. Dort focht er mit dem RECORD und dem COURIER weiter – bis über Roosevelts Tod im April 1945 hinaus.

Die brutalen Bilder der jüdischen Tragödie in Europa, die im April und Mai 1945 über den Atlantik kamen, trafen ihn auf seine Weise. Wie für Ochs und Sulzberger und die meisten seiner Reform-Generation blieb die Idee der Neugründung eines jüdischen Staates auch für ihn ein Rückschritt in die Vergangenheit. Die Zukunftsaussichten eines solchen Staates ängstigten seine Phantasie ebenso wie Roosevelts mangelnder Weitblick gegenüber der Sowjetunion. Aber die überwältigende Notlage trieb auch ihn dazu, nach aktuellen Auswegen für die Überlebenden zu suchen.

Im November 1945 reiste er nach London, um mit dem britischen Aussenminister Ernest Bevan zu sprechen, der, eingespannt zwischen die Nöte der überlebenden Juden und den arabischen Widerstand gegen die jüdische Einwanderung, ausrief: «Wenn nur das Reden über einen jüdischen Staat ein Ende nähme. Das würde meine Verhandlungen mit den Arabern erleichtern.» Stern war objektiv genug, um in diesem Ausbruch keine Anzeichen Bevanschen Antijudentums zu erblicken, sondern eine Folge der Verstrickung Bevans in den britisch-zionistisch-arabischen Konflikt, den der Aussenminister nicht geschaffen hatte. Er verstand, dass die jüdische Staatsidee das rötteste Tuch für die arabische Seite war. Aber auch er sah keine andere Möglichkeit, als für die schnellstmögliche Aufnahme einer begrenzten Zahl von 100'000 Überlebenden auf palästinensischem Boden zu plädieren.

Am 4. Dezember 1945 berichtete er dem Nachfolger Roosevelts, Harry S. Truman, im Weissen Haus über seine Reise. Auch Truman fühlte sich in einen scheinbar unlösbaren Konflikt zwischen den Greueln der deutschen Hinterlassenschaft, amerikanischen Mitschuldgefühlen gegenüber den Juden Europas, Wahrücksichten auf verspätete amerikanische Emotionen sowie zionistischen und antizionistischen Appellen verstrickt. Er bevollmächtigte Stern zur Veröffentlichung einer nach amerikanisch-demokratischen Kompromissen suchenden Erklärung: «Präsi-

dent Truman befürwortet die Schaffung eines wirklich demokratischen Staates in Palästina. Er ist aber gegen die Schaffung einer souveränen Nation, die sich auf Religion, Glauben oder Rasse gründet. Er ist gegen die Schaffung Israels als ein Staat, der sich nur auf das Judentum stützt. Er ist aus dem gleichen Grunde dagegen, aus dem er einen Staat ablehnen würde, der nur auf einem mohammedanischen oder baptistischen Glauben errichtet wäre.» Die Erklärung entsprach Sterns eigener Vorstellungswelt. In seinen späteren Lebensjahren, als die Kämpfe, Krisen und Kriege um den neuen Staat Israel kein Ende nehmen wollten, notierte er: «Unglücklicherweise ist der Rat der Freunde Israels ... wenig beachtet worden ... Das Paradox, dass die Verfolgten in dem Moment zu Verfolgern werden, in dem sie die Möglichkeit dazu erhalten, hat sich im Laufe der Geschichte und ihres Fortschritts immer wiederholt.» Auch er resignierte vor Ideen, Ideologien, Träumen und Gewalten, denen das Fegefeuer der Hitler-Ära den Weg zur Verwirklichung öffnete.

Er resignierte am Ende auch gegenüber der Erfüllung seiner eigenen Prophetie über das Eindringen von Kommunisten in die Gewerkschaften Amerikas. Er, der 1928 seine Zeitungen für Gewerkschaften geöffnet hatte, sah sich im November 1946 mit einem Streik der Angestellten und im Januar 1947 mit einem Streik der Setzer konfrontiert. Es half ihm nichts, dass er den Gewerkschaftsführern volle Einsicht in seine Bilanzen bot, die nur einen Gewinn von 700'000 Dollar auswiesen, während die Mehrforderungen an Löhnen eine Million betrugten. Nur langsam begriff er, dass es der Gewerkschaftsführung nicht um die Löhne ging, sondern um Vergeltung für seine Kommentare gegen das amerikanisch-sowjetische Bündnis und seine Warnung vor einer gewerkschaftlichen Infiltration.

Ein Jahr später, als mit der Aufdeckung der ersten sowjetischen Spionagefälle in Washington auch die Untersuchung von Gewerkschaftsinfiltrationen begann, erhielt er Gewissheit, dass die treibende Kraft hinter dem offiziellen, schwachen Führer der Industriegewerkschaft, Phil Murray, einer der reformerischen Intellektuellen gewesen war, denen der New Deal den Weg nach Washington geöffnet hatte: Lee Pressman, ein überzeugter Kommunist.

Doch das war nur noch ein Nachklang seines Verlegerlebens. Nach drei Monaten Streik war er am 1. Februar 1947 abermals «am Ende seines Weges». Er verkaufte und bemerkte: «In mir sind nur Narben geblieben. Aber Narben haben den Vorteil, dass sie härter sind als das Gewebe, das sie ersetzen.»

Dorothy Schiff und die «New York Post» – die Geschichte einer Enkelin Jacob Schiffs

Die sechsenddreissigjährige Dorothy Schiff, Enkelin Jacob Schiffs und Tochter Mortimer und Adele Schiffs, hatte noch nie einen Fuss in eine Zeitungsredaktion gesetzt, als sie im Juli 1939 David Sterns NEW YORK POST für 1,5 Millionen Dollar erwarb.

Später bekannte sie, dass sie nur eine mehr oder weniger vorgeschobene Figur bei den Manövern des Besitzwechsels gewesen sei: «Mich brauchte man nur für die Unterschrift auf den Schecks.» Umso bemerkenswerter war, dass sie zwei Jahrzehnte später sehr fest mit ihren beiden (als schön gepriesenen) Beinen «auf dem Boden ihrer Zeitung stand» und die NEW YORK POST bis zum Jahre 1977 besser durch Streiks und Krisen hindurchsteuerte, als es den Besitzern aller anderen Blätter ausser der NEW YORK TIMES und der DAILY NEWS gelang.

Bis dahin allerdings glich ihr Leben einer Flucht aus Jacob Schiffs Welt und ihren Kindheitsträumen. Es war voll Sehnsucht nach Liebe, die keiner ihrer vier Ehemänner ihr gab. Es glich der ständigen Suche nach einer Sinnggebung ihres Lebens, auf das sie nur durch ein Training im Anlocken heiratsfähiger Männer vorbereitet worden war. So erwarb sie denn die NEW YORK POST nicht für sich, sondern für einen Mann. Es war ihr zweiter Ehegatte, ein siebenunddreissigjähriger, von ostjüdischen, noch Jiddisch sprechenden Eltern abstammender sozialistischer Reform der New-Deal-Jahre namens George Backer, der lange Zeit David Sterns Schachpartner gewesen war. Die Umstände, unter denen sie ihn 1932 geheiratet hatte, waren so absonderlich wie ihre vorangegangene erste Ehe mit dem mittellosen Exleutnant und Wertpapierverkäufer Richard Hall, den ihre Mutter Adele ablehnte. Seine protestantische Herkunft hätte diese ihm vielleicht verziehen, nicht aber, dass er kein Mellon oder Harriman war. 1923 hatte sie Hall, ohne innere Beziehung zu Jacob Schiffs so streng bewahrtem Judentum, in einer protestantischen Kirche geheiratet, nicht aus Liebe, sondern nur um dem Zuhause zu entkommen. Sie hatte ihren Mann, den sie bald nur noch beim Frühstück traf und der seine Zurückweisung durch Kuhn, Loeb & Co. schwer verwand, einen Sohn, Morti, und eine Tochter, Adele Therese, geboren. Erst danach wurde die sexuell total Unaufgeklärte durch ein Buch der Engländerin Mary Stopes mit Existenz und Zweck von Pessaren vertraut.

Als ihr Vater Mortimer 1931 starb und ihr 750'000 Dollar in bar hinterliess, war sie mit Gouvernante und Kindern auf der Suche nach Liebe und Lebensinhalt nach Europa aufgebrochen. Auf dem deutschen Atlantikschiff «Bremen» hatte sie den prominenten britischen Zeitungs-Tycoon Lord Maxwell Beaverbrook – Pfarrers-

sohn und Gründer der englischen EXPRESS-Massenblätter – kennengelernt. Der kleine, asthmaleidende, aber vitale Lord, der jeder seiner Freundinnen zu Weihnachten und zum Geburtstag 100 Pfund verehrte und (was auf die Zahl der Damen schliessen liess) an einem Weihnachtstag bis zu 2'500 Pfund ausgab, hatte ihr in seinem Londoner Haus, St. James Park, Gastfreundschaft gewährt, während Gouvernante und Kinder in einem Hotel lebten. Bei dieser Gelegenheit brachte er ihr flüchtig Grundbegriffe der Politik bei. Seine Versicherung, er hätte sich immer gewünscht, Juden zu Vorfahren zu haben, hatte sie mit den Worten kommentiert: «O Gott, warum?»

Die Begegnung war ebenso eine Episode geblieben wie eine weitere mit einem eleganten britischen Sefarden namens Leslie Hore-Belisha, der für Beaverbrooks Blätter schrieb, Unterhausmitglied war und später britischer Kriegsminister wurde. Auch von ihm hatte sie einige politische Oberflächlichkeiten erfahren und ausserdem einen Heiratsantrag erhalten. Doch Liebe und Lebensinhalt hatte sie bei ihm nicht gefunden; und so war sie mit Gouvernante und Kindern nach Amerika, fern von Hall, auf einen Landsitz ihrer Mutter in Palm Beach zurückgekehrt. Dort hatte sie Adele, kaum 50 Jahre alt, an Krebs sterbend vorgefunden, und Pietät und Erziehung hatten sie noch einmal an die Ungeliebte gefesselt, bis George Backer als Begleiter prominenter Besucher ihrer Mutter in ihr Leben trat. Viel später erzählte sie, Backer – klein, schlank und dunkel – habe eine sexuelle Ausstrahlung gehabt, von der eine ihrer Bekannten aus dem Patterson-Zeitungs-geschlecht, Alicia Patterson, behauptete, sie erlebe jedesmal einen Orgasmus, sobald Backer nur ins Zimmer komme. Sie selbst hatte jedoch – wenn man einem ihrer Biographen folgt – weder Liebe noch sexuelle Wonnen empfunden, und Backer seinerseits erblickte in ihren allzu «Schiff schen Zügen» nicht unbedingt sein Frauenideal. Aber sein Wissen und sein «Sozialismus zum Segen des einfachen Volkes» erweckten in ihr jene Hoffnungen auf einen Lebensinhalt, denen wohlhabende Töchter besonders häufig erliegen. Als Adele 1932 starb und ihr ausser Grundstücksanteilen in «Northwood» und Schmuck acht Millionen Dollar vermachte, verliess sie Hall und ehelichte George Backer – diesmal in einer Synagoge vor einem Rabbiner, der sie darüber aufklärte, dass sie trotz ihrer ersten protestantischen Ehe Jüdin geblieben sei. Sie gebar Backer eine Tochter, Sarah – Ann, wurde von seinen Freunden als nutzloses «reiches Kind» betrachtet und fühlte sich so einsam wie zuvor. Ein «bescheidenes» Haus, das sie in «Northwood» bauen liess, entartete zu einem Palast («Newfield»), der eine Million Dollar kostete und so viele Zimmer besass, dass sie die meisten nie betrat und Backer sich in einige wenige Räumlichkeiten wie in ein «sozialistisches Arbeitskloster» zurückzog.

Besuche bei einem sozialistischen New Yorker Psychotherapeuten, Dr. Harry Stack Sullivan, waren von geringem Nutzen – bis schierer Zufall einen Brief aus

Präsident Roosevelts Arbeitsministerium in ihre Hand gelangen liess. Es war eine Einladung zu einer Werbeveranstaltung für die Modernisierung der Einwandererstation für europäische Flüchtlinge, Ellis Island. Sie folgte der Einladung mit dem ganzen Hunger ihres unbefriedigten Lebens, geriet in einen Propagandatrübel von Wohlfahrts-Lunches, Versammlungen und Arbeitslosenspeisung hinein und lernte dabei die Präsidentengattin Eleanor kennen.

Eleanor Roosevelt hatte Verwendung für jede weibliche Hilfskraft, die sich in ihre ebenso ehrlichen wie unermüdlichen, politisch aber oft naiven Bemühungen um Armenhilfe, Reform und Menschlichkeit einspannen liess. Als potentielle Geldgeberin brachte sie Dorothy ins Weisse Haus sowie nach Hyde Park, und als Dorothy zum erstenmal vor Roosevelts Rollstuhl auf dem Rasen sass, hielt sie den Präsidenten für einen «Sonnengott». Sie betrachtete sich zum erstenmal in ihrem dreiunddreissigjährigen Leben als «nützlich», als sie nach Beratungen mit ihrem Psychologen die erste Rede ihres Lebens vor einer Versammlung der Demokraten ablas. Eine Bindung zuerst an Eleanor, dann an Franklin Roosevelt entstand, als sie erfuhr, dass die 1884 als Nichte des Präsidenten Theodore Roosevelt und «hässliches Entlein» geborene matronenhafte Eleanor, die 1905 ihren Cousin Franklin Roosevelt geheiratet hatte (und nicht umgekehrt), ein ähnlich unerfüllter Mensch gewesen war wie sie selber. In Hyde Park, wo Roosevelts imposante verwitwete Mutter Sara Delano herrschte, hatte Eleanor nach ihrer Hochzeit gelernt, sich einer Schwiegermutter zu unterwerfen, die nichts von ihr hielt. Sie hatte auch antijüdische Lippendienste geleistet, um dem Antijudentum von Sara Delano zu gefallen. Franklin Roosevelt hatte sie fünf Söhne und eine Tochter geboren und erst danach entdeckt, dass er in ihrer Sekretärin Lucy Mercer eine Partnerin gefunden hatte, die besass, was ihr selbst völlig fehlte: Sexualität. 1920 hatte sie ihn durch ihre Scheidungsdrohung vor die Alternative gestellt, auf seine Geliebte zu verzichten oder jeden Traum von einer politischen Karriere unter Puritanern aufzugeben. Sie hatte nicht verhindern können, dass er auch im Rollstuhl und während der Präsidentenjahre in seiner Sekretärin «Missy» LeHand eine neue Geliebte fand, und hatte schliesslich organisierend, schreibend und redend einen eigenen Weg gesucht, der ihr Dasein ausfüllte.

Eleanor und Franklin Delano Roosevelt überzeugten Dorothy Schiff 1939 davon, dass es für ihr Erbe – und ihr Leben – keine bessere Aufgabe geben könne, als die NEW YORK POST für ein liberal-demokratisches Amerika zu retten. Was ihnen an Überzeugungskraft mangelte, ergänzte George Backer, der gerne Verleger und Verkünder der Ideen sozialistischer Freunde werden wollte.

So unterschrieb Dorothy im Juli 1939 – den eindringlichen Mahnungen ihres Bruders John Mortimer vor «linken» Abenteuern trotzend – die nötigen Schecks.

George Backer wurde Präsident, sie selber Vizepräsidentin der NEW YORK POST, und sie musste dem Kaufpreis von 1,5 Millionen Dollar noch weitere 3,5 Millionen hinzufügen, bevor sich die NEW YORK POST zögernd von ihrem Sterbelager erhob.

Zu Beginn sah alles so aus, als wollten zwei Kinder – George und Dorothy – die Zeitung endgültig durch ihre Unerfahrenheit vernichten. Aber Dorothy brauchte Zeit, um zu reifen. Als Backers Verlegerstil ihr zu bohémienhaft erschien, zog sie 1943 in den Scheidungsmühlen von Nevada den Trennungsstrich und heiratete – wieder ohne Liebe, aber mit rationeller Überlegung – den NEW-YORK-POST-Redakteur Theodore Thackrey. Den protestantischen, aber gutgläubigen, radikal-sozialen, immer zum Kampf (auch zum Strassenfaustkampf) bereiten und journalistisch erfahrenen Sohn einer Pensionsbesitzerin in Kansas City machte sie ausser zu ihrem Ehemann auch zum Chefredakteur.

Es entsprach seinem Stil, dass er sie am Morgen nach der Hochzeit mit in die Redaktion nahm, eine Flasche Whisky auf den Schreibtisch stellte und mit der Arbeit begann. Die Flasche auf dem Schreibtisch war das Symbol des Aufbruchs in ein neues Leben. Dorothy notierte – mit einer Spur Pathetik: «Ich gab etwas auf ... Die Männer, die ich liebte, hatten jemand anderen geliebt; die Männer, die mich liebten, wurden zum Ärgernis ... Von jetzt an gab ich meine Liebe einer Sache – meiner Zeitung.» Der whiskytrinkende Kettenraucher Thackrey machte Dorothy Schiff in der Tat zur Journalistin und das alte Verlagshaus an der 75th Street zum Ehequartier. Hier entwickelte sie sich auch zur Verlegerin, die zum erstenmal Vertriebsberichte las. Hyde Park und der «Sonnengott» rückten langsam in den Hintergrund. 1940, als Roosevelts hingebungsvolle Sekretärin und Geliebte «Missy» LeHand viel zu früh einen Schlaganfall erlitt, hatte sie noch den romantischen Einfall, sie könne – zumindest als Sekretärin – an die Stelle der Kranken treten. Aber je öfter sie den Präsidenten sah, umso mehr wurde er in ihren klaren, sehenden Augen der Manipulator von Dingen und Menschen, der er war. Sie selbst fühlte sich manipuliert, als er sie dazu bewog, zum Kauf einer Farm, die er sich wünschte, aber nicht leisten konnte, 9'000 Dollar zuzuschiessen. Seine Neigung, allen alles zu versprechen, irritierte sie, wenn sie an bescheidene New Yorker Juden dachte, die, seit sich seine New-Deal-Institutionen auch einigen ihrer Kindern öffneten, an seine besondere Zuneigung glaubten. Sie dachte dann daran, wie er seinen langjährigen Nachbarn in Hyde Park, Henry Morgenthau jun. (den ein wenig schwerfälligen Sohn des nun achtundachtzigjährigen Börsen- und Immobilienfürsten), zwar zu seinem Finanzminister erhob, aber ebenso reglementierte wie den ergebenen Verfasser vieler seiner Reden, Samuel Rosenman, dem er den Namen «Sammy the Rose» gab.

In ihrem 42. Lebensjahr, 1944, war der «Sonnengott» für sie ein abgeschlossenes

Kapitel. Vor ihr lag stattdessen ein Kampf mit ihrem Lehrmeister und Ehemann Thackrey. Je mehr die sozialen Reformen des New Deal durch den Krieg, den Produktionsboom, den Sieg über Deutschland und die Wende in der Politik gegenüber der Sowjetunion an Bedeutung verloren, umso rebellischer wurde seine radikale Natur. In allem erblickte er einen Verrat an seiner erträumten sozialistischen Zukunft Amerikas. Er verurteilte den Marshall-Plan, den Nordatlantiktakt und jeden Verdacht, Kommunisten könnten amerikanische Institutionen infiltrieren. Mit dem gleichen Radikalismus, mit dem er sich für den «kleinen Mann», für Unterdrückte und Verfolgte engagierte, trat er für die überlebenden jüdischen Opfer des deutschen Fegefeuers und für die Sache der zionistischen Terroristen ein, die den Weg nach Palästina gegen den Widerstand der britischen Palästina-Truppen mit Gewalt zu öffnen suchten, und machte sie zur Angelegenheit der NEW YORK POST. Den amerikanischen Vertretern, Helfern oder Agenten der Terrororganisation «Irgun» und ihres Führers Menachem Begin öffnete er ihre Spalten und sein Herz. Er berichtete nicht nur über ihre Anliegen und ihre Unternehmungen. Er focht für sie, für alle zionistischen Repräsentanten in New York und reizte damit Präsident Truman – zumindest nach seiner eigenen Darstellung – bei einer Vorsprache im Weissen Haus zu dem wutentbrannt-verallgemeinernden Ausbruch: «Thackrey, wenn die gottverdammten New Yorker Juden nur ihren verdammten Mund halten und aufhören würden zu schreien ...! Sie machen die Situation nur noch schwieriger. Da stehen Sie, selbst nicht einmal Jude, und kämpfen für eine Speerspitze, die die höllischsten Probleme erzeugt.» Thackrey gab zurück: «... Mit den gottverdammten New Yorker Juden werden Sie wohl auch meine Frau meinen, die Jüdin ist.»

Aber er wusste, dass der Schock der jüdisch-europäischen Katastrophe zwar die abweisende Haltung gegen jede nationale jüdische Kolonisation in Palästina geschwächt hatte, die ein Teil von Dorothy Schiffs Erziehung gewesen war. Sie neigte jetzt dazu, dass Palästina geteilt werde, um den überlebenden Juden, die nicht in Amerika oder anderen Ländern aufgenommen wurden, eine Heimat zu schaffen. Aber seine offenen Beziehungen zu Terroristen erschreckten sie ebenso wie die Mehrheit der Redaktion und erzeugten eine Opposition, die mit jeder Woche wuchs. Die Auseinandersetzung um die Terroristenfrage war dabei nur ein Teil der allgemeinen amerikanischen Wende gegen jede Form des Radikalismus, der nach dem Ende der Wirtschaftskrise alle echten Chancen verlor.

Dorothy Schiff war auch jetzt noch nicht erfahren genug, um klare Entscheidungen treffen zu können. Aber Inserenten und Leser zwangen ihr eine Entscheidung auf. Die Auflage sank rapide, und an Thackreys ideologischer Hartnäckigkeit zerbrach 1949 das ausgefallene Lehrer-Schülerin- und Mann-Frau-Verhältnis. Doro-

thy, die ihren Mädchennamen Schiff wieder annahm, versicherte öffentlich, dass die NEW YORK POST in Zukunft nur einer liberal-demokratischen Politik folgen werde. Aber sie benötigte eine neue halbe Million, um das Tief zu überwinden, in das die Zeitung gestürzt war. 1954 war sie Alleinherrscherin über das Blatt, das – unbeabsichtigt, aber unaufhaltsam – zum zentralen Inhalt ihres Lebens geworden war.

Ein Jahr später schrieb sie (mit einem Lexikon neben sich) die ersten eigenen Kolumnen ihres Lebens: «Notizbuch der Verlegerin». Durch eine Mischung aus Erinnerungen an berühmte Persönlichkeiten, Interviews, sozialliberalen Meinungen (und einem Schuss Klatsch) verhalfen sie der NEW YORK POST dazu, zum ersten Male die Auflagenmarke von 400'000 zu überschreiten. Dorothy Schiff scheute weder naive Wahrheiten noch Selbstbekenntnis. Nach einer Begegnung mit Albert Einstein in Princeton zitierte sie 1952 Worte, welche der Sechundsiebzigjährige mit seiner idealistischen Unerfahrenheit gegenüber den politischen Realitäten dieser Welt über den mittlerweile sieben Jahre alt gewordenen Staat Israel sagte: «Wir setzten grosse Hoffnungen auf Israel. Wir dachten, der Staat würde besser sein als andere Nationen. Aber er ist nicht besser.» Die Entrüstung jüdischer Leser und organisationen traf sie nicht so tief wie Einsteins Versuch, seine Worte unter dem Eindruck dieses Sturmes zurückzunehmen. Sie bemerkte mit einem Aufflackern einstiger «Sonnengott»-Träume: «Ich hatte gedacht, er wäre ein Gott ... Und nun zeigte er, dass er kein Gott war. Er war ein kleiner ... Mann, der nicht zu seinen Worten stand.»

Da sie ausserstande war, sich mit der gewaltigen Nachrichten-Zitadelle der NEW YORK TIMES zu messen, machte sie die POST zu einem Blatt der Kommentatoren. Sie waren jüdisch wie Victor Riesel (dem Gewerkschaftsgangster aus Rache für seine Berichte Säure ins Gesicht schleuderten), Max Lerner und Joseph Kraft oder nichtjüdisch wie Drew Pearson und Marquis Childs.

Die Kommentare, die schon auf der Titelseite begannen, verliehen der POST ihren besonderen, «ein wenig links» von der NEW YORK TIMES angesiedelten Charakter – sozusagen als provozierenden Appendix der übermächtigen Konkurrenz.

Hinter der Zeitung trat Dorotheys Privatleben einschliesslich einer vierten Ehe zurück, die wie ein letztes Erwachen der viktorianischen Vorstellung von der Notwendigkeit des Verheiratetseins wirkte. Der um fünf Jahre ältere einzige Sohn des jüdisch-deutschen Gründers der chemischen Werke L. Sonneborn & Co. in Baltimore und New York, den sie heiratete, war ihrem innersten Wesen so fern wie ihre anderen Ehemänner. So wurde auch die vierte Scheidung zu einem unausweichlichen Akt.

1967 war die NEW YORK POST die einzige New Yorker Nachmittagszeitung, und sie hatte auch noch 1976 Erfolg. Aber Dorothy Schiff, nun 73 Jahre alt, zerbrechlich und mit silbernem Haar, fand unter ihren Kindern keines, das bereit war, die Last auf sich zu laden, die sie getragen hatte. Als sie Rupert Murdoch, dem Australier, der über 90 Blätter in verschiedenen Weltteilen in seiner Hand vereinigt hatte, bei einem Lunch begegnete, spürte er ihre innere Müdigkeit und bemerkte: «Wenn Sie sich jemals zurückziehen wollen, dann bin ich bereit.» Am 1. Januar 1977 ging die NEW YORK POST in seiner Zeitungssammlung auf.

Das Presse-»Gewürz« – eine Bilanz

General George Scratchley Brown, der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs der amerikanischen Streitkräfte, der im Jahre 1974 vor Studenten der Duke-Universität über den «ausserordentlichen politischen Einfluss» der Juden in Amerika sprach, ergänzte seine einschlägige Bemerkung «Wie Sie wissen, besitzen sie grosse Banken in unserem Lande» mit den Worten «... und die Zeitungen». Er verlieh damit einer anderen internationalen Vorstellung über jüdische Macht in Amerika Ausdruck: der Macht der Presse.

Es blieb Browns Geheimnis, warum er sich – wenn schon die Rede von Informationsmedien war – auf die Zeitungen beschränkte. Er übergang Radio und Fernsehen, deren Sendungen zurzeit seiner Ansprache alltäglich 40 von 67 Millionen amerikanischen Haushalten erreichte. Er liess damit Institutionen ausser Acht, deren Aufstieg ebenso wie der Aufstieg der Filmindustrie zwar erst nach der Entwicklung der Presse begonnen hatte. Auch bewerteten Soziologen ihre Bedeutung als Instrumente der Information geringer als die Bedeutung der Presse und massen ihrer Wirkung als Medium der Unterhaltung grösseren Wert bei. Aber ihre Möglichkeiten der Beeinflussung, der Meinungs- und Stimmungsbildung waren so unbestritten wie die Tatsache, dass die Mehrzahl ihrer Pioniere und Gründer, ihrer organisatorischen und geistigen Manager Kinder oder Enkel der osteuropäisch-jüdischen Einwanderung waren, deren Geschichte – obwohl schon mehrfach erwähnt – noch vor uns liegt.

Als Brown in North Carolina sprach, erschienen in Amerika 1'800 Tageszeitungen, 8'000 Wochenblätter und 9'600 Zeitschriften der verschiedensten Arten, an jedem Wochentag kauften 67 Millionen Haushalte 63 Millionen Zeitungen. Unter den 1'800 Tageszeitungen aber waren nur 3,1 Prozent in – um eine soziologische Formulierung zu benutzen – «Besitz mit jüdischem Hintergrund».

Nachdem David Stern seine Zeitungen aufgegeben, Walter Annenberg seine Philadelphia-Blätter verkauft hatte und Dorothy Schiff auf den Verkauf der NEW YORK POST zusteuerte, handelte es sich um die NEW YORK TIMES, die WASHINGTON POST, die CHATTANOOGA TIMES, die ST. LOUIS POST DISPATCH und einige lokale Zeitungen wie «das letzte Wildwest-Monument», die LAS VEGAS SUN von Herman Milton Greenspun oder den MANCHESTER UNION LEADER in New Hampshire (dessen Inhaber William Loeb aber in seinen Anfängen die Bescheinigung über seine protestantische Taufe im Jahre 1906 auf einer ersten Zeitungsseite veröffentlicht hatte). Nur wenn die Statistik dem zeitlichen Ablauf der Saga vorauseilte und einen Zeitungs-Entrepreneur Samuel Irving Newhouse mit einbezog, der aus der osteuropäischen Einwanderung hervorging, wurde die erwähnte Zahl von 3,1 Prozent erreicht.

Newhouse, der 1895 in New York geborene älteste Sohn unter acht Kindern eines asthmakranken Fabrikarbeiters, errang sich seinen Platz ohne journalistische Ambitionen als Epigone von Edward Wyllis Scripps, seit er 1911 als Gehilfe eines Anwalts Herman Lazarus nach New Jersey gesandt worden war, um ein Lokalblatt, die BAYONNE TIMES, «in Ordnung zu bringen». Newhouse hatte sich nicht eine Stunde um Redaktion und Inhalt des Blattes gekümmert, das wegen nicht eintreibbarer Schulden auf Lazarus übergegangen war. Wohl aber hatte er Buchhaltung, Anzeigengeschäft und Vertrieb reorganisiert und war 1916 als Einundzwanzigjähriger mit 60'000 Dollar Jahresgewinn nach New York zurückgekehrt. Seit 1926 hatte der kleingewachsene, innerlich getriebene, von Schlaflosigkeit gepeinigte Mann mehr als 20 lokale Zeitungen vom STATEN ISLAND ADVANCE bis zum PORTLAND OREGONIAN nach einer Methode erworben, die ein boshafter Zeitgenosse mit folgenden Worten beschrieb: «Er spezialisiert sich auf unzufriedene Erben ... Ein Familienstreit ist Wasser auf seine Mühlen ... Er ist nie gekränkt, wenn man ihn abweist. 'Es tut mir leid, Madame, dass Sie mir jetzt den Mantel nicht verkaufen wollen', sagt er, während er durch die Vorhalle hinausgeht. 'Aber wenn Ihr Mann stirbt ... hoffe ich, dass Sie sich an mich erinnern.' «Niemals hatte er die Prinzipien aufgegeben, nach denen er begonnen hatte: strikte Beschränkung auf Finanzsanierung und Vertrieb und völlige Abstinenz von politischer und sonstiger Beeinflussung der Redaktionen. Als Kind einer Zeit, in der jüdische Redakteure in Lokalblättern noch stärker die Befürchtung erweckten, sie könnten Aversionen unter den Lesern erzeugen, als bei der NEW YORK TIMES, hatte er das Engagement jüdischer Journalisten, aber auch jüdischen Managements weitgehend vermieden. Nur seine Brüder Theodore und Norman sowie seine Söhne Samuel Irving jun. und Donald Edward waren Ausnahmen von der Regel. Wenn die 3,1 Prozent Zeitungen «mit jüdischem Hintergrund» 8 Prozent der amerikanischen

Leserschaft erreichten, dann entfiel davon die Hälfte auf Newhouse und seine Zeitungskette.

Statistisch gesehen bot das Feld der Zeitschriften kein anderes Bild. Jüdische Gruppen der verschiedensten Richtungen, Gemeinden und Organisationen gaben zwar mehr als 180 Wochen-, Monats- und Vierteljahreszeitungen oder -magazine verschiedenster Grösse heraus. Sie liessen damit die Publikationen jeder anderen ethnischen oder religiösen Minderheit Amerikas in hoffnungslosem Abstand hinter sich zurück. Nicht weniger als 103 Blätter erschienen in New York. Sie reichten von JEWISH PRESS, dem Organ orthodox-religiöser Zionisten der extremen politischen Rechten, und JEWISH JOURNAL über C.C.A.R.-JOURNAL (Zeitschrift des Reformrabbinats), CONSERVATIVE JUDAISM (Zeitschrift der religiösen Konservativen) und TRADITION (Zeitschrift der Orthodoxen) sowie unabhängigen Blättern wie dem kämpferischen THE JEWISH SPECTATOR bis zum deutsch-englischsprachigen AUFBAU, dem AMERICAN ZIONIST oder dem antizionistischen BRIEF des American Council for Judaism. Im übrigen Amerika erschien im höchsten Norden THE ALASKAN JEWISH BULLETIN, im Westen die HERITAGE SOUTH WEST JEWISH PRESS IN CALIFORNIA, im Osten THE JEWISH ADVOCATE in Boston oder THE JEWISH EXPONENT in Philadelphia, in Washington das AMERICAN JEWISH JOURNAL und im Süden der JEWISH FLORIDIAN in Florida oder die TEXAS JEWISH POST. Zuweilen ging von dieser und jener Publikation eine merkbare Wirkung auf die nicht-jüdische Umwelt aus. Doch es gab nur wenige Magazine wie COMMENTARY, MIDSTREAM und PRESENT TENSE, die von jüdisch-intellektueller Sicht aus allgemeine amerikanische und internationale Probleme behandelten und deren Wirkung daher auch nicht-jüdische intellektuelle Kreise Amerikas erreichte.

Betrachtete man auf der anderen Seite die Domäne der grossen, zu Millionen sprechenden Zeitschriften, dann waren die jüdischen Besitzverhältnisse noch enger begrenzt als in der Welt der Tageszeitung. Die Geschichte der über Amerika hinaus bekannten Zeitschrift NEW YORKER und ihres Mitbegründers Raoul Fleischmann gehörte sicherlich zu den reizvollen Ornamenten der jüdischen Saga in Amerika. Aus der Zufallslaune eines Glücksspielers hatte Fleischmann 1924 statt auf *rouge* oder *noir* auf die Zeitschriftenidee eines freidenkerischen schottisch-irischen Reporters namens Harold Ross gesetzt und bis zu seinem Tod – im Jahre 1969 – den Einsatz ebensowenig zu bedauern brauchen wie sein Sohn und Nachfolger Peter.

Raouls Onkel, Charles Fleischmann aus Wien, hatte Besuchern einer Ausstellung in Philadelphia im Jahre 1876 die Entdeckung seines Lebens, Backhefe aus Rückständen der Alkoholproduktion, vorgeführt. Charles und vier Brüder waren in der Folgezeit zu Eroberern des Hefemarkts geworden, hatten später Gin und Mayon-

naise produziert und darauf ein zeitloses Fleischmann-Imperium errichtet. Louis, dem Jüngsten, war eine Grossbäckerei am Broadway, ein Wiener Modellunternehmen, zugefallen, das allabendlich alles Gebäck verschenkte, das im Laufe des Tages nicht verkauft worden war. Raoul war Louis' wohlhabender und in österreichischen Manieren erzogener Sohn. Auf Glücksspiel hatte er nie verzichten können, aber sein Geiz verdarb ihm die reine Freude daran, und er beneidete die erste seiner vier Frauen, eine Schönheit namens Ruth, weil sie beim Spielen nie Geiz und Nervosität zeigte. Auf Harold Ross' Zeitschriftenidee hatte er nur gesetzt, weil sein eigener Einsatz lediglich 20'000 Dollar betrug. Für Ross dagegen bildeten die 20'000, die er selbst aufbrachte, sein ganzes Vermögen. Die 700'000 Dollar, die Fleischmann bis zum Jahre 1929, in dem der NEW YORKER zum erstmaligen Gewinn abwarf, zuschoss, machte er an der Wall Street wett, und das Verhältnis zu seinem polternden (aber auf vorbildlichen Schreibstil achtenden) Mitbegründer verwandelte sich in eine Art Hass. Wenn sie etwas gemein hatten, dann waren es Vorurteile. Auch Fleischmann hegte wie Ochs, Sulzberger oder Meyer seine Abneigungen gegen betontes Judentum. Von einem Mann, den er nicht leiden konnte, meinte er: «Er hat Rabbiner-Füsse.» Ross dagegen hatte etwas gegen Neger *und* betonte Juden und leitete noch im Zweiten Weltkrieg Erklärungen mit «Der Ärger mit euch Juden ist ...» ein. Aber das verhinderte nicht, dass Journalisten, Schriftsteller und Künstler jüdischer Herkunft im Wandel der Jahrzehnte immer häufiger Beiträge zum Ruhme des NEW YORKER leisteten.

Auch die Geschichte einer anderen weit über Amerika hinaus bekannten Zeitschrift, ESQUIRE, und ihres schwarzlockigen, temperamentvoll-unberechenbaren Gründervaters in Chicago, David A. Smart, gehörte zu den farbenfrohen Ornamenten. Smart war 29 Jahre alt und hatte sich als Anzeigenwerber bei der CHICAGO TRIBUNE, als Feldartillerist in Frankreich und als Börsenspekulant durchgeschlagen, der 750'000 Dollar gewann und 700'000 davon wieder verlor, ehe er 1921 mit seinem Bruder Alfred und dem Geld, das ihm geblieben war, die Smart-Verlagsgesellschaft gründete. Nach sechs mageren Jahren taten sich beide mit zwei jüngeren Burschen namens Hobart Weintraub und Arnold Ginrich zusammen, fotografierten unter den Besuchern der New Yorker Theater die elegantesten Prominenten und verkauften deren Konterfeis an Herrenausstattungs-geschäfte. Diese lockten damit Kunden an, die gekleidet sein wollten wie die Prominenz. Aus diesem Geschäft entwickelten sie ein farbig gedrucktes Luxusmagazin für Modeläden, nannten es KUNST DER ELEGANZ und führten damit männliche Modelle in eine Zeitschriftenwelt ein, die bis dahin nur mit Damenmodellen versorgt worden war. Es war nur eine logische Konsequenz, dass Smart 1933 das erste Weltmagazin für Männer zum Verkauf für nur 50 Cent an Zeitungskiosken produzierte. Den Magazintitel ESQUIRE entdeckte er in einem Brief, in dem sein Anwalt

ihm mitteilte, dass alle Titel, die er sich bis dahin hatte einfallen lassen, schon rechtlich geschützt seien. Die Briefanschrift lautete in vornehmem Juristenstil: «An Mr. David Smart, Esq.» (sprich Esquire), und als Smart erfuhr, dass Esquire nach britischer Tradition einen Herrn zwar unterhalb des Adels, aber auf der höchsten Ebene des Mittelstandes bezeichnete, schrie er: «Das ist der Titel!» Er behielt Recht mit seiner Wahl. Die Wirtschaftskrise verlangte nach Traumbildern, und der New Deal gab der amerikanischen Mittelklasse wieder Aussichten auf Esquire-Würde. Smart und seine Mitbegründer zeigten in ihrer Zeitschrift elegante Männer und brachten Artikel aus der Feder prominenter Literaten, von denen man gerade sprach. Weder Ernest Hemingway noch Thomas Mann liessen sie sich entgehen. Als sie den Zeichner Alberto Varga dafür engagierten, männlichen Lesern nicht nur Eleganz, sondern auch weiblichen Sex anzubieten, schuf dieser ein bald berühmtes, nicht ganz hüllenloses, aber hüllenarmes Varga-Girl. Erst als der Mitbegründer Arnold Ginrich 1976 starb, hingen dunkle Wolken am ESQUIRE-Himmel. Ein nicht-jüdischer Einzelgänger namens Hugh Hefner aus der Heimatstadt der Smarts hatte das ESQUIRE-Rezept aus Sex, Mode und Literatur mit seiner Zeitschrift PLAYBOY durch eine totale Entkleidung der Varga-Girls perfektioniert und damit bald eine Auflage von mehr als vier Millionen erreicht, während ESQUIRE unter die Ein-Millionen-Marke sank. Im September 1977 übernahm eine der grössten britischen Zeitungsketten, die Associated Newspaper Group, für den Preis von fünf Millionen Dollar Smarts hinterlassenes Geschöpf. Es war kaum ein Ausgleich, wenn auf der anderen Seite Samuel Irving Newhouse eine Anzahl von Zeitschriften wie VOGUE, HOUSE AND GARDEN oder MADEMOISELLE von müde gewordenen angelsächsischen Verlegern erwarb. Dafür stiess der 1907 in Portland geborene Sohn eines kleineren jüdischen Kaufhausbesitzers, Norton Winfred Simon, der seit 1931 einen Nahrungsmittelkonzern Hunt Foods and Industries Inc. in Kalifornien organisiert hatte, eine der berühmtesten amerikanischen Frauenzeitschriften MCCALL'S, die er 1956 erworben hatte, wieder an eine angelsächsische Unternehmergruppe Hyatt Hotels ab. Ohne innere Beziehungen zur Zeitschriftenwelt, aber als grosser Meister der Zahlen- und Aktienmanipulation hatte er MCCALL'S, das der Schotte James McCall 1897 als Konkurrenz zu Cyrus Curtis' LADIES' HOME JOURNAL gegründet hatte, erworben, weil die Aktien des Unternehmens unter dem frischen Eindruck des aufstrebenden Fernsehens billig waren. Aber er behielt die Zeitschrift nur so lange, als sie sich mit einer Auflage von acht Millionen Exemplaren über der Auflagenmarke des LADIES' HOME JOURNAL mit sieben Millionen hielt. Als ihre Redakteure 1969 den (weit-sichtigen) Versuch unternahmen, MCCALL'S über die traditionelle Haushaltswelt hinaus um neuere Interessenbereiche der Frau zu erweitern und die Inserenten

verwirrten, war die Zugehörigkeit von MCCALL'S zu Hunt Foods and Industries zu Ende.

Was die Massenpublizistik anbetraf, befanden sich ausser Newhouses Zeitschriften, Walter Annenbergs TV GUIDE und SEVENTEEN nur NEW YORKER und NEWSWEEK auf der Habenseite des Zeitschriftenbesitzes «mit jüdischem Hintergrund». Hinzu kam auf dem Felde der literarisch-politischen Zeitschriften die anspruchsvolle NEW YORK REVIEW OF BOOKS für eine Bildungselite. Dem stand eine angelsächsische Zeitschriftenwelt gegenüber, die zwar nach 1970 populäre Magazine wie LIFE, LOOK, COLLIER'S und SATURDAY EVENING POST im ersten Wettkampf mit dem Fernsehen verloren hatte. Dennoch verkörperte sie ein erdrückendes Übergewicht, das in einem umfangreichen Zeitschriftenpanorama von TIME mit mehr als 6 Millionen Auflage bis zu READER'S DIGEST mit 17 Millionen seinen weithin sichtbaren Ausdruck fand.

Statistiken jedoch liefern niemals die zutreffendste Erklärung für besondere Phänomene. Sie geben daher auch nicht die zutreffendste Antwort auf die Frage nach Wahrheit oder Teilwahrheit der Vorstellung über jüdisch-amerikanische Presse-macht. Diejenigen, die dieser Vorstellung folgten, dachten schwerlich an Statistiken. Sie dachten auch kaum an 1'789 der insgesamt 1'800 amerikanischen Tageszeitungen des Jahres 1978. Sie dachten nur an zwei – die NEW YORK TIMES und die WASHINGTON POST.

Es war ungewiss, wie viele sich ernsthaft nach den Gründen fragten, weshalb beide Zeitungen die Aufmerksamkeit gleichsam magisch auf sich zogen. Nur wenigen war die Tatsache bewusst, dass die Majorität aller selbständigen amerikanischen Zeitungen, die einst – und sei es noch so laut, rauh oder unvollkommen – in den Gemeinden, Städten und Staaten des weiten Landes erschienen waren, spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg ihre Tore geschlossen oder ihre politische Selbstentmannung vollzogen hatte. Gewinndenken und konservative Sklerose hatten von den 1'400 Städten Amerikas, in denen Zeitungen erschienen, nicht weniger als 1'380 ihrer einst miteinander kämpfenden und Meinungen bildenden Zeitungen beraubt.

Mit oder ohne Anschluss an Zeitungsketten hatten ihre Besitzer oder interesselosen Erben sich zu jeweils einem örtlichen Blatt mit absolutem Anzeigenmonopol zusammengeschlossen. Die Monopolblätter bedeckten ihre Seiten mit Inseraten und füllten nur den Zwischenraum mit einigen Agenturmeldungen, kostenlosen Artikeln von Public-Relations-Unternehmen und billigen Beiträgen von Syndikaten. Ihre Beschäftigung mit lokalen Problemen war oft so unzulänglich, dass Kongressabgeordnete in Washington sich lieber auf andere Quellen über die Stimmung ihrer heimatlichen Bevölkerung verliessen als auf die Blätter, die einmal «das Gras hatten wachsen hören».

Die Nachfahren von Edward Wyllis Scribbs und anderer Entrepreneurere mit Namen wie Guy Gannet, John S. Knight, Kenneth Cox, Cowless-Ridder oder Roy Thomson hatten so viele Zeitungen zu Ketten zusammengekauft, dass sie 80 Prozent der 1'800 Blätter kontrollierten. Mit wenigen Ausnahmen hatten sie bestenfalls lokalen Informationswert. Ihre Gewinne lagen bis zum Zehnfachen über denjenigen von NEW YORK TIMES oder WASHINGTON POST. Aber eine eigenständige politische oder kulturelle Information lag nicht in ihrer Absicht.

Die Zeitungen, die ausserhalb von New York und Washington einen eigenen Rang behaupteten und eigene Korrespondenten und Leitartikler unterhielten, waren an den Fingern abzuzählen. Sie reichten von der schon erwähnten LOS ANGELES TIMES, der CHICAGO TRIBUNE, den CHICAGO DAILY NEWS und dem BOSTON GLOBE über das ST. LOUIS COURIER JOURNAL, die ST. LOUIS POST DISPATCH und das MILWAUKEE JOURNAL bis zur BALTIMORE SUN, der CHATTANOOGA TIMES, der CLEVELAND PRESS, der MINNEAPOLIS MORNING TRIBUNE, dem MIAMI HERALD, NEWS DAY, dem CHRISTIAN SCIENCE MONITOR und dem WALLSTREET JOURNAL. Doch in der ungeheuren Weite Amerikas kam nur zweien dieser Blätter nationale bis übernationale Bedeutung zu. Der CHRISTIAN SCIENCE MONITOR in Boston hatte sich seit seiner Gründung im Jahre 1908 von einem religiösen Blatt der Christian-Science-Bewegung zu einer leicht europäisch gefärbten politisch-kulturellen Tageszeitung mit 15 internationalen Korrespondenten und 20'000 ständigen Lesern an Schulen und Universitäten entwickelt. Das WALL STREET JOURNAL, dessen Gründerpioniere Dow, Jones und Barron 1882 mit handgeschriebenen Informationsblättern für Börsenkunden angefangen hatten, war nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer wirtschaftlich und politisch orientierten Tageszeitung geworden. Sie überstieg die Auflagenmarke 1'300'000, und neun über Amerika verteilte Druckereien versorgten das ganze Land täglich mit Regionalausgaben. Aber ein einseitiger, allen Neuerungen feindlicher Konservatismus sowie der Vorrang des Gewinns vor redaktionellen Investitionen steckten der politischen Wirksamkeit des WALL STREET JOURNAL starre Grenzen. Darin hatte sich nichts geändert, seit die Zeitung 1973 in Warren Phillips, dem Sohn eines Unterwäsche-Fabrikanten aus New York, der die High School schon mit 14 statt mit 18 Jahren abgeschlossen hatte, ihren ersten jüdisch geborenen Präsidenten erhielt.

Vor diesem Panorama wird begreiflich, weshalb die NEW YORK TIMES und die WASHINGTON POST ihre aussergewöhnlichen Positionen errangen. Spätestens seit den Tagen Präsident John F. Kennedys war die TIMES ein unersetzliches, nicht unfehlbares, aber um Vollständigkeit bemühtes Spiegelbild Amerikas und der Welt. Sie war ein «Nachrichtendienst», der anderes oder mehr zu bieten hatte als offizielle Dienste, und Analysen und Gedanken hinzufügte, die nicht immer richtig und unvoreingenommen waren, aber ihre Erfahrungen und Anregungen aus

einem Fundus von Informationen schöpften. Von der WASHINGTON POST, deren Spiegel Amerika und der Welt gegenüber weniger scharf war als gegenüber der Hauptstadt Washington, ging eine verwandte Wirkung aus. Die Tatsache, dass Präsidenten und deren Berater die TIMES und die POST an jedem Morgen studierten, veranlasste Zehntausende bis in die letzten Verzweigungen des Staatssystems hinein, in den gleichen Spiegel zu sehen. Beide Zeitungen entschieden darüber, was die Politiker Washingtons allmorgendlich zwischen 6.30 Uhr und 9.30 Uhr lasen, und so übten sie in der Tat den grössten Einfluss aus, der für Zeitungen erreichbar war. Gleichzeitig bildeten beide Blätter die wichtigsten Informationsquellen für eine nachwachsende intellektuelle Generation. Ihre Wirkung reichte tief ins Land hinein, weil alle Zeitungen oder Ketten, die leichten Gewinn über eigene journalistische Leistung stellten, von ihren Informationen und Kommentaren zehrten.

Es gab ernsthafte Versuche, bei der Deutung dieses Phänomens auf mysteriösen jüdischen Zauber zu verzichten. Es gab Bemühungen, durch positive jüdische Eigenschaften zu erklären, warum zwei Zeitungen besser und erfolgreicher waren als so viele andere, deren Gründer zu irgendeiner Zeit ähnliche Chancen hatten. Dazu gehörte der Hinweis auf feinere jüdische Antennen für Beobachtung und Analyse der Umwelt. Dazu gehörte die jüdische Tradition des Zusammenhalts in der Familie und in Unternehmen. Dazu gehörte auch die häufige Verbindung geschäftlicher Talente mit dem Bedürfnis nach geistiger Entwicklung. Aber all das besass nur begrenzte Gültigkeit. Es galt nur zum Teil für einen Mann wie Walter Annenberg, während die nicht-jüdischen Erneuerer der LOS ANGELES TIMES die gleichen Eigenschaften zeigten. Schicksal und Zufall hatten beim Aufstieg ihre Rollen gespielt. Sicher aber war, dass Vorstellungen von der NEW YORK TIMES oder WASHINGTON POST als Verfechterinnen jüdischer oder jüdisch-israelischer Interessen jenseits dessen, was amerikanische Interessen, Ideale oder Empfindungen gestatteten, Legenden waren.

Ihre Gründer und Erben hatten Amerika zwei seiner besten *amerikanischen* Zeitungen gegeben. Der mehr oder weniger harte Kampf um jüdisch-israelische Interessen fand an anderen Fronten statt.

Die Väter der Lobby

Als Abraham Lincoln, der siegreiche Präsident des Bürgerkrieges, am 15. April 1865 durch die Kugel eines südlichen Attentäters starb, hinterliess er nur eine verbürgte Meinungsäusserung über Juden. Sie hatte mit seinem zeitweiligen Fusspfleger Isachar Zacharie zu tun.

Der Mann, demgegenüber er seinen Ausspruch tat, hiess Henry Wentworth Monk. Er war ein Kanadier, der grosse Sympathien für Juden empfand und als ein später vergessener Vorläufer zionistischer Gedanken bei den Mächtigen seiner Tage mit Plänen für die Ansiedlung von Juden in Palästina vorsprach. Als er 1862 versuchte, Lincoln für seine Idee zu gewinnen, bedankte sich der mit Kriegsproblemen überlastete Präsident, denn er hatte im eigenen Hause genug zu tun. Er fügte jedoch hinzu: «Ich persönlich empfinde für Juden Achtung. Mein Fusspfleger ist Jude. Er hat mir so oft geholfen, dass ich nichts dagegen einzuwenden hätte, seinen Glaubensgenossen behilflich zu sein.»

Den Angehörigen der ersten jüdisch-deutschen Einwanderung mochten Soziologen vorrechnen, sie hätten in Amerika nur ein beschränktes Mass an intellektuellen Leistungen vollbracht. Niemand konnte jedoch übersehen, dass sie auf einem anderen, für die jüdische Zukunft bedeutsamen Felde eine Vorarbeit leisteten, in welcher die modernen Betrachter, die in Uriah Levy einen Wegbereiter der neuzeitlichen jüdischen Lobby in Washington sahen, eine entscheidende Entwicklungsetappe jüdischer Lobby-Strategie erblickten. Zuerst noch tastend und mehr aus Instinkt als aus klarem Kalkül, legten sie entscheidende Schritte in der Kunst zurück, die amerikanische Verfassung, die Präsidentschaft, den Senat, den Kongress, die Bundesstaatsparlamente, die Parteien, die Wahlen und die öffentliche Meinung als Instrumente für die Verfechtung jüdischer Rechte und Interessen zu benutzen.

Welche Rangordnung Isachar Zacharie dabei zukam, blieb ungewiss. Der Fusspezialist, der sich mit einiger Grosszügigkeit gegenüber akademischen Regeln Dr.med. nannte, erhielt Zugang zu Lincoln, als er im September 1862 zu Lincolns Kriegsminister Edwin M. Stanton vordrang und ihm vorschlug, ein Sanitätskorps aus Fusspflegern aufzustellen, um die Füsse der Nordstaaten-Infanterie in Form zu halten.

Stanton hielt nichts von der Idee. Aber Zacharie überredete ihn, ihm die eigenen Füsse anzuvertrauen. Nach der Behandlung fühlte Stanton sich so erleichtert, dass er Zacharie dem Präsidenten empfahl, dessen grosse Füsse für ihn eine Quelle ständiger Plagen waren.

Lincoln war nicht der erste und letzte Politiker der Weltgeschichte, der politische Sorgen mit Masseuren oder Fusspflegern teilte. Der Präsident, der keiner Kirche angehörte, aber an die Existenz Gottes glaubte, litt bis in seine nächtlichen Träume hinein unter Selbstvorwürfen, weil es ihm nicht gelungen war, die Einheit der Vereinigten Staaten ohne Krieg zu bewahren. Ihn verlangte ständig nach Nachrichten über die südliche Seite, um herauszufinden, ob es Möglichkeiten für einen Frieden ohne totalen Sieg oder totale Niederlage der einen oder anderen Seite gab.

Zacharie, dessen Familie im südlichen Savannah lebte, war ein gegebener Mit-

telsmann, und es war eine Rolle als Erkunder und Berichterstatter, in der Lincoln ihn zwischen 1862 und 1865 (manchmal für Stunden und hinter verschlossenen Türen) empfing.

Zacharie bekam Passierscheine in das Hauptquartier des nunmehrigen Militärgouverneurs in New Orleans, General Nathaniel Banks. Durch jüdische Bekannte, die in New Orleans geblieben waren, und deren Beziehungen im konföderierten Gebiet vermittelte er Informationen. Als Gegengabe erhielt er die Möglichkeit, auch befreundeten Juden zu Passierscheinen zu verhelfen. Aber Lincolns Kabinettsminister opponierten mehr und mehr gegen die Beziehungen des Präsidenten zu seinem Fusspflege-Diplomaten, insbesondere, als dieser – entweder auf Lincolns Wunsch oder aus eigener abenteuerlicher Initiative – bis nach Richmond reiste, Verbindung mit Judah Benjamin aufnahm und erfolglos Chancen für einen Frieden erkundete.

Nach 1863 suchte Zacharie andere Möglichkeiten, um sich die Zuneigung Lincolns zu erhalten. 1864, im Jahre von Abraham Lincolns zweiter Wahl zum Präsidenten, begann er Briefe an den Präsidenten mit «Lieber Freund» und «Mein lieber Freund». Er berichtete über seine persönliche Wahlpropaganda für Lincoln unter den Juden New Yorks und versicherte grosszügig, dass diese mit wenigen Ausnahmen republikanisch stimmen würden. Gerüchte, dass er seine Passierscheine zur Baumwollspekulation benutzte, wurden niemals bewiesen. Vielmehr deutete alles darauf hin, dass Zacharie einem egozentrischen und abenteuerlich-naiven Traum erlag. Als ihm New Yorker Juden 1864 zum Dank für Hilfeleistungen ein silbernes Teeservice überreichten, rief er, von Phantasie (und Halbwissen) überwältigt aus: «Lasst uns auf England, Frankreich, Russland, Holland, ja, auf beinahe jede Nation der Welt blicken – und wo finden wir den Israeliten? Wir finden ihn im Besitz des Vertrauens von Königen und Kaisern ... Warum könnte das Schicksal in diesem republikanischen und freien Lande (Amerika) nicht einen Israeliten ... zu einem hohen Regierungsamt erheben.» Die letzte Gunst, die Zacharie im Januar 1865 von Lincoln erfuhr, war ein Passierschein zu seiner Familie in Savannah, das inzwischen durch General Shermans Truppen zerstört worden war. Als er nach Norden zurückkehrte, war der Präsident ermordet, und Zacharie verschwand in Obskurität.

Es blieb – wie gesagt – umstritten, welche Bedeutung Zacharie wirklich zukam. Sicher ist, dass die Geburt der ersten jüdischen Aktion in Washington, die Charakterzüge einer Lobby trug, im Winter 1861/62 ohne die Anwesenheit Isachar Zacharies über die Washingtoner Bühne ging. Den für Aussenstehende scheinbar nebensächlichen Anstoss lieferte der Kongress in Washington, der im Juli 1861 ein Gesetz über die erstmalige Einführung von Militärgeistlichen in den Nordstaaten-Armeen beschloss.

Dem Wortlaut des Gesetzes entsprechend, waren die Geistlichen von den Truppenkommandeuren auszuwählen und mussten «ordinierte Geistliche eines christlichen Bekenntnisses» sein.

Sofern Historiker sich überhaupt mit dem Vorgang beschäftigten, sahen sie darin keinen bewusst antijüdischen Akt, sondern eine parlamentarische Nachlässigkeit. Angesichts der überwältigenden Mehrheit von christlichen Kirchen und Sekten hatten Kongress und Senat eine jüdische Vertretung in der Militärgeistlichkeit vergessen. Kurze Zeit vor der Verabschiedung des Gesetzes hatte ein demokratischer Kongressabgeordneter aus Isaac Mayer Wises Staat Ohio, Clement Vallandigham, zwar erklärt, das Gesetz entspreche nicht den Prinzipien der Verfassung. Beeinflusst durch Wises unverhüllte Sympathien für Cincinnati Demokraten hatte er bemerkt: «Es gibt in diesem Lande eine ständig wachsende Gruppe von Menschen hebräischen Glaubens, deren Rabbiner ... Männer von grosser Bildung und Frömmigkeit sind.» Aber eine einzelne Stimme liess sich leicht überhören, und so mochte es sich um Nachlässigkeit gehandelt haben. Jedenfalls blieb sie nicht lange unbemerkt.

Ein Teil der weitverstreuten jüdischen Soldaten verzichtete zwar auf religiöse Betreuung. Sie waren wie ihre Umwelt mehr mit dem täglichen Leben, mit Kämpfen, Unterhaltung und Gerüchten beschäftigt. Andere besuchten christliche Gottesdienste, die ihnen immer noch besser erschienen als nichts. Wieder andere beteten in der Stille und versammelten sich ausserhalb von Lagern, um, ohne aufzufallen, ihre Feste zu begehen. Wenn die Marketender ihrer Einheit jüdisch waren, besorgten sie ungesäuertes Brot und andere Notwendigkeiten für das Ritual. «Aber», so bemerkte später der Historiker Bertram W. Korn, «es gab immer 'den bewahrenden (jüdischen) Kern', der sich inmitten von Tod und Gefahren nicht nur den Glauben an Gott erhielt, sondern auch das Ritual.»

Briefe dieses «Kerns» an Eltern oder Gemeinden waren die alarmierenden Zündfunken, welche einige Rabbiner zu ihrem ersten Washingtoner Lobby-Abenteuer trieben. Seine Hauptfiguren waren Isaac Leeser, Samuel Myer Isaacs, Isaac Mayer Wise und ein jüngerer Prediger der Synagoge Shearith Israel in New York, Arnold Fischel mit Namen, der wenige Jahre vorher aus Holland eingewandert war.

Rund 20 Jahre früher hatte Isaac Leeser in Philadelphia zum erstenmal versucht, die moralisch-humanitäre Verkündigung und das noch junge internationale Gewicht der Vereinigten Staaten im Kampf gegen antijüdische Ausschreitungen ausserhalb Amerikas mobil zu machen. Der Anlass war ein später (aber keineswegs letzter) Ausbruch mittelalterlicher Ritualmord-Barbarei, der sich im Frühjahr 1840 im Anschluss an das mysteriöse Verschwinden eines Kapuzinerpaters Thomas in Damaskus ereignete. Die Nachrichten aus Syrien überquerten nur mit

grosser Verspätung den Atlantik. In Frankreich und England hatten sich bereits zwei Führer des emanzipierten Judentums, Adolphe Cremieux und Moses Montefiore, auf den Weg nach dem Nahen Osten gemacht, als Leser Einzelheiten erfuhr. Nach Thomas' Verschwinden hatten Kapuzinermönche den syrischen Gouverneur Sherif Pascha dazu überredet, sieben Älteste der jüdischen Gemeinde von Damaskus wegen angeblicher Ermordung des Paters und ritueller Verwendung seines Blutes zu verhaften und bis zum Geständnis zu foltern. 63 jüdische Kinder waren ohne Nahrung eingesperrt worden. Der Anblick der langsam Verhungerten und der Tod eines Gemarterten hatten schliesslich zu falschen Geständnissen geführt. Die pathologische Hysterie der Ereignisse hatte europäische Zeitungssensationen und liberale Proteste erzeugt. Aber europäische Regierungen hätten sich schwerlich in Vorgänge des türkischen Reiches eingemischt, wenn nicht Syrien Mittelpunkt eines Machtkampfes zwischen Sultan Abd ul Medschid in Konstantinopel und dem Provinzherrscher Mehemed Ali in Kairo gewesen wäre und der Sultan sich als Verbündeter Grossbritanniens und Österreichs betrachtet hätte. Für Engländer und Österreicher liess sich menschliche Rhetorik mit praktischer Politik verbinden. Moses Montefiore war mit Unterstützung des britischen Aussenministers Palmerstone in die Türkei gereist, und britischer und österreichischer Druck reichten aus, um Mehemed Ali im September zur Freilassung seiner überlebenden Gefangenen und den Sultan zu einer Unschuldserklärung für die Juden zu bewegen. Montefiore und Cremieux verhandelten noch in Kairo, als Isaac Leeser in Philadelphia am 27. August seine Gemeinde zusammenrief und den Versammelten erklärte, die Juden Amerikas empfänden sich als treue Bürger ihres neuen Heimatlandes, aber sie dürften deshalb nicht das Schicksal derer vergessen, denen ein weniger glückliches Los beschieden sei. Er verlas eine Petition an Präsident van Buren in Washington, die um Proteste der Vereinigten Staaten in Damaskus und Konstantinopel bat, und forderte die Versammelten auf, ins Land hinauszugehen und Kopien der Petition von möglichst vielen Amerikanern, jüdischen wie christlichen, unterzeichnen zu lassen und an das Weisse Haus zu übermitteln. Leesers Petitionen kamen zwar zu spät. Van Buren hatte schon einige Tage vorher seinen Aussenminister John Forsyth beauftragt, das amerikanische Humanitätsideal wenigstens in Worten vor der Geschichte zu dokumentieren, und Forsyth hatte seinen Gesandten in Konstantinopel, Porter, angewiesen, «mit Diplomatie und Zurückhaltung ... bei Seiner Majestät dem Sultan darauf hinzuwirken, dass die Greuel gemildert... werden». Er hatte hinzugefügt, solche Bemühungen gehörten zu den Verpflichtungen einer Macht, die keine Unterschiede zwischen Mohammedanern, Christen und Juden kenne und zu deren wertvollsten und patriotischsten Bürgern einige Angehörige der verfolgten jüdischen Rasse zählten.

Die diplomatische Rhetorik hatte schwerlich irgendeine Wirkung auf den Verlauf der Damaskus-Affäre gehabt. Aber in Leeser weckte sie das Empfinden, dass internationale jüdische Bedrängnisse in Washington ein Echo auslösten.

16 Jahre später gab es für amerikanische Juden selbst Grund, sich als amerikanische Bürger herabgesetzt zu fühlen. 1850 hatten die Vereinigten Staaten und die Schweiz einen in der Öffentlichkeit unbeachteten Staatsvertrag unterzeichnet, in dem auch der Reiseverkehr der beiderseitigen Bürger geregelt wurde. Das Abkommen enthielt eine Klausel, wonach nur Christen die Ein- und Ausreise in die Schweiz gestattet war. Der Grund für die Einschränkung lag in der Konstruktion der schweizerischen Eidgenossenschaft, die es ihren religiös verschiedenen Kantonen überliess, den Angehörigen fremder Religionsgemeinschaften die Ein- oder Ausreise in ihr Gebiet zu gestatten. «Fremde Religionen» aber bedeutete (europäische Emanzipation hin oder her) für Kantone, die an Frankreich und Elsass-Lothringen, die grösste Herberge der französischen Juden, grenzten, die jüdische. Bedenken des amtierenden amerikanischen Präsidenten Fillmore gegen «die Klausel» hatten die betreffenden Kantone nicht beeindruckt. Eine wortreiche amerikanische Deklamation der Art «...weder durch Gesetz noch durch Verträge ist es der Regierung der Vereinigten Staaten möglich, religiöse Unterschiede zwischen ihren Bürgern anzuerkennen», hatte nur zu einer verbalen Schönheitsoperation geführt, bei der es hiess, amerikanische und schweizerische Reisende würden gleichwertig behandelt, sofern diese Behandlung nicht in Widerspruch zu geltenden Bundes- oder Kantonsgesetzen stehe. Da die Einreise von Juden gegen solche Gesetze versties, war jedoch alles beim Alten geblieben, und der amerikanische Senat hatte das Abkommen am 9. November 1855 in Kraft gesetzt.

Erst 1857 erfuhren Isaac Mayer Wise, David Einhorn und Isaac Leeser zufällig, dass ein jüdisch-amerikanischer Bürger Gootman den amerikanischen Gesandten in Bern, Theo Fay, um Unterstützung wegen der Verlängerung eines Aufenthaltes im Kanton Neuchâtel gebeten hatte. Der Kanton lehnte die Verlängerung ab. Fay hatte seine völlige Machtlosigkeit bekannt und nach Washington berichtet, nur eine grundlegende Änderung der Schweizer Verfassung könne eine Wandlung herbeiführen. Kantone wie Neuchâtel befürchteten, eine unbeschränkte Zulassung amerikanischer Juden werde sie zwingen, auch Elsässer Juden aufzunehmen, deren «Ruf als Wucherer» seit zu langer Zeit verwurzelt sei. Leeser, Wise und Einhorn riefen in ihren Blättern zu Protestversammlungen in den Synagogen auf und sandten Memoranden und Petitionen nach Washington. Vorübergehend vergassen sie ihre Differenzen, reisten im Oktober in die Hauptstadt und anti-chambrierten, bis der nunmehr amtierende Präsident James Buchanan sie emp-

ding. Sie baten darum, das Abkommen mit der Schweiz, das «gegen die verfassungsmässige Gleichheit aller Amerikaner» verstosse, zu revidieren. Buchanan versicherte ihnen «emphatisch», dass er sein Bestes tun werde, und mit diesem Versprechen kehrten sie, überzeugt von ihrem Erfolg, nach Hause zurück. Wise teilte den Lesern seines ISRAELITE mit: «In uns ist kein Zweifel zurückgeblieben, dass die Affäre geregelt werden wird.» Einhorn berichtete im SINAI: «Wir sind überzeugt, dass die Israeliten der Vereinigten Staaten ihrer Regierung volles Vertrauen entgegenbringen können. Ihre Rechte als Bürger werden voll anerkannt.» Nur Leesers dunkler gestimmtes Temperament liess ihn argwöhnen, Buchanan habe sie lediglich «emphatisch» vertröstet.

Er forderte die jüdischen Gemeinden auf, dem Weissen Haus weitere Memoranden und Petitionen zu übersenden und nicht eher damit aufzuhören, bis in der Schweiz die Achtung des jüdisch-amerikanischen Bürgerrechts hergestellt sei. Er fand jedoch kein Gehör. Aber er behielt recht. Die rechtliche Situation blieb unverändert. Als Präsident Lincolns Aussenminister Stewart sieben Jahre später einen jüdischen Amerikaner namens Bernays als Konsul nach Zürich delegierte, handelte es sich um eine Art diplomatische «Warnung». Aber sie blieb eine Geste. Erst 1874 sicherte eine neue Schweizer Verfassung volle Religionsfreiheit und nahm der umstrittenen Klausel Sinn und Gehalt.

Die Schweizer Affäre hatte gerade erst begonnen, als Gendarmen Papst Pius' IX. im Juni 1858 der jüdisch-italienischen Familie Mortara in Bologna ihren siebenjährigen Sohn Eduardo gewaltsam entführten. Sechs Jahre zuvor hatte eine katholische Krankenschwester das einjährige Kind, das krank in ein Spital eingeliefert wurde, insgeheim getauft, weil sie hoffte, dadurch sein Leben zu retten. Als sie 1858 ihr Vorgehen beichtete, kam es zum kirchlichen Kidnapping und zu Eduardo Mortaras katholischer Zwangserziehung.

Der Vorgang erschien in der Ära der jüdischen Emanzipation so ungeheuerlich, dass selbst katholische Monarchen wie Kaiser Franz Joseph in Wien Vorstellungen im Vatikan erhoben. Aber alle Proteste blieben unerhört. Der Papst berief sich auf das kanonische Recht, das die Aufhebung einer einmal vollzogenen Taufe verbot. Als der päpstliche Kirchenstaat kurze Zeit später Bologna an den italienischen König Victor Emanuel II. verlor, wurde Eduardo Mortara rechtzeitig nach Rom gebracht und seine christliche Erziehung mit so grossem Erfolg fortgesetzt, dass er es später ablehnte, zu seinen Eltern zurückzukehren und in hohem Alter als Missionar in Brüssel starb.

Das Ereignis bewog europäische Juden unter Führung von Adolphe Cremieux zur Gründung einer ersten jüdischen Selbsthilfeorganisation in Europa, der Alliance Israelite Universelle in Paris. In New York aber rief Samuel Myer Isaacs zum Zu-

sammenschluss aller jüdisch-amerikanischen Gemeinden zu einem Board of Delegates of American Israelites als amerikanischem Hilfskomitee auf. Isaac Leeser gehörte zum Exekutivausschuss. Einen ersten inoffiziellen Botschafter in Washington fanden sie in Adolphus S. Solomons. Aber nur neun Gemeinden von New York und 14 von ausserhalb entsandten Delegationen.

Isaac Mayer Wise war ausserstande, seine Aversion gegen Leeser zu überwinden, und noch unüberwindlicher war seine Abneigung gegen jede mögliche Vorherrschaft von New York. So blieb der Board of Delegates ein zum baldigen Tode verurteilter Torso. Trotzdem waren es Isaacs, Leeser und dieser Torso, die im Juli 1861 zum Kampf gegen die Missachtung der verfassungsmässigen religiösen Gleichheit der Juden durch Kongress und Nordstaaten-Armee aufriefen, als der Text des Gesetzes über die amerikanischen Militärgeistlichen bekannt wurde.

Das Vorspiel begann im 65. Regiment der Fifth Pennsylvania Cavalry, auch «Camerons Dragoner» genannt, das wohlhabende jüdische Bürger in Pennsylvanien ausgerüstet und dem Kommando des jüdischen Obersten Max Friedman unterstellt hatten, der 1848 aus Mühlhausen eingewandert war und später in der Schlacht bei Vienna in Virginia eine schwere Verwundung erlitt. Das Regiment umfasste zwar weitere jüdische Offiziere und eine grössere Anzahl von Mannschaften. Aber alle zusammen waren eine Minderheit, und es blieb eine ungeklärte Frage, ob Friedman bewusst oder ohne das Gesetz genau zu kennen, einen jüdischen Freiwilligen, Michael Allen aus Philadelphia, zum Militärgeistlichen wählen liess. Allen, ein Spirituosenhändler, war schon als Junge ein Schüler Isaac Leesers gewesen und hatte ihn oftmals als Kantor vertreten. Niemals aber war er als Rabbiner ordiniert worden.

Doch so wie Annalen des späteren Ersten Weltkrieges 1914 bis 1918 zu berichten wissen, dass viele christliche Verwundete sich von Rabbinern besser betreut fühlten als von ihren zuständigen Kaplänen und Pastoren, waren auch die Christen der Fifth Pennsylvania Cavalry mit Michael Allen zufrieden. Für sie liess er Jesus Christus unerwähnt und hielt sich an allgemeine Lebensfragen. Er las bei Gottesdiensten aus dem Alten Testament, und es gab keinerlei religiöse Probleme, bis im Oktober ein Funktionär des Christlichen Vereins Junger Männer mit einigen Begleitern das Regimentslager inspizierte und Alarm schlug. Bei seinen vorangegangenen Inspektionen hatte er unter christlichen Armegeistlichen soviel Ausschuss der Kirchen – von predigenden französischen Köchen bis zu Hochstaplern – gefunden, dass ein Jude ihm gerade noch fehlte. Angeblich vertrat er die Ansicht, selbst ein zu 100 Prozent jüdisches Regiment werde mit seiner Zustimmung niemals einen jüdischen Geistlichen erhalten. Er alarmierte den Generaladjutanten der zuständigen Armee, George D. Ruggles, und Ruggles warnte die Fifth

Pennsylvania Cavalry, dass jeder Armeegeistliche, der kein wirklicher Geistlicher einer christlichen Konfession sei, unverzüglich entlassen werden müsse. Allen quittierte erschrocken den Dienst. Aber Friedman war von härterem Holz. In der Annahme, dass sein Regiment viel leicht das einzige mit einer geschlossenen Gruppe jüdischer Soldaten war, die Anspruch auf religiöse Betreuung erheben konnten, besprach er sich mit Leeser, und sie beschlossen, aus dem Ereignis einen Testfall für die Verletzung der jüdischen Gleichberechtigung zu machen. In Arnold Fischel wählten sie einen neuen Dragoner-Geistlichen, an dessen rabbinischer Ordinierung nichts auszusetzen war, und Fischel ersuchte beim Kriegsministerium in Washington um seine Bestätigung.

Die Ablehnung liess nicht auf sich warten. Am 23. Oktober 1861 verwies der amtierende Kriegsminister Simon Cameron (dem Friedmans Dragoner ihre Bezeichnung verdankten) Arnold Fischel auf den Text des Kongressbeschlusses und bedauerte, ihn als Nichtchristen nicht berücksichtigen zu können. Das genügte, um Leeser und Isaacs zum Handeln zu bewegen. Als Auftakt versandten sie den Briefwechsel zwischen Fischel und Cameron an alle Zeitungen Amerikas, fügten Hinweise auf den einschlägigen Paragraphen der Verfassung über die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse hinzu und sprachen von der Erniedrigung des Judentums zu einer untergeordneten Religion. Das Echo war nicht überwältigend. Immerhin aber vertraten Zeitungen wie die *NEW YORK TRIBUNE* die Ansicht, dass Juden, die als Soldaten dienten, der gleiche geistliche Beistand zukomme wie jedem christlichen Amerikaner.

Wahrscheinlich gehörte es nicht zu Isaacs' und Leesers Planung, dass der zweite Akt des Unternehmens ihren Händen entglitt. Aber bei aller Abneigung oder Feindseligkeit war Isaac Mayer Wise nicht der Mann, der sich übergehen oder zur Seite schieben liess. Im *ISRAELITE* rief er alle Leser auf: «Überschüttet den Kongress mit Petitionen aus allen Teilen des Landes ... Lasst die Petitionen von Männern verfassen, die ihr Geschäft verstehen ... Lasst sie von allen erreichbaren Nachbarn unterschreiben ...» Eine einzige Ausgabe dieser Zeitschrift mahnte an sechs verschiedenen Stellen: «Vergesst nicht die Petition an den Kongress der Vereinigten Staaten!»

Er wurde in der Tat der Organisator des «zweiten Schrittes» und ein meisterlicher dazu. Aus seiner zusätzlichen Mahnung, dass Unterschriften von Bürgern der nicht-jüdischen Mehrheit noch wichtiger seien als jüdische, sprach Einsicht in die Abgeordneten-Psychologie.

Nie wurde ermittelt, wie viele Petitionen insgesamt das Capitol erreichten. Aber schon im November machten die ersten überraschten Abgeordneten den Inhalt von Eingaben bekannt, die ihnen zugegangen waren. Ein jüdischer Bürger in Bal-

timore namens Friedenreich übermittelte nicht weniger als 700 Unterschriften von Christen. Leopold Kind, ein Einwohner des Städtchens Bangor in Maine, das nur drei jüdische Bürger zählte, befolgte Wises Aufruf mit so grossem Erfolg, dass er 200 christliche Mitbürger zur Unterzeichnung bewog.

Wahrscheinlich verzieh Wise sich nie, dass ihm nicht auch der nächste und entscheidende Schritt gelang, sondern dass Leeser, Isaacs und der Board of Delegates ihm am 5. Dezember zuvorkamen. Sie sicherten sich die Dienste Arnold Fischels, des abgelehnten Bewerbers von Friedmans Dragoner-Regiment, für eine persönliche Mission nach Washington. Leeser drängte in Erinnerung an den Fehlschlag der «Schweizer Mission» darauf, dass Fischel die Weisung erhielt, sich so lange in Washington aufzuhalten, bis die diffamierende Verordnung über die Armegeistlichen mit Sicherheit geändert war. Da es an anderen Mitteln fehlte, benutzten sie einen Sammelfonds von 250 Dollar, der für notleidende marokkanische Juden bestimmt war, um die Reise zu finanzieren und Fischel für einige Zeit Wochenspesen von wenigstens 20 Dollar zu sichern. Gleichzeitig riefen sie in ihren Blättern zu Spenden auf. Das wertvollste Schriftstück, das Isaacs dem Abgesandten mit auf den Weg geben konnte, war ein Schreiben des New Yorker jüdischen Kaufmanns Moses Grinnell, welcher der Republikanischen Partei Lincolns erhebliche Wahlspenden geleistet hatte. Er bat darin Lincoln, Fischel persönlich in einer Angelegenheit zu empfangen, die wichtig genug sei, um die Zeit des Präsidenten zu beanspruchen. Arnold Fischel traf am Abend des 5. Dezember 1861 in der Hauptstadt ein, und so wenig Einzelheiten die Geschichte sonst über sein Leben bewahrte, eines stand binnen weniger Tage fest, nämlich dass er der ausdauerndste und geschickteste Botschafter war, den Isaacs und Leeser hätten gewinnen können. Wie so vieles andere blieb unbekannt, durch welche Kanäle Grinnells Schreiben ins Weisse Haus gelangte. Jedenfalls wurde Fischel am 11. Dezember an «Hundertern von Bittstellern» vorüber, die zum Teil seit Tagen auf eine Audienz warteten, zu Abraham Lincoln geführt.

Der Präsident war mit politischen, finanziellen und militärischen Sorgen überlastet. Noch auf dem Wege zur Audienz versicherte sein Sekretär Nicolay, er werde nicht einmal Zeit haben, ein Dokument zu lesen. Doch Lincoln – mit freundlichem, aber zugleich unentwegt forschendem Blickfand die Zeit, um Fischel anzuhören. Am Ende versprach er, die Angelegenheit zu überprüfen, und zwei Tage später erhielt Fischel, der in seinem Hotel wartete (und sich nebenbei wegen des Zimmerpreises von 35 Dollar wöchentlich sorgte) einige persönliche präsidentliche Zeilen. Sie versicherten ihm, dass der Kongress sich mit seinem Problem beschäftigen werde. Daraufhin begann Fischel unverzüglich mit einer Besuchsrunde, von Abgeordnetem zu Abgeordnetem, Senator zu Senator. Schon am 20.

Dezember trug der Abgeordnete Holman aus Indiana, der aus seinem nur von wenigen Juden bewohnten Staat eine grosse Anzahl Eingaben erhalten hatte, dem Abgeordnetenhaus eine erste Resolution vor, welche die Beauftragung der Militärkomitees mit der Ausarbeitung eines neuen Gesetzestextes vorschlug, der Rabbiner nicht länger von der Militärggeistlichkeit ausschloss. Er erläuterte, es gehe nicht um die Frage, ob – angesichts der kleinen Minderheit jüdischer Soldaten – tatsächlich jemals Rabbiner zu Militärggeistlichen gewählt würden. Es gehe ausschliesslich darum, dass das Gesetz sie nicht von der Möglichkeit einer Wahl ausschliessen dürfe. Das Abgeordnetenhaus stimmte zu, und Fischel erbat die Erlaubnis, vor den Militärausschüssen sprechen zu dürfen und den Ausschussmitgliedern als Berater zur Seite zu stehen. Dies wurde ihm nach einigen Debatten gewährt, und die neue Rolle, die er sich mit diplomatischer Zähigkeit erstritt, erwies sich als klug und weitsichtig gewählt. Vertreter christlicher Kirchen waren schon zur Gegenaktion bereit, und den Mitgliedern der Ausschüsse wurde schnell bewusst, dass es unmöglich sein würde, das Gesetz einfach zu widerrufen und durch ein neues zu ersetzen. Die Kirchen erblickten darin eine Missachtung des Christentums, und es blieb nur ein Weg: eine Neuformulierung des bestehenden Gesetzes, die unauffällig war und doch ihr Ziel erreichte. Fischels Mission wurde nicht erleichtert, als ihn Anfang 1‘862 Protesterklärungen überraschten, aus denen die jüdische Zerrissenheit der Bürgerkriegstage und der anhaltende Kampf zwischen Orthodoxie und Reform heraustönten.

Durch den Alleingang seiner Rivalen in New York und Philadelphia getroffen, liess Isaac Mayer Wise seinem Temperament freien Lauf und erhob sowohl in seinen Zeitschriften wie in Tageszeitungen Philadelphias, New Yorks und Washingtons dagegen Protest, dass der Board of Delegates of American Israelites vorgebe, für alle Juden Amerikas zu sprechen. Fünf weitere Reformrabbiner teilten seinen Zorn. Wohl baten sie den Kongress im Namen ihrer Gemeinden, die Gesetzesklausel aufzuheben, welche «Geistliche des jüdischen Glaubens ihrer verfassungsmässigen Rechte beraubt», sonst aber beharrten sie auf ihrem Hinweis, dass die Juden Amerikas keiner einzelnen Körperschaft das Recht zu ihrer Vertretung in Washington übertragen hätten, und versetzten Fischel in die Situation eines Mannes, dem jeder Gegner die Vollmacht zum Handeln und Verhandeln absprechen konnte. Gleichzeitig erschütterten sie sein schwaches finanzielles Fundament. Die Spendenaufrufe für den «Militärggeistlichen-Kampf» hatten nur enttäuschende Ergebnisse gebracht. Nur vier Gemeinden übersandten kleine Beträge. Nun versiegte auch dieses Rinnsal.

Fischel jedoch gab nicht auf, bezahlte das Hotel aus seinen Ersparnissen und überzeugte eine Mehrheit der Ausschussmitglieder, die in der Vorstellung absolu-

ter jüdischer Verschworenheit aufgewachsen waren, dass einige persönliche Rivalitäten nichts an dem gemeinsamen Ziel ändern konnten. Von Zeitnot gedrängt, fand er schliesslich die ersehnte Gesetzesformulierung, in welcher der schon erwähnte Historiker Bertram W. Korn beinahe 100 Jahre später «Schatten talmudischen Denkens» bemerkte. Ohne Hinweis auf die jüdische Religion und fast unmerklich trat an die Stelle der ursprünglichen Bestimmung «ordinierte Geistliche eines christlichen Bekenntnisses» der neutrale und doch alles umfassende Passus «ordinierte Geistliche eines religiösen Bekenntnisses». Damit öffnete sich der Gesetzesweg für eine jüdische Militärgeistlichkeit.

Es dauerte zwar noch bis zum 12. März 1862, bevor das Abgeordnetenhaus die neue Formulierung akzeptierte. Der Senat liess sich wegen einiger Einsprüche bis zum Sommer Zeit. Aber am 17. Juli trat das neue Gesetz in Kraft, und Bertram W. Korn urteilte: «(Arnold Fischel) errang für die Juden Amerikas in einer rein jüdischen Angelegenheit den ersten grossen Sieg ...»

Fischel selbst erntete weder Ruhm noch persönlichen Lohn. Der Board of Delegates beantragte zwar bei Lincoln, ihn zum Hospitalgeistlichen im Washingtoner Militärbereich zu ernennen. Aber die zuständige medizinische Inspektion meldete aus 13 Spitälern mit 5'000 Patienten nur 7 Verwundete und Kranke, die sich zum Judentum bekannten. Wie alle zeitgenössischen Statistiken mochte auch diese Zweifel hinterlassen, aber die Ernennung eines jüdischen Geistlichen wurde abgelehnt. Fischel kehrte nach Holland zurück und verschwand in der Anonymität, die sein weiteres Leben umgab.

Leeser war erfolgreicher, als er die Ernennung eines Militärgeistlichen für den Hospitalbereich Pennsylvanien erbat, in dem sich – je länger der Krieg andauerte – immer mehr Verwundete und Kranke ansammelten. Am 18. September 1862 wurde Jacob Frankel aus Grünstadt in Bayern, Rabbiner der Rodeph-Shalom-Synagoge von Philadelphia, zum ersten jüdischen Hospitalgeistlichen der amerikanischen Geschichte. Sieben Monate später folgte ihm Dr. Ferdinand Sarner, der Sohn eines Färbers im preussischen Posen, Exgymnasiast in Hamburg, Doktorand der Philosophie der Universität Frankfurt und Einwanderer des Jahres 1859, als erster Geistlicher, der im Felde diente. Das 54. New Yorker Freiwilligen-Regiment «Schwarze Jäger», dessen Offiziere ihn wählten, bestand aus deutschen Einwanderern und nur wenigen jüdischen Soldaten. Sie akzeptierten Sarner wegen seines vertrauten Deutsch und seiner deutschen Bildung sowie mit beiderseitiger Toleranz, die ihn so amtierend und predigend liess, wie es Michael Allen einmal gegenüber den Cameron-Dragonern getan hatte. In der Schlacht bei Gettysburg wurde das Pferd, das der Geistliche der «Schwarzen Jäger» ritt, unter ihm erschos-

sen, er selbst schwer verwundet, und im Oktober 1864 war die Karriere des einzigen jüdischen Feldgeistlichen zu Ende. 80 Jahre später aber, im Zweiten Weltkrieg, dienten 300 jüdische Militärgeistliche in Heer, Marine und Luftwaffe der Vereinigten Staaten.

Nach dem erfolgreichen Abschluss des Kampfes um das Recht auf jüdische Militärgestlichkeit dauerte es nur wenige Monate, bis Kongress und Weisses Haus ihre zweite Erfahrung mit einer frühen Form jüdischer Lobby machten. Am 17. Dezember 1862 erliess General Ulysses Sympson Grant in seinem Hauptquartier in Holly Springs in Mississippi den Armeebefehl Nr. 11. Er lautete: «Juden, die als Klasse jede Anordnung des Finanzministeriums (über den Handel) wie auch entsprechende Anweisungen des Befehlsbereiches missachten, werden innerhalb von 24 Stunden ... aus dem Befehlsbereich ausgewiesen ... Jeder, der nach Ablauf der Bekanntgabe zurückkehrt, ist zu verhaften – und mit einem Gefangenentransport abzuschicken ...»

Der Befehl richtete sich zwar gegen nicht ansässige jüdische Händler, die südliche Baumwolle aufkauften. Aber bei der Durchführung spielte es keine Rolle, ob es sich wirklich um auswärtige handelte oder um Juden (samt Frauen und Kindern), die seit Jahren in Orten des Befehlsbereiches wie Oxford, Paducah oder Holly Springs lebten. Sie wurden in Züge oder auf Schiffe verladen und nach Memphis oder Cincinnati transportiert. Einige sterbende Frauen blieben zurück. Ein vergessenes Kind wurde einem abfahrenden Boot nachgeworfen, und Soldaten erläuterten Verhafteten, die über Jackson in Mississippi nach Cairo in Illinois gelangten: «(Das geschieht) weil ihr Juden und weder für den Norden noch für den Süden von Nutzen seid.»

Im gewaltigen Panorama des Bürgerkrieges wirkte das Ereignis wie eine winzige Randerscheinung. Aber es handelte sich um die bis dahin grösste antijüdische Aktion der amerikanischen Geschichte, die sich als offiziell und nicht als private Inquisition bezeichnen liess.

Die Frage, was Grant zu dem Befehl veranlasste, setzte später vielerlei Federn in Bewegung. Sein Operationsgebiet hatte sich, seit er auf südlichem Baumwollboden stand, zu einem vorher nie erlebten Magnet für Händler, Spekulanten, Abenteurer und Lumpen entwickelt. «Die Armee», klagte Lincoln persönlich, «hat den Kampf aufgegeben ..., um in Baumwolle zu spekulieren.» Grants eigener Vater, Jesse Grant, stand im Verdacht, sich von Yankee-Händlern bezahlen zu lassen, um für sie im Stab seines Sohnes Handelslizenzen zu beschaffen. Aber die Tatsache, dass Grant nur Juden und nicht andere Spekulanten verbannte, blieb ein umstrittenes Phänomen.

Es wurde ohne Beweis behauptet, Yankees hätten Grant zu dem Befehl bewogen, weil jüdische Händler 40 Cent für das Pfund Baumwolle offerierten, während sie

selbst nur 25 Cent bezahlen wollten. Andere Quellen wollten wissen, Grant habe eine entsprechende Anweisung aus dem Kriegsministerium erhalten. Briefe des Generals zeigten jedoch, dass er selbst jüdische Händler für Hauptschuldige an den Exzessen zwischen den Fronten hielt. Er notierte: «Sie sind ein so unerträgliches Ärgernis ... Ich habe sie immer wieder aus dem Territorium vertrieben, aber sie kommen genauso wieder zurück ...» Am gleichen Tage, an dem der Befehl Nr. 11 erlassen wurde, berichtete er dem stellvertretenden Kriegsminister Wolcott: «Ich war seit Langem überzeugt, dass die Anweisungen des Finanzministeriums umgangen werden, und zwar meistens durch Juden und andere ehrlose Händler. Ich war dessen so sicher, dass ich den Befehlshaber in Columbus instruierte, allen Juden Passierscheine nach dem Süden zu verweigern ... Sie scheinen eine privilegierte Klasse zu sein, die überall reisen kann. Sie landen an jedem Wolllager am Flussufer ... Wenn sie selbst keine Käuferlaubnis haben, treten sie als Agenten für einen anderen auf.» Noch sieben Jahre später äusserte er rückblickend: «Es gab viele andere, die nicht besser waren. Aber der Unterschied bestand darin, dass die Juden mit Leichtigkeit von einer Armee zur anderen gelangten und ... Gold durch die Linien brachten.»

Mit Sicherheit erhielt die Affäre schicksalhafte Züge durch die Tatsache, dass auch Grant (Freundschaft mit den Seligmans hin oder her) ein Klischeebild jüdischen Ausbeutertums tief in sich trug. Er teilte es mit dem Meister der verbrannten Erde, General William Tecumseh Sherman, der in Vorkriegsbriefen schrieb: «... manche Individuen können in einer amoralischen Stadt wie San Francisco zu Geld gelangen. Aber sie müssen Juden sein, ohne Erbarmen, ohne Seele, ohne Herz und Mitgefühl. In einer gesunden aufsteigenden Gemeinde wie St. Louis können alle ehrlichen Menschen vorwärtskommen.» Nur wenige Monate vor Grants Befehl, am 30. Juli 1862, hatte er aus dem eben eroberten Memphis an das Hauptquartier der Tennessee-Armee berichtet: «Ich fand hier so viele Juden und Spekulanten im Baumwollhandel gegen Gold mit Rebellen, dass ich mich gezwungen sah, dem Handel ein Ende zu machen.»

In Augenblicken höchster Anspannung drängten sich auch in Grant untergründige Vorstellungsbilder in den Vordergrund. Sie vereinten sich mit der Auffälligkeit jüdischer Erscheinungen und gaben unbestreitbaren Vorkommnissen ein hypertrophisches Zerrgesicht, für dessen Berechtigung sich in den erhalten gebliebenen Akten der Militärpolizei kein Beleg finden liess. Die Papiere des Chefs der Militärpolizei von Memphis beispielsweise verzeichneten von Februar bis Mai 1863 vierundvierzig Verhaftungen wegen Schmuggels und Handelsvergehen. Aber nur sechs- oder 13,63 Prozent – betrafen Juden.

Das jüdische Lobby-Unternehmen gegen den Armeebefehl Nr. 11 entwickelte

sich ebenso wie Fischels Aktionen ohne Vorbereitung. Unter den Vertriebenen aus dem Kentucky-Städtchen Paducah befand sich ein Kaufmann namens Cesar Kaskel. Schon bevor er auf den Dampfer «Charley Bowens» abgeschoben wurde, verfasste Kaskel ein Telegramm an Abraham Lincoln, in dem er die Verletzung der Verfassung der Vereinigten Staaten in den Vordergrund stellte. Er sprach von einem «unmenschlichen Befehl», dessen Durchführung die grösste Missachtung der Verfassung sei. Es handele sich um die schwerste Verletzung der jüdischen Bürgerrechte, «die uns vor der ganzen Welt als Gesetzlose blossstellen wird». Während er auf Antwort wartete, begann Kaskel mit der Niederschrift weiterer Telegramme und Briefe an alle ihm bekannten Rabbiner, jüdischen Gemeinden, christlichen Geistlichen, Universitätspräsidenten, Richter, Zeitungen und Kongressabgeordneten. Sein Telegramm erreichte unterdessen das Weisse Haus, blieb aber – entweder weil es Lincoln nicht vorgelegt wurde oder weil der Präsident mit kriegswichtigeren Dingen beschäftigt war – unbeantwortet.

Kaskel wartete vergebens, bis die Schaufelräder der «Charley Bowens» sich in Bewegung setzten. Aber an Bord fuhr er mit seiner Arbeit fort. Von nicht-jüdischen Zivilisten oder Soldaten, die sich auf dem Schiff befanden, sammelte er Zeugenaussagen und Adressen von Zeitungen, Richtern, Politikern, die ihm noch nicht bekannt waren. Während einer Zwischenlandung in Memphis gab er Briefe und Telegramme auf, kündigte Isaac Mayer Wise sein Kommen an und reiste weiter nach Cincinnati.

Für Wise konnte es schwerlich etwas Willkommeneres geben, als selbst in einen Mittelpunkt der Aktion zu treten. Kaskel fand bei seiner Ankunft Rabbiner und Gemeindevorstände von Cincinnati versammelt. Es wurde beschlossen, dass er als Augenzeuge ohne Aufenthalt weiter nach Washington reiste. Persönliche Briefe Wises an zwei demokratische Kongressabgeordnete von Ohio, Gurley und Pendleton, die ihm jüdische Unterstützung und Wahlstimmen verdankten, lagen ebenso bereit wie Mittel für einen möglichen längeren Aufenthalt in der Hauptstadt. Gurley wurde in Wises Brief gebeten, Cesar Kaskel auf dem schnellstmöglichen Wege zu einer Audienz beim Präsidenten zu verhelfen. Wise kündigte an, er selbst werde binnen weniger Tage mit einer Delegation von Rabbinern folgen. Kaskel gelangte in stürmischem Winterwetter nach Washington. Er traf am 4. Januar 1863 ein, nahm sich aber kaum die Zeit zu einem Kleiderwechsel, sondern spürte Gurley im Capitol auf. Für den Abgeordneten genügte Wises Brief, um den Fremden aus Paducah ins Weisse Haus zu führen und nach kurzer Zeit durchzusetzen, dass der Präsident ihn in seinem Büro im zweiten Stock empfing.

Ausser Kaskels persönlichen Erinnerungen überliefert die Geschichte nichts über die folgende Begegnung – über die erste Durchleuchtung durch Lincolns men-

schenkennerisch-forschenden Blick; über die Vorlage von Kaskels Unterlagen über die Geschehnisse, die Kaskel völlig ausfüllten, während sie für Lincoln kaum mehr sein konnten als ein Tropfen in einem Meer von Grausamkeit, Blut und Tränen.

Am Ende entspann sich folgender biblischer, von einem Hauch tolerantpräsidentlichen Humors gezeichneter Dialog:

Lincoln: So wurden also die Kinder Israels aus dem Lande Kanaan vertrieben.

Kaskel: Ja. Und das ist der Grund, weshalb wir an die Brust von Vater Abraham geeilt sind, um Schutz zu suchen.

Lincoln: Und diesen Schutz sollen sie haben.

Der Präsident schrieb schweigend eine Anweisung an den Stabschef der Armee, General Henry W. Halleck, er möge telegrafisch für die Aufhebung des Befehls Nr. 11 Sorge tragen. Dann sandte er Kaskel selbst mit der Notiz zu Hallecks Büro und verabschiedete ihn mit den Worten, danach könne er unbesorgt nach Paducah zurückkehren.

Der Empfang durch den General und seine Fragen waren weder biblisch noch warm. Seine misstrauische Zurückhaltung übertrug sich auf sein Telegramm an Grant: «Hier wird ein Papier vorgelegt, von dem es heisst, es handele sich um einen Befehl, den Sie am 17. Dezember erliessen. Falls ein solcher Befehl erlassen wurde, ist er umgehend aufzuheben ...» Ein Brief, den er folgen liess, enthielt noch weniger biblisches Verständnis: «Der Präsident hat nichts gegen das Abschieben von Verrätern und jüdischen Händlern, was, wie ich vermute, der Sinn Ihres Befehls war. Aber da Ihre Ausdrucksweise eine ganze religiöse Klasse trifft, von der einige auf unserer Seite kämpfen, hielt es der Präsident für notwendig, die Order zu widerrufen ...»

Doch das lag jenseits von Kaskels Bereich. Er telegraphierte Wise über seinen schnellen Erfolg. Aber Wise beharrte darauf, dass er die Heimreise nicht antrat, sondern in der Hauptstadt auf ihn wartete. Drei Tage später, am 7. Januar, traf er mit den Rabbinern Lilienthal aus Cincinnati, Bijur aus Louisville und Strauss aus Baltimore ein. Ohne sich umzuziehen, bat er den Abgeordneten Gurley, ihn mit der ganzen Gruppe zu Lincoln zu führen, um dem Präsidenten persönlich zu danken.

Im Innersten aber bewegte ihn mehr als nur persönliche Danksagungen. Er verfolgte das Ziel, zu verhindern, dass der Befehl Nr. 11 durch Lincolns schnelle Entscheidung aus der öffentlichen Arena verschwand, noch bevor er ins öffentliche Bewusstsein gedungen war. Er wusste zwar nicht, dass der Befehlshaber in St. Louis, General Bates, ein Protestschreiben gegen den Armeebefehl, das ihm von der B'nai-B'rith-Loge in St. Louis zur Weitergabe an Abraham Lincoln überreicht worden war, nur mit den Zeilen weitergeleitet hatte: «Ich folge lediglich

dem Drängen (der B'nai-B'rith-Vertreter), wenn ich Ihnen das beiliegende Papier, das ohne besonderes Interesse ist, übersende.» So war dieser Protest schon in den Akten der Geschichte versunken. Aber Wise ahnte, dass auf Kaskels Erfolg das gleiche Schicksal wartete, wenn es ihm nicht gelang, den Kongress in öffentlicher Debatte zur Verurteilung der Missachtung der Verfassung zu bewegen, die durch Grant gegenüber den Juden begangen worden war. Die Danksagung bei Lincoln konnte nur ein Vorspiel sein.

Gurley erfüllte seine Aufgabe offenbar so gut und schnell, wie er sie gegenüber Kaskel erfüllt hatte. Über den Empfang bei Lincoln wurde kaum mehr bekannt, als dass der Präsident seinen Gästen versicherte, dass er es nicht liebe, wenn eine Menschenklasse wegen einiger ihrer Missetäter verurteilt werde. Aber Wise, der Mann, der sonst nur Worte der Kritik für die Republikaner und Lincoln als Urheber des Bürgerkrieges kannte, wurde so tief beeindruckt, dass er den Lesern des ISRAELITE nach Lincolns Ermordung mit all seiner Fähigkeit zu Emotion und Phantasie mitteilte: «Brüder, der betrauerte Abraham Lincoln glaubte selbst, Fleisch von unserem Fleische zu sein ...»

Das hinderte den rastlosen Motor, der in ihm arbeitete, indessen nicht daran, sein wirkliches Ziel zu verfolgen. In der Tat gewann er seinen Ohio-Abgeordneten Pendleton dafür, vor der Abgeordnetenversammlung die Annahme einer Resolution zu vertreten, welche den Befehl Grants als «unrechtmässig, ungerecht und in seiner Ausführung tyrannisch und grausam» brandmarken und dadurch vor einer Wiederholung abschrecken sollte. Was den Senat anbetraf, so bewog Kaskel den Kentucky-Demokraten Powell, dem Oberhaus die gleiche Resolution vorzutragen.

Bei allem Enthusiasmus für Amerika hatte Wise in den Kämpfen seines Lebens genügend Erfahrungen gesammelt, um nicht zu erwarten, dass Pendleton oder Powell aus reiner Sympathie für ihn oder Kaskel oder die jüdische Sache in die Arena traten, sondern (im Falle Pendleton) zukünftige Wahlhilfe erwarteten oder aber (im Fall Powell) eigene Parteiinteressen mit jüdischen verknüpften. Er hatte gelernt, dass die Verfassung keine automatisch gültige Kraft war und dass der Krieg Gewalten erzeugte, die stärker sein konnten als Paragraphen und Proklamationen über Recht und Menschlichkeit. Trotzdem sammelte er in den Tagen vom 7. bis 9. Januar, in denen Pendleton und Powell ihre rednerische Rhetorik für die Beratung der Resolution einsetzten, neue Enttäuschungen, aber auch Einsichten und Erfahrungen.

Pendleton tat als demokratischer Redner sein Bestes, und kein Republikaner, der in seinen Bezirken auf jüdische Stimmen rechnete, versäumte es, die Verletzung der bürgerlichen und religiösen Gleichheit durch den Erlass von Grants Befehl ohne vorherige Abwägung zwischen Schuldigen und Unschuldigen zu kritisieren. Aber Grant blieb für sie der volkstümlichste General des Krieges und der Stoff

für einen zukünftigen republikanischen Präsidenten. Ihr redegewaltigster Vertreter Elihu Washburne liess sich über solche Hintergründe nicht aus. Aber er verkündete, alles, was die vorliegende Resolution beabsichtige, sei leider eine Wiederholung des Unrechts von Tennessee, Mississippi oder Kentucky, das soeben beklagt worden sei – nämlich eine Verdammung General Grants, ohne ihn anzuhören. 56 Republikaner stimmten daraufhin seinem Antrag zu, die Resolution von der Tagesordnung abzusetzen, und mit nur 53 demokratischen Gegenstimmen verloren Pendleton und Wise den Kampf.

Was Powell unterdessen mit noch grösserer Rhetorik dem Senat vortrug, zeigte, dass der Befehl Nr. 11 für ihn nur die Spitze eines Pfeiles war, der es ihm ermöglichte, alle aktuellen Klagen der Demokraten gegen Lincoln und die Republikaner abzuschliessen. Sie galten dem ganzen Krieg, der Einführung von Ausnahmerechten, der allgemeinen Wehrpflicht, den Eingriffen in die Verwaltung von Staaten und Städten. «Die Annahme dieser Resolution», so rief er aus, «würde General Grant und alle anderen Befehlshaber lehren, dass ihnen nicht erlaubt wird, weiter auf den Rechten und Freiheiten unseres friedliebenden Volkes herumzutampeln ... Zu lange ... haben wir der Vergewaltigung unserer zivilen Rechte zugesehen ...» Wenn die Resolution als Vehikel für demokratische Parteianliegen vorgebracht wurde, war dies zwar immer noch besser, als wenn sie überhaupt nicht in die Senatsarena gelangte. Doch am Ende wurde auch sie durch eine noch grössere republikanische Mehrheit von 30 gegen 7 Stimmen von der Tagesordnung verbannt.

Zwar reiste Wise mit der Klage nach Cincinnati zurück, er habe die falsche Rasse vertreten. Wenn statt der Juden alle Neger aus Grants Befehlsbereich verbannt worden wären, würden alle Republikaner sich wie ein Mann gegen den General erhoben haben. Doch in Wahrheit konnte er zufrieden darüber sein, dass die Mission in Washington zu einer so schnellen Annullierung des Befehls geführt hatte. Sie hatte von Neuem gezeigt, dass jüdische Selbstbehauptung, jüdische Rechte und jüdische Interessen sich mit dem Instrument der Verfassung, nach Buchstaben und Ideologie, erfolgreich behaupten liessen. Dass es dabei notwendig werden konnte, jüdische Interessen mit nicht-jüdischen Anliegen von Parteien und Politikern zu verknüpfen, um sie vor dem Kongress zu Gehör zu bringen, gehörte zum kalten politischen Spiel. Wenn er in diesem Spiel doch verloren hatte, dann war es geschehen, weil die Verknüpfung der Interessen nicht im richtigen Augenblick und in der richtigen Konstellation geschehen war. Wise erlebte nicht mehr den 11. November 1906, an dem unter dem Eindruck wachsender antijüdischer Aktionen in Russland und Rumänien im New Yorker Hotel Savoy zum erstenmal ein American Jewish Committee als Organisation «zur Unterstützung gefährdeter

und bedrängter Juden in allen Teilen der Welt» zusammentrat. Er erlebte nicht mehr die Entwicklung des Committee zu einer Organisation jüdisch-deutscher «Patrizier» wie Jacob Schiff, Cyrus L. Sulzberger, der Vater Arthur Hays Sulzbergers von der NEW YORK TIMES, Oscar Straus, der jüngste Sohn Lazarus Straus', der mit seinen anderen Söhnen Isidor und Nathan das Kaufhaus-Imperium Macy's errichtet hatte, oder des Richters Mayer Sulzberger aus Philadelphia.

Er erlebte auch nicht mehr Leben und Wirken des New Yorker Anwalts für Verfassungs- und Korporationsrecht, Louis Marshall, der dem Committee als Berater zur Seite stand, bevor er selbst seine Präsidentschaft übernahm. Der gedrungene, rundliche Mann war 1854 als Sohn deutscher «Achtundvierziger» in Syracuse im Staat New York geboren worden und trat (zur Beklemmung zurückhaltend-vorsichtiger Juden) vor amerikanischen Gerichten mit so selbstbewusster Überlegenheit auf, dass Richter gelegentlich wie Schüler wirkten, die von dem Licht seines Wissens zehrten. Ein Oberster Richter von New York, Edward White, unterbrach ihn einmal: «Es gehört manchmal zu den unangenehmen Pflichten des Gerichts, das Licht zu löschen ...»

Als Präsident der Reformsynagoge Emanu-El und konservativer Republikaner erfüllte ihn die Überzeugung, dass der jüdischen Geschichte zu viele und zu lange Würdelosigkeiten aufgeladen worden waren, um als emanzipierter jüdischer Amerikaner eine Herabsetzung schweigend hinzunehmen. Dem Union League Club in New York, der eine Kunstaussstellung plante und die Taktlosigkeit (oder, wie es der Club möglicherweise empfand, das Entgegenkommen) aufbrachte, Marshall um einige besonders schöne Stücke seiner Gemäldesammlung zu bitten, antwortete er: «Unter anderen Umständen wäre es mir ein grosses Vergnügen, Ihren Wunsch zu erfüllen. Aber ich kann mich leider nicht mit dem Widerspruch befreunden, der darin liegt, dass meine Bilder in einem Haus willkommen sind, in dem ich selbst nicht empfangen werde.»

Er war so brillant, dass er sich erlauben konnte, was anderen nicht verziehen wurde, aber auch so autoritär, dass man seine Handlungsweise unter Freunden mit dem Wort «marshalling» oder «alles folgt Marshalls Befehl» bezeichnete. Noch bevor er das Präsidentenamt des American Jewish Committee übernahm, wurde unter seiner Führung ein dritter Meilenstein auf dem Wege zu einer organisierten jüdischen Lobby in Washington gesetzt.

Diesmal ging es nicht um Militärgestaltliche oder einen Armeebefehl, sondern um einen Konflikt mit dem zaristisch-russischen Reich. Als bittere Frucht eines mehr als hundertjährigen «zaristisch-jüdischen Krieges», der seit der Teilung Polens im Gange war und niemals eine friedliche Lösung in einer Emanzipation und Gleichberechtigung der Juden gefunden, sondern nur zu latenter Unterdrückung, Isolier-

rung und Verarmung der jüdischen Mehrheit geführt hatte, war die Einwanderung russisch-polnischer Juden nach Amerika (die in Kürze in den Mittelpunkt unserer Saga treten wird) in vollem Gange. Vordergründig ging es Marshall um ein Problem, das der inzwischen erledigten schweizerischen Passfrage verwandt schien, nämlich um russische Juden, die inzwischen Bürger der Vereinigten Staaten geworden waren, aber in Russland zurückgebliebene Verwandte besuchen oder geschäftliche Beziehungen anknüpfen wollten.

Das zeitgenössische russische Innenministerium hatte nichts dagegen einzuwenden, dass um diese Zeit bereits mehr als eine Million der rund fünf Millionen russischer Juden über den Atlantik gezogen war, wohl aber, dass solche, die auch in Amerika arm geblieben waren und keine grösseren Geschäftsangebote zu machen hatten, zurückkehrten – und sei es nur als vorübergehende Gäste.

Seit 1832 bestand auch zwischen Russland und den Vereinigten Staaten ein Handels-, Reise- und Passabkommen. Es sicherte Amerikanern, die nach Russland reisten, den gleichen Schutz zu wie russischen Bürgern und umgekehrt, enthielt aber eine (der schweizerischen ähnlichen) Klausel, wonach Reisende in Russland den örtlichen Gesetzen und Verordnungen zu gehorchen hatten. Ausserdem erlaubte die russische Gesetzgebung zwar russischen Staatsangehörigen auszuwandern; sie verloren dadurch jedoch nicht ihre russische Staatsangehörigkeit.

Gestützt auf solche Gesetze und Regeln, nahmen zaristische Behörden eine Anzahl ehemals russischer und nun amerikanischer Juden von den Bestimmungen des amerikanisch-russischen Vertrages aus, indem sie ihnen auf russischem Boden den Schutz und die Achtung verweigerten, die Bürgern der Vereinigten Staaten zustand. Die zaristische Polizei behandelte sie als russische Juden (das heisst mit Verächtlichkeit, Zweitrangigkeit oder bürgerlicher Rechtlosigkeit), sobald sie die russischen Grenzen passierten, oder lehnten es überhaupt ab, ihre amerikanischen Pässe anzuerkennen.

Nicht allen jüdisch-amerikanischen Russlandreisenden erging es so wie einem armen, ungeschickten jungen Mann namens John Ginzberg, der 1879 mit 14 Jahren aus Russland nach Glasgow, einer «rauen Rinderstadt» in Montana, eingewandert war. Als einziger Jude weit und breit (der nächste lebte als Kneipenwirt in einem Ort Landusky, hiess «Jude Jake», hatte seit einem Schusswechsel mit einem Sheriff nur ein Bein und benutzte ein Gewehr als Krücke) hatte er als Verkäufer eines Schiffahrtsunternehmens Robert & John Lewis so viel erspart, dass er 1894 seine Eltern in Russland besuchen konnte. Doch sechs Monate nach seiner Abreise erhielten die Lewis' einen Brief, der im Ton eines wehklagenden Jeremias geschrieben war: «Weint und klagt, ihr Bürger Glasgows ... für euren Freund John

Ginzberg. Kummer, Kummer und Zähneknirschen ist über mich gekommen ... Im letzten Herbst fiel ich in die Hände der Herrscher Russlands und bin immer noch in ihrer Gewalt ... Ich durchquerte friedlich Deutschland, aber ich wurde verhaftet, als ich über die russische Grenze kam ... Sie nahmen mir meine Kleider, sogar mein Hemd, und verkauften alles. Sie schleppten mich durch viele Gefängnisse bis nach Pinsk. Ich weiss nicht, was sie mir weiter antun werden...»

Was die russische Verwaltung ihm antun würde, war bald klar. Sie beschuldigte ihn, sich der russischen Wehrpflicht entzogen und ohne zaristische Genehmigung die amerikanische Nationalität angenommen zu haben. Zwei Jahre lang gelang es Verwandten Ginzbergs, den einen oder anderen Gefängniswärter zu bestechen und weitere Briefe nach Montana auf den Weg zu bringen: «Mein Herz schmilzt wie Wachs – mit Augen voller Tränen und bebenden Zähnen bin ich so vergessen wie ein toter Mann ... Niemals werde ich in die Vereinigten Staaten, meine einzige geliebte Heimat, zurückkehren.» Die mitleidigen Lewis' schrieben an das Ausenministerium in Washington und an Clifton R. Breckinridge, den Botschafter der Vereinigten Staaten in St. Petersburg. Aber weder das Ministerium noch die Botschaft zeigten Neigung, wegen eines jüdischen Verkäufers, den niemand (ausser ein Hauch irrationaler Elternliebe) veranlasst hatte, genau dorthin zurückzukehren, von wo er geflohen war, unnötige diplomatische Komplikationen mit dem Zarenreich heraufzubeschwören. Breckinridge teilte Ginzberg in seiner Zelle lediglich mit: «Wir unternehmen, was uns möglich ist. Aber die Gesetze Russlands und der Vereinigten Staaten sind in Ihrem Falle leider völlig entgegengesetzt ...» Vielleicht hätte Ginzberg in der Tat die neue Heimat Amerika niemals wiedergesehen, wenn nicht ein letzter Brief nach Montana gelangt wäre, aus dem hervorging, dass er zur zeitweiligen Verbannung nach Sibirien verurteilt wurde – es sei denn, er wäre imstande, seine Ausreise aus Russland zu bezahlen. Die Lewis' sammelten in Glasgow 95 Dollar, sandten sie an die amerikanische Botschaft in St. Petersburg, und im Frühjahr 1897 kehrte John Ginzburg von seinem russischen Abenteuer nach Glasgow zurück.

Sein Erlebnis war ein besonders krasser Fall. Wohlhabende – auch in Russland geborene – amerikanische Juden, die Russland in Sachen Handels- oder Finanzbeziehungen bereisten, klagten über keine Hindernisse. Aber gegenüber mittellosen Besuchern lehnte Russland schliesslich die Erteilung von Visen von vornherein ab. Und wenn ihre Zahl auch noch so bedeutungslos erschien – für Marshall handelte es sich nicht um ein Ziffernproblem, sondern um die Frage der jüdischen Gleichberechtigung in Amerika und einiges mehr. Er und das Committee waren nicht bereit, Amerikas stillschweigende Duldung der russischen Unterscheidung

zwischen Pässen jüdischer und nicht-jüdischer amerikanischer Bürger hinzunehmen. In ihren Augen machte diese Duldung alle jüdischen Amerikaner zu Bürgern zweiter Klasse, und Abhilfe konnte nur darin bestehen, dass die Vereinigten Staaten entweder durch Verhandlungen und Pressionen in St. Petersburg eine Änderung der russischen Haltung erzielten oder aber den Vertrag mit Russland aufkündigten.

Marshalls scharfer Intellekt fand auch strategische Möglichkeiten, um jüdische in allamerikanische Interessen zu verwandeln und eine amerikanische Mehrheit gegen das russische Verfahren zu mobilisieren. Die Möglichkeit bestand darin, die zaristische Handlungsweise gegen Juden zu freiheitsfeindlichen Aktionen der Zarendiktatur gegen das Gleichheitsideal und die Verfassung der Vereinigten Staaten zu eskalieren. In seiner Konzeption verhöhte Zarengewalt ein heiliges Prinzip Amerikas, die Freiheit der Religion. Die Missachtung jüdisch-amerikanischer Pässe wurde zur Missachtung des amerikanischen Passes als Dokument freier amerikanischer Bürger überhaupt und damit zu einer Verhöhnung des ganzen amerikanischen Volkes.

Seine ruhelosen Gedanken hatten ihn jedoch noch weitergeführt – nämlich zu der geheimen Hoffnung, eine Klärung der Passfrage könne eine grundlegende Verbesserung im Leben der Juden des Zarenreiches zur Folge haben.

Alle Versuche, die Schiff, Oscar Straus und andere jüdische Persönlichkeiten und «Träger potentieller jüdischer Wahlunterstützung» in den letzten Jahrzehnten vor der Begründung des Committee bei den einzelnen Präsidenten unternommen hatten, um diplomatische oder wirtschaftspolitische amerikanische Pressionen auf Russland (und Rumänien) zur Verbesserung des elenden russisch- oder rumänisch-jüdischen Daseins zu erlangen, waren schwerlich über diplomatische Proteste hinausgelangt. Theodore Roosevelt, der seit 1901 das Weisse Haus bewohnte, war zwar von der unerschütterlichen Überlegenheit der Angelsachsen über alle Minderheiten, einschliesslich der jüdischen, überzeugt. Aber häufig gefiel er sich – mit und ohne wahltaktische Hintergedanken – als deren Beschützer. Schiff hatte Roosevelt gegenüber nicht versäumt, auf die bereits rund 150'000 Wahlstimmen der osteuropäischen Einwanderer hinzuweisen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit dem zufließen, der für ihre zurückgebliebenen Brüder in Russland eintrat.

Aber im Jahre 1902 hatte ein pompöses Protestschreiben von Roosevelts Aussenminister John Hay an die rumänische Regierung, welche ihre jüdische Bevölkerung nicht weniger unterdrückte als die russische («Die Regierung der Vereinigten Staaten kann zu einem solchen internationalen Unrecht nicht schweigen. Sie sieht sich gezwungen, gegen die Behandlung zu protestieren, der die Juden in Ru-

mänien unterworfen sind»), ebenso wenig Wirkung gehabt wie diplomatische Schritte gegenüber dem Zarenreich. Hay hatte sogar unter Freunden gespöttelt: «Die Hebräer – die armen Tröpfe ... Überall im Lande denken sie jetzt, wir wären 'bully'» (zu Deutsch: wir unternehmen etwas Energisches). 1903 hatte die zaristische Regierung abgelehnt, eine B'nai-B'rith-Petition wegen der Juden in Russland und ein Begleitschreiben der Regierung Roosevelt überhaupt in Empfang zu nehmen. Als Roosevelt die Petition daraufhin in amerikanischen Zeitungen veröffentlichten liess, hatte das zwar seinem humanitären Image, nicht aber den osteuropäischen Juden selbst gedient.

Es war kein Geheimnis, dass sich im Aussenministerium sowohl unter Aussenminister Hay wie unter dessen Nachfolger Elihu Root Aversionen gegen die «ständigen jüdischen Appelle wegen irgendwelcher Juden in fremden Ländern» bildeten. Es herrschte die Ansicht, dass die Aufnahme immer neuer Hunderttausender «mittelalterlicher» osteuropäischer Juden, welche seit 1881 durch die Immigrantensstationen von Castle Garden und Ellis Island zogen, den Juden mehr praktische Hilfe gewährte, als sie von irgendeinem anderen Land der Welt je geleistet worden war. Warum konnten die Juden sich nicht, so wie andere, die auch unterdrückte Brüder in fremden Ländern oder in ihrer alten Heimat besaßen, zurückhalten? Warum konnten sie nicht aufhören, Amerika zur Einmischung in die Innenpolitik anderer Länder zu drängen? Es gehörte nicht zu den Vorschriften des Aussenministeriums, jüdische Geschichte zu studieren und zumindest nach Verständnis für eine «Aggression» zu suchen, die für es zu Ballast und Hemmnis wurde.

1906, zwei Jahre nach seiner zweiten Wahl ins Weisse Haus, zeigte auch Theodore Roosevelt zum erstenmal Überdruß. Ihm entfuhr der Ausspruch, er sei es müde, nutzlose Drohungen auszustossen, die Amerika der Gefahr der Lächerlichkeit aussetzten. Dem Ausspruch war einige Zeit später die Frage gefolgt, ob Jacob Schiff ernsthaft von ihm erwarte, Russland den Krieg zu erklären.

Für Marshall hatte sich daraus ergeben, dass auf dem Wege persönlicher Versprechen oder Pressionen im Weissen Haus keine Erleichterungen für osteuropäische Juden zu erreichen waren. Umso grösser waren die Hoffnungen auf Besserung, die er mit einer Änderung des Passabkommens verknüpfte. Die Rechnung, die er dabei aufmachte, schien logisch: Falls amerikanische Juden russischer Herkunft in unbeschränkter Zahl Einreisefreiheit nach Russland und während ihres Aufenthaltes dort rechtliche Gleichstellung mit Russen erhielten, würde es dem zaristischen Innenministerium nicht mehr lange möglich sein, russischen Juden die gleiche Bewegungsfreiheit zu versagen, und eine weitgehende jüdische Emanzipation musste schliesslich die Folge sein. Da Russland ähnliche Passverträge mit europäischen Ländern unterhielt, hoffte er ferner, diese Länder

würden dem amerikanischen Beispiel folgen, ihren ex-russischen jüdischen Bewohnern ebenso freie Einreisemöglichkeiten in das Zarenreich verschaffen und dadurch die Wirkung eines amerikanischen Vorgehens erhöhen. Doch dieses zweite weitgesteckte Ziel von Marshalls Strategie blieb unausgesprochenes Geheimnis. Er konzentrierte alles Denken und Planen auf Teil eins: die Änderung der Pass-Situation.

Ein Versuch Aussenminister Elihu Root, die Passfrage auf konsularischem Wege aus der Welt zu schaffen, wurde zum eigentlichen Ausgangspunkt. Root wies die amerikanischen Konsuln an, nur noch solchen jüdischen Bürgern Pässe auszustellen, die den Nachweis erbringen konnten, dass Russland mit ihrer Einreise einverstanden war. Das entsprach praktisch einer Anerkennung des russischen Verfahrens. Marshall reagierte mit einem heftigen Protestschreiben, und Root versicherte, die Anweisung werde zurückgenommen werden. Aber privat nannte der Aussenminister die Affäre lächerlich, und ein erstes Memorandum des Committee vom Mai 1908, in dem Roosevelt offiziell gebeten wurde, eine Änderung des Abkommens herbeizuführen oder das Abkommen zu kündigen, fand keine Resonanz. Der New Yorker Sekretär des American Jewish Committee, Dr. Cyrus Adler (der später das erste «Späh»-Büro in Washington organisierte und durch einen begabten Anwalt, Fulton Brylawski, nach Anweisungen der Regierung an die amerikanischen Botschafter in St. Petersburg fahnden liess), erhielt von Roosevelt die Antwort, ob das Committee wünsche, dass die amerikanische Flotte mit amerikanischen Soldaten gegen Russland fahre. Während der Amtszeit Roosevelts liess sich anscheinend kein Fortschritt erzielen, und erst die Präsidentenwahl Ende des Jahres 1908 ergab neue Möglichkeiten.

Tatsächlich versprachen sowohl die Republikanische wie die Demokratische Partei auf der gewohnten Suche nach Wahlstimmen und einem humanitären Image, sich aller internationalen Verträge anzunehmen, durch die amerikanische Bürgerrechte beeinträchtigt würden. Der Präsidentschaftskandidat der Republikaner, William Howard Taft, kündigte an, er werde – falls gewählt – seinen neuen Botschafter in St. Petersburg, Rockhill, beauftragen, das jüdische Passproblem zu klären.

William Howard Taft wurde gewählt. Am 4. März 1909 bezog er – 225 Pfund schwer, intelligent und willensstark – das Weisse Haus. Zum Aussenminister nahm er Philander Chase Knox, und der Präsident, sein Aussenminister und sein Botschafter in St. Petersburg wurden sich bald der peinlichen Unterschiede bewusst, die zwischen Wahlreden und der politischen Wirklichkeit zu liegen pflegen.

Botschafter Rockhill entwickelte in St. Petersburg mehr Sympathien für die russische als für die jüdische Seite und übersandte Statistiken, wonach sich 28 jüdisch-amerikanische Geschäftsleute ohne Behinderung in Russland aufhielten

und in fünf Jahren nur vier Juden mit amerikanischen Pässen kein russisches Einreisevisum erhalten hatten. Bis 1910 entstand im Aussenministerium eine umfangreiche Lagebeurteilung, in der es summa summarum hiess:

1. Juristisch habe Russland in keinem Punkt das Abkommen verletzt.
2. Es werde ein beispielloser Akt gegenüber einer befreundeten Grossmacht sein, falls die Vereinigten Staaten Russland ohne juristisch stichhaltigen Grund in einer für das Zarenreich so schwierigen Frage wie der seiner fünf Millionen jüdischen Bewohner Pressionen aussetze. Russland werde unweigerlich Gegenmassnahmen treffen.
3. Mit Sicherheit werde darunter der Handelsaustausch zwischen Russland und den Vereinigten Staaten leiden, der ständig an Bedeutung gewinne. Russland kaufe zurzeit amerikanische Waren im Werte von 150 Millionen Dollar. Die amerikanischen Investitionen in Russland beliefen sich auf 225 Millionen.
4. Die amerikanische Politik im Pazifischen Ozean und im Fernen Osten stütze sich sowohl gegenüber Japan wie in China auf eine freundliche Haltung des Zarenreiches. Gleiches gelte für die amerikanischen Interessen im Nahen Osten.
5. Die moralische Seite einer amerikanischen Kündigung des Vertrages sei höchst dubios, weil die Vereinigten Staaten mit allen Mitteln Japaner von ihrem Lande fernhielten oder sie von wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten ausschlossen. Unter solchen Umständen sei es Heuchelei, Russland zu tadeln, wenn es gegenüber Juden das gleiche tue.
6. Kein europäisches Land sehe eine Notwendigkeit zur Kündigung bestehender Passabkommen, und europäische Länder würden mit Vergnügen alle wirtschaftlichen Positionen übernehmen, welche die Vereinigten Staaten nach einer Kündigung des Abkommens in Russland verlieren würden.
7. Alles in allem gehe es ausschliesslich um jüdische Interessen.
8. Russland aber werde seine Haltung auch nach einer Kündigung nicht ändern. Es werde jedoch die Beschränkungen gegen Juden auf russischem Boden verschärfen – und Juden und Amerikaner würden die Verlierer sein.
9. Grundsätzlich solle Aussenpolitik nicht jüdischer Wahlstimmen wegen geführt werden, noch solle sie durch eine Minderheit erzwungen werden können.
10. Nützliche Änderungen des Vertrages seien nicht durch Druckmittel, sondern nur durch friedliche, langdauernde Verhandlungen zu erreichen.

Als Präsident Taft sich im gleichen Jahr 1910 bei einer Konferenz mit Jacob Schiff, Mayer Sulzberger, Cyrus Adler, Aussenminister Knox und dem nach Washington gerufenen Botschafter in St. Petersburg für friedliche Verhandlungen entschied, bedeutete das für Louis Marshall ein Signal zum Kampf. Schiff fasste seine Enttäuschung in die Worte: «Wir sind seit vielen Jahren mit Versprechungen gefüttert worden ... Nichts wird sich ändern. Wir haben einfach die Hand des Präsidenten gelect ...»

Am 19. Januar 1911 unternahm Louis Marshall den ersten vorbereitenden Versuch zur Information der Öffentlichkeit über die Beleidigung der amerikanischen Freiheit durch die Gewaltherrschaft des russischen Zarentums. In einer Rede «Russland und der amerikanische Pass» vor dem Council of American Hebrew Congregations formulierte er seine Thesen: «Die Missachtung der amerikanischen Juden durch Russland ist eine Beleidigung der ganzen amerikanischen Nation.» Amerikas Juden könnten, so erläuterte er weiter, in der Stille leiden, so wie ihre Vorfahren es seit Jahrhunderten getan hätten, «aber nicht die Juden sind beleidigt, sondern das amerikanische Volk». Die Affäre sei keine jüdische, sondern eine amerikanische Angelegenheit. Falls Russland erklärt hätte, es werde Pässe der Vereinigten Staaten nicht akzeptieren, weil sie für Presbyterianer, Methodisten oder römische Katholiken ausgestellt seien, würde niemand darin nur eine Kränkung von Presbyterianern, Methodisten oder Katholiken erblicken, vielmehr würde Amerika so handeln, als sei die Beleidigung jedem zugefügt, der sich Bürger der Vereinigten Staaten nenne. Er schloss mit der Erklärung, die Kündigung des Abkommens mit Russland sei die einzige Antwort, die es noch gebe.

Im Februar lud Präsident Taft Schiff, Marshall, Mayer Sulzberger, Simon Wolf, einen Präsidenten des B'nai B'rith, und andere jüdische Repräsentanten zum Essen ins Weisse Haus, um die Tragweite des Komplexes und die Gefahren für die Juden selbst darzulegen. Die trotzige Stimmung, mit der Marshall dem Treffen entgegensah, entlud sich in der Bemerkung: «Die Gefahr liegt darin, dass einige Herren durch die Einladung so geschmeichelt sind, dass sie zugestehen werden, die Regierung habe alles ihr Mögliche getan ... Die Zeit, in der wir von süßen Worten lebten, ist vorbei.» Sie war in der Tat vorbei. Als Taft auf dem Standpunkt beharrte, dass nur ruhige Verhandlungen zu Ergebnissen führen könnten, verabschiedete sich Schiff, ohne dem Präsidenten die Hand zu reichen, mit den Worten: «Herr Präsident, Sie haben uns enttäuscht. Uns bleibt keine andere Wahl, als unseren Fall direkt dem amerikanischen Volk vorzulegen.» Taft auf der anderen Seite bemerkte privat: «Ich bin Präsident der ganzen Vereinigten Staaten von Amerika, und die jüdischen Wahlstimmen, mögen sie noch so wichtig sein, dürfen mich nicht erschrecken.»

Marshall war trotz seines Zorns auf das zaristische Russland und seiner leidenschaftlichen Hoffnung auf eine Besserung des jüdischen Lebens in Russland zu klug, um nicht die schwachen Stellen seiner Argumentation zu sehen. Falls Tafts politische und wirtschaftliche Einwände in der Öffentlichkeit und im Kongress zur Sprache kamen, würden sie sich schwerlich widerlegen lassen. Aber Marshall baute darauf, dass das Weisse Haus geheime politische Erwägungen nicht in die Öffentlichkeit tragen konnte und dass kaum ein Amerikaner darum wusste.

Falls in der kommenden Auseinandersetzung wider Erwarten wirtschaftliche Argumente in den Kampf geworfen werden sollten, blieb als Gegenargument die Parole: «Das amerikanische Volk verkauft seine Ideale nicht für Dollars.» Er konnte weit mehr damit rechnen, dass nur wenige Abgeordnete und Senatoren versäumen würden, auf den Propagandawagen «Humanität gegen Despotismus» zu springen, der sie keinen Fahrpreis kostete.

Der Erfolg baute auf Emotionen auf und hing davon ab, ob es gelang, die massgeblichen Stimmen der Öffentlichkeit durch diese eine These aufzuwecken und moralische Kreuzzugsempfindungen zu entzünden.

Alles, was auf das Essen im Weissen Haus folgte, war eine ins «zeitgenössisch Grandiose» gesteigerte Wiederholung des Unternehmens, das Cesar Kaskel und Isaac Mayer Wise 48 Jahre vorher auf ihre Schultern geladen hatten. Jacob Schiff stellte 25'000 Dollar zur Verfügung, um 32'000 gedruckte Exemplare von Marshalls Rede an sämtliche Kongressmitglieder, alle Politiker der Einzelstaaten, Universitäten, Schulen, Professoren, Lehrer, Richter, Kirchen, Frauenverbände, Zeitungen, ja Freimaurerlogen zu versenden. Nachdem der Kreuzzugsgeist einmal erwacht war, erreichte eine Kampagne für «Petitionen an den Kongress» so grossen Umfang, dass ein einziger Senator aus Massachusetts, Henry Cabot Lodge, an einem Tage 70 briefliche Aufforderungen zur Kündigung des russischen Abkommens erhielt. Zu dem Strom der Petitionen, der Washington erreichte, gesellten sich Strassenaufmärsche nationaler Bürgerkomitees, auf denen Woodrow Wilson, der kommende nächste Präsident und Träger internationaler moralischer Kreuzzugsideen, sprach.

Nichts erzürnte Marshall mehr als die Wirkung einer Falschmeldung, wonach Russland alle Beschränkungen für Visen aufgehoben habe. Zahlreiche Juden übersandten Dankesbotschaften an Präsident Taft, und Marshall klagte: «Sie sind immer bereit, auf dem Bauch zu kriechen, wenn man ihren Rücken tätschelt – obwohl sie nichts dafür bekommen als die Verachtung, die sie verdienen.» Es erbitterte ihn nicht weniger, dass Adolph Ochs und die NEW YORK TIMES zwar sachlich über die Situation in Russland berichteten, es aber ablehnten, sich an der Kampagne für die Kündigung des Abkommens zu beteiligen. Es erbitterte ihn so wie andere jüdische Zweifler, die Verhandlungen einer schroffen Kündigung vorzogen.

Es gab schliesslich kein Halten mehr. Patrioten der Bundesstaatsparlamente von New York, New Jersey, Wisconsin oder Arkansas brachten die ersten Resolutionen für eine Kündigung des Abkommens ein. Im Washingtoner Capitol machte sich der Vorsitzende des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten, William Sulzer, der als zukünftiger Anwärter auf das New Yorker Gouverneursamt mit jüdischen Stimmen rechnete, zum Sprachrohr der Kündigung, und rund sechs Jahrzehnte später bemerkte die jüdisch-amerikanische Historikerin Naomi W. Co-

hen über die folgenden Kampfwochen im Kongress: «Die Akten ... über die Debatten erwecken den Eindruck, als ob die meisten Mitglieder es nicht abwarten konnten, ihr Entsetzen über die russische Barbarei zum Ausdruck zu bringen ... und Amerikas Juden für ihr Eintreten zugunsten der unerschütterlichen Rechte amerikanischer Bürger zu feiern.»

301 Stimmen für die Kündigung gegen 1 Neinstimme – so lautete Anfang Dezember 1911 das Ergebnis im Abgeordnetenhaus. Der Senat folgte – um einige Grade vorsichtiger – am 19. Dezember, und Taft kündigte das Passabkommen mit dem Zarenreich.

Jacob Schiff bemerkte in einem Augenblick der Euphorie, die sonst seinem Wesen so fremd war: «Wir haben gerade Ereignisse hinter uns, die bedeutender sind als alles, was seit der Verleihung der Bürgerrechte zurzeit des ersten Napoleon geschehen ist ... Zum erstenmal hat Russland – der Koloss – einen Schlag ins Gesicht erhalten ... der von grösster Bedeutung für die Geschichte der Zivilisation sein muss ...»

Das wirkliche Ergebnis trat erst nach einiger Zeit aus dem Nebel des Glücks hervor. Fast alles, was Taft befürchtet hatte, bewahrheitete sich: Ein noch starrsinnigeres Russland; neue Härten für die Juden in Russland; politische und wirtschaftliche Rückschläge für Amerika; Übernahme wirtschaftlicher und finanzieller Positionen, die Amerika verlor, durch europäische Staaten. Ein Jahr nach dem eindrucksvollen Schauspiel fragte Taft in privatem Kreise mit Ironie, was von den jüdischen Hoffnungen geblieben sei. Wahrscheinlich hatte er recht, was Marshalls und Schiffs bittere Enttäuschung über das Scheitern ihrer Hoffnungen auf Verbesserungen für die Juden in Russland anbetraf. Die Zahl der Einwanderer aus dem Zarenreich nahm nur noch grössere Dimensionen an, und ihre Gesichter verrieten die Ausweglosigkeit und die Feindseligkeit, vor der sie flohen. Trotzdem hatte das American Jewish Committee ein Beispiel für jüdische Möglichkeiten in der politischen amerikanischen Arena gesetzt.

Es lehrte, dass die letzten Entscheidungen über amerikanische Aussenpolitik nicht im Aussenministerium, sondern im Kongress und im Weissen Haus fielen, und dass sich jede jüdische Einfluss-Strategie der Zukunft dorthin orientieren musste. Beobachter, die später aus den Erfahrungen der Kämpfe um die Militärgeistlichen, um den Armeebefehl Nr. 11 und die Kündigung des Passvertrages strategische Lehren herausfilterten, forderten für die Zukunft:

1. Verknüpfung jüdischer Interessen mit der Verfassung und leicht ansprechbaren, im Gefühl oder im Bewusstsein der breiten Masse verankerten amerikanischen Grundsätzen.
2. Beeinflussung oder Verpflichtung amerikanischer Politiker, Abgeordneter, Präsidentschaftskandidaten oder Präsidenten durch finanzielle und propagandistische Wahlunterstützung oder durch Aussicht auf jüdische Wählerstimmen.
3. Mobilisierung amerikanischer Politiker für jüdische Anliegen durch die Orga-

nisation von Wählerpetitionen, Briefen, Telegrammen, Telefonaten und persönliche Beziehungen.

4. Verknüpfung jüdischer Interessen in ausser-amerikanischen Gebieten mit dem Bekenntnis der Vereinigten Staaten zum Einsatz ihres Einflusses und ihrer Macht für Freiheit und Humanität.

5. Beeinflussung der öffentlichen Meinung und die Verknüpfung jüdischer Interessen mit innen- und aussenpolitischen, wirtschaftlichen, sozialen und sonstigen Trends – kurz, dem gerade herrschenden Klima in einer Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung.

Rund sechs Jahrzehnte später, 1972/73, charakterisierte Morris Amitay, einer der führenden Repräsentanten der nun unter der Bezeichnung American Israel Public Affairs Committee organisierten jüdisch-israelischen Lobby in Washington, die Grundzüge seiner Strategie mit den Worten: «Wir sind nur sechs Millionen unter zweihundert und so und so viel Millionen der anderen. Nur wenn wir unsere Interessen in Anliegen verwandeln, die amerikanischen Anliegen entsprechen, haben wir Aussicht auf Erfolg.»

Der gleichzeitige Repräsentant des American Jewish Committee in Washington, Hyman Bookbinder, formulierte: «Jüdische Anliegen müssen im Gewand breiter nationaler und humanitärer amerikanischer Interessen vorgetragen werden ...» Die «nationalen und humanitären amerikanischen Interessen» Amerikas und das Gefühlsklima wiesen nach 1945 ein anderes Gesicht auf als in den Tagen Leesers, Wises, Fischels, Marshalls oder Schiffs. Die schon erwähnten Nachwirkungen der Greuel der Hitler-Ära und des Zweiten Weltkrieges sowie die (amerikanische Pioniererinnerungen weckende) Mythologie des Staates Israel hatten sie neu geformt. Der amerikanische Aufstieg zur Weltmacht hatte neue machtpolitische Komponenten hinzugefügt. Die Chancen jüdischer Erfolge hatten sich ebenso vergrössert wie die Spannweite jüdischer Interessen. Aber vergrössert hatten sich auch die politische Delikatesse des Lobby-Kampfes und die Gefahr der Fehleinschätzung des Klimas mit nachfolgenden Rückschlägen oder Niederlagen. 1973 schloss Hyman Bookbinder: «Wir setzen unsere Möglichkeiten mit Erfolg ein. Dank Gott haben wir gelernt, richtig damit umzugehen.» In den nachfolgenden Jahren bezweifelten Kritiker, ob die gezogenen Lehren immer richtig waren. Sie bezweifelten vor allem, ob in Lobby-Kämpfen, die zu dieser Zeit um Auswanderungsrechte für die nunmehr 2,5 Millionen Juden der aus dem Zarenreich entstandenen Sowjetunion entbrannten, nicht einiges von dem vergessen wurde, was Louis Marshall 1911 an Enttäuschungen erfahren hatte. Aber das steht auf einem anderen Blatt, und es änderte nichts daran, dass die Wurzeln der Lobby-Erfahrung bis zu den Pionieren der ersten jüdisch-deutschen Einwanderung zurückreichten, die ihre Muskeln in der politischen Arena erprobten.

III

Der Zug aus dem Osten

Die «Kikes»

Es war eine langsam anschwellende, dann auf- und absteigende Menschenwoge. Zwischen 1881 und 1890 trug sie 200'000 Juden aus Russland, dem russischen Teil Polens, Galizien und Rumänien an die amerikanischen Küsten. Zwischen 1890 und 1900 waren es rund 300'000 und zwischen 1900 und 1914 sogar ein und eine halbe Million. Die dritte jüdische Einwanderung nach Amerika, die osteuropäische, kam in Bewegung. Hatten Emigranten aus Deutschland und Westeuropa Beinamen wie «Sheenies» erhalten, so fand sich auch für die Neuankömmlinge ein einschlägiges und für die Betroffenen tiefkränkendes Wort. Weil – so lautet der Versuch einer Erklärung – ihre Namen oft auf die Silbe -«ki» endeten, erhielten sie die Bezeichnung «Kikes».

Zwar waren sie äusserlich den Litauern, Polen, Russen, Ukrainern, Galiziern und Rumänen ähnlich, von denen sie in Gesicht oder Gestalt meist gar nicht zu unterscheiden waren. Aber lange Kaftane, Straimel auf dem Kopf, Pejess an den Schläfen vieler Grossväter, Väter und Söhne sowie «Scheitek-Perücken orthodoxer Frauen verliehen ihnen orientalische Züge, und die meisten benutzten – wie ein New Yorker Reporter schrieb – eine «wie misshandeltes Deutsch klingende Sprache», die sie Jiddisch nannten. Ihre wachsende Zahl führte dazu, dass sich solche Züge zu einem Erscheinungsbild verdichteten, wie es die früheren deutsch-jüdischen Einwanderer nicht geboten hatten.

Die New Yorker, welche (um die zeitgenössische Phraseologie zu gebrauchen) mittlerweile immer mehr slawische «Pollacks», ungarische «Hunkys» oder mittelmeerische «Dagos» hatten kommen sehen, waren mit ungewöhnlichen Erscheinungen vertraut. Aber die «Kikes» schienen ihnen besonders ausgefallen oder rundweg bizarr. Die Empfindungen von Amerikanern waren jedoch schwerlich mit jenen zu vergleichen, welche die deutsch-amerikanischen Juden befielen, insbesondere viele der rund 78'000, dienuninNewYorklebten. Als Menschen mit Fehlern, Schwächen und dem Bedürfnis nach Selbstschutz hatten manche vergessen, welche Gefühle der Abwehr ihre Grossväter und Väter einmal bei den Sefardim hervorgerufen hatten. Eine bewusst oder unbewusst vergessene Stufe unglücklicher eigener Vergangenheit trat bildhaft wieder in ihr Leben, und auch sie

fanden herablassende Bezeichnungen für die Neuankömmlinge wie «diese wilden Russen», «die Asiaten», «die Schnorrer» oder «diese Elemente».

Der JEWISH MESSENGER in New York klagte: «Man sollte jüdisch-amerikanische Missionare nach Russland schicken und diese Leute zivilisieren.» Isaac Mayer Wises THE AMERICAN ISRAELITE griff die Klage auf: «Wir können es uns nicht erlauben, dass dieser Ansturm armseliger, unterdrückter, heruntergekommener Russen zum Standard wird, nach dem man uns in Zukunft beurteilt.»

Der HEBREW STANDARD meinte: «Der sorgsam akklimatisierte amerikanische Jude ... hat keine religiösen, sozialen oder geistigen Sympathien für diese Leute. Er steht der christlichen Welt näher als dem Judentum dieser unglückseligen Hebräer.»

Das waren Extreme. Trotzdem spiegelten sie einen Alptraum wider, und der Alptraum entbehrte in seiner ganzen menschlichen Zwiespältigkeit nicht eines ebenso menschlichen Motivs. Fast könnte man von einer perversen Laune der Geschichte sprechen. Während der Einzug der Osteuropäer in Amerika begann, trat die private Inquisition zum erstenmal seit dem Bürgerkrieg wieder deutlich in Erscheinung. Die Weigerung, Joseph Seligman, aber auch Nathan Straus in Saratoga und Lakewood im Hotel aufzunehmen, war nur ein Vorbote gewesen. Die Inquisition richtete sich nicht nur gegen jüdische Kaufhausgründer oder «jüdische Finanzverschwörer». Sie hatte komplexere Hintergründe. Der Manager des Grand Union Hotel von Saratoga, Richter Henry Hilton, der es abgelehnt hatte, Joseph Seligman zu beherbergen (und den niemand mit Conrad Hilton, dem später weltbekannten Hotelier, verwechseln sollte), verweigerte grundsätzlich allen Juden die Aufnahme in sein Haus. Für einen Reporter der alten, Vor-Ochsschen NEW YORK TIMES formulierte er mit rüder Verachtung seine Begründung: «Es genügt den Juden nicht, ihre abstossenden Persönlichkeiten auf der Hotelterrasse auszubreiten und die christlichen Gäste von ihren Stühlen zu vertreiben. Sie strecken auch noch ihre unappetitlichen Füße in die Höhe und reden in einer Lautstärke über Geschäfte, dass man sie eine Meile weit hören kann. Sie kommen in den Speisesaal, stopfen sich...voll und erbrechen in ihren Zimmern...Dann kehren sie in der Besorgnis, nicht genug für ihr Geld erhalten zu haben, in den Speisesaal zurück, füllen sich ein zweites Mal, watscheln auf die Terrasse und breiten ihre Bäuche vor christlichen Augen aus ...» Ein anderer Hotelier, Austin Corbin, der seine Strandanlage Manhattan Beach für Juden schloss, gab dem NEW YORK HERALD mit ebenso bössartiger Verallgemeinerung die Auskunft: «Es gibt einige Wohlerzogene unter ihnen. Aber in der Regel wirken sie abstossend. Ich habe nichts gegen ihre Religion, wohl aber gegen ihre Aggressivität als Sekte oder Volk.»

Möglicherweise zählten die Seligmans, Schiffs oder Straus' für Corbin zu den Wohlerzogenen. Aber auch ihnen wurde jetzt eine verspätete Rechnung für ihren Aufstieg präsentiert. Auf eine einfache (und wie alle Vereinfachungen unzulängliche) Formel gebracht, urteilten spätere Soziologen: «Die Seligmans, Schiffs, Straus' und die meisten anderen grossen und kleinen Kaufhausgründer oder Wall-Street-Entrepreneure hatten gelernt, Reichtum mit Würde und Zurückhaltung gegenüber der Umwelt zu verbinden. Andere aber hatte ähnlicher Reichtum überwältigt.» Die Amerikanerin Anna Laurens Dawes beschrieb diese anderen in einem zeitgenössischen Buch, dem es nicht an warmem Herzen und Verständnis mangelte: «(Sie) vereinigen mit der armen Herkunft und der Halbbildung des Händlers die Intelligenz ihres Volkes und den Drang zur Selbstbestätigung, der aus ihrer langen Erfahrung, verachtet zu werden, entstanden ist. Wenn sie in einem freien Land reich werden, wo Reichtum so sehr zum Goldenen Kalb erhoben wird wie in Amerika, nehmen sie die Eigenschaften des Pfaues an und werden dafür mit der Verachtung bedacht, die dieser Vogel ... genießt.» Sie wollte damit sagen, dass eine jüdische *nouvelle richesse* die Bühne betrat.

Dieser Auftritt stand im Zeichen einer neuen tragischen Absurdität. Insbesondere die New Yorker Bühne wurde bereits von Hunderttausenden angelsächsischer, irischer und gelegentlich deutscher *nouveaux riches* bevölkert, deren zeitgenössische Unbildung, Protzertum oder Vulgarität sich unter denen, die diese übliche Phase menschlicher und sozialer Entwicklung bereits hinter sich hatten, Sprichwörtlichkeit erwarb. Mit ebenso «vulgären» Frauen und Mätressen eroberten sie nicht nur Henry Hiltons Grand Union Hotel, sondern zahllose Ferien- und Badeorte von Saratoga bis nach Lakewood. Sie veranlassten viele Altreiche, die inzwischen auch Bücher in ihre Häuser stellten (oder sogar lasen), in exquisitere Quartiere umzuziehen. Sie infiltrierten alte Clubs, gründeten neue und eröffneten – als 1888 der erste Golfschläger geschwungen wurde – zu ihren Jacht- und Segelclubs auch noch Country-Clubs. Sie formierten sich, wie so häufig in der menschlichen Geschichte, mit Hilfe von Ellenbogen und Geld zu einer neuen Gesellschaft.

Die breite Masse irischer, holländischer, deutscher, dänischer, schwedischer, italienischer, griechischer oder slawischer Immigranten und Neubürger (von chinesischen und japanischen ganz zu schweigen) behinderte den Eroberungszug der Neureichen selten. Sie blieben vielmehr für zwei, manchmal drei Generationen Farmer oder Arbeiter. Wenn sie zu Wohlstand gelangten, hielten sich die meisten mit der Schwerfälligkeit ihrer feudalistisch-europäischen Tradition und dem entsprechend schwerer beweglichen geistigen Erbe von höheren oder vermeintlich höheren angelsächsischen Schichten fern. Mit vielen jüdischen Neureichen ver-

hielt es sich anders. Sie beteiligten sich in der Tat nach ihrer langen Absonderung und Missachtung mit einer Art aggressiver Ungeduld des Nachholenwollens an dem gesellschaftlichen Wettkampf, am Rennen um die teuersten Sitze in den Theatern, die bevorzugtesten Tische in den Restaurants sowie die kostspieligsten Appartements in den Hotels und Luxusorten. Sie nahmen – wenn auch auf andere Weise – in einem späten Nachklang auf Uriah Levy die amerikanische Verfassung nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch privat und gesellschaftlich zu schnell beim Wort. Meist ahnungslos, mit explosiver Unbefangenheit und ohne spezifisch angelsächsische Verhaltenskorsetts lieferten sie Anlässe zu einer neuen, diesmal gesellschaftlichen Variante von Antijudentum.

Angelsächsische und artverwandte Neureiche machten kaum praktische gesellschaftliche Unterschiede zwischen denen, die sie als «vulgäre jüdische Reiche», und jenen, die sie als «kultivierte jüdische Reiche» bezeichneten. Manche Hotels, Kurorte oder Clubs postierten in Ausbrüchen einer grobschlächtigen Inquisition Schilder mit Aufschriften wie JUDEN UND HUNDE UNERWÜNSCHT oder HÖHE 1860 Fuss – für Juden ZU hoch.

Die jüdische Geschichte von Isaac de Levitt, der sich, als er wohlhabend wurde, eine Jacht kaufte und die Uniform eines Yankee-Kapitäns schneidern liess, sagt, wie so oft, mehr aus als viele dürre Soziologienworte. «Söhnchen», fragte seine Mutter in der zwischen Jiddisch und Englisch schwankenden Sprache der ersten Immigrantengeneration, «für mich bist du Kapitän, für Papa bist du Kapitän, für Opa bist du Kapitän – aber was bist du für Kapitäne?»

Wenn Juden eigene Hotels errichteten, änderte das wenig oder nichts. Christliche Hotels wurden noch exklusiver, jüdische Hotels noch jüdischer. Manche Kurorte wurden nur noch von Juden besucht, und gebildete Juden zogen eigene. Gräben zwischen sich und den Späterangekommenen. Christen eröffneten neue Erholungsplätze, die Christen vorbehalten blieben. New Yorker Clubs, gleich, ob union oder union League, und die Country- und Jachtclubs in Westchester, wo das reiche New York seine Landsitze hatte, verschlossen für acht Jahrzehnte und länger auch vor «kultivierten» Juden ihre Tore. Wenn deutsche Juden eigene Country-Clubs eröffneten und ganze Teile von Orten in Westchester erwarben, schufen sie sich goldene Gettos. Die Nichtjuden reagierten, indem sie in anderen Städten kein Land an Juden verkauften. (Noch um 1960 war der einzige jüdische Bewohner des Städtchens Bronxville ein Krämer, von dem man sagte, dass er am Abend die Stadt verliess und im benachbarten Ort Yonkers schlief.) Sogenannte Gesellschaftsregister, die in grossen Städten alle Personen registrierten, welche nach angelsächsischen Massstäben würdig waren, an gesellschaftlichen Ereignissen teilzunehmen, nahmen keine Juden auf und forderten so dazu heraus, dass

diese sich ihre eigenen Register schufen. An den Universitäten in Yale, Princeton und Harvard, die bis dahin die wohlhabenden, assimilierten jüdischen Studenten aufgenommen hatten, kündigte sich vor dem Hintergrund der veränderten gesellschaftlichen Atmosphäre eine offene oder versteckte Einführung von Quoten für Juden an.

Aus der Distanz von 80 oder 90 Jahren erschien später all dies nur als neue Etappe auf dem langen Weg jüdischer Eingliederung in die amerikanische Welt. Aber als die «Kikes» zum erstenmal aus den Zwischendecks der Schiffe stiegen, trug die Mehrheit der deutschen Juden noch nicht jene verschönernden Brillen, mit denen man eine unglücklichere Vergangenheit aus der Entfernung zu betrachten pflegt. Die Vergangenheit war für sie Gegenwart. Die antijüdischen Regungen hatten die ganze Unsicherheit ihrer Geschichte neu geweckt. Die Ankunft der Osteuropäer verwandelte die Unsicherheit häufig in Furcht.

Der zaristische Rayon oder: die Weit, aus der sie kamen

Zum drittenmal sei den Lesern empfohlen, den folgenden Abschnitt nicht zu überschlagen, weil er nach «trockener Historie» schmecken könnte. Wer das Drama des Zusammentreffens der neuen Einwanderer mit Amerika und mit ihren Vorläufern verstehen will sowie die Konsequenzen, die sich daraus ergaben, tut gut daran, auf Seite 147 zurückzublättern, wo zuletzt vom Königreich Polen, der grossen Elendsherberge der osteuropäischen Juden, von der Aufteilung des zerfallenden Polenreiches unter den Nachbarn Russland, Österreich-Ungarn und Preussen sowie von der Übernahme der Mehrheit der Juden durch das zaristische Russland in den Jahren 1772, 1793 und 1795 die Rede war. Die Zarin Katharina II. von Russland erhielt mehr als 900'000 unwillkommene und zugleich untergründig gefürchtete jüdische Untertanen als Zugabe zur Ausdehnung des Russischen Reiches.

Katharina – in Deutschland geboren – hatte in jüngeren Jahren die Werke französischer Aufklärer über Freiheit und Gerechtigkeit gelesen. Als sie auf den russischen Zarenthron heiratete, brachte sie westliche liberale Ideen in den russischen Staat, der seit dem 15. Jahrhundert und dem ersten Moskauer Zaren Iwan III. durch Raub und zeitgenössische Eroberung vom Schwarzen Meer im Süden bis zur Ostsee im Norden und vom Pazifischen Ozean im Osten bis nach Ostpolen und der Ukraine im Westen gewachsen war. Aber Hofadel und orthodoxe Kirche hatten Katharina in eine Autokratin verwandelt, die mit Priestern, Offizieren und Grundbesitzern über ein noch weithin primitiv-barbarisches Reich voller leibeige-

ner Bauern herrschte (von denen sie nicht weniger als 850'000 an ihre zahllosen Liebhaber verschenkte).

Was die Juden anbetraf, so hatte sie ein besonderes Moskauer Erbe angetreten. Es stammte aus den Tagen Zar Iwans III., als um das Jahr 1500 zum erstenmal einige Juden aus der Krim oder aus Litauen bis nach Nowgorod und Moskau vorgedrungen waren. Die Geschichte hat einige ihrer Namen bewahrt: Messer Leon, Moses Chapuche und Zecharia. Leon war enthauptet worden, als er sich erboten hatte, einen kranken Zarensohn zu heilen, und der Prinz ihm unter den Händen starb. Zecharia dagegen hatte (in einem späten und kühnen Nachspiel jüdischer Mission) in Nowgorod einige unzufriedene Geistliche wie den Bischof Alexius für eine Abart des jüdischen Gottesglaubens gewonnen. Sie hatten ihre heiligen Ikonen von den Wänden genommen, die Dreieinigkeit von Gott, Christus und Heiligem Geist verworfen und in Jesus einen neuen Moses (siehe Teil I) erkannt. Diese «jüdische Hexerei» hatte von Nowgorod auf Moskau übergegriffen, den Moskauer Bischof Zossima und schliesslich gar die Zaren-Schwiegertochter Helena erfasst. 1504, als die Prinzessin Helena der Verlockung nicht widerstehen konnte, ihren Sohn Dimitri auf den Zarenthron zu «intrigieren», hatte alles mit dem Tod der Beteiligten auf zaristisch-kirchlichen Scheiterhaufen ein Ende gefunden. Aber das jüdische Vordringen in die christlich-russische Welt war unvergessen, und das Erbe, das sich auf Katharina, nun die Grosse genannt, übertrug, bestand aus Feindseligkeit, Hass und obskurer Furcht vor der Wiederholung eines so verwegenen Unterfangens. Im Jahr 1550 hatte Zar Iwan IV. (auch «der Schreckliche» genannt) dem polnischen König Sigismund Augustus, der zur Förderung gegenseitiger Handelsbeziehungen die Zulassung einiger seiner bevorzugten jüdischen Kaufleute am Moskauer Hof vorschlug, geantwortet: «Wir haben Ihnen schon mehrfach über die niederträchtigen jüdischen Aktionen geschrieben, die unser Volk von Christus trennen und Gift in unser Land tragen wollten... Sie... sollten in Zukunft kein Wort mehr über Juden verlieren.»

Das Feuer solchen Overkills hatte neue Nahrung erhalten, als nach 1600 in einer Folge von Eroberungen und Rückeroberungen polnische Heere zum letztenmal in der polnischen Geschichte bis nach Moskau vordrangen und einen unechten Zarensohn namens Dimitri auf den Moskauer Thron beförderten. In ihrem Gefolge gelangten Hofjuden des Polenkönigs Sigismund III. in das verbotene Zarenland. Als ein neuer Zar, Michael, die Polen 1613 ein für allemal zurückschlug, wurde der falsche Dimitri in der Legende zu einem monströsen «Banditen jüdischer Geburt», und alles, was fortan bis zu den Tagen Katharinas geschehen war, folgte dieser Bahn. Zar Peter des Grossen Witwe, Katharina I., hatte die ersten kleinen jüdischen Gruppen, die nach der Eroberung von Teilen des bis dahin polnischen

Litauen in ihren Machtbereich gelangten, in den Westen verjagt. Ihre Tochter, die Zarin Elisabeth, die weitere, auch von Juden besiedelte Gebiete eroberte, hatte 1743 Rapporte ihrer Generale, wonach Juden bei der Bevölkerung der neuen Ländereien als Steuerpächter und Wodka-Händler zwar verhasst, aber für die zaristische Steuerkasse unentbehrlich seien, mit der Randbemerkung versehen: «Von den Feinden Christi wünsche ich keinerlei Profit.» Jetzt, 50 Jahre später, war Katharina mit der Masse der 900'000 konfrontiert, und sie eröffnete einen «zaristisch-russischjüdischen Krieg», der so lange dauerte, bis der letzte der russischen Zaren, Nikolaus II., 1917 sein Reich und sein Leben an die bolschewistische Revolution und deren Führer Wladimir Uljanow, bekannter unter dem Namen Lenin, verlor.

Katharina verachtete ihre neuen Untertanen vom ersten Tage an. Die Misere der jüdischen Quartiere in Städten oder ländlichen Shteteln, die Schlammpfützen der Strassen, die Lehm- oder Holzhäuser, in denen die Masse der Väter, Mütter, Kinder, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter, Enkel oder Gäste hauste, das alles unterschied sich wenig von den Unterkünften russischer Bauern oder Leibeigener – es sei denn durch ein Mehr an bleichen, unbäuerlichen, in kaiserlichen Augen unsoldatischen Gestalten. Aber Synagogen, Rabbiner, Talmud-Studenten, Schächter, Beschneider und ihre ganze fremdartig gekleidete, in sich geschlossene und in sich lebende Welt erfüllte die Zarin mit Abscheu vor den «Christusmördern».

Die innere und äussere Bindung ihrer neuen Untertanen an ein scheinbar schwer durchschaubares, rabbinisch-theokratisches System, an Schacharit-Gebete am Morgen, Mincha-Gebete am Mittag, Maariw-Gebete am Abend und ungezählte andere Regeln, nährten ebensoviel Verschwörerverdacht wie die Cheder-Schulen, in denen hungerleidende Lehrer inmitten ihrer eigenen Kinder und Haustiere mit Tora und Talmud dafür sorgten, dass der männliche Nachwuchs auch der Ärmsten zwar nicht russisch, aber Hebräisch und Jiddisch lesen lernte und sich so vom Analphabetentum der russischen wie polnischen Massen unterschied.

Katharina verblieb nicht mehr genug Lebenszeit, sich über die Frage der Behandlung dieses Fremdkörpers klarzuwerden, aber ein Ziel steckte sie sich: die Juden vom übrigen Russland abzusondern, sie nicht zu Bürgern zu erklären und die Völker ihres Reiches vor «jüdischer Ausbeutung, betrügerischen Sitten und Verbreitung des Wodka-Giftes» zu bewahren. Nur mit Rücksicht auf ihren Exgeliebten Potemkin und andere Freunde duldeten sie, dass deren eroberte Ländereien in Polen, der Ukraine oder Litauen weiter durch jüdisch-polnische Verwalter beaufsichtigt wurden und dass sie einige ehemalige jüdisch-polnische Finanziers wie Nota Notkin, Joschua Zeitlin oder Abraham Peretz als Vermögensberater in ihre

Hauptstadt St. Petersburg brachten. Sie notierte dazu: «Wir tun so, als ob Wir sie nicht bemerkten.» Aber bevor sie 1796 starb, dekretierte sie einen Wohn-«Rayon» für die Juden, in dem diese sich fortan – unter ansässigen Russen, Ukrainern oder Polen – aufzuhalten hatten und den keiner ohne besondere Genehmigung verlassen durfte. Der Rayon umfasste 15 westrussische Gouvernements, von Litauen über Polen bis zur Ukraine, von Wilna und Minsk im Norden bis Odessa und Cherson im Süden, von Kalisch oder Ostrana im Westen bis nach Poltana im Osten – alles in allem 400'000 Quadratkilometer monotoner, nur im Süden besonders fruchtbarer Erde. Es handelte sich um etwas Neues in der jüdischen Geschichte – um ein Grossraum-Getto, in dem innerhalb von rund 80 Jahren (gegen jede zaristische Absicht) aus 900'000 Juden vier oder fünf Millionen wurden. Katharina ahnte nicht, was sie (je nach den konservativen, liberalen, sozialistischen, nationalistischen, jüdischen oder antijüdischen Standpunkten späterer Betrachter) den Juden, Russland und der zukünftigen Welt antat. Ihre Nachfolger bis hin zu Nikolaus II. (1868-1918) ahnten mehr davon. Niemals entrannen sie dem «rayonisierten jüdischen Problem», das sie ihnen hinterliess.

Zar Pauls I. (1796-1801) Justizminister Dewschawin berichtete seinem Kaiser: «Da die Vorsehung dieses gefährliche Volk aus unerforschlichen Gründen nicht vernichtet, sondern auf der Erde belassen hat, ist es den Regierungen, unter denen Juden leben, auferlegt, sie zu dulden. Es ist ihre Pflicht, dafür zu sorgen, dass sie unter sich und für die Gesellschaft, in der sie leben, ein nützlich Dasein führen.» Zur Umwandlung der jüdischen Händler-, Zwischenträger- und Bettlerexistenz in die zeitgenössisch nützlichere Lebensform der Landwirtschaft schlug er vor, grosse eroberte Gebiete in Weissrussland, am Schwarzen Meer und in Astrachan für die Ansiedlung von Juden als Bauern bereitzustellen. Gleichzeitig sollten jüdische Händler, Pfandleiher, Geldverleiher und Gastwirte in den Bauerndörfern des Rayons vor die Wahl gestellt werden, entweder als Bauern zu siedeln oder in Städte und Shtetel verpflanzt zu werden, um dort nicht näher bestimmte «nützliche» Berufe zu erlernen. 1799 verhiess der Minister dem Zaren, die Welt werde ihn als ersten Herrscher Russlands feiern, der gegenüber den «fanatischen und unbelehrbaren Feinden der Christen» dem Gebot gefolgt sei: «Liebe deine Feinde, tue Gutes denen, die dich hassen.»

Aber Paul erwarb sich keine humanitären Verdienste mehr. Von einer Geisteskrankheit gezeichnet, wurde er 1801 von rebellischen Offizieren erwürgt, und es blieb seinem von einem Schweizer Liberalen erzogenen Nachfolger Alexander I. (1801-1825) überlassen, einen Versuch mit Dewschawins Ideen zu unternehmen. 1804 befahl er in der Tat die Bereitstellung von 100'000 Morgen Staatsland in

Weissrussland und am Schwarzen Meer. Er versprach jüdischen Kolonisten zwar nicht das russische Bürgerrecht, aber (was in einer Zeit russischer Leibeigenschaft immerhin Beachtung verdiente) bäuerliche Freiheit und zehn Jahre Steuererlass. Auf der anderen Seite verordnete er, Dewschawins Ideen getreu, dass jüdische Händler, Geldverleiher, Gastwirte und arbeitslose «Luftmenschen» innerhalb von vier Jahren und «zum Schutz der übrigen Bewohner vor Ausbeutung» die Rayon-Dörfer zu verlassen und in Städte zu ziehen hatten.

Als das Gesetz mit einiger Verspätung in Kraft trat, führte es zu einem Debakel von unmenschlich-absurdem Format, bei dem zu tief wurzelnde Traditionen und Emotionen, Unwissenheit und Misstrauen aus russischer wie jüdischer Vergangenheit auf einanderprallten. Die meisten Juden waren psychisch wie körperlich ausserstande, anderthalb Jahrtausende mehr oder weniger erzwungener «Entbäuerlichung» abzulegen. Auf der anderen Seite steigerten russisch-ukrainische Antipathien und die Inkompetenz und Korruption der russischen Bürokratie das Debakel zu einer Tragödie. Juden, die sich aufrafften und, ihre Habe auf Handwagen ziehend, aus ihrer elenden, aber gewohnten und ein Gefühl des Schutzes gewährenden Welt aufbrachen, um das versprochene Land zu suchen, stiessen auf Beamte, die bestochen sein wollten und «protekcija» verlangten oder die vorgesehenen Äcker auf eigene Rechnung schon an Christen veräussert hatten. Bis auf 645 Familien, die sich am Schwarzen Meer ansiedelten, kehrten alle um oder gingen zugrunde. Den Höhepunkt erreichte die Tragödie bei der gleichzeitigen Aussiedlung aus den Dörfern des Rayons. Mit russisch-ukrainischen Soldaten als Bewachern zogen halbnackte Juden über Felder und Strassen in Schtetel und Städte, wo niemand auf ihre Ankunft vorbereitet war. Bürgermeister und Gouverneure schickten die Ankömmlinge in panischer Angst vor Seuchen wieder auf das Land und in ihre alte Lebenssphäre zurück. 1825 überliess der Zar resignierend seinem Sohn Nikolaus die Lösung des «jüdischen Problems». Nikolaus I. (1825-1855) war von anderem Kaliber. Während einer Reise durch Weissrussland hatte er als Kronprinz in seinem Tagebuch vermerkt: «Der Ruin der Bauern sind die Juden. Sie sind überall. Sie sind die Blutegel, welche die unglücklichen Gouvernements bis zur Erschöpfung aussaugen.» Dies blieb das Credo des autokratischen neuen Zaren, der seinen Vater als Weichling betrachtet hatte. Er war entschlossen, den Fremdkörper so lange wirtschaftlichen und menschlichen Pressionen auszusetzen, bis sein mysteriöser innerer Widerstand zerbrach und sich einer Russifizierung und Christianisierung beugte. Zaristische Garodnitschi überwachten alle jüdischen Gemeinden, kontrollierten die Grenzen des Rayons und eine 50 Kilometer tiefe Sperrzone, die das Gebiet des Rayons von den Grenzen Preussens und Österreich-Ungarns trennte. In Rayon-Städten wie Kiew, die als nationalrussi-

sche Symbole galten, erhielten Juden Aufenthalts verbot. Dann folgten Steuer- und Abgabeverordnungen, wie sie in der ganzen bisherigen, an Besteuerungen so reichen jüdischen Geschichte ohne Beispiel waren. Die Zahl der Verordnungen betrug schliesslich mehrere hundert; sie unterwarfen nicht nur jede händlerische, sondern auch jede religiöse Betätigung bis hin zum Kauf von Kerzen Sonderabgaben, Taxen und Gebühren. 1827 wurden die Juden der Militärpflicht unterstellt; auf je 100 Einwohner hatten sie zehn Rekruten zu stellen. Die jüdische Dienstpflicht begann nicht wie die allgemeine russische mit achtzehn, sondern mit zwölf Jahren. Die zusätzlichen sechs Jahre dienten zur russisch-christlichen Erziehung und Taufe in Kasernen weit ausserhalb des Rayons. Der Summe aller Pressionen stand ein einziger Ausweg, eine einzige Möglichkeit der Befreiung gegenüber: die christliche Taufe. Nikolaus erklärte den Juden eine Art offenen Krieges und erlebte in 15 langen Jahren – voller Zorn und Verzweiflung –, dass er ihn verlor. Seine Politik entbehrte nicht jeglichen Erfolgs. Jüdische Erzählungen, die im Rayon von kindlichen Helden berichteten, welche sich auf dem Weg zu den Kasernen lieber selbst töteten, als die christliche Taufe zu erdulden, waren ermutigende Legenden. Es gab zwar Zwölf- und Vierzehnjährige, die so viel religiöse Inbrunst in sich trugen, dass sie sich auf dem Marsch zu den Kasernen ertränkten, und es gab andere, die sich töteten, weil sie die militärischen Strapazen nicht ertrugen. Aber das alte Problem des «Entgleitens aus dem harten Glaubenskern» wurde greifbar und klar.

Der Anteil der Getauften, der sich in den ersten Jahren in den Kasernen von Saratow unter 1'304 jüdischen Kinderrekruten auf 687 belief, betrug 1845 100 Prozent. Nach den 25 Dienstjahren, die für alle russischen Soldaten galten, lebten getaufte Juden in der Weite des Reiches oder kehrten als zaristische Beamte in den Rayon zurück. Aber der Erfolg verlor an Bedeutung, wenn man ihn an der Gesamtzahl der Juden mass, die sich Schätzungen zufolge auf eine Million zu bewegte. Er verlor noch mehr, wenn man bedachte, dass der in so vielen passiven Abwehrkämpfen erfahrene «Glaubenskern» das geforderte Soll der Kinderrekruten von jüdischen Chappern einfangen liess, deren Name soviel wie Kidnapper bedeutete. Sie trafen ihre Wahl unter den Ärmsten, geistig Schwächsten und im Glauben Nachlässigsten. Was bedeuteten die Getauften gegenüber den Ungezählten, die dank der uferlosen Korruption und Trägheit der Garodnitschi immer wieder Möglichkeiten fanden, Gesetze zu umgehen und Pressionen zu überleben – auch wenn sie dafür mit menschlicher Entwürdigung bezahlten? Und was gegenüber denen, die alles, Hunger und Misshandlung, hinnahmen, aber niemals die Taufe wählten?

Nikolaus verlor seinen Krieg, weil seinem Naturell jedes Empfinden dafür fehlte, dass keine Kreatur den noch so ungewissen Schutz der eigenen Gruppe verlässt,

um sich für die Vorteile einer Taufe oder gegen Versprechungen in die Ungewissheit einer feindseligen Umwelt zu begeben und als Abtrünniger hier und Unwillkommener dort zwischen den Fronten zu stehen und am Ende innerlich oder äusserlich zu verlöschen. Wahrscheinlich war Nikolaus' Erziehungsminister Graf Sergej Uwarow der einzige, der die wahren Gründe für die Niederlage sah. 1841 hatte er persönlich die fortschreitende Emanzipation der Juden in Westeuropa studiert, auch wenn er noch viel zu sehr im russisch-orthodoxen Christentum verwurzelt war, um den Gedanken an gleichberechtigte russische Bürger jüdischen Glaubens zu tolerieren.

Aber die Wege, wie man sie in Westeuropa beschritt, schienen ihm geeignet, den Widerstand des «jüdischen Kerns» durch ein Täuschungsmanöver grossen Stils zu schwächen und schliesslich zu überwinden. 1844 bewegte er den widerstrebenden Zaren zu einem Gesetz, das die Einrichtung moderner jüdischer Schulen im Rayon vorsah mit dem Ziel, weltliches Wissen von Mathematik bis zu Natur- und Erdkunde sowie Kenntnisse der russischen Sprache zu verbreiten und dem Talmud-Monopol die zeitgenössische Welt gegenüberzustellen. Die neuen Schulen sollten zwar russischen Direktoren unterstellt werden, aber um Misstrauen und psychologische Schranken zu überwinden, wurde dekretiert, dass kein christlicher Religionsunterricht erteilt werden würde, sondern die religiöse Unterweisung ausschliesslich den Rabbinern zustand. Jüdisch-theologische Seminare in Litauen sollten entsprechende Lehrer ausbilden, und auch für jüdische, Jiddisch und Russisch sprechende Lehrer waren Seminare vorgesehen. Den besten Schulabsolventen wurden Plätze an russischen Gymnasien und Universitäten zugesagt. Um für das neue Bildungsgesetz im Rayon zu werben, gewann Uwarow als Berater einen jungen deutschen Reformrabbiner, Dr. Max Lilienthal.

Sofern das Gesetz beabsichtigte, erstarrte jüdische Schutzbarrieren gegen modernes Wissen zu durchbrechen und Juden den Weg zu den Grundlagen des zeitgenössischen wirtschaftlichen und geistigen Lebens zu eröffnen, gab es später kaum einen Soziologen, der es nicht fortschrittlich nannte. Lilienthal, der deutsche Massstäbe auf St. Petersburg übertrug und dem Minister vertraute, reiste durch den Rayon und kämpfte für das neue System. Er war entsetzt über das fanatische Misstrauen, das ihm entgegenschlug. In Minsk beschuldigte man ihn: «Du Feind Israels, weshalb kommst du, um anzutasten, was heilig ist, und unsere Jugend zu verderben», und man belehrte ihn, dass all seine Mühe an der unverrückbaren Tradition scheitern werde: «Wir haben genug Wertlose und Dummköpfe, die wir, so wie wir es für den Armeedienst taten, anstelle unserer guten Söhne in solche Schulen schicken werden.» Noch schwerer fassbar schien ihm die weltentrückte Überzeugung von Rabbinern, Gemeindeältesten und Talmudschülern, dass Che-

der und Jeschiwa, Tora und Talmud die einzigen Quellen des Wissens auf dieser Welt seien und die Juden die einzigen Träger von Kultur und Wissenschaft unter russischen Barbaren. Nachdenklicher aber stimmte ihn ein rationaler Einwand: «Solange wir keine Bürgerrechte und die bürgerliche Gleichheit erhalten, wird eine moderne Erziehung nur Unglück über uns bringen. Bei unserer Erziehung empfinden Juden es nicht als entwürdigend, Hausierer zu sein oder verachtete Geldverleiher zu werden. Sie finden Trost in ihrer Religion. Mit dem modernen Wissen würden sie ihre Erniedrigung erkennen und doch keinen Ausweg daraus finden. Kein ehrlicher Vater kann deshalb seinen Sohn in eine Schule senden, die ihn zur Aufgabe seines Glaubens führt.»

Lilienthal antwortete noch aus Überzeugung, dass es nicht die Absicht des Zaren sein könne, Juden, die den Weg zur modernen Bildung beschritten hätten, aus dem allgemeinen russischen Leben auszuschliessen. Er versprach, dass er selbst sofort zurücktreten werde, sofern ihn jemals Zweifel befallen sollten.

Mehr als ein Jahr lang verstand es Uwarow, ihm auszuweichen und zu verbergen, dass in der Tat keinerlei Absicht bestand, Schulabsolventen die bürgerliche Gleichheit zuzugestehen, sofern sie sich nicht zum Christentum bekehrten. Mehr als ein Jahr lang bewahrte er den wirklichen Plan, der seine trickreiche Seele erfüllte und der darauf baute, dass Juden, die einmal vom modernen Wissen gekostet hatten, leichter der Christianisierung erliegen würden. Aber 1848 verriet er sich durch eine Voreiligkeit, die er selbst sich nie verziehen hat. Anlässlich der Gründungsfeier für eine neue Schule schlug er den deutschen Juden vor, sich als Beispiel für die russischen Juden der christlichen Taufe zu unterziehen. Lilienthal trat unverzüglich zurück, verliess Russland, reiste nach Amerika, und Uwarows durch ihn selbst blossgestelltes Manöver scheiterte am Widerstand des jüdischen Glaubenskerns, der in der zaristischen Korruption den vertrauten Verbündeten fand.

Russische Bürokraten begannen mit der Gründung der Schulen in Wilna und Schitomir und schufen 1'800 weitere Institutionen. Aber die meisten bestanden nur auf dem Papier. Die jüdische Tradition kämpfte so, wie sie es Lilienthal verheissen hatte. Bestochene Schulvorsteher sandten dem Ministerium Listen von Schülern, die nicht existierten. Sofern es Schüler gab, waren es wirklich (oder zumindest vermeintlich) Unbegabte oder Kinder bettelnder «Luftmenschen». 1852 zählte die jüdisch-zaristische Schule von Schklow trotz 10'000 jüdischer Ortsbewohner nur 27 Schüler. 1857, mehr als ein Jahrzehnt nach dem Beginn des Experiments, besuchten im ganzen Rayon nur 3'293 Schüler den Unterricht. Die Schlacht war verloren, und Sergej Uwarow hatte das Glück, nicht mehr unmittelbarer Zeuge der Niederlage sein zu müssen.

Er verlor sein Amt, als die Welle der westeuropäischen Revolutionen und Revolutionsversuche von 1848 eine neue Dimension in den zaristisch-jüdischen Krieg hineintrug. Russische Studenten und Studentinnen (Kinder von Adeligen, Offizieren und Beamten), die Uwarow nach Deutschland oder Frankreich gesandt hatte, um Kenntnisse für eine Modernisierung des Zarenreiches zu erwerben, brachten mit ihrem neuen Wissen auch republikanisch-demokratische Ideen über die russischen Grenzen nach Hause. Unruhen an den Universitäten von St. Petersburg und Moskau liessen nicht lange auf sich warten, Lehrstühle wurden aufgehoben, Professoren und Studenten verhaftet. Als Zar Nikolaus I. 1855 starb (26 Jahre, bevor die ersten osteuropäischen Juden nach Amerika aufbrachen), herrschte ein tragisch-absurder Kriegszustand im Rayon. Mit Scheren ausgerüstete Polizisten, die den Juden ihre Pejess abschnitten, ihre Kaftane zerfetzten oder ihnen Kaftane und Pejess gegen «protekcija» beliessen, waren Symbole der Situation.

Westlich infizierte Söhne und Töchter der Oberschicht sowie aufständische leibeigene Bauern belehrten Nikolaus' Nachfolger, Alexander II. (1855-1881), dass Macht allein nicht mehr ausreichte, die zaristische Herrschaft zu sichern. Seine junge Geliebte, die Prinzessin Katharina Dolgorukij, bescherte ihm nicht nur uneheliche Kinder, sondern konfrontierte ihn auch mit ihren jungen Verehrern, mit denen sie westlich-liberale Pläne diskutierte. So wurde er, mehr aus Eifersucht als aus tiefer Einsicht, zum halbherzigen «Befreier-Zaren», der am Tage seiner Thronbesteigung verkündete: «Erziehung, Toleranz, gleiches Recht und Menschlichkeit für alle.»

Um die Bauern zu beruhigen, befreite er sie 1863 aus der Verfügungsgewalt ihrer adligen Besitzer. Die russischen Universitäten wurden wieder gefördert, die Verbindungen zu westeuropäischen Hochschulen von Neuem geknüpft. Den Juden gegenüber, die zwar nicht rebellierten, aber in passivem Widerstand verharrten, zeigte Alexander II. indessen im Innersten seines Wesens nicht weniger Misstrauen als Nikolaus I. Auch für ihn blieben sie unbelehrbare, separatistische, unzuverlässige Fremdkörper in seinem Reich. Bei einer Besichtigung der von nicht-jüdischen und jüdischen Soldaten erbauten Festungswerke von Kertsch bemerkte er noch 1876: «Die schlechten Forts müssen von Juden gebaut worden sein.» Als er schliesslich seinen liberalen Beratern folgte, die neue diplomatische und aufrichtigere Wege zur Überwindung der jüdischen Absonderung vorschlugen, beharrte er bei dem Vorbehalt, den Juden Gleichheit vor dem Gesetz nicht eher zu gewähren, als bis sie sich der russischen Umgebung angepasst und als vertrauenswürdig erwiesen hätten.

Als propagandistische Versöhnungsgeste schickte er alle jüdischen Kinderrekruten aus den Kasernen nach Hause und erzielte in der Tat eine sentimentale Wir-

kung auf die jüdischen Massen, die in einer naiv-hoffnungsvollen Zarenverehrung widerhallte. Alexander gab auch der Losung «Russifizierung der Juden ohne Taufe» seine Zustimmung und konnte zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen, dass er der einzige Zar bleiben würde, der einer Emanzipation der Juden näherkam. Während seine Regierung neue Rayon-Schulen einrichtete, an Gymnasien und Universitäten 3 bis 15 Prozent Juden als Studenten und später als Professoren zuliess, Juden den Staats- und Verwaltungsdienst in Stellungen als Ärzte oder Apotheker und in anderen akademischen Berufen zugänglich machte sowie jüdischen Grosskaufleuten und Handwerkern Leben und Arbeit ausserhalb des Rayons zugestand, fanden die Mendelssohnschen Ideen der Aufklärung und Emanzipation von Berlin, Königsberg, Wien und Prag her mit Verspätung ihren Weg über die russische Grenze in das jüdische Ansiedlungsgebiet.

Schon zurzeit Alexanders I. und Nikolaus' I. war ein junger Talmudstudent, Isaak Bär Levinsohn, aus Deutschland als «Maskil» oder «Träger der Erkenntnis» in den Rayon zurückgekehrt. 1828 hatte er in seinem Buch «Eine Mission in Israel» die Modernisierung der jüdischen Erziehung in Russland verlangt und im Talmud Zitate für die Rechtmässigkeit solcher Erneuerung entdeckt. Eine wachsende Zahl junger Talmudstudenten in Litauen begann mit jener Verzögerung, die alle Bewegungen im Russischen Reich kennzeichnete, nach Befreiung aus der restriktiven Enge ihrer traditionellen Welt zu verlangen. Sie nannten die Aufklärung zwar Hebräisch «Haskala» (Erkenntnis) und lehnten Deutsch oder Russisch als Sprachen ab, da sie sich Hebräisch ausdrücken wollten. Für manche blieb die Begegnung mit der zeitgenössischen Wissenschaft ein Anhängsel an die jüdische Tradition.

Aber eine Mehrzahl der Maskilim drängte nach voller Teilnahme am Leben der modernen Zeit.

Auch ihre Hebräisch schreibenden Dichter und Schriftsteller vermitteln der Nachwelt lebendige Einblicke in ihre beinahe ekstatische Gedankenwelt. Der Dichter Juda Lob Gordon verkündete: «Erhebt euch, Leute ... die Nacht ist vorbei, der Tag beginnt... Lasst uns draussen menschliche Wesen werden und zu Hause Juden bleiben.» Gordon, Abraham Mapu und viele andere benutzten ihre Verse, Geschichten und Essays nach dem Vorbild russischer Autoren von Dostojewskij bis Nekrassow als Mittel der Erziehung und des Fortschritts. Sie attackierten den Widerstand der rabbinischen Theokratie gegen alles Russische, gegen die Schulen, gegen die moderne Welt. In ihren Geschichten erschienen Rabbiner als Betrüger, als reaktionäre Ausbeuter der ungebildeten, ihnen ergebenden Massen und als Hindernisse auf dem Weg zu einem freien Dasein im Russischen Reich.

Zum erstenmal beschrieben sie jüdische Mädchen, deren höchster Traum nicht mehr die Ehe mit einem Talmud-Gelehrten war, sondern mit einem aufgeklärten Juden, der seinen Weg als Akademiker im russischen Leben machte. Die Idee, dass die Juden als Bauern den Ruf, blosse Nutzniesser zu sein, überwinden und dadurch zum Zusammenleben zwischen Juden und Russen beitragen sollten, fand durch sie verherrlichenden Ausdruck. Tausende von jungen Juden verliessen zum erstenmal den Rayon, die einen, um lohnendere Arbeit zu finden oder Wohlstand zu erringen, die anderen, um Schulen, Gymnasien und Universitäten zu besuchen und Menschen russischer Nation, aber jüdischen Glaubens zu werden. So wenig auch die Masse der Eltern ihre Söhne verstand, so drängten andere doch zum Besuch der einst gemiedenen Schulen. Manche änderten die Geburtsdaten ihrer Kinder, wenn sie für den Schuleintritt zu alt gewesen wären. Israel Lipkin, genannt Salanter, ein wegen seines vorbildlichen Lebens besonders hoch geachteter Rabbiner Litauens, sprach die Sterbegebete, als sein Sohn an eine russische Universität zog. Nie hatte er Amerika gesehen, aber er ahnte oder sah, dass zum erstenmal ernste Gefahr für die orthodoxe Isolation heraufzog – und dass diese Gefahr «Freiheit von aussen» hiess. Manche Jeschiwa-Lehrer liessen ihre Schüler Texte wissenschaftlicher Bücher laut im wiegenden Singsang orthodoxer Gebete lesen, damit niemand argwöhnte, sie könnten abtrünnig sein. Andere lernten Russisch und legten russische Geographiebücher oder Romane in die aufgeschlagenen Talmudtexte.

Die Zahl der jüdischen Schüler an Gymnasien erhöhte sich um das beinahe Fünfzigfache. 1863 waren 13 Prozent der Schüler höherer russischer Lehranstalten jüdisch, was rund dem dreifachen Anteil der Juden an der russischen Bevölkerung entsprach. Die Türen von Schulen, die den Juden nach dem Gesetz noch verschlossen blieben, öffneten sich durch «proteckzija», und andere Maskilim fanden – selbst als Mittellose – ingeniöse Wege zu Schulen und Universitäten in Deutschland und der Schweiz. Jahre später waren sie jüdisch-russische Juristen, Professoren, Ärzte und Journalisten. Männer wie Jakob Teitel, Passower, Kupernik oder Werblowski wurden bedeutende Vorsitzende des Obersten Gerichtshofs, und andere Juristen wie Utin, Trachtenberg oder Dumaschewski arbeiteten nach 1860 in einer Kommission für eine zaristische Justizreform im Zarenreich. Um die gleiche Zeit schrieben junge Händler und Hausierer, welche den Rayon verlassen hatten, ihre eigenen Erfolgsgeschichten. Neben den Söhnen und Erben jener polnischen Hofjuden, die nach der Teilung Polens stillschweigend in St. Petersburg geduldet worden waren, gelangen ihnen überraschende Karrieren. Sie, die im Überlebenskampf des Rayons hatten lernen müssen, mit sprunghafter Intelligenz die geringste Chance zu erkennen, die sich bot, begaben sich in ein Russland, das gegenüber Europa immer noch weit unterentwickelt war.

Das Zarenreich verfügte erst über ein Eisenbahnnetz von 644 Kilometern; es gab keine Privatbank, praktisch keinerlei Industrie. Einige der jungen Entrepreneure aus dem Rayon hatten von den Erfolgen gehört, welche den Rothschilds oder Pereiras zuteil geworden waren, weil sie als erste wagten, im Eisenbahnbau zu investieren. Die Gründer der ersten russischen Eisenbahngesellschaft Grande Société des Chemins de Fer Russes von 1857 hiessen zwar Stieglitz, Fränkel, Leibel sowie Kronenberg und gehörten in St. Petersburg, Moskau oder Warschau zu den privilegierten Hoffinanziers. Aber neuaufsteigende Unternehmer aus dem Rayon waren Joseph Günzburg nebst Sohn Horace aus Witebsk, Jakob, Samuel und Lazar Polijakow aus Dubrowno, Jakob Sack oder Leon Rosenthal aus Wilna. Sie waren um die 30 Jahre alt, und ihre Aktivität charakterisierte 1967, mehr als 100 Jahre später, Kurt Grunwald in einem Essay als eine «spektakuläre unternehmerische Explosion in den Gettos Russlands». Sack stammt aus einem bitterarmen Elternhaus und wurde aus der Jeschiwa ausgeschlossen, weil man ihn beim heimlichen nächtlichen Studium von Französisch überraschte.

Samuel Polijakow, der zweite der drei Söhne des Kleinhändlers Salomon Samuelewitsch im Distrikt Mogilew, in dem jüdische Handwerker chronisch Hunger litten, war nach dem Besuch der Jeschiwa als Schächter ausgebildet worden. Aber 1862 hatte er sich nach Moskau durchgeschlagen und einen Vertrag als Lieferant von Kohle für die Pumpstationen der Moskauer Wasserwerke erkämpft. Anschliessend, 1865, war er als Pächter von Haltestationen der Postkutschen an einer Strasse im Gouvernement Charkow dem russischen Postminister Senator Iwan Tolstoi durch seine Klugheit aufgefallen. Tolstoi verhalf ihm zu einer Konzession für den Bau einer Eisenbahnlinie von Koslow nach Woronesch. Das war der Anfang. Samuel legte in der Folge 2'500 Kilometer Eisenbahnschienen. 1869 baute er die Eisenbahnlinie Kursk-Taganrog in weniger als zehn Monaten. Er gewann die Gunst der sonst antijüdischen Generalität, bezog einen Palast in St. Petersburg, wurde geadelt, mit dem (abgelehnten) Angebot eines Ministerpostens bedacht und trug während des Russisch-Türkischen Krieges 1877/78 russische Generalsuniform.

Die jüdischen Unternehmer bauten in knapp drei Jahrzehnten 35'000 Kilometer Bahnlinien und verhalfen Russland zu den Anfängen eines modernen Eisenbahnsystems. Mit den Günzburgs, Polijakows oder Sacks an der Spitze schufen sie zur gleichen Zeit in der Joseph-Josel-Günzburg-Bank, der Don-Asow-Bank, der Petersburger Diskontbank, der Moskauer Landesbank und anderen Instituten ein erstes russisches Banksystem, das Finanzverbindungen nach Westeuropa ermöglichte, die sich dem Zarenhof selbst erst gegen 1900 auftraten, als Frankreich bereit war, ein französischrussisches Bündnis gegen Deutschland zu honorieren.

Die Günzburgs erschlossen die ersten Goldminen im Ural und in Sibirien, die Polijakows errichteten Kohlenbergwerke im russischen Süden, die Kronenbergs schliesslich erbauten die ersten Rohrwalzwerke und Eisengiessereien. Die russische Kohlenproduktion steigerte sich von nur 22 Millionen russischen Pud auf 370 Millionen und die Eisenherstellung von 17 Millionen auf 55 Millionen Pud. Unternehmer aus dem Rayon gründeten ein Drittel der russischen Zuckerfabriken, bauten einen grossen Teil der Flussschiffahrt auf, legten den Grundstein zur Textilindustrie in Moskau, Lodz oder Bialystok, der Leder- und Schuhindustrie in Smorgon, der Tabak-, Zigarren- und Zigarettenwerke in der Ukraine sowie in Polen, und die grössten Tabakunternehmen Russlands in Grodno firmierten unter den Namen ihrer jüdischen Gründer Schereskewskij, Asimakis und Maikapas. Im Verhältnis zu den jüdischen Massen blieben die Entrepreneure eine kleine Minderheit, auch wenn sie neben Zehntausenden von christlichen Russen zahlreiche jüdische Angestellte – Buchhalter, Handwerker, Arbeiter, Einkäufer und Verkäufer – beschäftigten. Aber sie symbolisierten einen Ausbruch aus der Schtetel-Welt, der die Russen überraschte und erschreckte. Russen erfuhren, was Westeuropäer und Amerikaner längst erfahren hatten: dass jüdische Vitalität Gettos wie Unterdrückung durch religiöse Selbstversenkung überdauerte und zu erstaunlichem Leben erwachte, wenn sich eine Chance dazu bot.

Nur ein Bruchteil des ausbeuterischen, überheblichen russischen Adels, der antriebslos korrupten Beamtschaft, des auf steigenden, aber schon trägen Bürgerturns und der dumpfen Bauernmassen entwickelte so viele aggressive, ambitionöse Energien wie Juden, welche die Palisaden des Rayons einmal hinter sich gelassen hatten. In allen Schichten waren Russen sich ihrer anhaltenden Rückständigkeit gegenüber Westeuropa bewusst, auch wenn sie dieses Bewusstsein durch «Verachtung für westliche Degeneration» und durch wirklichkeitsblinde panslawistische Träume von einer Erlösung der Welt durch slawische Urkraft und russisch-christliche Glaubensstärke kompensierten. Doch «Ex-Kaftan-Trägern» oder Söhnen von Kaftan-Trägern unterlegen zu sein – das überstieg die Reizschwelle ihres nationalistisch-slawischen Stolzes. Dass eine der bedeutendsten russischen Zeitungen, NOWOJE WREMJA, die bis dahin liberale Ideen verfochten hatte, umschwenkte und voller Alarmstimmung proklamierte: «Die Juden kommen über uns», war ein Fanal, und es war mehr als eine folgenschwere Schicksalsfügung, dass zur gleichen Zeit und zum zweiten Mal russische Studenten, Söhne von Bürgern und Adeligen, denen Alexander II. den Weg an europäische Universitäten wieder geöffnet hatte, mit neuen umstürzlerischen Lehren nach Hause kamen. Mitglieder studentischer Organisationen, «Nowodnikij» genannt, zogen durch das Land, um den Bauern, die zwar nicht mehr leibeigen, aber ohne eigenen

Grund und Boden geblieben waren, Freiheit und Brüderlichkeit zu predigen. Als sie gewaltsam zerstreut wurden, übernahmen neue Bewegungen ihren Platz. Die Anhänger einer Bewegung «Tschornij Peredel» oder «Neuverteilung des Bodens» glaubten an einen sozialen Wandel in Russland durch politische Überzeugung. Andere, die der «Narodnaja Wolja», dem «Willen des Volkes», nahestanden, bekannten sich zur Veränderung durch Mord und Terrorakte gegenüber den Herrschenden. Beide Gruppierungen aber hatten ein idealistisch-naives, verschwommenes Bild von einem Russland vor Augen, das allen Menschen Gleichheit und Gerechtigkeit gewähren sollte. Wie zurzeit der Französischen Revolution wurden die Juden in den neuen Traum einbezogen. Er offerierte auch jüdischen Söhnen und Töchtern, die aus Elternhäusern voller Erwartung auf eine Befreiung der Juden durch den Messias kamen, eine fast unwiderstehliche neue Erlösungsidee. Anstelle eines zur religiösen Floskel gewordenen Wartens auf den Messias erwachten in ihnen Hoffnungen auf Freiheit und Gleichberechtigung durch eine russische Revolution und den Sturz des Zaren in St. Petersburg. Schriftsteller wie Eliezer Ben-Jehuda, Juda Leib Lewin oder Moses Leib Lilienblum überlieferten der Nachwelt ihr Denken und ihre Träume. Aber sie alle wurden zu tragischen Schicksalsfiguren einer Entwicklung, die den Konservativen in St. Petersburg zum Sieg über die Liberalen verhalf und in Alexander II. die ursprünglich konservativen Grundzüge seines Wesens wieder zum bestimmenden Element erhob.

Zar Alexander, erschreckt über die jüdischen Erfolge auf der einen und die Beteiligung von Juden an revolutionären Bewegungen auf der anderen Seite (die ihm als krasser Undank für seine Öffnung der Schulen erschien), wandte sich von den liberalen Reformern ab. Vergebens beschworen ihn sein Finanzminister Reitern und Prinz Wasiltschikow, Generalgouverneur über weite Gebiete des Rayons, dass es gerade jetzt an der Zeit sei, den Juden das Bürgerrecht zu gewähren, die Rayon-Grenzen völlig zu öffnen und zu verhindern, dass der Rayon sich zu einem Dampfkessel revolutionärer Ideen ohne Ventil entwickelte. Noch weniger überzeugten ihn Delegationen der Günzburgs und Rosenthals, die ihn ergehen darum baten, die bisherigen freiheitlichen Verordnungen für die Juden durch weitere zu ergänzen und mehr Juden am wirtschaftlichen Aufschwung teilnehmen zu lassen, zu dem einige so viel beigetragen hatten.

Spätere Betrachter klagten den Zaren an, in einer entscheidenden Phase der zaristisch-jüdischen Auseinandersetzung die Toleranz verraten zu haben, die den Juden erlaubt hätte, sich zu einem Ferment zu entwickeln, das alle Voraussetzungen in sich trug, um den Entwicklungsrückstand seines Reiches gegenüber der übrigen Welt aufzuholen. Sie beklagten seine Unfähigkeit, zu erkennen, dass Juden

umso schneller im zaristischen Reich aufgegangen und zu Russen jüdischen Glaubens geworden wären, je vollkommener ihre Gleichberechtigung wurde, und dass die Entwicklung eigener Energien und Fähigkeiten seitens der Russen der natürlichste Weg gewesen wäre, die Furcht vor Ehrgeiz oder Intelligenz der Juden zu überwinden. Sie verurteilten seine Blindheit, die den guten Willen und die Begeisterung der Maskilim zurückstieß und sie für den harten jüdischen Kern als Illusionisten und Verräter bestätigte. Aber alle Kritiker gingen bei ihrem aus der Distanz gewonnenen Urteil von einem Zarismus aus, dem alle Voraussetzungen für solche Einsicht fehlten.

Als es 1871 in Odessa nach einigen warnenden «Vorspielen» im Jahre 1821 und 1859 zu einem ersten gewaltsamen Ausbruch antijüdischer Emotionen in Russland kam, fühlte Alexander sich in seinem Gesinnungswandel bestätigt. Es war ein von griechisch-russischen Händlern und Advokaten angestifteter, aber von russischen Kleinbürgern und Bauern vollzogener Akt gegen jüdische Kaufleute, Reeder, Bankiers und Juristen. Denjenigen, die gemeint waren, schadete er kaum. Er traf eher die mittellosen Juden, die auf der Strasse verprügelt oder deren Behausungen und kleine Läden überfallen und verwüstet wurden. Innerhalb weniger Tage registrierten die Krankenhäuser 125 jüdische Verwundete. Der erste Juden-«Pogrom» (russisch: Zerstörung) war geboren. Als Nachrichten von den Ereignissen von Süden nach Norden durch den Rayon eilten, versteckten Hunderttausende weder prominenter noch wohlhabender, noch politisch beteiligter Juden ihren armseligen Besitz und ihre Töchter unter ihren Häusern oder in nahen Wäldern. Sie versammelten sich in ihren Synagogen und fasteten und beteten.

Der Pogrom von Odessa war der Auftakt zu einem rund zehn Jahre währenden neuen Drama, an dessen Ende der Zug der Ostjuden nach Amerika begann. Es gab keine Reformen und kein Bemühen um Frieden mehr. Die erste Sozialrevolutionäre Attentäterin – sie schoss im Januar 1878 auf einen hohen Polizeifunktionär des Zaren, General Trepow hiess Wera Zaslitsch und war eine Russin. Aber als im folgenden Sommer ein Ingenieurstudent versuchte, eine Sprengmine am Liegeplatz der Zarenjachtin Odessa zu befestigen, war es ein Jude, Solomon Wittenberg. Schnell verbreitete sich die Nachricht, Juden seien die wahren Anstifter. Wittenberg wurde hingerichtet. Als er starb, waren Alexanders mehr oder weniger unfreiwillige Experimente einer Eingliederung der Juden in Russland an ihrem Ende angelangt.

So wie die jüdische Masse die Ziele oder Träume der Maskilim nur selten verstanden hatte, so wenig begriff sie die ungeduldigen irdischen Hoffnungen ihrer Revoluzzer-Kinder in der «Narodnaja Wolja». Die äussere Tristesse ihres Daseins wuchs ins Ungemessene. Aber religiöse Versenkung und Gehorsam blieben stärker als der Funke offener Empörung. Die Eisenbahnen, welche die wirtschaftliche

Situation aller hätten verbessern können, ruinierten die jüdischen Lastwagenkutscher. Die Industrieprodukte, vor allem die Fertigwaren, welche die Eisenbahnen in Massen heranführten, machten die jüdischen Handwerker noch ärmer, als sie es vorher schon gewesen waren. In manchen Teilen des Rayons füllten sich die Landstrassen mit Wagen, auf denen Juden nach Bialystok, Lodz oder Warschau zogen, um sich als Arbeiter zu verdingen. In Lodz, wo 1793 nur 11 Juden gelebt hatten, drängten sich nun 80'000. In Warschau, das 1781 nur 3'532 Juden zählte, wurden es 200'000, die in bedrückenden bis schauerlichen Quartieren eine neue Existenz aufzubauen suchten (und zum erstenmal jüdische Fabrikanten erlebten, die im harten Konkurrenzkampf ihre Maschinen am Sabbat nicht Stillstehen liessen und christliche Arbeiter bevorzugten, weil diese den Rhythmus der gewöhnlichen Arbeitswoche nicht unterbrachen). Ein Schriftsteller wie Josef Chajim Brenner schrieb von «Zigeunern» und «schmutzigen Hunden», an denen nichts Menschliches mehr war; von Wesen, die zwar überlebten, deren Überleben aber ein Vegetieren ohne Menschenwürde war und sie zwang, Eigenschaften anzunehmen, welche die Morallehren ihrer Religion verhöhnten. Um solche Misere weiter zu vertiefen, bedurfte es nur noch eines Anstosses. Er kam am 1. März 1881. In St. Petersburg tötete eine Bombe Alexander II. Der Mörder, Ignatij Grinevskij, war ein Russe und Mitglied der «Narodnaja Wolja». Aber unter seinen unmittelbaren Helfern fand sich eine junge Jüdin, Hesia Helfman. Die Massen im Rayon taten, was sie auch zurzeit des Pogroms in Odessa getan hatten: Sie beteten und fasteten, während sich in Russland die Nachricht verbreitete, Juden seien auch die Anstifter zum Zarenmord. Es blieb eine Streitfrage unter Historikern, inwieweit zaristische Behörden und inwieweit private nationalistische Organisationen antijüdische Emotionen in der russischen Öffentlichkeit als politisches Mittel benutzten, um von inneren Problemen abzulenken. Auf jeden Fall erfuhr der Pogrom von Odessa eine gewalttätig-brutale Wiederholung, als eine tumultuarische Bewegung innerhalb mehrerer Monate 100 Orte in den Gouvernements Kiew, Podolien und Wolhynien sowie mehr als 100 Städte und Ortschaften in Südrussland erfasste. Jüdische Häuser wurden geplündert und niedergebrannt, Juden gejagt, geprügelt und ermordet, jüdische Mädchen und Frauen gehetzt, ihre Kleider zerfetzt, sie selbst vergewaltigt, ohne dass Polizei oder Militär eingegriffen hätte. Anfang Juli erfassten die Ausschreitungen, die den Schreckensnamen «Südlicher Sturm» erhielten, zum zweitenmal Odessa, wo sich – als noch einzige Ausnahme – von Studenten angeführte Juden kämpfend zur Abwehr erhoben. Die Hoffnungen jüdischer Maskilim wie jüdischer Sozialrevolutionäre aller Grade versanken in einem Meer von Ratlosigkeit, Furcht, Enttäuschung und Bitterkeit.

Unter den Sozialrevolutionären erweckten Zorn und Empörung noch tieferen Hass und die Entschlossenheit zu neuen umstürzlerischen Aktionen. Die Maskilim dagegen resignierten. Ihr Glaube an eine Emanzipation und an die Verschmelzung jüdischen und russischen Lebens wich tiefer Verzweiflung oder grenzenloser Bitterkeit. Dafür kündigten Intellektuelle und Literaten – noch kaum beachtet – neue Ideen und Strömungen an, die dem unter Druck gesetzten geistigen Treibhaus des Rayons entwuchsen. Ihr Nährboden war die Resignation. Moses Leib Lilienblum klagte: «Wir sind Fremde und werden immer Fremde bleiben.» Peretz Smolenski verdamnte aus der russischen Erfahrung heraus alle Mendelssohnschen Ideen der Emanzipation als Illusion. Jehuda Löb Gordon stimmte ihm zu. Der Odessaer Arzt Dr. Leon Pinsker, der sich als Sohn eines Hebräischlehrers und Absolvent der Universität von Moskau mehr als ein Jahrzehnt lang um die Verbreitung der russischen Sprache unter den Juden und deren Hineinwachsen in die russische Nation bemüht hatte, schwor unter dem niederschmetternden Eindruck des «Südlichen Sturms» allen bisherigen Hoffnungen ab. In einer 1882 erschienenen Schrift, «Auto-Emanzipation – ein Mahnruf an seine Stammesgenossen von einem russischen Juden», klagte er: «Juden bleiben Fremde ...» Ihn erfasste die Überzeugung, dass es für Juden niemals ein gleichberechtigtes Dasein in Russland geben werde und dass nur eines ihnen dazu verhelfen könne, menschliche Würde und die Befreiung von den Unterdrückungen in Vergangenheit und Gegenwart zu erringen: ein eigenes jüdisches Land. Noch formte sich in ihm nicht der Traum, den Mordecai Manuel Noah 60 Jahre vorher mit so viel Phantasie und Leidenschaft in New York und am Niagara-Fluss verkündet hatte – der Traum, dass dieses Land Palästina sei. Seine Schrift war an die glücklicheren Juden Westeuropas und Amerikas gerichtet.

Aus ihr sprach das Anliegen, ja die Forderung, den Juden Russlands irgendwo in der Welt Land zu kaufen, auf dem sie nicht als Minderheit leben könnten, sondern als Herren ihres eigenen Schicksals: «Unser Ziel muss nicht das Heilige Land sein – sondern nur ein Land, das uns gehört.» In der Abgeschiedenheit von Odessa hatte er nie von einem jüdischen «Achtundvierziger» aus Bonn namens Moses Hess erfahren, der schon 20 Jahre früher in einem wieder vergessenen Buch, «Rom und Jerusalem», geschrieben hatte: «Wir werden immer Fremde unter den Völkern bleiben» und auf den Gedanken einer weltlichen Erweckung Alt-Israels verfallen war. Pinsker waren auch die Aufrufe entgangen, in denen ein ostdeutscher Rabbiner, Zwi Hirsch Kalischer, 1862 gemeint hatte, der Glaube an ein Erscheinen des Messias befreie die Juden nicht davon, selbst für die Auferstehung von Israel zu arbeiten. Als Kalischer 1874 starb, hatte ein winziger Funke seiner weltlichen Hoffnung auf ein neues Israel die Grenzen nach Litauen und Polen

übersprungen. In Suwalki hatte sich eine geheime Vereinigung von Studenten und Talmudschülern zusammengefunden, die sich «Chibbat Zion» («Liebe zu Zion») nannte und später die Bezeichnung «Chowewe Zion» («Verehrer Zions») annahm. Eine andere Vereinigung formte sich jetzt, zwei Jahre nach Pinskers Schrift, aus Realschülern, Studenten und Schriftstellern in Charkow. Sie gaben sich den Namen «Bilu» gemäss den hebräischen Anfangsbuchstaben eines Satzes des Propheten Jesaias (2,5): «Kommet nun, ihr vom Hause Jakob, lasst uns wandeln im Licht des Herrn.» Ohne je einen Pflug berührt zu haben oder die palästinensische Wirklichkeit zu kennen, träumten sie von einem Neu-Israel.

Alexander III. (1881-1894), der neue, den liberalen Experimenten seines Vaters schon immer abholde Zar, hielt unterdessen seinen Glauben an die Staatsmacht als einzige Garantin des Zarenhauses für bestätigt. Zum persönlichen Vertrauten wählte er das Laienoberhaupt der russischorthodoxen Kirche, Konstantin Pobjedonostzew. Zum Innenminister bestimmte er den ultrakonservativen Grafen Ignatiew. Beide waren auch ohne die Aktionen jüdischer Attentäter überzeugt, dass die überwiegende Masse der Juden aus Elementen bestehe, denen gegenüber jeder Versuch, sie durch Entgegenkommen zu treuen Bürgern Russlands und Untertanen des Zaren zu machen, vergeudete Mühe sei und ihnen nur Anlass gebe, sich zu aggressiv-zerstörerischen Fermenten der Revolution zu entwickeln. Während die Polizei nach aktiven Revolutionären fahndete, äusserte Pobjedonostzew, dass er nur noch zwei Möglichkeiten einer Lösung des Problems der Mehrheit der Juden in Russland sehe. Die erste bestand darin, sie noch unvergleichlich härteren Pressionen als unter dem Zaren Nikolaus I. auszusetzen, bis sie entweder verhungerten oder sich bedingungslos russifizieren und christianisieren liessen. Die zweite Möglichkeit teilte er Horace Günzburg mit, der nach dem Zarenmord um Auskunft über die Absichten der Regierung gegenüber den jüdischen Massen bat: «Die russische Grenze wird für die Juden nach Westen geöffnet. Wie bekannt, sind auch die Küsten Amerikas offen ...»und: «Ich höre, dass einige Juden glauben, in Palästina so leben zu können, wie sie es wünschen. Wir werden sie nicht daran hindern ...» Das war die Aufforderung zum Auszug aus dem Zarenreich.

Auszug aus einem Treibhaus des Elends und der Träume

Bevor aber Juden wirklich die weiten Landstriche des Rayons verliessen, an denen sie trotz allem als dem Lebensboden so vieler Generationen ihres Volkes hingegen, war mehr nötig als eine Aufforderung. Im Vergleich zu den rund 5 Millionen

Juden, die nun Westrussland bevölkerten, waren es nur 3'000 im Jahre 1881 und 10'000 im Jahre 1882, die sich auf den Weg über die Westgrenze, auf den Weg nach Amerika machten. Zurück blieben alle Wohlhabenden, Emanzipierten und Assimilierten. Auch aus der grossen Masse raffte sich noch niemand auf, dessen innere Bindungen an das Schtetel oder menschliche Beziehungen stärker waren als der Mut zum Sprung über den Atlantik in ein fremdes, fernes Land. Den Weg nach Palästina traten nur 300 Bilu-Pioniere aus Charkow an. 40 erreichten Konstantinopel. Nur 16 trafen – ohne Erfahrung, ohne Geld – in Palästina ein und fanden ein ausgedörrtes, sonnenheisses Land, in dem neben 500'000 mohammedanischen und (als Minderheit) christlich-arabischen Bewohnern noch 20'000 Juden unter der korrupten Herrschaft türkischer Gouverneure, Effendis und Grossgrundbesitzer lebten.

Sie sahen die Überreste einstiger Städte, die zu Staub zerfielen, und öde Strassen, die durch Wüsten, Büsche, Malariasümpfe und Dörfer arabischer Bauern führten, die ihr Kulturland in Samaria und Judäa mit Kaktushecken vor räuberischen Beduinen und türkischen Steuereintreibern schützten. Sie begegneten verfeindeten Christensekten und christlichen Pilgern, die nach Palästina zogen, um die Wirkungsstätten Jesu und die Juden als Nachfahren der Mörder Christi, zu sehen, die – von Gottes Zorn ereilt, gehasst und verhöhnt – in den düstersten, von herrenlosen Hunden durchstreiften Gassen Jerusalems als gebückte, aber vom Messianismus des Ausharrens erfüllte Schatten dahinvegetierten. Die Bilus erlebten ihre jüdischen Brüder selbst, die zur Klagemauer, dem letzten sichtbaren Überbleibsel des Salomonischen Tempels, huschten, um den Untergang ihres Jerusalem zu beklagen und dafür Gebühren an türkisch-moslemische Effendis zu entrichten hatten, deren Felsentempel und El-Aksa-Moschee sich über den Tempeltrümmern erhoben. Und sie verstanden nicht die hasserfüllte Abwehr, die ihnen und ihrem Vorhaben, zu siedeln und nicht die Ankunft des Messias zu erwarten, aus der jüdischen Gemeinde von Jerusalem entgegenschlug. Der Fluch: «Es wäre besser, das Land unserer Vorfahren den Schakalen zu überlassen als abtrünnigen Bilus» vertrieb sie nach Jaffa und Gedera, wo sie, bei unerträglichem Klima und den Angriffen der Bewohner des benachbarten arabischen Dorfes Masmieh ausgesetzt, den Boden mit blossen Händen bearbeiteten. Diejenigen, die nicht aufgaben, sondern überlebten, erfuhren nur auf Umwegen, dass mittlerweile der Auszug der Juden aus dem Rayon nach Amerika in Bewegung kam. Aber keiner von ihnen ahnte, dass in nicht zu ferner Zukunft das Schicksal ihre Nachfahren in Palästina mit den Nachfahren der Amerika-Wanderer tiefer verknüpfen würde, als einst das Schicksal ihrer Vorfahren in Jerusalem mit dem Schicksal der Juden in Babylonien oder Rom verknüpft gewesen war. Europäische Reedereien und deren Wer-

bekampagnen waren es, die dem jüdischen Auszug aus Russland nach Amerika den grössten Antrieb gaben. Vertreter der deutschen Hamburg-Amerika-Linie oder der britischen Cunard Steamship Company zogen durch den Rayon. Die Auswanderung westeuropäischer Juden nach Amerika ging seit 1870 rapide zurück. Ihr Weg in die Emanzipation und Assimilation schien so erfolgreich und gesichert, dass nur noch wenige die Reise nach Amerika antraten. Die Reeder kämpften um neue Frachten für die ungastlichen Laderäume ihrer Schiffe. So berichteten ihre durch Kopfgeldprämien (1,50 Dollar pro Passagier) ermunterten Agenten in den Shteteln und städtischen Proletarierquartieren ohne alle Skrupel von den Wundern Amerikas. Sie erzählten von Strassen, die mit Gold gepflastert seien, von goldbedachten amerikanischen Synagogen, von einem Land, in dem die Juden ohne jede Einschränkung, ohne Steuern, Polizei und fremde Gesetze, ohne weltliche Schulen, ohne Militärdienst frei und glücklich leben könnten. Und bald sprachen (oder dachten) viele Juden am Ende des Osterrituals nicht mehr: «Übers Jahr in Jerusalem ...», sondern «Übers Jahr in Amerika».

Eine Schiffspassage kostete 34 Dollar ab Hamburg und 25 Dollar ab Liverpool. Betrüger verkauften Ahnungslosen, die nie zuvor ihr Shtetel verlassen oder Geographie gelernt hatten, Schiffsbillette nach New York, die in Wahrheit nur bis London reichten. Ungezählte sparten sich die 20 Rubel Bestechungsgebühr, welche die zaristischen Behördenangestellten für einen Pass verlangten. Wächter an einsamen Abschnitten der Grenze drückten für nur 5 Rubel ein Auge zu. Im Sumpf der wie eh und je hilfreichen russischen Korruption gingen die Namen zahlloser junger Wehrpflichtiger unter, deren Verschwinden zu Repressalien gegen ihre Eltern und Geschwister hätte führen müssen. In deutschen und österreichischen Grenzorten standen die Emigranten Schlange vor eilig eingerichteten Transportniederlassungen der Alliance Israelite Universelle aus Paris, die zeitweise von der Besorgnis befallen schien, zuviel jüdisch-französische Hilfestellung könne die Beziehungen zwischen Frankreich und Russland gefährden. Deutsche Juden auf der anderen Seite fürchteten, auf ihrem Wege zu Emanzipation und Prestige mit den Wanderern aus dem Osten identifiziert zu werden, die auf ihren Schultern noch eine mittelalterliche Tradition und die Spuren einer halbbarbarischen Umwelt trugen. So mühten sie sich zwar zu helfen – aber auch, den Transport durch Österreich-Ungarn oder Deutschland zu den Amerika-Schiffen so schnell wie möglich abzuwickeln.

Im Rayon hatten viele der Auswanderer die «dajtschen» Juden bewundert oder beneidet. Doch jetzt empfanden sie an ihnen zwar viel Ordnung, aber auch einen Mangel an «Rachmones», an mitfühlender Seele. Sie wurden von einem ersten Hauch dessen berührt, was sie am Ende ihrer Fahrt nicht nur von Seiten vieler

«Dajtschen» erwartete. Als im Juli 1882 250 Studenten, die sich dem Bunde «Am Olam» («Volk der Ewigkeit») angeschlossen hatten, um das so oft diskutierte neue jüdische Bauerntum auch nach Amerika zu bringen, in New York eintrafen, glaubten sie mit naiv-weltfremder Ernsthaftigkeit, freie, glückliche amerikanische Farmer würden sie empfangen und die Regierung der Vereinigten Staaten werde ihnen Äcker geben. Stolz entrollten sie eine Fahne mit der goldenen Aufschrift AM OLAM nebst dem Bild eines Pflugs – und sie konnten nicht begreifen, weshalb ein amerikanischer Offizier sie ihren Händen entriss und voller Zorn ins Hafenwasser warf.

«Verflucht seist du, Kolumbus!» oder: die Begegnung mit Amerika, den deutschen Aschkenasim und der Welt des Jacob Schiff

Noch nie ist es gelungen, die Begegnung der Juden Osteuropas mit Amerika in all ihrer Menschlichkeit, aber auch unter Berücksichtigung der unausweichlichen Härte und Erbarmungslosigkeit, mit der zwei Welten aufeinanderprallten, zu schildern. Jüdisch-amerikanische Autoren wie An de Manners, Moses Rischin oder Ronald Sanders haben es in Büchern wie «Arme Cousins», «Stadt des Verbrechens», «Die Downtown-Juden» versucht; einmal mit warmem Herzen, einmal mit soziologischer Genauigkeit, einmal mit politischer Feder, einmal mit Nostalgie, einmal mit einer Palette, auf der all diese Gefühle, Methoden und Werte sich vereinigten. Vielleicht kam ein vierter, Irving Howe, in seinem Buch «Welt unserer Väter» der Erfüllung am nächsten. Aber zu vieles entzieht sich auch der grössten gestaltenden Bemühung.

Nicht alle Schiffe fuhren nach New York, um ihre meist mit Heringen, schwarzem Brot und Tee am Leben gehaltene und erst nach 1900 mit einiger Rücksicht auf die jüdischen Speisegesetze versorgte Menschenfracht auszuladen. Auch Philadelphia und andere Häfen standen auf dem Programm der Schifffahrtsunternehmer. Aber die meisten Passagiere gingen, vermischt mit jüdischen Emigranten aus dem österreichischen Galizien, aus Ungarn und Rumänien, in Greenpoint auf Long Island oder beim alten Fort Castle Garden an Land. Ein Zipfel von Peter Stuyvesants Schatten lag über ihnen, denn das Fort war über den Resten einstiger Palisadenzäune erbaut.

Verhältnismässig glücklich waren diejenigen, die Verwandte besaßen, welche früher schon vor Cholera-Epidemien oder Hungersnöten in Polen geflüchtet waren und nun ohne Bart, in Schlips, Kragen und modischem Prinz-Albert-Rock (dem jüdische Spötter den Namen «Prinz-Isaak-Rock» verliehen) auf sie warteten. Zum

erstermal begegneten nun auch sie der umformenden Potenz Amerikas. Relativ – sehr relativ – glücklich war auch, wer einem Werber jüdisch-deutscher oder angelsächsischer Konfektionsfabrikanten begegnete, welcher die Neulinge mit der Frage empfing: «Was bist du von Beruf?» Erklärungen wie «Ich habe den Talmud studiert» forderten die kalte, spöttische, aber realistische Antwort heraus: «Damit kannst du in Amerika nichts anfangen.» Die Werber heuerten nur jene an, die Schneider waren oder (mit einem mehr oder weniger spürbaren Stich im Herzen, aber geistesgegenwärtig) den Talmud verschwiegen und sich als Schneider ausgaben. Neugebackene «Columbus-Schneider» wuchsen in Castle Garden auf der flachen Hand.

Die Werber führten ihre Beute in die Lower East Side und stopften sie in Massenquartiere, in denen die meisten ihr neues Leben auf dem nackten Fussboden, günstigstenfalls auf einem mitgebrachten Federbett begannen und vergebens nach einem Stück Himmel, einem Garten oder einem Baum Ausschau hielten, die selbst das ärmste Schtetel verschönt hatten. Weniger Glückliche blieben für Wochen ohne Obdach auf dem Gelände von Castle Garden. Sie sahen keine goldenen Strassen und Synagogen, und manche verfluchten den Entdecker Amerikas auf jiddisch: «A klog ssu Kolumbus.» Es dauerte bis zum November 1881, bis Jacob Schiff, DeWitt Seligman, Isidor und Oscar Straus sowie andere jüngere und ältere Prominente unter den deutsch-amerikanischen Juden in einem tiefen Zwiespalt der Gefühle eine Hebrew Immigrant Aid Society gründeten. Jacob Schiff, der seine Verpflichtung gegenüber den Unglücklicheren des Judentums – besonders in Russland – so sehr als religiös-patriarchalische Caritas empfand und die Lösung der Probleme nicht in einer Massenauswanderung, sondern im Kampf um gleiche Rechte und Verbesserung des Lebensstandards in den jeweiligen Heimatländern sah, fühlte diese Zerrissenheit tiefer, als seine harte Fassade verriet. Die Furcht vor der Reaktion der amerikanischen Umwelt, die so viele deutschstämmige Juden eine Gefährdung ihres Ansehens durch die Neuankömmlinge befürchten liess, war auch ihm – in diesen frühen Jahren seines Aufstiegs – nicht fremd. Aber gerade die innere Unsicherheit trieb zum Handeln. Der HEBREW STANDARD äusserte: «Es geht um uns selber. Die Amerikaner sehen in uns die natürlichen Helfer unserer Brüder und werden uns nach unserer Hilfeleistung beurteilen.» Während die Gesellschaft Geld sammelte und mit einer Spende Schiffs in Höhe von 10'000 Dollar Notquartiere auf Wards Island einrichtete, schossen andere jüdische Wohlfahrtsgesellschaften in Boston, Albany, Chicago oder Philadelphia aus dem Boden. Viele betrieben Wohlfahrt mehr oder weniger amerikanischer Provenienz. Von den Seligmans bis zu den Belmonts fuhren die Damen nach Castle Garden oder in das Konfektionszentrum um den East Broadway, die Essex und die Hester Street, das bis dahin Deutsche, deutsche Juden sowie

Italiener beherbergt hatte und nun die Osteuropäer anzog. Aber zwischen Kaftanen, billigen osteuropäischen Gewändern oder zerschlissenen russischen Real-schuluniformen mussten die Wohltäterinnen wie unnahbare Königinnen wirken, die mit «brillantengeschmückten Händen» Gaben an die «bedauernswerten Unglücklichen» verteilten.

Während New Yorker Reporter die Neuankömmlinge wie Wesen von einem anderen Stern studierten und Artikel der Kategorie «Weshalb tragen die Juden Locken an den Ohren?» oder «Weshalb essen die Juden Gänseschmalz mit Grieben?» oder «Kennen die Juden Zahnpasta und Seife?» schrieben, unternahm eine ätherisch-menscheu Sefarden-Tochter, Emma Lazarus, sogar eine Fahrt zu den Schiff sehen Unterkünften. Die Zweiunddreissigjährige hatte sich zuvor schwerlich für die kreatürlichen oder kulturellen Seiten ostjüdischen Lebens interessiert. Wahrscheinlich hatte sie nur wenig darüber erfahren. In Essays und Versen hatte sie vorzugsweise die Welt der alten Griechen oder das «goldene» jüdische Zeitalter Spaniens besungen. Der Besuch auf Wards Island, den sie am Arm des in Deutschland geborenen Reformrabbiners Gustav Gottheil überstand, erfüllte ihr weltentrücktes, aber gütiges Herz mit Schrecken, Erbarmen und Mitleid. Bevor sie 1887 starb, dichtete sie die Inschrift für die Freiheitsstatue von New York, die Frankreich Amerika geschenkt hatte, die aber mangels Geld für das Fundament noch in einem Schuppen lagerte: «Gebt uns eure Müden, eure Armen... den unglücklichen Auswurf eurer übervollen Küsten.» Doch das Wort «Auswurf» hatte unbewusst einen doppelten, auch herablassenden Sinn, und als die pathetischen Worte aus Emma Lazarus' Feder flössen, war längst klar, dass die Wohlfahrt der deutschen Juden eine leckgeschlagene kleine Schaluppe in der Brandung der Osteuropäer war.

Am 14. Oktober 1882 rebellierten Insassen der Notquartiere auf Wards Island, die in ihren Hoffnungen auf Amerika enttäuscht waren, gegen Schiffs Verwalter, der sie hatte fühlen lassen, wie sehr er in ihnen «ungewaschene», «disziplínlose» Elemente ohne Zivilisation und Erziehung sah. Sie schütteten ihm ihr Essen ins Gesicht, lieferten dem zu Hilfe gerufenen New Yorker Polizeikommando mit Stöcken und Steinen – die Frauen und Kinder mit Zähnen – eine Schlacht und wählten unter Berufung auf die verheissene Freiheit Amerikas eine eigene, aber bald in sich zerstrittene Verwaltung. THE AMERICAN ISRAELITE nannte die Rebellen eine «schmutzige, unzufriedene, undankbare Gesellschaft». Das Blatt und alle, die es vertrat, blieben bei ihrer Begegnung mit den scheinbar um Jahrhunderte zurückgebliebenen Juden aus dem Zarenreich ebenso überfordert wie die Neuankömmlinge bei ihrem Zusammentreffen mit der extremen amerikanischen Moderne. Anstelle russischer Verachtung stiessen sie nun auf «dajtsche» Geringschätzung für vieles oder alles, was der Mehrheit seit ungezählten Generationen wichtig oder

gar heilig gewesen war. «Dajtsche» wurden bald zu fremden, hochmütigen «Jahudim», zu «Magnaten», «unseren Wohltätern» und «oberen Vierhundert», und viele empfanden Heimweh – nicht nach dem Zaren und seinem Regiment, aber nach der vertrauten jiddischen Welt, dem Shtetel des Rayon. Doch es gab kein Zurück, und so machten sie sich ohne Führung durch die Jahu- dim auf «ihren eigenen Weg nach Amerika». Sie gelangten mit und ohne Unterkunft, mit und ohne Arbeit in die Lower East Side, wo die Columbus-Schneider arbeiteten. Den «Dajtschen» der Hebrew Immigrant Aid Society, die in zwei Jahren drei verzweifelte Präsidenten verbrauchte, blieb nichts anderes übrig, als dem Strom seine Bahn zu lassen.

Von Sicily Island nach Woodbine – Ideal und Ende jüdischen Farmertums

Auch die bäuerlichen Idealisten des «Am Olam» fanden nur selten ein Verhältnis zu den Jahudim, obwohl Jacob Schiff ihnen mit persönlichem Interesse begegnete. Die Idee, den jüdischen Namen vom Klischee blutsaugenden Händlertums durch hart arbeitendes jüdisches Farmertum zu befreien, musste einem Manne wie ihm geeignet erscheinen, negative Eindrücke, die von den Osteuropäern ausgingen, zu mildern.

Schiff sandte einen Kundschafter namens Charles Nathan aus, um Farmland zu suchen. Gutgläubig und unerfahren, kaufte Nathan in Sicily Island im Staat Louisiana, 350 Meilen von New Orleans entfernt, von schottischen Spekulanten 2'800 Morgen angeblich fruchtbaren, in Wirklichkeit von Insektenschwärmen heimgesuchten und von Überschwemmungen bedrohten Bodens. Herman Rosenthal, der Führer einer «Am-Olam»-Gruppe aus Kurland, machte sich mit seinen Begleitern, die noch ihre russischen Studentenblusen trugen, auf den Weg nach Sicily Island. 35 Familien aus Kiew und 25 weitere aus Jelisawetgrad folgten nach. Aber zu Schiffs Enttäuschung scheiterte das Unternehmen an Insekten und Mississippi-Überschwemmungen, aber auch an der Unerfahrenheit, der körperlichen Erschöpfung und an der Rebellion unterbeschäftigter Köpfe. Schiff mochte es als bittere Ironie empfinden, dass die meisten Sicily Island verliessen und, da sie keine andere Beschäftigung fanden, als Hausierer in Louisiana und Kansas ihr Brot verdienten.

In Ost-Arkansas hielt eine andere Siedlergruppe in dichten Wäldern, die keine Landarbeit, sondern bestenfalls Holzwirtschaft erlaubten, mehr als ein Jahr aus. Dann kapitulierte sie vor der Hitze, den Schlangen und der Malaria. Herman Rosenthal versuchte sein Glück zum zweitenmal mit einer Farmerkolonie in Süd-

Dakota, die ihren Namen von dem Mitbegründer der Alliance Israelite Universelle in Paris, Adolphe Cremieux, herleitete. Unter der Führung zweier junger Männer namens Samuelwitz und Greenberg kampierte die erste Pionierabteilung auf der Hauptstrasse des Städtchens Mitchell und bereitete inmitten neugieriger Amerikaner russischen Tee. Dann zog sie an ihren Bestimmungsort in einem verlassenen Indianer-Reservat. Aber die Kolonie Cremieux existierte nur wenige Jahre. Ahnungslose Begeisterung, zu teure Hypotheken, der Kauf von Edelpferden (noch bevor Stallungen und Brunnen gebaut waren), die Anschaffung eines Konzertflügels, endlose, leidenschaftliche intellektuelle Debatten, Präriefeuer und eine Dürrekatastrophe führten zum Ruin. Etwa 60 Familien, die Isaac Mayer Wise in den Südwesten von Kansas rief, stellten nach einigen Jahren den Pflug zur Seite. Der rastlose Mann, dessen AMERICAN ISRAELITE der Abneigung gegen die Osteuropäer so offen Ausdruck verlieh, begeisterte sich ebenfalls an der Vorstellung jüdischen Farmertums: «Auf diese Weise wird das Problem, was mit den jüdisch-russischen Immigranten geschehen soll, gelöst – zu ihrer und zu unserer Ehre.» Er nannte die neue Kolonie Beersheba und überwachte sie mit patriarchalisch-schulmeisterlicher Strenge. Als einige Siedler dem Beispiel ihres Schächters Moses Edelhertz folgten und Teile ihres Landes, die sie nicht bebauen konnten, an Viehzüchter der Nachbarschaft verpachteten, beleidigten sie Wises Hoffnungen und Stolz. Sie wurden mit dem Entzug finanzieller Unterstützung bestraft und zerstreuten sich am Ende wie die Kolonisten von Sicily Island oder Cremieux. Alles in allem zeitigte nur eine von neun Kolonien Erfolg. Moses Bayuk, ein einstiger Talmud-Schüler und späterer Anwalt aus Bialystok, zog von Castle Garden nach New Jersey und wählte ein Gelände bei Vineland – nicht, weil er etwas von Ackerboden verstand, sondern weil die Eisenbahnlinie nach New York hindurchlief, die ihm eine Verbindung zur Stadt versprach. Dadurch rettete er die Kolonie, die den Namen Alliance und eine Jacob-Schiff-Strasse erhielt, vor dem Schicksal anderer Unternehmungen. Der intellektuell-bäuerliche Enthusiasmus von 71 Familien verdorrte zwar in der glühenden Sonne über den Feldern. Aber sie hielten auf dem Lande aus, weil die Eisenbahn ihnen erlaubte, Zigarrenfabriken zu gründen und ihre Kinder später auf New Yorker Schulen zu schicken, damit sie Ärzte, Juristen und Lehrer wurden oder andere Berufe erlernten. 1969 starb die letzte Bürgerin von Alliance, eine Tochter von Moses Bayuk. Ähnlich verhielt es sich mit Siedlern in den Farm- und Waldgebieten des Staates New York. Sie nützten die relative Nähe der Stadt, um Fäden für ihre Geschäfte und die Erziehung ihrer Kinder anzuknüpfen. Ihre Farmen verwandelten sie in Erholungsplätze für die ersten «Landslait», die sich in der Stadt eine Existenz geschaffen hatten und im Sommer nach «frische Luft» verlangten. Ihre Häuser wurden Pensionen oder

Boardinghäuser, ihre Gäste auf jiddisch-amerikanisch «Boarderkehs». Von 3 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts arbeiteten Ex-Farmerfamilien, um Gäste zufriedenzustellen, die aus noch unerschütterter Orthodoxie heraus echte Revolten heraufbeschworen, wenn ihre Wirte eine «flehschickeguppel» (Fleischgabel) mit einem «milchikleffl» (Milchlöffel) in Berührung brachten oder auf andere Weise die Speisegesetze auch nur um einen «amerikanischen Deut» verletzten. Aus den Landerholungsplätzen wurde eine jüdische Ferienhotelkette um New York, für die New Yorker Spötter in dem Wort «borsht beit» oder «Borschtschsuppengürtel» eine populäre Bezeichnung fanden. 1972 starb im Alter von 80 Jahren Jenny Grossinger, die erfolgreichste und berühmteste Hotelgründerin, die 1914 mit ihrem Vater Selig, einem Hosenbügler, ihrer Mutter Malka und ihrem Cousin und Ehemann Harry Grossinger auf eine Farm in den Catskill-Bergen zog. Als die einzige Kuh keine Milch mehr gab, erklärte Selig Grossinger: «Malka, mit einer Köchin wie dir können wir nicht untergehen.» Sie nahmen «Boarderkehs», und Jenny hinterliess bei ihrem Tod ein 600- Betten-Hotel (Snobs meinten, in «Borsht-belt-Barock») mit eigenem Theater und Flugplatz sowie 150'000 Gästen und sieben Millionen Dollar Umsatz pro Jahr – in einer Ortschaft, die nun den Namen Grossinger trug.

Jacob Schiff gab die Pläne für ein jüdisches Farmertum indessen nicht so leicht auf. Während einer Reise nach Paris fand er einen Verbündeten in Baron Moritz von Hirsch, einem 1831 in München geborenen Enkel des bayerischen Hofjuden Jakob von Hirsch und Sohn des Hofbankiers der bayerischen Könige Ludwig I., Maximilian II. und Ludwig II., Joseph von Hirsch, der durch den Bau von Eisenbahnen in der Türkei ein Vermögen von rund 30 Millionen britischen Pfund erworben hatte. Der Baron, der ein Pariser Palais in der Rue d'Elysée bewohnte und den Prince of Wales auf seinem Schloss in Ungarn zur Jagd empfing, hatte sich oft und auf patriarchalisch-wohltätige Weise mit der Lage der osteuropäischen Juden befasst. In Österreich hatte er Handwerkerschulen für galizische Juden eingerichtet und schliesslich Zar Alexanders III. düsterem Berater Pobjedonostzew in St. Petersburg 50 Millionen Franc für die Eröffnung jüdischer Landwirtschafts- und Technikerschulen angetragen.

Hinter dem Angebot stand von Hirschs Ansicht: «Wir Juden haben zuviel Gehirn. All unser Unglück rührt daher, dass Juden zu schnell Karriere machen. Aller Hass entsteht hieraus. Ich beabsichtige, die Juden vor zu grossem Ehrgeiz zurückzuhalten. Sie müssen weniger Fortschritte machen.» Er glaubte, die erfolgversprechendste Möglichkeit, in organisierter Form jüdischen Intellekt zu bremsen, liege in der Erziehung der Osteuropäer zu Farmern. Pobjedonostzew hatte zwar eine persönliche Bestechungssumme von 1 Million Franc angenommen, aber dann

von Hirschs Plan mit der Begründung abgelehnt, jüdische landwirtschaftliche Ansiedlungen seien nach der revolutionären Entwicklung der Juden nur noch ausserhalb des Zarenreiches akzeptabel.

Seither verfolgte von Hirsch den Plan, ganze Landstriche in Argentinien zu erwerben, um darauf russische Juden anzusiedeln. Seinen Bemühungen war auch eine «Jüdische Kolonisationsvereinigung» mit Werbebüros in Russland entsprungen. In seinen kühnsten Träumen sah der Baron zunächst 20'000, später 100'000 osteuropäische Juden jährlich auf dem Weg in die argentinischen Pampas. Aber fast alle Träume blieben aus Mangel an Organisatoren und Landwirtschaftslehrern unerfüllt. Es wurden nie mehr als 3'500 Familien, die auf argentinischem Boden siedelten, und mehr und mehr dieser Siedler, vor allem aber deren Kinder, verliessen wie in Nordamerika wieder ihre Farmen, zogen in die Städte und wurden Kaufleute, Ärzte, Anwälte oder Lehrer. Doch als Schiff mit von Hirsch 1891 in Paris zusammentraf, glaubte der Baron noch, seinen Zielen nahe zu sein. So stiftete er 2,4 Millionen Dollar für eine Landwirtschaftsschule in Woodbine in New Jersey.

Schiff und Oscar Straus gehörten zu den Treuhändern des neuen Unternehmens. Ihr Plan sah vor, zunächst jüdische Farmer auszubilden und dann erst Kolonien zu begründen. Zum Leiter von Woodbine bestimmten sie einen jungen Mann, Hirsch Löb Sabsowitsch, der als Jurastudent aus Odessa geflohen war und auf dem Weg nach Westen in der Schweiz einen Platz an einer Schule für Landwirtschaftslehrer gefunden hatte. 1894 wurde das Ausbildungsinstitut eröffnet, und Jacob Schiff nahm sich vor, es zu einem Schaufenster jüdischen Bauerntums zu machen. New Yorker Reporter, die er zur Besichtigung eingeladen hatte, berichteten mit journalistischer Oberflächlichkeit von der «ersten selbstverwalteten jüdischen Gemeinde seit Jerusalem». Aber in elf Jahren brachte Woodbine trotz eminentem finanziellem Aufwand nur 100 jüdische Farmer hervor. Auch Sabsowitsch scheiterte an der Tatsache, dass Menschen, deren bäuerliche Tradition seit Jahrhunderten unterbrochen oder zerstört war (ausser aus freiem Entschluss, in Notlagen oder durch Gewalt), nur selten hinter dem Pflug festzuhalten sind. Einer der ersten Studenten, Jacob Lipman, wurde zwar kein Farmer, wohl aber einer der bedeutendsten Bodenanalytiker der Welt. Sein Bruder Charles gab den Platz hinter dem Pflug auf, studierte Pflanzenkrankheiten und wurde einer der ersten Spezialisten.

Mit der Klage «Sie wollen nicht tun, was wir von ihnen erwarten», gab Jacob Schiff schliesslich die Idee auf, die Osteuropäer um einige tausend Jahre zurückzuentwickeln. Er konnte noch nicht die tiefe Ironie erkennen, die darin lag, dass gerade der Intellekt und die Geistesgaben, die er dem Pflug unterwerfen wollte, sieben Jahrzehnte später zum willkommensten «jüdischen Gewürz» in Amerika werden würden.

Die Lower East Side von New York – Hölle oder Himmel, Heimat oder Durchgangsstation

Als der Farmer-Traum erlosch, hatte auch die Hebrew Immigrant Aid Society vor dem Einzug der Osteuropäer in die Lower East Side von New York kapituliert. Columbus-Schneider blieben die Vorhut der neuen Immigranten. Das Überangebot an ihnen veränderte die amerikanische Konfektions-Industrie. Wie in den Textilzentren von Litauen oder Polen übernahmen sie als Heimarbeiter – einschliesslich Frauen und Kinder – zugeschnittenes Material und lieferten fertige Kleider oder Kleiderteile. Zwischen Kochherd und Schlafmattzen arbeiteten sie 18 Stunden am Tag, und ein Verdienst von 50 Cent pro Tag oder 3 Dollar pro Woche war die Norm. Ihre jammervollen Arbeitsstätten erhielten den Namen «Sweatshops», Schwitzbuden. Von den meisten Behausungen im Rayon unterschieden sie sich nur dadurch, dass sie statt einem Brunnen einen Wasserhahn auf dem Hof und zuweilen eine armselige Toilette mit Wasserspülung für 20 Menschen anzubieten hatten. Doch bei alledem blieb den Einwanderern ein Trost: Als Heimarbeiter waren sie zusammen, konnten Jiddisch miteinander sprechen, und nur einer von ihnen musste Englisch radebrechen, um Arbeit zu besorgen, die mit einigem Glück an einer Strassenkreuzung (auch Chaser oder Schweine-Markt genannt) zu haben war. Das Surren Tausender von Nähmaschinen und Mädchenstimmen, die «O Dubinuschka» sangen, verriet die Sweatshop-Strassen.

Wer nicht als Schneider, Pelznäher, Hutmacher, Maler, Glaser, Dachdecker, Kleiderreiniger, Zigarrendreher, Schuster, Bäcker, Drucker, Kellner oder Milchsträger Arbeit fand oder als ehemaliger «Luftmensch» auf Gelegenheitsarbeit wartete, wurde wie die fast schon vergessenen frühen Jahudim Hausierer. Nie zuvor hatte New York, von der Battery bis nach Harlem, so viele Hausierer erlebt. Vielfach offerierten sie, was jüdisch-deutsche Läden als Ausschuss betrachteten: von verstaubten Krawatten, alten Brillen und beschädigten Eiern bis zu verdorrendem Gemüse. Die Fortgeschritteneren mieteten Händlerkarren. Im Laufe der Zeit wurden es 14'000. Als lärmende Störenfriede in der Stadt riefen sie neue Besorgnis bei den Jahudim hervor. Aber vor dem historischen Hintergrund Amerikas wurde der Stosskarren für Osteuropäer, was für Levi Strauss ein Wildwest-«waggon» gewesen war – auch wenn keine Prärie unter ihren Füßen lag, sondern das schmutzige Pflaster von New York. Die Mutter von Jacob Köpper Javits, der 1956, ein Menschenalter später, der erste jüdisch geborene Senator der Moderne in Washington wurde, schob ihren Karren durch die Strassen, um die wenigen Dollars aufzubessern, die ihr Mann Morris als Hausmeister verdiente.

Mit ihrem zahlenmässigen Übergewicht verdrängten die Osteuropäer Deutsche, Italiener, Ungarn und Iren aus einem Teil der Lower East Side nach dem anderen und übernahmen Slum-Häuser, die von anderen aufgegeben wurden, weil sie in bessere Viertel zogen. 1890 zählten die Osteuropäer 138'000. Für Tausende war die Lower East Side nur vorübergehendes Nachtsyl, von dem aus sie in andere Städte zogen. Aber die Mehrzahl blieb. Als einzelne Quartiere bis zu 1'774 Menschen auf 4'000 Quadratmetern Boden beherbergten, glichen sie einem Vorraum der Hölle. Diese Bevölkerungsdichte hätte, auf ganz New York übertragen, eine Stadt mit 150 Millionen Einwohnern ergeben. Hier wurde sogar das grausame Gedränge von Kalkutta übertroffen. Fünf Feuersbrünste pro Tag waren die Norm. Es gab keinen Tag, an dem nicht Familien auf der Strasse kampierten, weil sie ihre Quartiere durch Brand verloren hatten oder wegen nicht bezahlter Miete vertrieben worden waren. Kinder starben an Tuberkulose und epidemischen Krankheiten. Die lauten Totenklagen der Eltern und ihr in der Orthodoxie bewahrtes Zerreißen der Kleider an der Brust lieferten neuen Stoff für Presseberichte über die rätselhaften «Orientalen». Andere Sujets entstammten leidenschaftlichen Kämpfen zwischen jüdisch-russischen Schächtern und New Yorker Metzgern, als letztere den wachsenden jüdischen Markt der Lower East Side zu erobern suchten und frei und ungehindert nichtkoscheres Fleisch mit gefälschten Koscher-Stempeln versahen. Bei den Lesern entstand der Eindruck einer «Mischung aus Religion und Fleischerei».

Für die Selbstmorde jener, die der neuen Umwelt nicht gewachsen waren, gab es die lakonische Bezeichnung «genumen de Gess», mit Gas vergiftet. Als die NEW YORK TIMES berichtete, es sei keine Reise nach Europa mehr notwendig, um ein echtes jüdisches Getto zu sehen – es liege direkt vor der Haustür, und die Lower East Side sei das schmutzigste Quartier des amerikanischen Kontinents –, unternahmen Schiff und viele seiner Vertrauten neue Anstrengungen, um den Eindruck zu mildern, den die «Russen» zu erzeugen schienen. Spätere Betrachter zogen Vergleiche mit den Erziehungstendenzen, welche so viele liberale deutsche Verfechter der jüdischen Emanzipation vor und nach 1800 gegenüber den Vätern und Vorvätern Jacob Schiffs und seiner Freunde zur Vorbedingung für die Verleihung preussischer oder sonstiger Bürgerrechte hatten machen wollen. Wenn schon das ständige Anwachsen der Osteuropäer nicht aufzuhalten war – vielleicht liess sich wenigstens ein Teil nach dem Bild aschkenasischer Amerikaner formen und erziehen.

1889 öffnete in einem fünfstöckigen Gebäude am East Broadway in New York eine Erziehungs-Allianz-im Volksmund «Palast der Einwanderung» genannt – ihre Tore. Isidor Straus wurde Präsident und meinte mit den Grenzen der Voraussetzung, die nun einmal zur Menschennatur gehören:

«Wenn nichts geschieht, um die angeborenen Eigenschaften dieser Menschen zu ändern, werden sie unseren Kindern durch ihre Übermacht so viel Schaden zufügen, dass ich nur mit Schrecken daran denke ...» Vom Dachgarten über die Sporthalle, die Klassenzimmer, die Bibliothek, die Ausstellungsräume bis zu einer Versammlungshalle mit Bühne und 700 Sitzplätzen strahlte das Unternehmen Wohlstand und grosszügiges Bemühen aus. Mehrere hundert Lehrer und Lehrerinnen unterrichteten von morgens 9 Uhr bis abends 10 Uhr. Sie lehrten den Gebrauch von Zahnbürsten und instruierten in Kinderernährung nach amerikanischer Art. Auf den Konzert- und Theaterprogrammen fehlten weder Mozart noch Beethoven, weder Schiller noch Shakespeare. Es gab keine Wissenschaft und keine Kunstrichtung, die bei den Lektionen vergessen worden wäre. Den Kern bildete der Unterricht in Englisch und in amerikanischer Bewusstseinsbildung. Jiddisch dagegen war unerwünscht.

Isidor Straus gewann bald die Überzeugung, dass ältere Einwanderer nicht mehr beeinflussbar waren. Die Bemühungen konzentrierten sich auf die jüngeren und die Kinder. Aber auch diese brauchten noch Jiddisch als vermittelndes Agens «zwischen Rayon und der Neuen Welt». Die Diskrepanz zwischen Elternhaus und «Palast» stürzte sie in seelische Konflikte, wenn sie taten, was ihre Lehrer von ihnen erwarteten: Jiddisches zu meiden und auf der Schulbühne unter blonden Perücken englische Kinderfiguren (wie den Lord Fauntieroy in dem Stück «Der kleine Lord») zu verkörpern. Am heftigsten reagierten die revolutionären Studenten, von denen einer in sein Tagebuch schrieb: «Die Jahudim halten es für ausgemacht, dass wir keine Kultur besitzen und ausserstande sind, von uns aus etwas Kulturvolles zu schaffen ... Sie wollen jeden Bereich unseres Lebens kontrollieren.» Die Erziehungs-Allianz half Ungezählten, sich in Amerika zurechtzufinden und Grundlagen des modernen westlichen Wissens und der englischen Sprache zu erwerben. Aber auf beiden Seiten fehlte es nicht an Enttäuschungen, die für ein Menschenalter tiefe Wunden schlugen.

Als die Osteuropäer eine halbe Million zählten und begannen, sich in den New Yorker Stadtvierteln Bronx und Brownsville niederzulassen, unternahmen Jahudim einen neuen Versuch, ihre Konzentration in New York und anderen grossen Städten zu beschränken. 1906 entstand – nicht zuletzt auf Jacob Schiffs Wunsch – der Plan, so viele Einwanderer wie möglich schon in Europa auf Dampfer zu verladen, die weder in New York noch in anderen grossen Häfen anlegten. Die Immigranten sollten nicht erst in Versuchung geraten, sich in den «Gettos» der Städte im Osten anzusammeln, sondern weit entfernt im Süden oder Westen Amerikas ausgeschifft, über den Kontinent verteilt und bei dem Prozess ihrer Amerikanisierung gefördert werden. Die Aktion firmierte in England unter dem

Namen Jüdisches Informationsbüro für Emigranten. Die Information, die das Büro gab, lautete: «Geht nach dem Süden, der Norden ist überfüllt!» Schiff half bei der Bezahlung von Dampfern des Norddeutschen Lloyd, welche Einwanderer statt an der amerikanischen Ostküste in Galveston im Süden ausluden. Ein durch Stottern behinderter, aber organisationsbegabter Reformrabbiner mit Namen Henry Cohen übernahm den Empfang der Ankömmlinge in Galveston. Er bewies, dass ein falscher Zungenschlag kein Hindernis für organisatorische Begabung war. Seine Mitarbeiter durchstreiften den Süden und Südwesten und «verkauften Juden», wie sie sich in schneller Anpassung an die amerikanische Business-Phrasologie ausdrückten. Sie trieben Arbeitsplätze auf und bereiteten zukünftige Arbeitgeber auf den Umgang mit «Orientalen» vor.

1907 brachte der Dampfer «Kassel» die ersten 60 Einwanderer in den Süden. Die verschiedensten Teile des Mississippi-Tales nahmen sie auf. Insgesamt wurden daraus 80'000. Aber was bedeuteten diese 80'000 gegenüber den 1'400'000, die sich mittlerweile in New York zusammenfanden? Mehr oder weniger resignierend fügten die Jahudim sich dem Strom, der unaufhaltsam und nicht beeinflussbar zu sein schien. Einige Male traten sie noch (wie wir sehen werden) in Aktion. Aber gemeinhin zogen sie sich hinter ihre Zäune zurück. «Wir suchen», so schrieb das JIDDISCHE TAGBLATT, «Anerkennung für 800'000 Seelen, für 100'000 Wähler, für Tausende von Ärzten und Anwälten und für Zehntausende von Geschäftsleuten.» Gemeinsamkeit mit den Jahudim könne aber nur nützlich sein, wenn diese *«mit uns arbeiten und nicht über uns»*. Die Osteuropäer waren mehr oder weniger allein mit Amerika – allerdings nicht nur mit Amerika, sondern auch mit dem Russischen Reich, das sie nicht so leicht aus seinem Treib- und Armenhaus, aus den verwickelten Fangarmen des zaristisch-jüdischen Konflikts und aus den blutigen Wirren seines eigenen Untergangs entliess.

Die «Radikalen der Rivington Street»: Träumer und Boten der russisch-jüdischen Sozialisten

Mit jedem neuen Einwandererschiff brachte das Zarenreich sich in Erinnerung. Die Immigranten des Jahres 1906 (152'491 an der Zahl) oder 1914 (136'645) unterschieden sich von denen des Jahres 1890 (27'880). Sie waren Zeugen, Akteure und meist Opfer der weiteren Ereignisse, die das zaristische Russland erschütterten und schliesslich in der Revolution des Jahres 1917 zerstörten. Die neuen Einwanderer machten Amerikas Gettos und besonders die Lower East Side von New York zu Spiegelbildern und bald zu Nebenschauplätzen der Entwicklung in Russland und im Rayon.

Die Massen der Neuankömmlinge, die sich in die Gettos drängten, verrieten, dass russische Innenminister wie Graf Ignatiew erfolgreiche Arbeit leisteten. Ein russisches Gesetz, das nach 1882 die Ansiedlung von Juden in russischen Dörfern verbot (aber nicht genau festlegte, was als Dorf galt), genügte, um Jahr für Jahr mehr Shtetels zu Dörfern zu deklarieren und ihre jüdischen Bewohner unter der alten Devise, die russische Landbevölkerung vor ihrem Schmarotzertum zu schützen, zu vertreiben. Ein Teil machte sich sofort auf den Weg über das Meer und bot in New York das gewohnte Bild ausgepowerten ostjüdischen Kleinbürgertums. Andere folgten zuerst dem Strom in die Fabriken von Wilna, Kowno, Berditschew, Tschenstochau, Warschau oder Grodno.

Die Kräftigsten wurden Dockarbeiter in Odessa oder Arbeiter am Dnjepr, wo sie, täglich 14 Stunden bis zu den Hüften im Wasser stehend, Schiffe entluden oder als «Wachenewniki» die Stämme von Flössen am Ufer stapelten. Sie erlebten wie Hunderttausende russischer Juden die Umwandlung vom ländlichen Händler und Handwerker zum Industrieproletarier. Wenn sie schliesslich nach Amerika zogen, lieferten sie der Lower East Side neue Bilder und Figuren. Sie waren aber noch nicht grell genug, um unter den Amerikanern mehr als die übliche Aversion oder Gleichgültigkeit gegenüber schwer begreiflichen Fremden zu erwecken.

Das Zarenreich entledigte sich jedoch explosiverer Figuren, die grössere Aufmerksamkeit erregten und später Alarm sowie tiefgreifende politische und soziale Konflikte weckten. Jacob Schiff und das jüdisch-deutsche Bürgertum alarmierten sie stärker als alle Erscheinungen zuvor. Zwischen 1882 und 1917 trafen sie im Strom ihrer «Landslait» ein: Schriftsteller, Studenten, Revolutionäre und Revoluzzer. In New York errangen sie sich den Namen «Radikale der Rivington Street». Sie stürzten sich – frei von der zaristischen Zensur – in einen naiv-besessenen Rausch politischer Zeitungsgründungen. Zwischen 1888 und 1914 druckten sie nicht weniger als 150 jiddische (sowie einige russische und hebräische) Blätter von der NAIJEN TSAJIT (was «Neue Zeit» bedeutete) bis zur NAIJEN WELT, von der WAHRHEIT bis zur ZUKUNFT und zum VORWÄRTS. Sie publizierten auf billigstem Papier, aber voller Passion für die Aufklärung und Erneuerung Russlands und der Welt. Mit jedem Jahr vermehrten sie sich um die Ableger und Flüchtlinge neuer revolutionärer Wellen, deren Bezeichnungen von Anarchisten, Sozialisten, Marxisten, Kommunisten bis zu Bundisten reichten.

Sie wären undenkbar gewesen, wenn nicht die Macht Alexanders III. und Nikolaus' II. von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter zerfallen wäre, was beide Zaren dazu zwang, Zugeständnisse zu machen. Alexander und sein Nachfolger konnten ihr Reich und ihre slawischen Grossmachtträume nicht gegenüber einem Westeuropa, in dem die Industrialisierung und Verwissenschaftlichung immer schneller

voran schritten, behaupten, ohne die russische Wirtschaft und Wissenschaft weiterzuentwickeln. So konnten sie die jüdischen Bankiers, Industriellen, Grosskaufleute und ebenso die jüdischen Wissenschaftler, Techniker, Juristen, Ärzte und Beamten, die Alexanders II. Reformversuche hervorgebracht hatten, nicht mehr entbehren. Die ersteren hatten sich im russischen Bürgertum assimiliert. Aber Angehörige intellektueller oder quasi-intellektueller Berufe traten für ein freierlicheres oder gar republikanisches Russland ein. Das Problem, das sie für eine absolute Zarenherrschaft bedeuteten, war ärgerlich genug. Aber die grössere Sprengkraft lebte in den Söhnen und Töchtern, denen der Reichtum oder der bürgerliche Wohlstand ihrer Eltern erlaubte, Verbote oder neue Zulassungsquoten für Juden an Gymnasien und Universitäten zu umgehen oder in Berlin, Paris und Bern zu studieren. Niemand im Sumpf der korrupten zaristischen Bürokratie war imstande, kleine und kleinste Günstlinge daran zu hindern, neun Russen für die Aufnahmeprüfung an einer Universität zu bezahlen, um den zehnten Platz für den eigenen Sohn zu sichern. Schwierige Sonderexamina für Juden waren ein ungeeignetes Mittel, sie von Schulen fernzuhalten. Jüdische Schüler wussten ohnedies, dass sie besser und eifriger als russische Konkurrenten sein mussten, und ihre Mehrzahl wurde besser.

Osel Weizmann, dessen 1874 geborener Sohn Chaim später zu einem der Pioniere des Zionismus und Gründungsväter des zweiten Staates Israel wurde, war nur ein mässig begüterter Flösserei-Unternehmer im weltabgeschiedenen Ort Motyli bei Pinsk. Aber neun seiner Kinder besuchten eine Universität. Falsche Papiere, Bestechung, Tarnung als Handwerker und ständiger Wohnungswechsel waren die Mittel im Kampf mit Quoten, Polizei und Aufenthaltsbeschränkung. Aber die menschliche Entwürdigung, die in solchen Wegen lag, wurde für Revolutionäre und Aktivisten eine neue Triebkraft auf der Suche nach der Befreiung aus den zaristischen Fesseln.

Russische Studenten und Studentinnen begeisterten sich als erste für die neuen revolutionären Ideen, die – jetzt wie früher – verspätet aus Westeuropa nach Russland kamen. Diesmal waren es der Sozialismus und der Kommunismus. Für viele jüdische Studenten wurden diese neuen Gedanken der Inhalt ihres Lebens. Es bleibt umstritten, was sie zu besonders radikalen Anhängern von Karl Marx, dem 1818 in Trier als Sohn eines christlich getauften jüdischen Advokaten geborenen und 1883 in London gestorbenen Theoretiker des Kampfes der unterdrückten Arbeiterklasse gegen ihre Unterdrücker, werden liess. Nie konnten sich Historiker darüber einigen, ob hier ein Erbe an jüdischem religiösem Messianismus in einer weltlich-areligiösen Lehre von sozialer Gerechtigkeit Erfüllung suchte oder ob talmudische Abstraktheit und Dialektik eine Symbiose mit entsprechenden Zügen des Marxismus vollzogen. Viele neigten zu der Ansicht, «Das Kapi-

tal» von Marx sei zu einer «neuen Tora» und Marx selbst zu einem «neuen Mose» geworden, der den Weg in eine gerechte Welt zu weisen schien – einen Weg, der mehr Erfolg versprach als Anarchie oder «Narodnaja Wolja».

Marx' Ausspruch: «Was ist das Ziel jüdischer Anbetung in dieser Welt? Ausbeutung! Was ist ihr irdischer Gott? Geld!... Die soziale Befreiung des Judentums ist gleichbedeutend mit der Befreiung der Gesellschaft vom Judentum» hatte für seine Anhänger keinen antijüdischen, sondern einen befreienden antikapitalistischen Sinn (und machte ihre wohlhabenden Väter zum Angriffsziel und später zu Opfern der marxistischen Überzeugung der eigenen Kinder).

Die fortgesetzte Umschichtung kleinbürgerlicher Juden aus den Shteteln in die Fabriken und die Erzeugung eines jüdischen Industrieproletariats gab den jungen jüdischen Marxisten ein wirksames Kampfinstrument in die Hand. 1895 organisierten sich jüdische Bürstenarbeiter in Litauen zur ersten Gewerkschaft des Zarenreiches. Ein junger Mann namens Paul Axelrod, der 1850 in einem kleinen Ort bei Tschernigow als Sohn eines bitterarmen Gasthofpächters geboren und wegen seiner geistigen Reife in das Gymnasium von Mogilew aufgenommen worden war, wurde zum Mitbegründer des russischen Marxismus. Er lebte eine Zeitlang zusammen mit «Narodnaja-Wolja»-Studenten unter ukrainischen Bauern, um sie für den Befreiungskampf vorzubereiten. Lev Zederbaum, der sich den Namen Julius Martow gab, trat 1898 als einer der engsten Mitarbeiter Lenins bei der Gründung der Sozialdemokratischen Partei Russlands hervor. Leib Bronstein, genannt Leo Trotzki, Grigori Radomylski, genannt Sinowjew, Leo Rosenfeld, genannt Kamenew, und ungezählte andere folgten Lenin auf dem Weg zur schliesslich bolschewistischen Revolution. Vorher aber schwemmte der Zusammenprall mit der zaristischen Polizei Hunderte, Tausende von ihnen an die rettenden amerikanischen Ufer.

Zu ihnen gehörte David Edelstadt, der 1883 als Siebzehnjähriger aus Russland entkam und über Cincinnati nach New York gelangte. Dort ging er mit nur 26 Jahren an Tuberkulose zugrunde. Aber vorher predigte er in der FREIEN ARBEITERSTIMME die neuen Hoffnungen: «Börne, Lassalle, Marx werden uns von der Unterdrückung befreien. Die Welt wird keinen Unterschied mehr kennen. Alle werden frei sein, gleich, ob Türken, Christen oder Juden.» Doch Edelstadt fand in Amerika zwar keinen Zaren, sonst aber alles, was seiner sozialistischen Ideenwelt hassenswert erschien: Sweatshops und amerikanischen (einschliesslich jüdisch-deutschen) Kapitalismus.

Ein junger Litauer, Aaron Samuel Liebermann, der auf dem Umweg über London nach Syracuse im Staat New York gelangte, demonstrierte noch mit seinem frühen Tod, welch verzweifelte Gefühle die dunkleren Seiten der amerikanischen

Freiheit in ihm hervorriefen. In London hatte er sich in eine junge jüdische Wirtin, Rachel Sarasohn, verliebt. Sie war eine «Aguna», eine Quasi-Witwe, deren Mann verschwunden war. Aber 1880 meldete sich der Verschollene aus dem amerikanischen Ort Syracuse und übersandte Rachel ein Schiffsbillett. Aaron begleitete sie. In Syracuse machte er seinem Leben ein Ende. Vielleicht geschah es aus hoffnungsloser Liebe. Aber neben seinem Leichnam lag auch ein Manuskript mit dem Titel «Der Dollar», in dem er den irdischen Gott der Neuen Welt verdammt. Um 1900 erhielt die New Yorker Lower East Side weiteren und wiederum anders garteten Nachschub an Verbannten, Geflüchteten und Hilfesuchenden. Einer von ihnen hiess Arkady Kremer. Der plumpe Mann mit hoher Stirn und schwarzem Walrossbart stammte aus Litauen und war im Herzen ein messianisch-marxistischer Sozialist. Aber er konnte nicht vergessen, dass russische Sozialisten der «Narodnaja Wolja», in deren Reihen Axelrod und andere Juden sich um die Revolutionierung der Bauern bemühten, dem Landvolk zugerufen hatten: «Gutes, ehrliches ukrainisches Volk! Die verfluchte Polizei prügelt euch. Die Juden, die dreckigen Juden und Jüdinnen, bestehlen euch ...» Solch impulsive Propaganda-Parolen liessen ihn argwöhnen, dass antijüdische Aversionen auch in einem zukünftigen sozialistischen Russland stärker sein konnten als die Lehre von sozialer und menschlicher Gleichheit.

Während nicht-jüdische Polen, Litauer oder Finnen im Zarenreich nach kultureller und nationaler Autonomie verlangten, entwickelte er die Idee einer sozialistischen jüdischen Autonomie im sozialistischen russischen Zukunftsstaat. Auf der Suche nach Auswegen aus der Anomalie jüdischen Lebens betrachtete er die Gesamtheit der über die Welt zerstreuten Juden als Nation, der zwar die übliche Voraussetzung einer modernen Nation, ein eigenes Territorium, fehlte, die aber im höheren Sinne eine Kultureinheit mit dem Anspruch nationaler Achtung war. Für Kremer waren die Juden Russlands ein Teil dieser Nation, und daraus rechtfertigte er ihre Autonomie: mit jiddischer Sprache, jiddischen Schulen, Universitäten, Gewerkschaften und sonstigen Institutionen aller Art. In einer dunklen Gasse von Wilna war 1897 der Allgemeine jiddische Arbeiterbund in Lite, Poilen und Russland, kurz «Bund» genannt, entstanden. Bis 1900 hatten Bundistenjn Streiks jüdischer Arbeiter organisiert. Aber Leo Trotzki verdammt im Namen Lenins ihre Ideen als jüdisch-nationalistischen Verrat an der sozialistischen Einheit. Die Sozialdemokratische Partei hatte jeden Sonderstatus für jüdische Sozialisten abgelehnt. Die Bundisten suchten auf eigenen Wegen nach einer Verwirklichung ihres Traumes, und so erschien Kremer auf der Suche nach Unterstützung in New York.

In Abraham Cahan, einem gebürtigen Litauer, der 1882 als zweiundzwanzigjähriger sozialistischer Lehrer einer zaristischen Rayon-Schule nach Amerika geflo-

hen war, gewann er einen Sympathisanten. Cahan hatte naiven russischen Polizisten, die in seiner Wohnung «Das Kapital» von Marx fanden, mit überlegener Geistesgegenwart klargemacht, es handle sich um ein Lehrbuch für Bankangestellte. Nun redigierte er die sozialistische jiddische East-Side-Zeitung VORWÄRTS, die es zu einer Auflage von 350'000 Exemplaren und 1912 zum ersten Verlagshochhaus des New Yorker Gettos brachte. Was Cahan an Spenden mobilisieren konnte, war noch gering, aber für Kremer von lebensrettendem Wert. 1902 waren 52 Prozent der politischen Häftlinge in den Händen der zaristischen Polizei Juden, und ein erheblicher Teil entstammte dem Bund. Die Zahl der Jüdinnen unter den verurteilten Mädchen und Frauen erreichte 64 Prozent. 1903 waren von den bis dahin organisierten 30'000 jüdischen Arbeitern 4'476 nach Sibirien verbannt, und Arkady Kremer führte einen kleinen Bundistenzug an, der schwarze Fahnen trug.

Als 1905 Russland den Krieg gegen Japan verlor, glaubten russische und jüdisch-russische Liberale, Sozialisten und Bundisten, der Augenblick für eine Revolution sei gekommen. Aber das Versprechen des Zaren, eine Volksvertretung zuzulassen, lähmte die revolutionäre Kraft. Abraham Cahan in New York, der nach den ersten Anzeichen einer Revolte im VORWÄRTS schrieb: «Das Herz schlägt vor Freude ... Wir haben eine Revolution in Russland ... Lang lebe die revolutionäre Arbeiterschaft, die ... Befreierin Russlands ...», fragte nun angstvoll: «Wird die russische Regierung Pogrome veranstalten?» Auf die Antwort brauchte er nicht zu warten. Die Beteiligung von Juden an dem Unternehmen schien dem zaristischen Innenminister Wjatscheslaw von Plehwe beim Vergleich mit dem jüdischen Anteil an der russischen Bevölkerung so ausserordentlich, dass er hasserfüllt ausrief: «Wir werden die Revolution in Judenblut ertränken!» Trotzki wurde nach Sibirien deportiert, und die Zahl der New Yorker «Radikalen» wuchs mit jedem Schiff aus Europa, während der heftigste Pogrom, den Russland bis dahin gekannt hatte, über 661 Shtetel und jüdische Stadtquartiere hinwegrollte. Auch diesmal blieb unklar, wie weit eine zaristische Geheimorganisation, «Die Schwarzen Hundert», die Mobilisierung antijüdischer Ressentiments übernommen hatte.

Rund 150'000 Juden und Jüdinnen wurden aus ihren Häusern vertrieben, geprügelt und vergewaltigt. 988 verloren – nach unvollständigen Statistiken – das Leben, 1'474 Kinder standen ohne Vater oder Mutter da. Vier Jahrzehnte später, am Ende der Hitler-Ära, verblassten solche Zahlen vor einer neuen Realität von ebenso neuartig-barbarischer Dimension. 1905 besaßen sie noch Wirksamkeit. 466'000 weitere osteuropäische Juden zogen in der Folge nach Amerika. Am 4. Dezember 1905 marschierten zum erstenmal rund 100'000 Osteuropäer durch die Fifth Avenue, um gegen Zarenregierung und Pogrome zu protestieren.

«Chibbat Zion» und «Poale Zion»: Träumer und Boten der zionistischen Idee

Angesichts so vieler wechsellvoller Ereignisse gerieten die frühen Anhänger und Propagandisten der Bewegung in den Hintergrund, die nach 1881 als «Chibbat Zion» («Liebe zu Zion») zum erstenmal hervorgetreten war und die nun ebenfalls unter den Amerika-Einwanderern Anhänger und Unterstützung suchte. 1883 hatte der Redakteur eines hebräischen Blattes im Rayon einem nach New York gezogenen Freund, Zwi Falk-Widawer-Halewi, vorgeschlagen, «Liebe zu Zion»-Vereine in Amerika zu begründen. Halewi hatte ihm geantwortet, kein Jude in Amerika interessiere sich für Palästina. Amerika sei ihr Palästina und die Synagoge ihr Tempel. Ein junger Mann, Josef Isaak Blaustein, der um die gleiche Zeit aus Litauen nach Amerika gelangte, seinen Namen zu Bluestone amerikanisierte und versuchte, vor Einwanderern über «Chibbat Zion» zu sprechen, hatte nur zehn Zuhörer gefunden.

Bis 1884 dauerte es, bevor er mit einem Freunde, Adam Rosenberg, im Hinterzimmer eines Cafés einen sektenhaften «Liebe zu Zion»-Verein gründen konnte. Nur in Baltimore fanden beide Anklang bei einigen jüdisch-deutschen Familien und bei einer aussergewöhnlichen Rabbinertochter, Henrietta Szold, deren Geschichte auf ein späteres Blatt gehört. Adam Rosenberg erbettelte Geld, um nach Palästina zu reisen und als Vorbild ein Stück Siedlungsland zu kaufen. Aber als er in dem in der Hitze schmachtenden Land eintraf, fand er zwar einige neuere «Chibbat Zion»-Siedlungen wie Rischon le Zion vor. Aber sie hatten nur überlebt, weil ein Brite namens Laurence Oliphant, ein Menschenalter nach Mordecai Manuel Noah, auf ähnliche Spekulationen über Ägypten, Palästina, Arabien und den Weg nach Indien verfallen war, wie sie der einstige Showman von Ararat niedergeschrieben hatte. Seine Phantasie hatte ihm künftige arabisch-türkische Gefahren für den Suezkanal und dessen französisch-britische Besitzer ausgemalt, und eine neujüdische Besiedlung Palästinas erschien ihm als Gegengewicht gegen solche Drohung. So hatte er eine Verbindung zwischen verzweifelt arbeitenden «Chibbat Zion»-Leuten und Baron Edmond de Rothschild in Paris hergestellt, und Rothschild hatte Rischon le Zion und einige andere Dörfer durch die für ihn bedeutungslose Summe von 30'000 Franc und die Entsendung eigener Spezialisten für Weinbau vor dem Untergang bewahrt. Aber auch er hatte nur an patriarchalische Caritas für bedrängte osteuropäische Juden gedacht und die Siedlungen nur als «meine Kolonien» erwähnt.

Adam Rosenberg erwarb zwar von einem wohlhabenden, ausserhalb Palästinas lebenden Effendi Land, das, weit von den anderen um ihr Überleben kämpfenden jüdischen Dörfern entfernt, östlich des Jordans lag, wo rund drei Jahrzehnte spä-

ter das Kernland des modernen Königreichs Jordanien entstehen sollte. Doch er scheiterte als Kolonisator, und als er 1896 nach Amerika zurückkehrte, lagen die «Liebe zu Zion»-Vereine tief im Koma. Sie wären dem Tode schwerlich entgangen, hätte nicht im Februar 1897 Chicago ein «Chibbat Zion»-begeisterter jüdischer Anwalt namens Harris Hourwitch vor einer nur 50 Menschen zählenden Versammlung aus einer Broschüre vorgelesen, die seit dem vorangegangenen Jahr in Russland und Europa Verbreitung fand. Ihr Titel lautete «Der Judenstaat». Ihr Verfasser war ein sechsunddreissigjähriger Wiener Journalist, Theodor Herzl. Jüdisch-amerikanische Blätter inner- und ausserhalb der Gettos berichteten zum erstenmal über Herzls überraschendes Erscheinen auf der politisch-literarischen Bühne jenseits des Atlantiks. Aber Zeitungen, welche die Meinungen osteuropäischer Einwanderer vertraten, die gerade in Amerika eine Heimat fanden, oder deutscher Juden, die diese Heimat längst gefunden hatten, oder Radikaler, die an den erlösenden internationalen Sozialismus glaubten, hatten schon die «Liebe zu Zion»-Idee bestenfalls als eine Notlösung für Juden betrachtet, die nicht den Weg nach Amerika fanden. Es fiel ihnen schwer, einen erfolgreichen, assimilierten und niemals von echtem Antijudentum behelligten Literaten wie Herzl ernst zu nehmen, der 1895 nach der ungerechten Verurteilung des jüdisch-französischen Generalstabsoffiziers Alfred Dreyfus plötzlich verkündete, er habe die Erkenntnis gewonnen, dass Emanzipation oder Assimilation der Juden ein aussichtsloses Unterfangen sei. Ein Mann wie er, Herzl, der offenbar keine inneren Beziehungen zum jüdischen Glauben seiner Eltern besass, keine Kenntnisse vom osteuropäischen Judentum hatte, weder Jiddisch noch Hebräisch sprach und Palästina nie betreten hatte, aber mit der Attitüde eines Führers zum Heil behauptete, die Juden könnten in keinem anderen Lande der Welt sicher leben ausser in einem neuerweckten jüdischen Staat, in einer unabhängigen Nation auf dem Boden Alt-Judas und Alt-Israels, erschien er ihnen als Scharlatan, als traumtänzerischer Romancier oder Ehrgeizling, der nichts als Aufsehen erregen wollte. Ihre Reaktion auf Herzls aus einem literarischen Elfenbeinturm kommende Ideen spiegelte die abweisende Haltung der emanzipierten oder auf die Emanzipation zusteuern den Majorität westeuropäischer Juden wider. Genau betrachtet waren sie nicht studierstüblicher als die sozialistischen und bundistischen Erlösungsvorstellungen aus dem Treibhaus des Rayon. Sie verfolgten nur den Traum der Bundisten, der auf halbem Wege bei einer jüdischen Autonomie haltmachte, bis zur letzten Konsequenz: einer nationalen Unabhängigkeit. Es gab tausend praktische Zweifel, die sich gegen Herzls Reissbrettplan Vorbringen liessen – sei es die Selbstverständlichkeit, mit der er, als Kind des europäi-

schen Kolonialzeitalters, in dem farbige Eingeborene nicht zählten, Palästina für ein «leeres» Land hielt; sei es, dass seine Pläne, die Kolonialmächte England, Frankreich, Deutschland und die Türkei für eine politische Regelung zu gewinnen, die den Juden anstelle kolonisatorischer «Chibbat Zion»-Siedlungen eine eigene Nation auf palästinensischem Boden mit allen internationalen Rechten garantierte, in der Tat wie literarische Sandkastenspiele wirkten. Was jedoch jeden, der den Weg der Emanzipation offen vor sich sah, am stärksten zur Ablehnung herausforderte, war die Totalität der Idee, die Herzls jüdischen Staat als selbstverständliche zukünftige Heimat aller Juden erscheinen liess.

In Frankreich formulierte Samuel Halevy: (Dieses Land), «das zuerst die Verdammung Judas» (in Europa) «beseitigte und die Fesseln der Gefangenen zerriss, ist unser Land Israel – seine Berge unser Zion – seine Flüsse unser Jordan.» Aus Deutschland erklang es: «Jedes Bestreben, sich ausserhalb Deutschlands zu einem Volk zu formieren, ist – abgesehen von den Zweifeln an der Durchführbarkeit – eine Undankbarkeit und eine Schimäre. Deutsche Juden sind Deutsche mit nationalen Eigenarten, und für sie ist Zion ein Land der Vergangenheit und nicht der Zukunft.» Der Spiegel der Abwehr symbolisierte sich in Jacob Schiff, an dessen menschlicher Sorge für die Juden Osteuropas – innerhalb seiner patriarchalisch-karitativen Vorstellungswelt – niemand zweifeln konnte. «Als Amerikaner», so erklärte er, «kann ich nicht für einen Augenblick zugestehen, dass man zur gleichen Zeit ein aufrichtiger Amerikaner und ein ehrlicher Anhänger der Rückkehr zu Zion zu sein vermöchte ... Die Juden sollten nicht einen Augenblick lang denken, dass sie in diesem Lande nur ein Asyl gefunden haben... und hier nur zeitweilig oder vorübergehend leben...» Bis zu seinem Tode änderte sich seine Haltung in Nuancen, niemals jedoch in ihrer Grundsätzlichkeit.

Der Erste Weltkrieg, der so viele jüdisch-deutsche Amerikaner der ersten oder zweiten Generation den Loyalitätskonflikt zwischen einem vergangenen deutschen und einem neuen amerikanischen Vaterland in allen Tiefen empfinden liess, gab auch Schiffs Denken und Fühlen neuen Impetus. Fünf Jahre vor seinem Tode wiederholte er: «Wir stehen am Scheideweg. Sind wir amerikanische Juden oder Juden, die zufälligerweise in Amerika leben?

... Wenn wir aufhören, Judentum nicht nur als Religion zu empfinden, sondern uns als eigenes Volk und nicht mehr als Amerikaner betrachten, werden wir grossen Vorurteilen und moralischen Leiden ausgesetzt werden ... Wenn die Juden in Russland und Polen nicht durch diskriminierende Gesetze von allen anderen abge sondert worden wären, würde ihre Benachteiligung niemals den Grad erreicht haben, den sie zu unser aller Schmerz erreicht.» Zeitungsversionen dieser Erklärung enthielten gar die Worte: «Wenn die Juden Russlands und Polens sich nicht

selber abgesondert und auf einer eigenen Sprache bestanden hätten, würden die Tragödien und die Verfolgungen, die sie erleiden müssen, nicht einen solchen Grad erreicht haben.»

Es blieb mehr als zweifelhaft, ob Jacob Schiff jemals bereit gewesen wäre, darauf hinzuweisen, dass zu der jüdischen Tragödie in Russland auch jüdischer Traditionalismus und Beharren auf jüdischer Besonderheit beigetragen haben könnten und sich damit der zaristischen Seite sozusagen für eine Teilabsolution anzubieten. Aber die Zeitungszeilen genügten, um so heftige ostjüdische Anklagen gegen ihn zu wecken, dass er voller Bitterkeit zurückgab: «Mich der Illoyalität anzuklagen – mich, der ich 25 Jahre lang oft allein eine finanzielle amerikanische Unterstützung der russischen Regierung verhindert habe!... Ich fühle mich tief verletzt, und in Zukunft werden Zionismus, Nationalismus ... und jüdische Politik in welcher Form auch immer ein abgeschlossenes Kapitel für mich sein. Ich werde weiter für die Verbesserung des Lebens meines Volkes kämpfen. Ich werde weiter für die vollen bürgerlichen Rechte unserer Brüder in Kriegsgebieten, besonders in Polen, Russland, Rumänien und Palästina, eintreten ... Aber darüber hinaus reichen meine Verpflichtungen nicht mehr.»

Isaac Mayer Wises Sprache war von gewohnter Deutlichkeit: «Wir denken, dass Jerusalem, so wie es uns in der Bibel und von Josephus beschrieben wurde, in der Vergangenheit ruhen soll. Die Erlösung der Menschheit wird nicht unter zweitausend Jahre altem Schutt gefunden werden.» Die Radikalen der Rivington Street, die Sozialisten und Bundisten, betrachteten Herzls «bourgeois Nationalismus» aus ihrer eigenen Sicht als indiskutablen Verrat. Die erste Konferenz jüdisch-sozialistischer Arbeitergruppen in Amerika liess verlauten: «Wir haben keine jüdischen Probleme. Unser Problem ist, die Entstehung eines jüdischen Problems zu verhindern. Die Welt ist unser Vaterland, Sozialismus unsere Religion.» Die Orthodoxen sahen in einem von weltlicher Hand geschaffenen Judenstaat – so wie die duldenden Fanatiker des Glaubenskerns in den Gassen Hebrons, Jerusalems und an der Klagemauer – einen verdammenswerten Vorgriff auf Gottes Entscheidung.

So kamen die wenigen, die Hourwichts erster Verkündigung des Herzischen Judenstaates folgten, aus den Gettos von New York, Chicago, Philadelphia oder Boston und aus Gruppen, die noch unter dem Schock ihres Zusammentreffens mit Amerika standen. Isaac Mayer Wise verdamnte die Idee der Erneuerung Israels mit den Worten: «Wir wünschen keinen jüdischen Staat und keine jüdische Regierung. Wir ziehen Präsident Hayes einem jüdischen König vor ...» Als Theodor Herzl 1897 zu einem ersten Kongress der «Zionisten» im schweizerischen Basel aufrief, fanden sich unter den 204 tumultuarisch-erwartungsvoll Versam-

melten nur wenige Juden und Jüdinnen aus Westeuropa. Nur ein jüdischer Amerikaner, Shepsal Schaeffer, war als Beobachter zu sehen. «Zionisten Clubs» der Lower East Side, die einer ersten Clubgründung Harris Hourwichts in Chicago gefolgt waren, hatten nicht die 100 Dollar aufgebracht, die für die Reise notwendig waren. Erst als sie sich nach endlosen Debatten zu einer schattenhaft kleinen Federation of New York Zionists zusammenschlossen, verhalf ihnen ein günstiges Schicksal zu einem Präsidenten in Gestalt des Sohnes eines Reformrabbiners, Richard Gottheil, der als Orientalist zu der messianischen Überzeugung gelangt war: «Palästina ist der Platz, auf dem wir jenes jüdische Leben führen können, zu dessen Führung wir berufen sind.» Und nachdem aus der New Yorker Föderation eine amerikanische wurde, bescherte ihr Zufall oder Geschick einen zweiten, mit einem ausdrucksvoll-männlichen Profil und einer mitreissenden Baritonstimme ausgestatteten Vertreter des Reformjudentums, Stephen Samuel Wise aus Ungarn, als Sekretär. Freund und Feind konnten sich nie darüber einigen, ob er aus Überzeugung zu den frühen Zionisten stiess oder aus einer grundsätzlichen Begeisterung für neue Ideen. In einer Selbstanalyse nannte Wise sich: «... eitel, selbstsüchtig . . . mit einer unausrottbaren Schwäche: ... Sucht nach Ruhm, Applaus und Volkstümlichkeit.» Aber solche Charakterzüge garantierten eine aggressive Vitalität, die ihn und Gottheil (die beide ihre Reisekosten zum zweiten Zionistenkongress in Basel im Jahre 1898 selbst bezahlten) als Vermittler zwischen der tumultuarischen, von osteuropäischer Emotionalität gekennzeichneten Atmosphäre um Theodor Herzl und ihrer eigenen kleinen amerikanischen Zionistenwelt ausharren liessen.

Sie erlebten das Scheitern aller Versuche Herzls, die Grossmächte für einen jüdischen Staat zu gewinnen. Sie erfuhren von seinen deprimierenden Begegnungen mit dem türkischen Sultan Abdul Hamid II., der vorübergehend eine Siedlungserlaubnis für Juden im Türkischen Reich gegen Zahlungen anbot, deren Höhe nur den Klischeevorstellungen vom jüdischen Reichtum entsprach. Sie wurden Zeugen von Herzls vergeblichen Mühen, nahe dem türkischen Machtbereich bei EL Arisch im britisch-ägyptischen Sinai Boden für den jüdischen Staat zu erhalten. 1903 erlebten sie ein von Palästina ablenkendes Angebot des britischen Kolonialministers Chamberlain über eine jüdische Ansiedlung im ostafrikanischen Uganda sowie die ekstatische Ablehnung durch die Masse der Delegierten aus dem Zarenreich, die hinter einer Siedlung in Uganda das Ende aller palästinensischen Träume argwöhnten. Gottheilwie Wise erfuhren, dass sie von Herzl ebenso wie von den Osteuropäern als Aussenseiter ohne intellektuelle und weltpolitische Bedeutung betrachtet wurden, von denen nur ein Nutzen zu erwarten war: jüdisch-amerikanisches Kapital. Und ihnen blieb nicht das Erlebnis erspart, dass die Osteuropäer sich die nicht-jüdische Legende von einer deutsch-jüdischen Finanz-

herrschaft in Amerika zu eigen machten und sich zu grotesken Forderungen verstiegen.

Nach Herzls Tod im Jahre 1904 gingen die politischen Bemühungen auf internationaler Ebene zu Ende. Sie machten Verwirrung, Zerrissenheit oder dem Gedanken Platz, zuerst, mit allen Mitteln, in Palästina zu siedeln und die Bildung von Staat und Nation der Zukunft zu überlassen. Mit der Siedlung verband sich die Steigerung der Forderungen nach amerikanischem Geld. Der Scheitel der versunkenen altjüdischen Welt wurde zum alles beherrschenden Element. Er trieb Wise zu Prediger- und Bettelzügen an, denen nur sein Naturell gewachsen war, und was zionistische Ideologien anbetraf, so wurden sie die Domäne von zwei Neuankömmlingen aus Mogilew und Poltawa, die drei Jahre nach Herzls Ende die intellektuellen Streiter der Lower East Side von New York vermehrten. Beide unternahmen den Versuch, Brücken zwischen dem nationalen Zionismus und dem Sozialismus zu schlagen.

Der ältere, ein kleiner bärtiger Mann, hiess Nachman Syrkin, trug die Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin und überströmte von scharfzüngiger Polemik. Er mühte sich, die Idee vom nationaljüdischen Staat mit der Idee des internationalen Sozialismus durch die Theorie zu vereinen, derzufolge der Sozialismus zwar das grosse Endziel blieb, jedoch alle sozialistischen Bewegungen der Welt zunächst ein nationalstaatliches Stadium durchwandern müssten. Ein Bündnis zwischen Sozialismus und Zionismus war demnach eine Stufe auf dem Weg in die sozialistische Zukunft. Den endgültigen jüdischen Staat schilderte Syrkin als ein Gebilde, in dem alles Land dem Staat gehörte und es keine Städte oder Dörfer gab, sondern nur landwirtschaftliche und industrielle Grosskommunen existierten. Seit er als Revolutionär aus Deutschland ausgewiesen worden war, hatte es ihn allerdings nicht nach Palästina gezogen, sondern über Paris nach New York. Dort schloss er sich den kleinen Gruppen einer sozialistisch-zionistischen Arbeiterbewegung namens «Poale Zion» («Arbeiter Zions») an, die ihre Entstehung dem zweiten Neuankömmling, Bär Borochow aus Poltawa, verdankte. Er war zwar nicht der zionistischen Meinung, dass die Emanzipation der Juden und ihr Aufgehen in anderen Völkern unmöglich seien. Er rechnete nur mit langen Fristen, die Generationen in Anspruch nahmen, und verfocht deshalb die Ansicht, dass die Masse der jüdischen Werktätigen nicht so lange warten könne. Deshalb propagierte er als Zwischenstufe einen bürgerlichen jüdischen Staat, in dem jüdische Kapitalisten und Bürger die palästinensischen Produktionssysteme aufbauen würden, die laut Marx die Voraussetzung für eine Machtübernahme durch das Proletariat bildeten. Borochow bewegten schwerlich religiöse oder historische Erinnerungen an Jerusalem. Palästina war für ihn ein unterentwickeltes, offenbar menschenleeres Feld für ein sozialistisches Experi-

ment, und er debattierte und organisierte in Sachen «Poale Zion», bis er 1917 zum Sturz des Zaren nach Russland zurückreiste und noch im gleichen Jahr, nur 36 Jahre alt, in Kiew starb. Es war Zufall oder Menschenschicksal, dass die «Poale Zion» eine ihrer jüngsten amerikanischen Parteigängerinnen in der siebzehnjährigen Tochter Golda eines Schreiners Mosche Mabowitsch gewann. Ihr Vater war 1903 aus Kiew nach Milwaukee eingewandert und hatte seine Frau und drei überlebende Kinder nachkommen lassen. Goldas Verlobter und zukünftiger Ehemann Morris Meyersohn, ein gütiger, für politische Kämpfe nicht geschaffener Mensch, der nach dem Tod seines Vaters den verschiedensten Notberufen nachging, hielt wenig von Zionismus und «Poale Zion». Golda schrieb über ihn: «Er glaubt nicht, dass ein souveräner Staat den Juden viel helfen würde. Es würde einfach ein Staat mehr mit Lasten und Problemen sein ...» Später zitierte sie aus seinen Briefen: «Ich weiss nicht, ob ich glücklich oder betrübt über Deinen begeisterten Nationalismus sein soll ... Ich erhielt eine Einladung zu einer der Versammlungen, aber ich ging nicht hin, weil ich keinen grossen Unterschied darin sehe, ob die Juden in Russland oder Palästina leiden werden ...»

Golda Mabowitsch akzeptierte eine solche Resignation keineswegs. Für sie äusserte sich darin die dulddende, würdelose, nur passiv-resistente jüdische Lebenshaltung von Jahrhunderten, die durch einen eigenen Staat in Palästina für immer gebrochen werden würde. Sie weigerte sich, Morris zu heiraten, falls er nicht mit ihr nach Palästina ziehe, und verriet damit Charakterzüge, die als psychologische Reaktion auf die Traumata der Vergangenheit Härte, Selbstbehauptung, Trotz und Stolz bis zur Überspitzung und Erstarrung auf den Schild erhoben. Als sie sich 1914/1915 den «Poale Zion» anschloss und an den Strassenecken von Milwaukee ihre ersten Propagandareden hielt, zählte die gesamte zionistische Bewegung in Amerika unter nunmehr 1,3 Millionen amerikanischen Juden nur 20'000 Mitglieder, und die Führung der Federation of American Zionists arbeitete immer noch in einem ärmlichen Café der Lower East Side von New York. Zur gleichen Zeit erreichte die Gesamtbevölkerung Palästinas die Zahl 700'000, unter denen nun 70'000 Juden lebten. Von etwa 100'000 russischpolnischen und rumänischen Juden, die seit 1881 mit türkischer Erlaubnis oder mit Hilfe von «protektzija» (die in den türkisch-arabischen Ländern Bakschisch hiess) nach Palästina gelangten, war nur die Hälfte geblieben. Eine unbekannte Zahl war nach Amerika weitergezogen, darunter auch der Autor des Liedes «Hatikwa» («Die Hoffnung»), das einmal zur israelischen Nationalhymne werden würde, und ihr Weiterzug und der Magnetismus Amerikas, der auch daraus sprach, enthielt eine Symbolik, die sich erst in Zukunft zu erkennen gab.

Eltern und Kinder – zwischen Tradition und dem «Amerikanischen Traum»

Vor der oft grellen, widerspruchsvoll schillernden Farbenpalette, mit der Sozialisten, Marxisten, Bundisten, frühe Zionisten und Radikale das amerikanische Gettobild malten, verblassten oftmals jene Farben, welche ihre zahlenmässig weit überlegenen Antipoden, die orthodoxen Gläubigen der verschiedenen Richtungen, beizutragen hatten.

Sie litten bei der Berührung mit jüdisch-deutschen Reformern, aber die Nachbarschaft weltlicher Radikaler der Rivington Street wurde für sie zum tiefsten beschämenden Schock. Sie glaubten, in einem gegen ihre Gotteswelt gerichteten Chaos, in der Auflösung aller Sitte, aller Traditionen und aller Ehrfurcht unterzugehen. Nur schwer begriffen sie, dass es im freien Amerika für jüdische Kinder Pflicht sein sollte, weltliche öffentliche Schulen zu besuchen. Hatten sie dafür Russland mit all seinen Bemühungen, ihre Kinder in profane Schulen zu locken oder zu zwingen, verlassen? Sie versuchten, ihre gewohnten Cheder zu eröffnen, und engagierten arbeitslose Talmud-Schüler als «Privatrabbiner», die – wie einst für orthodoxe Deutsche – von Quartier zu Quartier wanderten. Kantoren oder Beschneider wurden zu Hilfsrabbinern. Ein chassidischer Gläubiger aus Moskau liess sich ein Türschild malen: OBERRABBINER VON AMERIKA. Auf die Frage, wer ihn zum Oberrabbiner gemacht habe, antwortete er offenherzig: «Der Anstreicher.»

1887 beschlossen orthodoxe Gruppen in New York, einen bedeutenden Rabbiner aus dem Rayon zur Reise nach Amerika zu bewegen. Sie ersehnten sich einen echten Oberrabbiner, einen Talmud-Gelehrten von hohem Rang, der Jahudim und Amerikaner beeindrucken und ihre Kinder davor bewahren sollte, dem Einfluss der Reformer und der Radikalen zu erliegen. Nach langem Briefwechsel (und der Ablehnung eines litauischen Rabbiners «mit zuviel Schulden und einer meschugenen Frau») fand sich Jakob Josef, ein weithin angesehener Gelehrter aus Wilna, dazu bereit, den Weg in das fremde New York anzutreten. Aber als er im Juli 1888, in Kaftan und Straimel, den deutschen Dampfer «Aller» verliess, war er bereits eine vom Gegensatz zwischen seinen jüdisch-litauischen Wurzeln und Amerika gezeichnete tragische Gestalt. Er war 40 Jahre alt, aber die religiöse Versenkung liess ihn wie 60 wirken. Er sprach weder Deutsch noch Englisch und lernte beides nie. Ein Jahr nach seiner Ankunft verzehrten Radikale ihm zum Spott auf einem Jom-Kippur-Ball amerikanische Sandwiches mit Schweinefleisch. Als der Unglückliche 1902 starb, ohne die Hoffnungen erfüllt zu haben, die auf ihn gesetzt worden waren, wurde der Trauerzug auf dem Weg zum Friedhof Cypress Hill von Iren mit Wasser begossen, und es hagelte Holz- und Eisenstücke auf die Trauernden.

Die Geschichte des ersten osteuropäischen Oberrabbiners auf amerikanischer Erde liess ahnen, dass auf die östliche Orthodoxie in Amerika eine ähnliche Entwicklung wartete, wie sie die westeuropäische hatte bestehen müssen: ein langsamer, durch Generationen anwachsender Glaubensverlust und eine mehr oder weniger sichtbare Anpassung an die amerikanische Lebensart. Die Gegenwart Amerikas verhöhnnte die orthodoxe Vergangenheit im Rayon und in der Welt des Shtetels. Die brutale Vitalität New Yorks (oder Chicagos oder Philadelphias) zerstörte das gewohnte religiöse Ritual und die religiöse Harmonie der Tage. Von den ostjüdischen Arbeitern in New York hielten 1912 nur noch 25 Prozent den Sabbat ein. Jiddische Zeitungen konnten es sich nicht erlauben, am Samstag ihre Maschinen anzuhalten. Jiddische Theater, die ab 1883 an der New Yorker Bowery Zuflucht suchten und sich längere Zeit bei der noch Jiddisch sprechenden ersten und zweiten Einwanderergeneration grosser Beliebtheit erfreuten, waren am Freitagabend und am Vormittag des Sabbat überfüllt.

Ein Riese mit einem schwarzen Assyrikerbart und dem Namen Jakob Cordin, der 1891 mit Frau und acht Kindern aus der Ukraine entkam, schrieb für die Zuschauer Dramen wie «Der jiddische Hamlet» (sehr frei nach Shakespeare), wobei aus Shakespeares Dänenkönig und Brudermörder Claudius ein einflussreicher Rabbiner eines russischen Städtchens wurde und aus Hamlet ein frisch ordinierter Jungrabbiner, der bei seiner Heimkehr den eigenen Vater tot und Claudius mit seiner Mutter Gertrud verheiratet fand. Er beschuldigte Claudius des Mordes an seinem Vater, worauf Claudius versuchte, ihn zu vernichten, indem er ihn vor den Bewohnern der Stadt als gottesfeindlichen Nihilisten denunzierte. Hamlet entlarvte ihn jedoch, und Claudius fand in Sibirien sein verdientes Ende. In einem anderen Drama, «Der jiddische König Lear», verpflanzte Cordin auch König Lear als Familienvater in ein russisches Dorf (und nebenher bereicherte er das Repertoire um eine boshafte Satire auf Jacob Schiff und die Jahudim unter dem Titel «Die Wohltäter der East Side»).

Die Gärten selbst der armseligsten Shtetel hatten grüne Zweige für die Festtage gespendet. In den Strassenschluchten amerikanischer Grossstädte mit ihren Mülltonnen wuchs nur selten Grün. Männer wie Abraham Rosenberg, der in weiten Teilen des Rayons verehrt worden war, weil er an einer Enzyklopädie der hebräischen Literatur schrieb, gingen wie unbeachtete Schatten durch die Strassen. Die Gelehrsamkeit des Talmud verlor vor Amerikas rücksichtsloser Moderne Sinn und Aktualität. Ein amerikanischer Journalist notierte: «Wir kamen an einer Synagoge vorüber, vor der eine Schar junger Burschen, ohne Hüte, Zigaretten rauchend, auf den Stufen sass. Ihre Väter, alle in Schwarz mit hohen Hüten, ungeschorenen Bärten und Ohrlocken, gingen in die Synagoge, raufte sich verzwei-

felt die Haare und zerrissen ihre Kleider. Ihre Söhne waren Rebellen gegen Moses Gesetz. Sie waren für Gott und die Familie verlorene Seelen. Zwei, drei Jahrtausende fortgesetzter Belehrung, fortgesetzter religiöser Disziplin und fortgesetzter Leiden gingen in einer Generation verloren ...»

Der Journalist unterschätzte die im «zaristisch-jüdischen Krieg» so tausendfach herausgeforderte Lebenskraft des «Glaubenskerns». Der amerikanische Kampf der Orthodoxen osteuropäischer Herkunft war härter und erfolgreicher als der Kampf ihrer westeuropäischen Vorgänger. Der wiederholte Nachschub an neuen, von Amerika noch unberührten Gläubigen war ihre grösste Hilfe. Aber auch sie blieben nicht von den Strömungen des Jahrhunderts verschont, das alle Religionen in einer Agonie der Glaubenskraft ermatten liess und sie einer langen Phase künstlicher Belebung oder der Abwandlung durch Priesterärzte aussetzte – lange nachdem ihre ursprünglichen Lebensreflexe erloschen waren. Zwischen den Hütern der Orthodoxie und den Radikalen der Rivington Street richtete die breite Masse der Einwanderer den Blick auf Amerika, wie es ihnen in seiner Grösse, Verlockung, Fremdheit und Misere gegenüberstand. Der Zug über das Meer beanspruchte oder verbrauchte als tiefster Einschnitt ihres Daseins die Lebenskräfte der meisten Älteren und hielt revolutionäre Gedanken von ihnen fern. Sie schüttelten weder das religiöse noch das ethnische Erbe ab wie lästige Reste der Vergangenheit, sondern sie bewahrten davon, was immer sich mit den Forderungen des Überlebens in der Neuen Welt vereinen liess. Aber die Masse der Jüngeren sah, dass die Schätze Amerikas zwar nicht die Strassen vergoldeten, dass sie aber vorhanden waren, wie der für sie enorme Reichtum von Jahudim bewies. Es musste also Wege geben, um an diesen Schätzen teil zu haben. Horatio Alger wurde ein Getto-Held, und die Jüngeren folgten dem amerikanischen Karrieresymbol mit zäher Konsequenz. Eine heroisierende Legende behauptet, alle jüdischen Einwandererkinder hätten sich voller unstillbarer Begierden nach weltlichem Wissen vor amerikanischen Schulen gedrängt. Die Legende liefert auch hier nur die Verklärung nüchterner Wirklichkeit. Die Mutter Golda Mabo-witschs hielt die Schule für weniger wichtig als die Hilfe ihrer Tochter in dem kleinen Kolonialwarenladen, mit dem sie die Einkünfte ihres Mannes Mosche aufbesserte. Wenn sie Golda zu spät zur Schule entliess, fehlte es nie an der Entschuldigung: «Werst sein a rebbetzin mit a tog später» (Du wirst eben einen Tag später zur Gelehrten werden). Zahllose zwölf- bis vierzehnjährige Jungen verliessen die Schule, weil sie für Eltern und Geschwister sorgen mussten oder auf eigene Faust und ohne unamerikanische Skrupel dem Horatio-Alger-Traum nachjagten, kaum dass das allernotwendigste Englisch von ihren Lippen kam. Trotzdem hatten die Einwandererviertel New Yorks nie zuvor einen ähnlichen Ansturm auf die Schulen erlebt. Zwischen 1905 und 1910 musste ein Hospital-

schiff in eine Schule für 10'000 Kinder umgewandelt werden. Niemand nahm dort die geringste Rücksicht auf «Jiddischkeit», aber im Gegensatz zur Erziehungs-Allianz der Jahudim waren auch die Lehrer (noch) keine Juden. Man erwartete von ihnen nichts Jiddisches. Im Laufe der Jahre entfaltete eine grosse Zahl der Kinder einen Ehrgeiz, der den bereits 1896 verstorbenen Baron von Hirsch – mit all seiner Angst vor zu grossen Ambitionen der Juden – das Fürchten hätte lehren müssen.

Revolution in Russland, die «Weisen von Zion», Henry Ford und das geschlossene Tor nach Amerika

Im Jahre 1924 hatten 2'798'046 osteuropäische Juden den Atlantik überquert. Im gleichen Jahr schloss Amerika seine Tore für die osteuropäische Einwanderung (bis auf einen Spalt). 100 Jahre nach Thomas Jeffersons Tod schoben Kongress, Senat (und die Fortentwicklung der Welt) einen Satz des Ideal-Träumers zur Seite, der allerdings angesichts des Schicksals der Indianer schon ein wenig dubios geklungen hatte: «Sollen wir ... Bedrängten die Gastfreundschaft verweigern, welche die Ureinwohner der Wildnis unseren Vorvätern bei ihrer Ankunft gewährten?» Jefferson selbst hatten in reiferen Jahren Zweifel an der wild-unkontrollierten Einwanderung befallen, und er hatte bemerkt: «Die Einwanderer werden ihren Geist in unsere Gesetzgebung ergiessen ... und schliesslich ein zusammenhangloses verworrenes Etwas aus ihr machen ...»

Bereits 1907 hatte eine Amerikanische Liga für die Beschränkung der Einwanderung den amtierenden Präsidenten Theodore Roosevelt mehr oder weniger gezwungen, eine Immigrations-Kommission einzuberufen. Die Liga brachte vor, dass sich die Einwandererscharen, die bis dahin zu 72 Prozent aus Engländern, Iren, Deutschen und verwandten Völkern bestanden hätten, in eine unerträgliche «Kakophonie ungebildeter Osteuropäer mit indiskutablen Sprachen und Gerüchen» verwandelten. Mit einer allgemeinen Aversion gegen eine weitere Zunahme osteuropäisch-slawischer Einwanderung verknüpfte sich unverkennbar ein neuer Schub antijüdischer Inquisition. Die Kommission tagte drei Jahre lang und kam zu dem Ergebnis, dass Osteuropäer zur Amerikanisierung ungeeignet seien. Den jüdischen Einwanderern galt ihre besondere Aufmerksamkeit, und Amerikaner erhielten 1916 eine dazugehörige Aufklärung durch ein eminent verbreitetes Buch mit dem Titel «Der Untergang der grossen Rasse».

Sein Verfasser, Madison Grant, war Anthropologe am American Museum of Natural History in New York. Die neuere Immigration enthalte, so schrieb er, einen

wachsenden Anteil der «körperlich und geistig verkrüppelten allerniedrigsten Rassen des Mittelmeerraumes und des Balkans, zusammen mit Horden minderwertigen Volkes aus den polnischen Gettos ... New York entwickelt sich zu einer Kloake ... die Kreuzung zwischen jeder ... Rasse und einem Juden führt zu einem Juden». Madison Grant vertrat eine Seite der Anthropologie, die wesentlich von dem französischen Grafen Joseph Arthur de Gobineau beeinflusst worden war. Dieser hatte 1853 zum erstenmal eine nordisch-germanische, blondblauäugige Rasse beschrieben, auf die nach seiner Ansicht alle erwähnenswerte menschliche Kultur zurückgehe. Die Vermischung dieser Rasse mit «Minderwertigen» – und zwar nicht nur Farbigen, sondern auch Juden – sollte gemäss Gobineau zum sicheren kulturellen und politischen Verfall der weissen Menschheit führen. Bis ans Ende seiner Tage wurde ihm nicht bewusst, dass von einer jüdischen Rasse zu sprechen, spätestens seit den Tagen der Hasmonäer-Könige, der Judaisierung nicht-jüdischer Völker und der Epoche jüdischer Mission im altrömischen Reich eine für Wissenschaftler unwürdige Schimäre war. Die meisten Amerikaner waren zwar weder blond noch blauäugig, und ihre rassistischen Abneigungen richteten sich aus Tradition gegen die schwarze oder gelbe Hautfarbe. Aber Grant appellierte an neue offene oder untergründige Abwehrinstinkte, gegen die «osteuropäische Flut und ihr auffallendstes Symbol, die 'Kikes'» – Instinkte, in denen sich «rassistische» mit politischen Elementen verbanden.

Ein zweites Kongress-Komitee liess es 1920/21 nicht an spezifischen Anmerkungen fehlen. «Den bei Weitem grössten Prozentsatz der osteuropäischen Einwanderung», hiess es, «stellen die Juden ... Allein von den 75'665 Immigranten in Ellis Island, schätzte man im Oktober 1920, waren mehr als 74 Prozent Semiten ... Sie sind schmutzig, unamerikanisch, und ihre Gewohnheiten sind oftmals gefährlich.»

In Washington bestimmten in dieser Phase die Konservativen den politischen Trend. Enttäuscht über den Ausgang des Eingreifens von Präsident Wilson in den Krieg in Europa und über das Scheitern der umstrittenen Bemühungen des Präsidenten um eine grosse internationale Friedensordnung amerikanisch-demokratischen Stils, betrachteten sie die nichtamerikanische Welt mit dem bittertrotzigen Selbstbewusstsein und der abweisenden Selbstgefälligkeit, die aus solchen Enttäuschungen erwachsen. Die Revolution von 1917 in Russland, der Sturz des Zaren Nikolaus II. und die Gründung der kommunistischen, antikapitalistischen Sowjetunion aber vertieften diese Haltung und verliehen dem Misstrauen gegenüber russisch-polnischen Juden eine zusätzliche Dimension.

Nur in Ausnahmefällen besaßen Amerikaner eine Vorstellung (oder wenigstens den Hauch einer Vorstellung) von der Entwicklung auf russischem Boden. Der

Kommunismus und die Sowjetunion blieben für die meisten unbegreifliche, undurchschaubare Feinde der eigenen republikanischen Tradition. Noch viel weniger wussten Amerikaner von der absurd-gespenstischen Welt, welche die osteuropäischen Juden nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Jahre 1914 durchwandert hatten. Kaum jemand ahnte, wie viele Juden noch 30 Jahre nach Beginn der Auswanderungswelle in Russland und im österreichischen Galizien gelebt hatten, als 1914 die Feindseligkeiten zwischen dem Zarenreich (plus England, Frankreich, Italien) auf der einen und Deutschland sowie Österreich-Ungarn (plus der Türkei) auf der anderen Seite begannen. Trotz der Auswanderungszüge machte eine von keiner Misere und keinen Tragödien erschütterte Fruchtbarkeit die Angabe von 4,5 Millionen glaubhaft. Deutsche und österreichungarische jüdische Wehrpflichtige und Freiwillige standen jüdischen Wehrpflichtigen auf russischer Seite gegenüber. Galizisch-österreichische Juden flohen vor den bei Kriegsbeginn einmarschierenden russischen Truppen. Umgekehrt versprachen Flugblätter des nach Russland vorrückenden deutschen Generals Ludendorff «An die Jiden in Paulen» den jüdischen Bewohnern des Rayon Ruhe und Sicherheit. Der General hielt weitgehend sein Versprechen, und als 25 Jahre später zwischen 1939 und 1941 wieder deutsche Armeen nach Osten marschierten, konnten ältere Juden nicht begreifen, dass und warum die Deutschen sich so sehr verändert hatten und nun zu ihren Verächtern, Feinden, Kerkermeistern und Mördern wurden. Nach den vernichtenden Niederlagen, die der russische General Alexander Samsonow bei Tannenberg und in Masuren gegen die deutschen Generäle Hindenburg und Ludendorff erlitt, wurden jüdische Bewohner im Nordwesten des Rayons ohne die Spur eines Beweises als Spione und Schuldige an der russischen Katastrophe hingerichtet. Als die immer wieder geschlagenen russischen Streitkräfte sich ins Landesinnere zurückzogen, atmeten zahllose Juden in der zurückbleibenden Bevölkerung auf und wurden zu Mittelsmännern zwischen den deutschen Besatzungstruppen und der russisch-polnischen Landwirtschaft oder Industrie in der Ukraine. Bundisten, die im Untergrund gelebt hatten, hofften auf deutsche Hilfe bei der Verwirklichung ihres Traumes von jüdischer Autonomie in einem besiegten Russland.

Zionisten setzten auf deutsche Unterstützung, weil Deutschland mit der Türkei, die noch über Palästina herrschte, verbündet war. Die Deutschen schienen als einzige imstande, die türkische Regierung zu veranlassen, jenen Juden, die seit 1881 nach Palästina eingewandert und geblieben waren, Schutz gegen türkische oder arabische Aktionen zu gewähren. Jüdische Sozialisten wiederum erwarteten, dass eine russische Niederlage das Ende der Zarenherrschaft bedeuten und ihnen zu

einem sozialistisch-kommunistischen Russland verhelfen würde. Zur Vergeltung für all diese Hoffnungen transportierten zaristische Truppen eine niemals genau ermittelte Zahl von Juden, die in ihrem Front- und Verwaltungsbereich lebten, ins Innere des Zarenreiches. Angesichts dieser Verwirrung der Fronten und der Menschenschicksale wurde die Hilfeleistung des American Jewish Committee zu einem bedeutungslosen Rinnsal. Gleiches galt für die Unterstützungsversuche anderer Hilfsorganisationen, welche Osteuropäer auf amerikanischem Boden als Zeichen des Selbstbewusstseins gegenüber den Jahudim – vom Central Committee of Relief der Orthodoxen bis zum People's Relief Committee der Sozialisten – geschaffen hatten. Auch als sie sich unter dem Druck der Notrufe aus Osteuropa und Palästina zu einem Joint Distribution Committee zusammenschlossen, war dies eher ein Versprechen für die Zukunft als eine ausreichende Hilfe für die Gegenwart. Als der Zar 1917 gestürzt wurde und jüdische Sozialisten und Kommunisten wie Trotzki zusammen mit nicht-jüdischen wie Lenin oder Stalin aus der sibirischen Verbannung, aus dem Untergrund, aus ihren Fluchtquartieren in Westeuropa oder der New Yorker Lower East Side zurückkehrten, kam es zum Machtkampf zwischen den Kommunisten und den Liberalen oder gemässigten Sozialisten. Letztere waren am Ende die Verlierer und flüchteten sich – ob Jude oder nicht – nach Westeuropa und Amerika ins Exil. Der grosse jüdische Anteil an der revolutionären Bewegung spiegelte sich in der Zusammensetzung der ersten bolschewistisch-kommunistischen Institutionen. Der Rat der Volkskommissare mit Trotzki als Verantwortlichem für eine neue Rote Armee umfasste ausser den Russen Lenin, Tschitscherin und Lunatscharskij, dem Georgier Stalin sowie dem Armenier Protius zahlreiche jüdisch geborene Mitglieder.

Zarentreue und andere nichtkommunistische Truppen kämpften bis 1920 im Süden Russlands und in Sibirien gegen die Roten Garden Trotzkis, der diese mit der bedenkenlosen Grausamkeit des abstrakten, von keiner lebendigen Tradition eigener nationaler Souveränität gebremsten Revolutionärs führte und um messianischer Zukunftsbilder willen zahllose Opfer hinterliess. Dafür marterten und ermordeten Nichtkommunisten alle Juden – Männer, Frauen, Kinder und Ungeborene –, deren sie in ihrem Machtbereich habhaft werden konnten. In ihren Augen wurde auch der unpolitischste jüdische Händler oder Arbeiter zum kommunistischen, roten Feind.

Sie unternahmen einen nachträglichen Versuch, Plehwes Wort von der «Erstikung der Revolution in Judenblut» wahrzumachen.

Die Polen, die nach der Kapitulation Deutschlands und Österreich-Ungarns Trotzkis Rote Armee zurückwarfen und eine unabhängige polnische Republik gründeten, erhielten den mittleren und nördlichen Teil des Rayons zurück und

damit mehr als 2 Millionen meist mittelloser, hungernder und gehetzter Juden, deren Vorfahren 1'772 Untertanen der grossen Katharina geworden waren. Die Polen vergassen die Benachteiligung und Unterdrückung, die sie selbst als Zwangsbürger des Zarenreiches erfahren hatten. Die alten antijüdischen Aversionen traten wieder hervor. Bei einer kurzlebigen kommunistischen Revolution in Ungarn waren Juden und «Halbjuden» wie Tibor Szamuely und Bela Kun die Anführer, welche sich mit revolutionärem Fanatismus in Sozialisierungsexperimente stürzten und christliche wie jüdische ungarische Kapitalisten und Bürger enteignen und ermorden liessen. Die Antwort der am Ende siegreichen antikommunistischen Ungarn war ebenso brutal, und zahlreiche nichtkommunistische Juden bezahlten für Kuns revolutionäre Aktionen mit dem Leben oder der Existenz. In der Sowjetunion, die im Jahre 1921 unter Lenins Führung, von Wirren und Kämpfen begleitet, entstand und die Nachfolge des Zarenreiches antrat, stützte sich Lenins Herrschaftsapparat auf radikale Figuren wie Trotzki, Sinowjew, Swerdlow, Kamenjew, Radek und Litwinow, daneben aber auch auf Zehntausende mehr oder weniger namenlose jüdische Sozialisten. Swerdlow wurde zeitweilig Erster Vorsitzender des zentralen Exekutivkomitees der Kommunistischen Partei. Zur gleichen Zeit aber zerstörte die neue Regierung mit ihrer überstürzten, chaotischen Verstaatlichung von Handel, Landwirtschaft und Industrie nicht nur das Leben oder die Existenz jener Juden, die in der Zarenzeit Bankiers, Industrielle und wohlhabende Bürger geworden waren. Sie ruinierte auch eine auf mehr als 1 Million geschätzte Menge kleiner, armer und ärmster jüdischer Händler und Handwerker, die nicht ausgewandert waren oder nicht mehr hätten auswandern können und Krieg und Bürgerkrieg in jammervollem Elend überlebt hatten. Nur wenige entkamen noch über die neue Westgrenze, die sich von nun an hermetischer schloss als in den Tagen des Zaren.

Es war ein Drama von absurder Grausamkeit: Juden an allen Fronten lebten, vegetierten, agierten, hofften, herrschten, kämpften, duldeten, hungerten, verzweifelten, töteten und starben, ohne dass sie etwas anderes verband als Herkunft, Religion, Tradition und gemeinsame Erfahrung. Vor allem aber verband sie der Wunsch, ihre abnormale Existenz in ein normales Dasein (oder in ein Leben, das ihren verschiedenen Gruppen als normal erschien) zu verwandeln. Geschehen sollte dies einmal durch eine ideale sozialistisch-kommunistische Gleichheit aller Menschen, das andere Mal in der Hoffnung auf eine jüdische Autonomie im kommunistischen Russland, zum dritten in einer national-jüdischen Siedlung und einem Nationalstaat in Palästina, zum vierten durch die Flucht nach Amerika. Die Entwicklung liess jedoch die einen an den Ideologien und Illusionen, an den Hoffnungen und Aktionen der anderen leiden. Am Ende litten selbst die, denen der Weg aus Polen oder Litauen nach Amerika noch offenstand. Sie waren so fest ent-

schlossen auszuwandern, dass das amerikanische Kongress-Komitee von 1920/21 seinem Bericht den alarmierenden Satz hinzufügte, sämtliche polnischen Juden würden nach Amerika auswandern, wenn genügend Schiffe zur Verfügung stünden.

Aber in den wirren Nachrichten über die osteuropäische Welt lasen Amerikaner in erster Linie die Namen prominenter Kommunisten jüdischer Abstammung, die sie mit den jüdischen Radikalen New Yorks und anderer Städte in Bezug brachten. Schlagzeilen wie «Die jüdischen Nöte sind zu Ende!», welche Abraham Cahan in seinem VORWÄRTS anlässlich der russischen Revolution von 1917 verbreitet hatte, setzten die amerikanischen Juden dem Verdacht aus, rote Trojansche Pferde auf amerikanischem Boden zu sein.

So beschlossen in Washington Abgeordnetenhaus und Senat 1921 ein Quotengesetz, das die Einwanderung aus jedem fremden Land auf jährlich nur noch 3 Prozent seiner bisherigen Gesamtimmigration nach Amerika beschränkte. Das Gesetz sollte garantieren, dass die künftige Einwanderung in erster Linie wieder aus Angelsachsen und Westeuropäern bestand. 1924 beschränkte eine Immigration Act die Höchstzahl der Einwanderer auf 153'774 pro Jahr. Der Beschluss beider Gesetze wurde von einer absurdgrotesken Schau privater antijüdischer Inquisition begleitet.

Im Mai eröffnete Henry Ford, der siebenundfünfzigjährige Autofabrikant aus Dearborn im Staate Michigan, einen sich sieben Jahre hinziehenden Privatkrieg gegen das «internationale Judentum». Der Farmerssohn und Massenproduzent billiger Autos vereinfachte nicht nur die Autoproduktion, er vereinfachte auch die Vorstellungswelt. Als Selfmademan hasste er Bankiers, Sozialisten und Kommunisten. Da es unter allen drei Gruppen Juden gab, schloss er auf die Existenz einer jüdischen sozialistisch-kommunistischen Verschwörung gegen Amerika und dessen kapitalistische Struktur und Lebensform. 1919 erwarb er ein lokales Wochenblatt namens DEARBORN INDEPENDENT. ES wurde sein Missionsorgan, und Autohändler brachten es unters Publikum. Ein ehemaliger Prediger aus Brooklyn, William J. Cameron, wurde Kolumnist, und Fords Privatsekretär Ernest Liebold sorgte für antijüdisches Material. Beide legten sich Decknamen zu – als stünden sie tatsächlich einer Grossverschwörung zwischen Juden und Kommunisten gegenüber. Liebold nannte sich 121 X und erwarb von zaristischen Russen, die nach New York geflohen waren, ein Manuskript «Die Protokolle der Weisen von Zion». Liebold glaubte den Russen, dass es sich um die geheimen Pläne von sieben jüdischen «Weisen» handele, welche die Welt durch Finanzverschwörungen und Klassenkampf zu unterwühlen gedachten. Erst später erfuhr er, dass die «Protokolle» das Werk eines Russen namens Sergej Nilus waren, der sie 1905 angefertigt hatte, um ein brutaleres Vorgehen der zaristischen Polizei gegen jüdische

Revolutionäre zu motivieren. Ein deutscher Hintertreppenroman aus dem vorigen Jahrhundert, der eine angebliche Verschwörerversammlung von «Prinzen der zwölf Stämme Israels» auf dem Prager Judenfriedhof beschrieb, hatte als Anregung gedient. Liebold war überzeugt, den Fund seines Lebens gemacht zu haben und Beweise für die Berechtigung von Henry Fords politischer Mission zu liefern. Vom 22. Mai 1920 an versorgte der DEARBORN INDEPENDENT amerikanische Leser, denen Berichte über die Greuel der russischen Revolutionskämpfe echte Einsichten in die Ursachen des Sozialismus, seine Ideale und die jüdische Beteiligung ersetzen mussten, mit 91 Fortsetzungen der «Weisen von Zion». William Cameron bereicherte Sergej Nilus' auf Russland zugeschnittenes Werk um jüdische Verschwörungen in Amerika, die dem Autor in St. Petersburg noch nicht eingefallen waren. So wurde die Legende, wonach sich auf Kolumbus' Entdeckerschiffen zahlreiche Marranen befunden haben sollten, zu einem Verbindungsglied im Aktionsplan der «Weisen», der seit Jahrhunderten die jüdische Eroberung Amerikas verfolgt hatte. Die Beteiligung jüdischer Wall-Street-Entrepreneure an der Finanzierung des New Yorker Untergrundbahnbaues verwandelte sich in ein gross angelegtes Komplott, das eine unterirdische Eroberung und Beherrschung der Stadt durch Juden im Auge hatte. Camerons Fassung der «Protokolle» wurde das bis dahin wirkungsvollste Beispiel antijüdischer Trivalliteratur. Als sie in Buchform unter dem Titel «Der internationale Jude – das wichtigste Weltproblem» erschien, erlebte sie (durch die Werbewirkung des Namens Ford) eine Auflage von einer halben Million. Eine Übertragung ins Deutsche folgte (und Hitler brachte 1922 ein Ford-Bildnis in seinem Zimmer an).

Jacob Schiff starb während der ersten Angriffe aus Dearborn, und es blieb Louis Marshall überlassen, eine juristische Gegenoffensive einzuleiten. Aber sieben Jahre lang blieb Marshalls sonst erfolgreiche Taktik ohne Ergebnis. Der DEARBORN INDEPENDENT gedieh, bis Cameron 1927 der Fehler unterlief, den jüdischen Gründer einer Farmer-Verkaufsgenossenschaft, Aaron Sapiro, ohne Beweise als Betrüger zu bezeichnen. Sapiro klagte wegen Beleidigung, und Marshall taktierte dahin, dass Sapiro stellvertretend zum Kläger für die bis zur Absurdität verdächtigten und beleidigten Juden Amerikas wurde. Doch auch hierbei blieb das Ergebnis lange ungewiss. Erst Ford selbst schuf die Voraussetzungen für einen Erfolg, als er ganze Scharen von Anwälten aufbot, um ein Eingeständnis des Irrtums zu verhindern, und immer neue juristische Manöver benutzte, um seinem Erscheinen als verantwortlicher Herausgeber des INDEPENDENT vor Gericht aus dem Wege zu gehen. Der Eindruck persönlicher Feigheit, den er damit erweckte, verursachte einen sinkenden Absatz. Danach willigte er in Verhandlungen mit Marshall über eine Entschuldigung ein.

Ein Geheimbeauftragter aus Dearborn handelte einen Text aus, in dem, gemäss dem Vorgehen, das Marshall einmal im Kampf um die Kündigung des amerikanisch-russischen Passabkommens erprobt hatte, nicht vordringlich von Juden die Rede war, sondern von Rassismus, welcher der amerikanischen Verfassung widersprach. Ford verpflichtete sich, unter seinem Namen nicht länger «rassistisches Material» zu verbreiten, und reiste persönlich nach New York, um das Dokument in Marshalls Büro zu unterzeichnen und dem Juristen im Übrigen seinen neuesten Autotyp als Versöhnungsgeschenk zu offerieren. Marshall erwiderte aber, dass er Fussgänger sei. Das war das prosaische Ende von Fords Feldzug gegen die «Weisen von Zion» (nicht aber seiner persönlichen Aversionen, die erst später einige Einschränkungen erfuhren).

Fords Rückzug änderte jedoch nichts daran, dass der ostjüdische Einwanderungsstrom zum Stillstand kam. Als am 1. Juli 1929 Amerikas neue Immigration Act in Kraft trat, entfielen von den 153'774 Menschen, denen in Zukunft die Einwanderung pro Jahr gestattet wurde, nicht weniger als 83'575 auf Grossbritannien und Irland. Deutschland folgte in weitem Abstand mit 26'000. Aber nur noch 6'000 Polen und 300 Rumänen wurden zugelassen.

Die Tür fiel vor den jüdischen Osteuropäern ins Schloss und gleichzeitig vor Hunderttausenden noch ahnungslosen ost- und westeuropäischen Juden, die nur wenige Jahre später aus dem deutschen Machtbereich zu entkommen suchten.

Die neuen «Unternehmerprinzen»

Soweit die Vorgeschichte oder eine Andeutung der Vorgeschichte vom Einzug der osteuropäischen Juden in Amerika. Ihre Saga kann beginnen. Über ihr steht die Frage: Was entstand aus der Projektion der Traditionen, der im russischen Überlebenskampf erworbenen, aufgezwungenen, ererbten Charakterzüge, der Traumata und Neurosen, der lebendigen oder verschütteten Begabungen, der Ambitionen und Aggressionen von beinahe drei Millionen Menschen auf die gemäss Verfassung offene Arena Amerikas, die in Wahrheit von neuen Zügen privater Inquisition umlauert war?

Sucht man nach einem Leitmotiv, dann stösst man wieder auf John Highams Bemerkung, die volle Entfaltung jüdischen Geistes in Amerika habe erst nach der Einwanderung der Osteuropäer begonnen. Doch dieses Motiv trat, mit Ausnahmen, erst in der zweiten oder dritten Generation unübersehbar in den Vordergrund. Noch niemals in der Geschichte gab es eine nach Millionen zählende, noch

so ungewöhnliche Menschengruppe, die nur aus überdurchschnittlichen Begabungen bestand. Auch die osteuropäische Einwanderung widerlegte diese Erfahrung nicht.

Eine erhebliche Zahl der Immigranten kam nicht über die unteren Schichten der amerikanischen Gesellschaft hinaus, und rund 800'000 verbrachten noch 1978 ihr Leben in Armut und Bedürftigkeit. Ein Teil entwickelte sich zu Kriminellen, deren Führer allerdings den namhaftesten Figuren des organisierten amerikanischen Verbrechertums nicht nachstanden. Hunderttausende schlugen – oft in der zweiten Generation – eine mehr oder weniger erfolgreiche, aber keineswegs ungewöhnliche Laufbahn ein. New York, dessen jüdische Einwohnerzahl innerhalb weniger Generationen auf zeitweise mehr als zwei Millionen wuchs, wurde der grösste Sammelplatz derer, die in Kleinbürgertum und Mittelstand zu relativem Wohlstand gelangten. 1968 waren rund 80 Prozent der New Yorker Klempner und Installateure jüdisch, und der Anteil an Anstreichern, Polsterern und Tischlern betrug 50 Prozent. Statistiker zählten in den New Yorker Taxis 40 Prozent jüdische Fahrer, bei der New Yorker Feuerwehr 600 jüdische Feuerwehrmänner, bei der Polizei (unter rund 30'000 Bediensteten) 2'800 jüdische Beamte und im New Yorker Schulwesen 50 Prozent jüdische Lehrer. Sie registrierten ferner eine in die Hunderttausende gehende Zahl jüdischer Hausverwalter, Kindergärtnerinnen, Krankenschwestern oder Sekretärinnen und eine ebenso grosse Zahl jüdischer Buchhalter, Verkäufer und Verkäuferinnen, Gewerkschaftsangestellten oder Sozialhelferinnen.

Die grösste Gruppe wählte wie bei den jüdisch-deutschen Vorgängern den Weg in das Geschäfts- und Finanzleben Amerikas. Einer beachtlichen Zahl gelang es dabei, grosse Träume zu verwirklichen und den Kaufmanns- und Finanzkarrieren der Deutschen viele neue hinzuzufügen. Dazu aber gesellten sich andere, die in weit grösserer Masse als die ersten deutschen Einwanderer beim Film, Rundfunk und später beim Fernsehen, bei Theater- und Musikinstitutionen sowie in Werbe- und Künstleragenturen Grundlagen für die nicht nur geschäftliche, sondern auch künstlerische und geistige Entfaltung schufen. Und endlich traten diejenigen auf, die Higham im Sinn hatte: die in Osteuropa geborenen oder von Osteuropäern gezeugten Mediziner und Biologen, Physiker und Soziologen, Pädagogen und Politologen, Schriftsteller und Journalisten, Regisseure und Dirigenten, Komponisten und Instrumentalvirtuosen, Bildhauer und Maler aller Richtungen und aller Grade der Begabung und Meisterschaft. Sie konkurrierten zunächst mit den Söhnen und Enkeln der deutschen Aschkenasim und wetteiferten später mit den deutschen und westeuropäischen jüdischen Wissenschaftlern, Intellektuellen und Künstlern, die während der Hitler-Ära nach Amerika entkamen und deren Ge-

schichte noch vor uns liegt. Aber ihre zahlenmässige Überlegenheit allein machte sie zum stärksten und bedeutendsten «jüdischen Gewürz».

Die meisten Karrenhändler und Hausierer, die um 1900 davon träumen mochten, einmal Gimbels, Rosenwalds oder Straus zu werden, kamen nicht über einen kleinen Laden oder eine Vertretung hinaus, oder sie entwickelten sich zu Verkäufern, Reisenden und Managern des jüdisch-deutschen oder angelsächsischen Unternehmertums. Vor ihnen lag nicht mehr die grosse leere Weite Amerikas, in welche die Levis oder Seligmans hineingezogen waren. Ein schon gefestigteres Establishment machte es ihnen schwerer, «ökologische Nischen» zu finden, in denen sie Fuss fassen und sich entwickeln konnten. Die 2'975 Läden, die sie um das Jahr 1915 in New York betrieben, verkauften Kolonialwaren, Süsswaren, Tee, Geflügel, Wein, Tabak, Stoffe, alte und neue Kleider, Schuhe, Hüte, Schmuck, Uhren, Möbel, Papier, Geschirr und Fotoapparate – und nicht zuletzt jüdische Delikatessen: Lox und gefilte Fisch, Piroges und Borschtsch. Die meisten Betriebe blieben klein, und die Nachfahren ihrer Inhaber besorgten noch 1978 etwa 80 Prozent des Einzel- und Kleinhandels in New York. Auch diejenigen, welche ihr Glück ausserhalb von New York in den Grossstädten von Chicago bis Los Angeles und in Hunderten kaum bekannten kleinen Orten von Fargo in North Dakota bis Rosenberg in Texas versuchten, brachten es im Konkurrenzkampf mit Angelsachsen und westeuropäischen Juden lange Zeit nur zu Familienläden, die sie gerne «The New York Store» nannten oder mit amerikanisiertem Trotz «Das kleinste Kaufhaus der Welt».

Aber die Osteuropäer mit ihren so lange durch inneren und äusseren Zwang gefesselten Energien hätten ihre Ambitionen verraten, wenn sie nicht am Ende «Unternehmerprinzen» hervorgebracht hätten, die es den Deutschen gleichtaten oder sie übertrafen. Weil ihr Aufstieg mit noch mehr Risiken verknüpft war als der ihrer Vorgänger, stürzten viele in wirtschaftlichen Krisensituationen von der Höhe erster Erfolge in zerschmetternde Tiefen. Bei Wirtschafts- und Börsenkrisen fanden sich die Opfer vor allem unter denjenigen, die versuchten, Kapital durch Verwegenheit, Aktien- und Zahlenakrobatik oder durch die Nutzung erfolgversprechender, aber trügerischer Trends der Wirtschaft zu ersetzen. Oft verschluckte stärkeres angelsächsisch-irisches Kapital, was sie geschaffen hatten und wieder aufgeben mussten. Ihre Entwicklungsmöglichkeiten hingen vom Zeitpunkt ab, zu dem sie ihren Kampf um den Aufstieg begannen – sei es um die Jahrhundertwende, im Ersten Weltkrieg und danach oder nach dem Zweiten Weltkrieg. Die meisten, die in Kämpfe, Krisen und Katastrophen verwickelt waren, betrachteten dies als Herausforderung an ihren Überlebensinstinkt, und viele Verlierer gaben nicht auf, sondern begannen von Neuem und errangen am Ende den heiss ersehnten Erfolg.

An der gigantischen Grösse der amerikanischen Wirtschaftswelt gemessen, blieben auch sie Einzelpersönlichkeiten oder mehr oder weniger starke ethnische Gruppen. Manche gingen Wechselbeziehungen mit nicht-jüdischen Aktionären und Partnern ein und gerieten in wechselseitige Abhängigkeit, wenn ihre Unternehmen zu öffentlichen Gesellschaften wurden. Aber sie erreichten Spitzenpositionen und gewannen neben persönlichem Reichtum wirtschaftlichen und politischen Einfluss, der wiederum weit übertraf, was ihre kleine Zahl hätte erwarten lassen. Auf die alteingesessene angelsächsische Unternehmerelite wirkten sie wie ein unwillkommenes, aber zu eigenen Anstrengungen herausforderndes Ferment, das äusserlich reservierten angelsächsisch geprägten Business-Fassaden die Züge einer neuen Unbefangenheit verlieh, und doch in Fleiss und Ausdauer der angelsächsischen Ethik mehr entsprach, als die meisten Zeitgenossen glaubten.

Samuel Zemurray aus Kischinew und das grosse Chiquita-Bananenreich

Chiquita-Bananen sind für grosse Teile der modernen Welt ein Begriff. Aber kaum jemand verbindet den Markennamen «Chiquita» mit Samuel Zmuri aus Kischinew, der 1892 mit 14 Jahren, allein, ohne Eltern und Geschwister, seine in alten russischen Filzstiefeln steckenden Füsse auf den Boden von Ellis Island setzte. Von der Lower East Side machte er sich auf den weiten Weg nach Selma im Staat Alabama, wo – wie man ihm gesagt hatte – Verwandte auf ihn warten sollten. Er fand die Verwandten nicht und schlug sich allein durch. Englisch lernte er sozusagen am Strassenrand. Mit einigen Dollars, die im Saum seiner Jacke eingenäht waren, kaufte er Kochgeschirr und tauschte es auf Farmen gegen Schweine ein. Die Schweine verkaufte er. Vom Erlös erwarb er neues Geschirr. Dabei erzielte er so viel oder so wenig Gewinn, dass er am Leben blieb, und ganz nebenbei wurde er, wie er später versicherte, bei der Verfolgung ausreissender Säue der schnellste Läufer von Alabama.

Mit 21 Jahren machte er die entscheidende Entdeckung seines Lebens. Im Hafen von Mobile beobachtete er die weissen Dampfer der Bostoner United Fruit Company, die Nordamerika seit 1885 mit Bananen versorgte. Die Besatzung warf Früchte, die auf dem Weg von den Plantagen Guatemalas oder Costa Ricas nach Norden zu früh gereift waren und nur noch faul ans Ziel gekommen wären, büschelweise über Bord. Samuel, der seinen Nachnamen zu Zemurray amerikanisierte, erwarb die Früchte zu einem Penny-Preis und verkaufte sie entlang der

Bahnstrecke nach Selma von Station zu Station billiger, als sie sonst zu haben waren. Die erste Reise brachte ihm 38 Dollar Gewinn, die nächste bereits 80. Bis 1903, seinem 25. Lebensjahr, vertrieb er auf diese Weise 336'000 Bündel Bananen, und man nannte ihn an der Bahnlinie «Sam, den Bananenmann».

Diese Bezeichnung erinnerte zwar an das Klischee vom typischen kleinen und ängstlichen jüdischen Handelsmann, aber Zemurray war ein stabiler Bursche mit einem üppigen Haarwuchs auf dem massiven Kopf. 1904 verlegte er sein Hauptquartier nach New Orleans, meldete sich im Büro der United Fruit Company und schloss mit den herablassend-amüsierten Neuengländern einen formgerechten Vertrag über den Kauf ihrer überreifen Bananen. Die Neuengländer glaubten (und er liess sie in diesem Glauben), er produziere daraus einen zweifelhaften Bananenwein. In Wahrheit steigerte er seinen Umsatz auf 1'500'000 Bündel und brachte es zu einem Sparkapital von 5'000 Dollar.

Vielleicht war es Zufall, vielleicht Schicksal, dass er zu diesem Zeitpunkt einem der Einwanderer begegnete, welche Henry Cohen nach Galveston «verkauft» hatte. Er nannte sich Jacob Weinberger. Der Handel mit Papageien (die spanisch fluchen konnten) hatte ihm den Beinamen «Papageienkönig» eingebracht. Aber er war auch auf Bananenpflanzungen in Honduras und anderen mittelamerikanischen Ländern zu Hause. Zemurray heiratete Jacobs Tochter Sarah, gewann bei der Hochzeitsfeier in dem Direktor einer kleinen lokalen Bank, Adolf «Dolly» Katz, einen Freund und kaufte mit seinen 5'000 Dollar plus einem Bankdarlehen zwei uralte Frachter, die nur mit Mühe auf See zu halten waren. Im Jahre 1908 war er Gründer und Präsident einer Liliput-Gesellschaft, die sich nach einem Fluss in Honduras Cuyamel Fruit Company nannte. Gemeinsam mit seinem Schwiegervater kaufte er bei unabhängigen Pflanzern Bananen ein und übertrug Adolf «Dolly» Katz den Weiterverkauf in New Orleans. Als die United-Fruit-Manager in Boston zum ersten Mal von der Cuyamel Fruit Company hörten, nahmen sie den dunkelhaarigen Riesen im Süden, der nach den Berichten ihrer Vertreter über ein unfeines Vokabular in Englisch und Spanisch verfügte, nicht ernst. Die United Fruit besass damals rund 30 Schiffe und unterhielt eigene Bananenpflanzungen auf 1 Million Acre Land in Jamaica, Cuba, Honduras, Guatemala, Nicaragua, Costa Rica, San Salvador, Kolumbien und Panama. Als ihr Gründer, Kapitän Lorenzo Dow Backer aus Cape Cod, im Jahre 1870 mit seinem Schoner «Telegraf» im jamaicanischen Hafen Port Morant angelegt und bei einem Rumpusch von einem Unbekannten einige Bündel einer gelben Frucht gekauft hatte, die niemand in Amerika kannte, hatte das Bananenwunder begonnen. Backer zahlte in Jamaica 25 Cent pro Bündel, in New York erhielt er zwischen 2,50 und 3 Dollar dafür. 1885 besass er so viele schnelle Schiffe, dass er Zehntausende von

Büscheln nach New York und Boston transportieren konnte. Mit einem jungen Verkaufsgenie, Andrew W. Preston, gründete er dann die Boston Fruit Company und verwandelte sie 1899 in die United Fruit Company, um sich fortan mit dem Inkasso von Dividenden zu begnügen.

Preston hatte alles Weitere besorgt. Er hatte in Mittelamerika Arbeiterlager und ganze Dörfer für Bananenarbeiter, Eisenbahnen und Telegrafstationen gebaut, die «grosse weisse Bananenflotte» vermehrt, den Wert der United-Fruit-Aktie von 2,50 Dollar im Jahre 1899 auf 20 Dollar im Jahre 1905 erhöht, und es dauerte nur noch 15 Jahre, bis ein Aktienwert von 100 Dollar überschritten war. So gesehen war es verständlich, dass Männer wie Preston in Zemurray nur einen kleinen jüdischen Abenteurer am Rande des grossen Geschäfts sahen. Zemurray nahm sich dafür selbst umso ernster. Auch er legte mit Weinbergers Hilfe kleine Plantagen in Honduras an und baute eine nicht besonders moderne, aber funktionierende Transporteisenbahn nach dem honduranischen Hafen Omoa. Alles ging gut, bis im Jahre 1910 ein Vertreter John Pierpont Morgans jun. einen Anleihevertrag mit dem gerade herrschenden Diktator von Honduras, Miguel Davila, schloss. Morgan ging keine Risiken ein, sondern forderte und erhielt als Sicherheit für sein Darlehen den Zugriff auf sämtliche Ein- und Ausfuhrzölle des Landes.

Zemurray wäre nicht Zemurray gewesen, wenn er die Bedeutung dieses Vorgangs nicht erkannt hätte. Mit den bestechlichen Beamten von Honduras hatte sich immer über die zollfreie Einfuhr von Eisenbahnmaterial und anderen Anlagen handeln lassen. Schon als Kind in Kischinew hatte Zemurray seine unumgänglichen Erfahrungen mit «protekcija» gemacht. Morgan-Inspektoren dagegen würden schwerlich für ihn zu sprechen sein, und das konnte das Ende bedeuten. Auf der Suche nach einem Ausweg knüpfte er in letzter Stunde, ehe das Morgansche Honduras-Abkommen in Kraft trat, eine Verbindung zu General Manuel Bonilla, dem Vorgänger Davilas als Diktator von Honduras, der seit seinem Sturz und seiner Flucht nach New Orleans im Bordell einer Madame Evans residierte. Zemurray offerierte Bonilla Geld, ein Schiff und Waffen, damit er in Honduras landen und Davila stürzen konnte, bevor Morgans Leute ihren Fuss auf honduranischen Boden setzten. Bonilla zögerte nicht. Er ernannte einen amerikanischen Bordellkumpen, Lee Christmas, einen farbenblinden Exlokomotivführer, zu seinem Generalstabschef. Zemurray besorgte ein schnelles Schiff und Maschinengewehre, worauf «General» Christmas mit einer Söldnerbande das Präsidentenpalais der Hauptstadt Tegucigalpa besetzte, ohne einen Schuss abgefeuert zu haben. Ein US-Kanonenboot mit Morgan-Agenten an Bord kam zu spät. Manuel Bonilla war wieder Präsident, und Samuel Zemurray wurde Inhaber aller Bananenkonzessionen, die ein dankbarer Diktator zu vergeben hatte.

Nach 18 Jahren, 1928, war Zemurray nach zeitgenössischer Schätzung fünfzehnfacher Millionär. 13 Schiffe fuhren für seine Cuyamel Fruit Company. Doch war ihm die United Fruit immer noch so weit überlegen, dass ihr nunmehriger Präsident Victor M. Cutter nur von «dem Kerl» sprach, wenn von Zemurray die Rede war. Aber der Umstand, dass die Bostoner auf ihren Pflanzungen in Mittelamerika eine umfangreiche Bürokratie und als Vertreter mehr kostspielig-hochmütige als nützliche College-Absolventen unterhielten, verschaffte Zemurray, der persönlich an Ort und Stelle arbeitete, unschätzbare Vorteile. Im Juni 1929 stand die United-Fruit-Aktie bei 158 Dollar, die Cuyamel-Aktie bei 63 Dollar. Im Oktober 1929 war Cuyamel auf 124 gestiegen. Verärgert schickte Cutter seine Anwälte nach New Orleans, um (wie er sich immer noch ausdrückte) «den Kerl» aufzukaufen. Im Januar 1930 akzeptierte Zemurray nach hartem Handeln und mit bemerkenswerter Voraussicht 300'000 United-Fruit-Aktien im Wert von mehr als 30 Millionen Dollar als Kaufpreis für seine Cuyamel-Gesellschaft. Er verpflichtete sich, niemals wieder ein Konkurrenzunternehmen aufzubauen oder sich an einem solchen Unternehmen zu beteiligen, und zog sich auf seinen Landsitz «Tangipakoa» nördlich von New Orleans zurück. Dort verbrachte er ein relativ ruhiges Jahr.

Die United Fruit hielt sich trotz der Weltwirtschaftskrise bemerkenswert gut. Aber 1931 kündigten sich entsprechend der Verschlimmerung der Krise bestürzende Veränderungen an. Die Aktien zeigten einen alarmierenden Kursverfall. Im Juni erreichten sie mit 10,25 Dollar den tiefsten Stand seit mehr als 30 Jahren. Der Gesamtwert der United-Fruit-Aktien in Zemurrays Besitz fiel dadurch auf rund 3 Millionen Dollar. Aber sein wohlverwaltetes Barvermögen aus der Cuyamel-Zeit reichte nunmehr aus, um die Aktienmehrheit der United Fruit zu erwerben. Im Juni 1932 reiste Zemurray nach Boston. Er erschien in einer Vorstandssitzung der United Fruit, warf seine eindrucksvollen Aktienbündel vor Victor M. Cutter auf den Tisch und erklärte: «Sie haben dieses Geschäft lange genug geführt. Jetzt nehme ich die Sache in die Hand.» Der Vorstand überzeugte sich – überrascht und geschlagen –, dass eine Mehrheit von insgesamt 2'925'000 Aktien in Zemurrays Händen war, und dieser verliess Boston mit dem Titel «Verantwortlicher Direktor für alle Aussenoperationen der United Fruit in Mittelamerika». Von diesem Augenblick an durchreiste er persönlich das United-Fruit-Imperium, entliess ein Viertel der Bürokraten und setzte an ihre Stelle hart arbeitende Männer – auch wenn sie nicht puritanischen Moralanforderungen entsprachen, sondern Trinker oder Spieler waren. Ein halbes Jahr später hatten sich die Aktien erholt. Der Gewinn für 1932 kletterte auf über 11 Millionen Dollar. 1938 zog sich Victor M. Cutter resignierend in den Aufsichtsrat zurück. Zemurray wurde unwi-

derrufflich «Herr des Bananenlandes» und «Admiral seiner grossen weissen Flotte». Bevor er 1951 halb in den Ruhestand trat, erlebte er noch, wie Südamerika sich zu verändern begann. Er erlebte die Anfänge sozialer und nationaler Erhebungen, die sich in fast allen Bananenländern gegen die «amerikanische Dollarherrschaft» im Allgemeinen und gegen sein «imperialistisches Bananenreich» im Besonderen richteten. Arbeiterkliniken, Wohnhäuser und Schulen, die er nach Ansicht der Revolutionäre «mit augenwischerischem Potemkin-Sozialismus» errichtet hatte, bewahrten die United Fruit nicht davor, zur Zielscheibe immer heftigerer Angriffe zu werden. Sie wurde «El Pulpo» (Das vielarmige Ungeheuer) genannt, als Zemurray 1961 seine Augen für immer schloss. Was er nicht mehr erlebte, war der Auftritt eines Nachfolgers, der nicht ganz so abenteuerlich, aber spektakulär genug die Geschicke von «El Pulpo» in die Hände nahm. Sein Name war Eli M. Black. Er gehörte zur zweiten Einwanderergeneration, Jahrgang 1923, hatte als Sohn orthodoxer Eltern ein Talmud-College in Manhattan besucht und sich als Rabbiner schlecht und recht in kleinen Gemeinden durchgeschlagen. Mit 23 aber war er zur Wall Street hinübergewechselt und hatte bei Lehman Brothers debütiert. Zwischen 1950 und 1960 hatte ihm die bis dahin grösste Blütezeit der Wall Street und des amerikanischen Aktienmarktes die Chance seines Lebens offeriert. Auf einer von 30 Millionen Wohlstandsamerikanern, die in einem Aktienrausch jedes vermeintliche Wunderpapier zu oft irrealen Kursen kauften, gestützten Investitionswege entstand ein neues amerikanisches Börsenkind, das Konglomerat. Die Konglomerat-Methode erlaubte auch dem kapitalärmsten Aussenseiter, mit geliehenem Geld eine Firma zu gründen, ihr einen märchenhaften Namen zu geben und Aktien mit zu ebenso märchenhaften Kurswerten anzubringen. Die neuen «Wertpapiere» dienten sodann dazu, habgierige Aktionäre älterer Unternehmen mit normal- oder unterbewerteten Anteilen zu verlocken, ihre Aktien gegen die neuen Wunderpapiere einzutauschen. Auf diese Weise erwarb man Aktienmehrheiten und Kontrollen über grössere Firmen mit unzulänglichem älterem oder einfach überrumpeltem Management und ihre Barreserven. Letztere erlaubten die Verzinsung oder Rückzahlung des geliehenen Ausgangskapitals und lieferten die Grundlage für die «Eroberung» weiterer Unternehmen. Die Kombination nannte sich am Ende Konglomerat oder Mischkonzern, ihre Gründer hiessen Konglomerateure. Eli Black lernte seine Wall-Street-Lektion. Mit der kleinen Flaschenfabrik American Sealcup als Ausgangsbasis «eroberte» er eine Reihe mittlerer Lebensmittelfirmen und das grosse Schlachthausunternehmen John Morrell & Co. in Chicago. Daraus formte er ein Konglomerat mit über 800 Millionen Dollar Aktien wert. Dann umwarb er auch Aktionäre der United Fruit und brachte

Zemurrays ohne den grossen alten Mann mehr oder weniger führerlos gewordenes Bananenreich mitsamt einigen internationalen Tochterunternehmen wie der United Fruit Japan oder Compagnia Italiana della Frutta unter seine Kontrolle. Sein nunmehriges Imperium nannte er United Brands. Doch der Aufstieg war damit noch nicht beendet. Black vergrösserte United Brands durch die Angliederung einer Eisdielen-Kette und die Petro-Chemie-Firma Foster Grand. Aber die United Fruit war sein wichtigster Erwerb. 1973 meldete United Brands einen Jahresumsatz von 1,982 Milliarden Dollar, aber nur einen Gewinn von 20 Millionen. Ein Jahr später zeigte sich, dass Black Horatio Alger zu wörtlich genommen hatte. Das «Konglomerieren» und «Wachsen» hatte er mit eindrucksvoller Meisterschaft gelernt, nicht aber die Verwaltung dessen, was er an echten und an Papierwerten aufeinandergetürmt hatte. United Brands geriet in den Abwind der heraufziehenden Wirtschaftsrezession von 1974/75. Als zur gleichen Zeit die Regierungen von Honduras, Costa Rica, Panama, Guatemala und Kolumbien in Fortsetzung jener Politik, mit der sie schon Zemurrays letzte Jahre verdüstert hatten, eine Unione de Paies Exportadores de Banana gründeten und eine Steuer von 1 Dollar für jede Bananenkiste beschlossen, die ihre Länder verliess, sah sich United Brands von einer Belastung in Höhe von über 20 Millionen Dollar bedroht. Im September 1974 verwüstete auch noch ein Hurrikan 70 Prozent aller Plantagen in Honduras, was weitere 25 Millionen Dollar Verlust verursachte. Im Februar 1975 zerschlug Eli M. Black mit einem Aktenkoffer ein Fenster seines Büros im 44. Stockwerk des Pan-American-Gebäudes in New York. Er sprang 180 Meter tief in den Tod und überliess die Rettung und Erhaltung der United Brands zwei Aktionären: Max M. Fisher, einem erfolgreichen, vital-diktatorischen Immobilien-Grossunternehmer aus Detroit, sowie einem anderen Immobilien-Entrepreneur aus New York namens Seymour Milstein. Mit der nur zögernd gegebenen Hilfe eines erfahrenen Aussenseiters und Exmanagers der Ford-Werke in Australien, Wallace W. Booth, verkauften sie der Regierung von Panama 39'000 Acre Plantagenland für einen Bruchteil seines Wertes, nämlich 151'000 Dollar, pachteten anschliessend das Land für 2 Millionen Dollar pro Jahr zur Weiterführung der Bananenpflanzung und erhielten dadurch eine Verringerung der Bananensteuer auf 35 Cent pro Kiste. Honduras verkauften sie 190 Meilen Eisenbahn für eine symbolische Summe von 1 Dollar – gegen das Recht, die Bahn acht Jahre lang weiter zu betreiben. Der Regierung von Costa Rica übertrugen sie 37'500 Acre Boden zur Verteilung an landlose Bauern, sie schlossen einen Steuerkompromiss mit Kontrahenten, die sich bewusst waren, dass es ihnen noch auf längere Zeit an genügender Erfahrung zur Führung von Plantagen und Verkaufsorganisationen fehlen würde. Gleichzeitig erhöhten sie den Bananenpreis, so dass sie Eli Blacks Defizit für das Jahr nach seinem Tode in einen Gewinn von 10,8 Millionen Dol-

lar verwandeln konnten. 1977, nach getaner Arbeit, zog sich Wallace W. Booth zurück. Die weitere Entwicklung von United Brands und Zemurrays Bananenreich war wieder ein offenes, für neue Krisen, Überraschungen, Rückschläge oder Erfolge bereites Buch.

Jacob Blaustem, Armand Hammer und ihre «Nischen» in den Imperien des Erdöls

Der auf die Dauer glücklichere Held einer anderen Saga wurde Jacob Blaustein, dessen Vater Louis mit seiner Frau Henrietta 1888 Litauen verlassen hatte. 1972 wurde Jacob Blaustein in einschlägigen Untersuchungen als Erdöl- und Treibstoff-Unternehmer mit einem Vermögen von über 100 Millionen Dollar auf die 11. bis 14. Stelle unter jenen Amerikanern gerückt, die ihren Besitz nicht von einer älteren Generation erbt, sondern selber geschaffen haben. Das schien vergleichsweise wenig im Verhältnis zu den 600 oder 1'000 Millionen Dollar, die weltbekannte Erdöl-Entrepreneure angelsächsischer oder irischer Abstammung nach der Art von Haroldson L. Hunt oder J. Paul Getty vorweisen konnten. Aber Jacob Blausteins Aufstieg erhält die richtigen Dimensionen, wenn man sich vor Augen führt, dass sein Vater in Baltimore noch einen Strassenhandel mit Petroleum betrieben hat, als Jacob 1892 geboren wurde.

18 Jahre lang arbeitete Louis danach in Baltimore als Hilfskraft in den Anlagen von Rockefellers Standard Oil Company, bis er 1910 seine «ökologische Nische» im angelsächsischen Öl-Establishment fand. Zusammen mit Jacob gründete er in einem alten Stall die erste Tankstelle Amerikas mit einer Zapfsäule und nannte sie grosszügig, aber wirkungsvoll Lord Baltimore Filling Station. Daraus entstand ein Tankstellennetz, das sich über den Staat Maryland und später an der ganzen amerikanischen Ostküste ausbreitete. Die Entstehung einer Tankwagengesellschaft, der American Oil Company, war eine logische Konsequenz, die Entwicklung des kloppfreien Benzins «Amoco» eine weitere. «Amoco» füllte die Tanks des Flugzeugs «Spirit of St. Louis», mit dem der Amerikaner Charles Lindbergh 1927 zum erstenmal den Atlantik von New York nach Paris überquerte. Aber schon vorher, 1924, bot die Pan American Petroleum and Oil Company Vater und Sohn Blaustein Aktien im Werte von 5 Millionen Dollar für eine 50prozentige Beteiligung an ihrem Tankstellenunternehmen an.

Louis und Jacob akzeptierten, und 1933 ging ihre Firma in dem Pan-American-Giganten auf. Beide sicherten sich führende Stellungen und behaupteten sie auch, als Rockefellers Standard Oil die Kontrolle über die Pan American Petroleum and

Oil übernahm. Bis zu Louis Blausteins Tod im Jahre 1937 wirkte Jacob noch als Vizepräsident des Unternehmens. Danach nutzte er seinen Aktienbesitz zu weiteren Investitionen und Beteiligungen an Raffinerien und Öl-Versicherungen sowie zum Aufbau seines Multimillionenvermögens.

Was spektakuläres Aufsehen auf dem Gebiet der Erdölreichtümer betraf, so wurde Jacob Blausteins solide Karriere durch den abenteuerreichen Aufstieg Armand Hammers übertroffen, der 1898 an der New Yorker Lower East Side das Licht der Welt erblickte. Als einziger fand er einen heiss umstrittenen, durch emineunte Risiken, mancherlei Extravaganzen und Züge von Poker gekennzeichneten Weg bis in die Spitzengruppe der Ölindustrie. Seine Occidental-Petroleum-Gesellschaft in Los Angeles errang 1976 eine überraschende elfte Position unter den grössten internationalen Erdölgesellschaften Amerikas von Exxon und Texaco bis Tenneco. Der Umsatz der Occidental Petroleum betrug im Verhältnis zu den rund 44 Milliarden von Exxon und 24 Milliarden von Texaco nur etwas mehr als 5 Milliarden. Bei den Gewinnen standen 2,5 Exxon-Milliarden 171 umstrittene Occidental-Milliarden gegenüber, und der Vergleich zwischen Aktiva und Passiva liess Wirtschaftsspezialisten an einer sicheren Zukunft des Unternehmens zweifeln. In jedem Fall aber übertraf Hammers Geschichte von seinem 16. Lebensjahr an vieles, was sonst dichterische Phantasie ersinnt.

Er war der älteste Sohn eines überzeugten Sozialisten, Besitzers von Lower East Side-Drugstores und Arztes namens Dr. Julius Hammer, der als Einjähriger mit Vater Jacob und Mutter Victoria aus Cherson über Paris nach New York gekommen war. Nach seiner Ankunft in Ellis Island hatte Jacob Hammer alles andere als «goldene Strassen» vorgefunden, weshalb er enttäuscht nach Paris «umkehrte». Aber dort erlitt er mit einem Antiquitätenladen Schiffbruch. Schliesslich nahm er in Bradford in Connecticut mit einem Leben ohne goldene Strassen als Versicherungsvertreter vorlieb. Dass sich sein muskelstarker Sohn Julius nach Jahren unterbezahlter Arbeit in einer Eisengiesserei den New Yorker Radikalen der Rivington Street anschloss, war ebensowenig verwunderlich wie seine Liebe zu einer Witwe Rose, die ihn an sozialistischer Gläubigkeit noch übertraf. Als sie ihm (zu ihrem eigenen Sohn Harry) 1898 Armand und später einen weiteren Sohn namens Victor gebar, war Julius Drugstore-Besitzer geworden. Er stellte goldene Pillen her, die wegen ihres schönen Aussehens unter den Kranken der Lower East Side grosses Vertrauen genossen. Aber er hielt es für sozialistischer, den Kranken direkt zu dienen. Als Armand vier Jahre alt war, verkaufte Julius seine Drugstore, studierte am Columbia-College Medizin und eröffnete dann eine Praxis in der Bronx. Die goldenen Pillen erwiesen sich indessen als unentbehrlich, und Ju-

lius gründete in einem Schuppen eine Firma mit dem humanitär klingenden Namen «Gute Laboratorien». Praxis und Labor gleichzeitig zu betreiben, war jedoch zuviel, und 1914 stand er vor der Wahl, sich entweder bis zur Erschöpfung zugrunde zu richten oder die Guten Laboratorien aufzugeben. So nahm sein Sohn Armand die Pillenproduktion in die Hand.

Ihm hatte schon mit zwölf Jahren die Neigung seines Vaters zu sozialistischer Aufopferung für andere nicht behagt, der «amerikanische Kapitalismus» aber umso mehr. Sein erstes «kapitalistisches» Unternehmen bestand darin, die Ersparnisse seines Stiefbruders Harry als Drugstore-Verkäufer, alles in allem 185 Dollar, zu entleihen, ein rostiges Kleinauto zu erwerben und sich einem Pralinenfabrikanten als Ausfahrer anzubieten. Im Vergleich zu den Fahrzeugen seiner Konkurrenten war sein Vehikel so winzig, dass ihn schallendes Gelächter empfing. Aber kühn erbot er sich, 14 Probetage lang auf Bezahlung zu verzichten, wenn er in dieser Zeit nicht die gleiche Transportleistung vollbringe wie die anderen. Mit 18 Arbeitsstunden pro Tag überflügelte er sie alle. Er zahlte nach neun Tagen Harrys Darlehen zurück und führte seinem Vater – mit 20 Dollar Tageseinnahme – die Vorteile des Kapitalismus vor Augen.

Als er sich 1917 am Columbia-College für Medizin einschrieb, erfüllte er eine Sohnespflicht, doch fand er eine Lösung, um das Studium mit der «kapitalistischen» Rettung der Guten Laboratorien vor dem drohenden Bankrott zu verbinden. Einem noch ärmeren Studenten bot er in seinem Zimmer freies Logis, und als Gegenleistung schrieb sein Untermieter alle Vorlesungen mit. Armand zeigte sich einmal wöchentlich persönlich im College, um die Professoren an sein Gesicht zu gewöhnen, lernte den Inhalt ihrer Vorlesungen bei Nacht und sanierte tagsüber die Firma. Statt wie üblich Muster der Pillenproduktion per Post zu verschicken und niemals mehr davon zu hören, heuerte er junge Arbeitslose an und schickte sie als redegewandte «Missionare» zu sämtlichen Ärzten von New York und New Jersey.

1918 – mit 20 Jahren – schloss er Dr. Julius' Gute Laboratorien und gründete die weniger sozialistische, aber rentable Firma Allied Chemical and Drug Corporation am Ufer des Harlem. Er beschäftigte bereits über 100 Leute, als der Erste Weltkrieg zu Ende ging, eine Grippe Tausende von New Yorkern umbrachte und der Bedarf nach Chemical and Drug-Grippemitteln aussergewöhnliche Ausmasse erreichte. Nachdem die Epidemie überwunden war, verhalf das amerikanische Alkoholverbot zu einer weiteren Expansion des Unternehmens: Eine alkoholische Tinktur aus Ingwer, die Hammer gegen Magenleiden empfahl, erwies sich für Gastwirte als hervorragendes Mittel, um alkoholfreies Ginger Ale in ein Getränk zu verwandeln, das auch harte Trinker befriedigen konnte. So machte die Allied Chemical and Drug Corporation Armand 1920 zum einzigen Medizinstudenten

des Columbia-College, der sich als Millionär aus eigener Kraft bezeichnen konnte. Aus Liebe zum Vater, aber widerstrebend, erfüllte er Dr. Julius' Wunsch, der neugegründeten Sowjetunion mit einigen Medikamentensendungen «ohne Rechnung» beizustehen. Er bestand 1921 mit – im Hinblick auf das Fernstudium – überraschender Bravour sein Columbia-Examen und war für 1922 als Assistent am New Yorker Bellevue-Hospital vorgesehen, als Dr. Julius aufgrund seiner humanitären Überzeugungen für drei Jahre ins Gefängnis von Sing-Sing verbannt wurde. Die sozialistische Anschauung vom Recht der Frauen auf Abbruch unerwünschter oder gesundheitsgefährdender Schwangerschaften (der New York fünf Jahrzehnte danach als erste amerikanische Stadt durch ein Gesetz zur Liberalisierung der Abtreibung seine späte Reverenz erwies) galt 1921 noch als bolschewistisch-antichristliche Abnormität. Dr. Julius verhalf einer herzkranken Russin zu einem Schwangerschaftsabbruch. Sie starb. Julius wurde verhaftet und verurteilt. Als alle Bemühungen um eine Freilassung seines Vaters scheiterten, entschied Armand sich, die Allied Chemical and Drug Corporation für zwei Millionen zu verkaufen, 100'000 Dollar in ein fahrbares Militärlazarett zu investieren und mit dieser Spende für die Sowjetunion nach Moskau aufzubrechen. Es bleibt eine Frage der Interpretation, welche Rolle dabei eine jugendliche Anwandlung von Trotz gegen amerikanische «Kapitalisten» spielte, die seinen Vater verurteilt hatten, und welche Rolle dem ebenso jugendlichen «kapitalistischen» Kalkül zukam, sich mit einer Spende Geschäftsmöglichkeiten in einem Lande zu eröffnen, in das kein traditionell-etablierter amerikanischer Geschäftsmann seine Füße setzte. Hammer war 23 Jahre alt, als er mit seiner Lazarettladung eine Reise antrat, die folgende Etappen aufwies: eine (genaugenommen «ins Blaue» gerichtete) Ankündigung an die Regierung der Union der Sowjetrepubliken in Moskau, dass er mit Lazarett, Ambulanz wagen und Medikamenten als Spende für das notleidende russische Volk unterwegs sei; eine Untersuchung seiner Fracht durch Scotland Yard in Southampton; endloses Antichambrieren in der Berliner Sowjetbotschaft wegen eines Visums; Protesttelegramme nach Moskau wegen der «Behinderung seiner Mission»: schliesslich die Einreisegenehmigung vom Stellvertretenden sowjetischen Volkskommissar des Äusseren, Maksim Litwinow; eine stürmische Überfahrt nach Riga; Reisen in unbeleuchteten Zügen mit einem Vorrat an Käse, Whiskey und Ölsardinen; Empfang in Moskau durch einen aus New York heimgekehrten und zum Funktionär auf gestiegenen Sozialisten namens Wolff; Unterbringung in einem von Ratten verseuchten Savoy-Hotel; warten, warten bei Sardinen und Wasser, während er versuchte, täglich hundert Worte Russisch zu lernen – und nicht enden wollende Diarrhö.

Schon dachte er daran, seine Ladung zurückzulassen und heimzukehren, als ein anderer ehemaliger New Yorker namens Reinstein in seiner Zimmerhöhle erschien. Er lud ihn – als wisse man im Kreml nicht, was man mit ihm anfangen solle – ein, an einer Studienfahrt zu Industriebetrieben in Swerdlowsk teilzunehmen. Durch Elendsstädte voller Hungernder gelangte er nach Swerdlowsk und hörte unterwegs von Lenins Entscheidung, das bisherige kommunistische Verstaatlichungsprogramm abzubrechen und durch eine liberale «Neue Ökonomische Politik» Atemluft zu gewinnen. Ungeheure Lager von Häuten und Pelzen sowie die Nachricht, dass eine Rekordernte in Amerika die Weizenpreise auf 1 Dollar pro Scheffel stürzen liess, erweckten in Hammer erste Visionen eines grossen Geschäfts. Er versprach Reinstein Weizen im Austausch gegen Pelze oder Platin und verlangte, sofort zu jemandem gebracht zu werden, der Verträge mit ihm abschliessen könne. Nach ein paar Tagen Stillschweigen und nachdem er unberührte Asbestlager bei Alapajewsk aufgefunden gemacht hatte, erreichte ihn an einer Telegrafestation die Nachricht, Lenin wolle im Kreml persönlich mit ihm sprechen. Am 10. Oktober 1921 sah er sich dem Herrn des neuen Russland gegenüber. Hammer fand, dass Lenin nicht grausam aussah, sondern «Wärme ausstrahlte», und er vernahm die überraschende Erklärung, die Sowjetunion mit ihren ungehobenen Naturschätzen und Amerika mit seiner Technologie seien Verbündete der Zukunft.

Armand konnte kaum ahnen, dass er hier so etwas wie das Credo seines Lebens vernommen hatte. Aber als Lenin ihn entliess, hatte er Folgendes «in der Tasche»: ein Abkommen über den Handelsaustausch von US-Getreide gegen Pelze und Kaviar; eine Konzession für den Abbau des Asbests von Alapajewsk mit amerikanischen Maschinen; militärischen Schutz durch den Kriegskommissar Leo Trotzki; die Umquartierung aus dem Rattenloch des Savoy in ein sauberes Gästehaus. Er erhielt auch ein Leninbild mit der Widmung «Dem Genossen Armand Hammer», das Jahrzehnte später einen nostalgischen Platz in seinem Büro der Occidental-Petroleum-Gesellschaft einnahm. Seine erste Aktion bestand in der telegrafischen Anweisung an seinen Bruder Victor in New York, eine Allied American Corporation zu gründen, für 1 Million Dollar Weizen zu kaufen und nach Russland zu verschiffen.

Fast fünf Jahrzehnte später, im Jahre 1967, als in Moskau Lenins persönliche Aufzeichnungen veröffentlicht wurden, erfuhr man die Hintergründe von Armands märchenhaftem Empfang.

Russische Sozialisten, die aus dem New Yorker Exil ins Land ihrer Träume zurückgekehrt waren, hatten das Gerücht verbreitet, Dr. Julius Hammer sei ein kommunistisches Opfer kapitalistischer Willkür, und Armand sei zwar Millionär, aber sein Herz schlage für die Sowjetunion. Solche naiven Vorstellungen trafen in Moskau auf die Einsicht in die verzweifelte eigene Wirtschaftslage und auf noch

sehr simple Vorstellungen über Amerika. Lenin schrieb (mochte man es nun später glauben oder nicht) an die verschiedensten Funktionäre, unter anderem auch an Stalin, seit 1922 Generalsekretär der Kommunistischen Partei: «Er (Hammer) erschliesst einen Weg in die amerikanische Geschäftswelt. Wir müssen diesen Weg benutzen ... Es ist wichtig, dass das Ausland erfährt, dass Amerikaner russische Konzessionen annehmen ... Wir müssen darauf achten, dass wir unsere Verpflichtungen pünktlich ... einhalten ... Ob Hammer für die Finanzierung der Elektrifizierung des Ural einzuspannen ist?»

Es war ein märchenhafter Auftakt, und alles, was in den folgenden Jahren, zwischen 1921 und 1924, geschah, blieb ein einmaliges, oft absurdes Märchen. Im Dezember 1921 machte Victors erstes Weizenschiff im Hafen von Reval fest. Zur selben Zeit hatte Armand Berge von Häuten, Zobelfellen und eine Tonne Kaviar dorthin schaffen lassen. Leo Trotzki liess sich zwar – anders als Lenin – Feindseligkeit anmerken und drohte: «Wenn unsere Revolution nach Amerika kommt ...», aber seine Soldaten schützten die Waren beim Entladen und Laden vor Räubern und eigenmächtigen Funktionären. Die Allied American Corporation, Abteilung Moskau, bezog für zwölf Dollar Monatsmiete ihr Hauptquartier in einem ehemaligen Palast des zaristischen Hofjuweliers Faberge, und Hammer eilte nach New York, um die ersten Gewinne zu kontrollieren und Maschinen für den Asbestabbau in Alapajewsk zu kaufen. Da er schon einmal beim Maschineneinkauf war, unternahm er eine Rundreise durch amerikanische Industriebetriebe, von Allis Chambers bis zu Underwood. Als Vierundzwanzigjähriger erregte er Verwunderung oder Gespött mit seinem Vorschlag, ihn zum Generalvertreter für die Sowjetunion zu ernennen. Aber da weder Chambers noch Underwood etwas zu riskieren hatten, bekam er Prospekte und eine eindrucksvolle Ernennungsurkunde. Er schreckte auch vor keiner Vorsprache bei Henry Ford zurück, der mit dem DEARBORN INDEPENDENT auf dem Höhepunkt seines Privatkrieges gegen Juden und Bolschewiken stand. Armand beschaffte sich ein Empfehlungsschreiben von einem Verwandten namens Alexander (Sascha) Gomberg, der vor der russischen Revolution nach Berlin geflohen war und von dem es hiess, er sei während der Zarenzeit als erster Verkäufer für Ford-Autos irgendwo in Südrussland tätig gewesen. Onkel Sascha schickte ihm das Schreiben. Damit drang er in Dearborn bis zu Henry Ford vor. Vielleicht half ihm dabei, dass sein Grossvater Jacob den jüdischen Glauben in Connecticut aufgegeben hatte, Unitarier geworden war und auch seine Kinder zu Unitariern erzogen hatte.

Ford versicherte am Anfang zwar eisig, er werde mit Russland erst Geschäfte machen, wenn den Bolschewismus «der Teufel geholt» habe, aber er hörte sich Armands Antwort «Mister Ford, wenn Sie *darauf* warten wollen, werden sie lan-

ge keine Geschäfte in Russland machen» immerhin an, als hege er selbst schon innerliche Zweifel am Erfolg des Teufels. Armands Bemerkung: «Mister Ford, Sie werden es nicht glauben, aber in Russland hält man Sie und Edison für die bewundernswertesten Männer der Welt», schmeichelte dann seiner Eitelkeit. So wurde Armand Hammer zum Generalagenten der Ford Motor Company in Russland.

Anfang 1922 war Hammer wieder in Moskau. Er bezog ein noch besseres Hauptquartier im Palast eines geflohenen oder ermordeten Zuckerkönigs und brachte die Asbestproduktion mit amerikanischen Maschinen, ein paar Ingenieuren, mit Brotprämien und Trotzki's Wachen in Gang. Schon im Frühjahr führte er in Nowosibirsk auf einem Traktorensitz persönlich die Parade der ersten Kolonne von 50 Ford-Traktoren vor dem kommunistischen Gebietschef Anastasij Mikojan an, und er verkaufte Fords von Charkow bis hinunter nach Tiflis. Im Sommer war er von Neuem in New York, erhöhte die Zahl seiner Generalvertreter-Urkunden auf 38 und vergass endgültig die vakante Assistentenstelle im Bellevue-Hospital. Stattdessen nahm er seinen Bruder Victor, der nach seiner Meinung als Schauspieler und Künstler Zeit vergeudete, mit nach Moskau und beorderte ihn, kaum dass er von einer georgischen Geliebten namens Nadjeschda (auch «die schwarze Pantherin» genannt) Russisch gelernt hatte, nach Alapajewsk. Armands «sowjetischer Aussenhandel» nahm solche Formen an, dass er Büros in Berlin und London eröffnete, eine Bank in Reval erwarb und Pelzjäger bis nach Sibirien schickte. Onkel Sascha aus Berlin übernahm die Bank. Als Dr. Julius 1923 begnadigt wurde, aber Berufsverbot als Arzt erhielt, wurde er Verbindungsmann zu Henry Ford. Alles ging grossartig, und Hammer hatte das Haus des Zuckerkönigs längst mit einem 24 Räume umfassenden Stadtpalais, Sadowaja-Samotechnaja Nr. 14, vertauscht, als Lenin sich am 21. Januar 1924 zum Sterben legte, Trotzki seinen Einfluss verlor und Josef Stalin alle Macht übernahm.

Als der nunmehrige Volkskommissar für Aussenhandel, Leonid Krassin, Armand wissen liess, dass die Sowjetunion fortan ihre Geschäfte durch eine staatliche Organisation Amtorg selbst betreiben werde, hatte Armand gerade einige Kilometer russische Schafdärme an New Yorker Schlachtereien verschifft und eine Ladung Allis-Chambers-Maschinen in Empfang genommen. Es waren die letzten. Aber er war entschlossen, sein Handelsreich nicht ohne weiteres aufzugeben. Zur rechten Zeit fiel ihm auf, dass es in der Sowjetunion keine leistungsfähige Bleistift- und Schreibfedernfabrik gab. Eines der Hauptziele der Sowjetunion, argumentierte er gegenüber Krassin, sei Erziehung für das ganze Volk. Das werde unmöglich ohne Schreibmaterial zu verwirklichen sein. Er erbot sich, auf seine eigenen Kosten auf sowjetischem Boden eine Fabrik zu errichten, alle Maschinen zu kaufen, binnen eines Jahres Bleistifte und Federn im Wert von 1 Million Dollar zu

liefern und damit Importe überflüssig zu machen. Leonid Krassin und Maksim Litwinow gaben ihm eine Konzession. Über die Produktion von Schreibgeräten wusste er zu Anfang nicht mehr, als dass es in Nürnberg Fabers berühmte Bleistiftwerke gab. So warb er den Fabers einen Ingenieur ab, kehrte mit ihm und allen nötigen Maschinen zurück und eröffnete die Produktion in einer verlassenen Seifenfabrik an der Moskwa. Statt für 1 Million produzierte das Werk im ersten Jahr für 2 Millionen Dollar Stifte. Drei Jahre später verliessen 100 Millionen Bleistifte plus 95 Millionen Schreibfedern die alte Seifenfabrik.

Auch Victor liess die Zeit, die ihm in der Sowjetunion noch verblieb, nicht ungenutzt verstreichen, nachdem er auf Trödelmärkten Geschirr mit zaristischen Monogrammen und Straussenei-grosse, mit Diamanten besetzte Platin-Ostereier gefunden hatte, die vom Hofjuwelier Faberge 1906 als Ostergeschenk Zar Nikolaus' II. für Zarin Alexandra angefertigt und von Plünderern gestohlen und verschleudert worden waren. In den Kellern verlassener Kirchen kaufte er kostbare Priestergewänder und jahrhundertealte Ikonen, mit denen Arbeiter und Landstreicher die Feuer unterhielten, an denen sie sich wärmten. Gastwirte tauschten mit Begeisterung zerbrechliches Edelporzellan mit Adelswappen gegen handfestes Steingut ein. Halbwüchsige spielten mit einem Wolga-Dampfschiff aus Silber, Platin und Gold, das Faberge 1913 als Geschenk für den einzigen Zarensohn geliefert hatte. Für Rubel, Brot und Speck schafften sie noch anderes herbei. Schliesslich sandte Victor Aufkäufer aus, die nicht nur das Haus Sadowaja-Samotechnaja Nr. 14 mit Antiquitäten, Kunstgegenständen, Möbeln und Teppichen füllten, sondern schliesslich auch Lagerhäuser mieteten. Armand Hammer war 28 Jahre alt und sozusagen Bleistiftmonopolist, als er seinen Kunstschatzen eine melancholische weibliche Schönheit hinzufügte: Olga Wadina, geborene von Root, Tochter eines zaristischen Generals. Ein roter Oberst hatte sie vor dem Erschiessen gerettet. Seither sang sie bei revolutionären Konzerten Zigeunerlieder. Armand ehelichte sie. Aber als sie ihm 1928 seinen ersten und einzigen Sohn Julian gebar, waren die sowjetischen Uhren für Armand Hammer abgelaufen. Leo Kamenjew, Leiter des Kommissariats für Handelskonzessionen, gewährte ihm zwar für seine Leistungen zugunsten der sowjetischen Volksbildung eine Entschädigung von mehreren Millionen für die Bleistiftfabrik – teils in bar, zum grösseren Teil aber in Staatsschuldverschreibungen auf 36 Monate. Er gestattete ihm auch, die Einrichtung seines Hauses und seine Antiquitätenschätze gegen eine Ausfuhrsteuer von 15 Prozent mit über die Grenze zu nehmen. Aber es war das (vorläufige) Ende des sowjetischen Traumes.

1930 kam Hammer mit Olga, Julian, Geld und voll beladenen Waggons nach Paris, wo er ein Schloss mit Blick über die Stadt kaufte. Er dachte an eine Bankiers-

karriere nach Rothschild-Art und hatte einen guten Start, als er auf Franzosen und Amerikaner traf, die für ehemalige Besitzungen in Russland mit Schuldverschreibungen abgefunden worden waren, aber kein Vertrauen in diese setzten. Sie waren dankbar, wenn er ihre Papierbündel für Bruchteile des Nennwertes übernahm. Da die Sowjetregierung ihre Verpflichtungen – Lenins Regeln getreu – bis auf die letzte Kopeke erfüllte, war Armand Hammer bereits Multimillionär, ehe er seine französische Bankierskarriere beendete und mit seinen Besitztümern nach New York aufbrach.

Er war jetzt 33 und geriet mitten in die Börsen- und Wirtschaftskrise. Victor schwor, es gebe keinen Amerikaner mehr, der auch nur einen Dollar für Antiquitäten aufwenden würde. Kunsthändler setzten sich die Pistole an die Stirn. Aber Armand erklärte ihm, dass unmöglich alle Amerikaner verarmt sein könnten und ihre romantische Neigung zu von Kommunisten ruinierten Zaren- und Fürstenhäusern und deren Hinterlassenschaft aufgegeben hätten. Er liess jedes Stück zaristischer Kunst registrieren und Preisschilder mit fürstlichen Wappen sowie eine einleuchtende Vorgeschichte für jeden Artikel drucken. Er schrieb an sämtliche Kaufhausunternehmen und offerierte ihnen den Verkauf russischer Antiquitäten mit 40 Prozent Rabatt. Die erste Firma, die sich entschied, war Scruggs-Vandervoort and Barney in St. Louis, die zweite Marshall Field in Chicago, und am Eröffnungstag warteten jedesmal 5'000 Neugierige auf Einlass. Gewänder russischer Popen waren als Partykleider besonders begehrt. Der Erfolg war so eindrucksvoll, dass die Hammer-Brüder die besten Stücke aufbewahrten und eine eigene Galerie für den Verkauf unkonventioneller Kunst, die Hammer Galleries in der Fifth Avenue, eröffneten. Armand stürzte sich in so viele neue Unternehmungen, dass Olga die New Yorker Wohnung und die Villa in Highland Falls gelangweilt verliess und nach Hollywood entwand.

1933, als die Aufhebung jenes Alkoholverbots, das schon 1920 segensreich gewesen war, bevorstand, erkannte Armand rechtzeitig den Bedarf an Bier- und Whiskeyfässern. Vielleicht wussten andere nicht, was er wusste: In keinem Land gab es mehr Fassdauben als in Russland. Er beorderte ganze Schiffsladungen davon, und als durch ein Versehen statt fertiger Dauben Eichenholzblöcke in New York eintrafen, gründete er die Daubenfabrik A. Hammer Cooperage Corporation und kam mit seinen Fässern gerade rechtzeitig, um neue Brauereien wie Anheuser-Busch in immensem Umfang zu beliefern. Dann widmete er sich der Whiskeyproduktion, der Viehzucht und – 1941 – noch einmal dem Kunsthandel, als William Randolph Hearsts Zeitungsimperium an den Rand des Bankrotts geriet und nur eine Rettung möglich schien: der Verkauf von Antiquitäten. Hearst hatte sie in 4 Jahrzehnten für 50 Millionen Dollar in aller Welt eingehandelt und

in einem absurd-monströsen kalifornischen Besitz «San Simeon», einem Schloss in Wales und an vielen anderen Plätzen aufgestapelt. Sie reichten von Skulpturen aus der Epoche 2'500 Jahre vor Beginn der Zeitrechnung bis zu Wärmflaschen George Washingtons. Kunsthändler kapitulierten vor solchen Massen. Armand Hammers Kaufhausmethode öffnete den einzigen möglichen Weg. Hearst sträubte sich dagegen, sein Himmelbett der Lady Hamilton oder van-Dyck-Gemälde, für die er Hunderttausende bezahlt hatte, in einem Einheitspreis-Kaufhaus ausgestellt zu sehen. Aber er beugte sich, als nach einem Werbefeldzug Armand Hammers New Yorker Polizisten den Andrang zu Gimbels Kaufhaus kontrollieren mussten und der erste Verkaufserlös 500'000 Dollar überstieg. Ein texanischer Ölmagnat begann an einem Morgen mit dem Kauf von Wandteppichen, die Taten des altrömischen Scipio Africanus darstellten, für 9'495 Dollar und gab 100'000 Dollar aus, bevor der Tag zu Ende war. Eine Madonna mit Kind von Raffaellino del Garbo brachte 12'998 Dollar (und war 1975 eine halbe Million wert).

1956 wurde Armand Hammer 58 Jahre alt. Die genaue Höhe seines Vermögens war unbekannt. Auf jeden Fall hatte er eine zweite Ehe mit einer – diesmal nicht melancholischen, sondern eher zu lebenshungrigen – Schönheit Angela Zevely hinter sich, und folgte nun einer dritten, fraulicheren Partnerin, einer Witwe namens Frances, in ihr Haus nach Kalifornien. Er erweckte zeitweise den Eindruck, als werde er sich hinfort damit begnügen, Millionen in eigene Gemäldesammlungen zu investieren und ein Armand-Hammer-Krebsforschungsinstitut zu stiften. Leute, die ihn lange genug kannten, waren zwar stets auf Aussergewöhnliches gefasst, dass er aber praktisch ein zweites Leben begann, kam auch für sie überraschend.

Seine Neugeburt hatte mit Kaliforniens Steuergesetzen zu tun, die Steuerpflichtigen – zur Förderung der Ölproduktion – erlaubten, Investitionen in neue Bohrversuche abzuschreiben. Fand sich kein Öl, hatten die Investierenden ihr Geld statt an den Staat in trockenen Bohrlöchern verloren. Wurde jedoch Öl gefunden, erwuchs ihnen daraus steuerfreier Gewinn. Hammer erwarb Anteile einer Occidental-Petroleum-Gesellschaft in Los Angeles, die aus einem Vizepräsidenten, einer Geschäftsführerin und einer Sekretärin bestand. Die Aktien wurden mit 18 Cent pro Stück gehandelt. Er investierte 50'000 Dollar für einen Bohrversuch, und niemand war überraschter als er, als Occidental auf Öl stiess und die Aktien auf einen Dollar zu klettern begannen. Ein weiterer Erfolg liess zwar auf sich warten, so dass bis 1961 zehn Millionen ausgegeben waren, aber dann bohrte Occidental am Sacramento an einer Stelle, die der Ölriese Texaco angebohrt, aber als aussichtslos aufgegeben hatte. Hammer liess tiefer bohren als die Texaco-Leute und stiess trotzdem nicht auf Öl, wohl aber auf das zweitgrösste Erdgaslager Kaliforniens.

Seine Oxy-Aktien stiegen von 4 auf 15 Dollar.

Aber dann gelang kein weiterer Fund mehr, und Hammer begab sich auf das neue Feld des Konglomerats, bevor seine Aktien wieder fielen – allerdings verfuhr er anders als die meisten. Er erwarb nicht wahllos verschiedenartigste Unternehmen, sondern kaprizierte sich auf Firmen, die Erdgas für ihre Produktion benötigten. Mit den noch hoch dotierten Oxy-Papieren sicherte er sich 1963 die Düngemittelfirma Best Fertilizers Company, die Gas zur Herstellung von Ammoniak verwendete, und in Texas baute er eine zweite Ammoniakfabrik. Danach ging er auf die Suche nach einem anderen Düngemittel-Bestandteil: Phosphat. In der Phosphat-Zentrale Amerikas, im mittleren Florida, gab es für ihn keine freie «Nische». In Florida mokierte man sich, als er stattdessen im Norden des Staates suchen liess. Doch er stiess auf Phosphatreserven, die bis in das kommende Jahrhundert reichen. Und als er von einem Verfahren hörte, das den Transport von Phosphaten auf ein Drittel verbilligte, indem man letztere mit Schwefelsäure zu Superphosphorsäure konzentrierte, brachte er auch die Aktienmehrheit der Jefferson Lake Sulphur Company, der drittgrössten Schwefelproduzentin Amerikas am Golf von Texas, die unter mangelhaftem Management litt, in die Hand von Occidental. Schliesslich folgte für nur 2,8 Millionen Dollar an Oxy-Aktien die lädierte, aber heilungsfähige International Ore and Fertilizer Corporation, die Düngemittel in rund 30 Ländern der Welt vertrieb. Das Düngemittel-Konglomerat liess ihn die Bohrtürme fast vergessen. Mit 65 und angesichts von Phosphaten und Ammoniak hatte er so etwas wie eine Vision. Sie wuchs aus der Erinnerung an sein goldenes Jahrzehnt in Russland sowie an die unermesslichen Ländereien, die dort nach Düngung gelehzt hatten und – mittlerweile errungene sowjetische Fortschritte hin oder her – zum Teil immer noch lechzen mochten.

Seine rastlosen, von keinem Mangel an aggressivem Selbstbewusstsein gehemmten grauen Zellen beschäftigte die Frage, ob sich das goldene Jahrzehnt nicht wiederholen lasse – mit ihm, Armand Hammer, als neuem Vermittler, als Botschafter für Düngemittel, und zwar in Dimensionen, die sein erstes sowjetisches Abenteuer zu einem Zwergunternehmen degradieren würden. Es gehörten in der Tat ein enormes Selbstbewusstsein und ein Schuss politischer Naivität dazu, um darüber hinwegzusehen, dass gerade ein «kalter» sowjetisch-amerikanischer Krieg herrschte, dass 1960 ein amerikanisches Erkundungsflugzeug über der Sowjetunion abgeschossen und die Pariser Konferenz mit Präsident Eisenhower und dem sowjetischen Ministerpräsidenten Nikita Chruschtschow brüsk abgesagt worden war. Als John F. Kennedy 1961 ins Weisse Haus einzog und versuchte, mit Chruschtschow zu einem weniger feindseligen Verhältnis zu gelangen, wäre Hammer nicht Hammer gewesen, hätte er sich nicht dem Handelsministerium zu

einer Erkundungsfahrt nach Moskau angeboten. Seit den Tagen Franklin Roosevelts hatte er nie Zeichen der Diplomatie gegenüber dem Weissen Haus vermischen lassen. Das Modell eines China-Seglers aus der Sammlung Hearst, das er (wie vieles andere) vor Gimbels Ausverkauf zurückgehalten hatte, war in Roosevelts Marinesammlung aufgegangen. Roosevelts Sohn Jimmy hatte er 1952 das dem Verfall preisgegebene Landhaus «Campobello» an der kanadisch-amerikanischen Grenze abgekauft, wo Roosevelt 1921 an Kinderlähmung erkrankt war. So wie Uriah Levy einst Jeffersons «Monticello» erworben und erneuert hatte, versetzte Armand «Campobello» in seinen Urzustand zurück. Er räumte Roosevelts Witwe Eleanor das Wohnrecht ein und plante, Kennedy das Gelände als Roosevelt-Campobello-Nationalpark zu übergeben. Was immer John F. Kennedys Handelsministerium von den sowjetischen Düngemittelprojekten Hammers hielt – ob es ihn zu deren weiterer Verfolgung beauftragte oder dies nur tolerierte –, auf jeden Fall flog Armand Hammer 1961 als inoffizieller Kundschafter ins Moskauer Ungewisse. Er antichambrierte nicht mehr wegen eines Visums und reiste nicht mit Brot und Ölsardinen in dunklen Zügen. Als er in Moskau ankam, erkannte er die Stadt nicht wieder. Aussenhandelsminister Sergej Winogradow, der ihn am 14. Februar empfing, gehörte einer neuen Generation an. Er hatte nie von Hammers russischen Abenteuern gehört und war schockiert, als dieser nach Anastasij Mikojan verlangte, dem er 1922 die ersten Ford-Traktoren vorgeführt hatte. Winogradow erkundigte sich, ob Hammer nicht wisse, dass Mikojan jetzt Stellvertretender Premierminister und nicht zu erreichen sei.

Aber Hammer hielt niemanden für unerreichbar. Er fuhr zur amerikanischen Botschaft, schrieb Mikojan einen Brief, erinnerte ihn an die alten Zeiten, und zwei Stunden später erschien ein Wagen, der ihn (wie 1921 zu Lenin) in den Kreml fuhr. Auch Mikojan war indessen ein anderer geworden. Er war freundlich, aber distanziert und voller Ressentiments gegenüber Amerika, unter anderem wegen Amerikas Weigerung, über elf Milliarden sowjetische Kriegsschulden für Waffenlieferungen während des Zweiten Weltkrieges so zu verhandeln, wie es mit England geschah. Besonders empörte ihn eine amerikanische Weigerung, Krebse einzuführen, die nach amerikanischer Ansicht durch «Sklavenarbeit» gefangen wurden. Aber Hammer war ausdauernd. Seine Ausdauer wuchs, als er erfuhr, in welchem Ausmass die Sowjetunion mit Erdgasfunden in Sibirien beschäftigt war. Das verlieh seiner Vision neue Dimensionen. Erdgas bedeutete Ammoniak. Die Sowjetunion konnte also Ammoniak liefern und Amerika helfen, seine Erdgasvorräte zu schonen. Umgekehrt konnten konzentrierte Phosphate aus Florida in die Sowjetunion exportiert werden, wo es an Phosphaten fehlte. Armand kam zur Sache und bemerkte, dass es sicher nützlich sei, die Stimmung zwischen den beiden Staaten zu verbessern, wenn Washington über die Kriegsschuldenfrage ver-

handeln solle. Wirtschaftsbeziehungen aber seien der beste Weg zur politischen Freundschaft – womit er wieder bei seiner Vision war. Mikojan antwortete, Handelsbeziehungen seien nicht ausgeschlossen, aber dazu müsse Amerika sich erst entschliessen können, solche Kontakte durch Entwicklungskredite zu fördern. Hammer war am 17. Februar nicht unzufrieden-fertig zur Abreise, als er die Botschaft erhielt, Nikita Chruschtschow selbst wünsche ihn zu sprechen. Alle Erinnerungen an 1921 und an Lenin erwachten erneut. Aber Chruschtschow war nicht Lenin. Er hatte von Mikojan über Hammers frühere Geschäfte mit der Sowjetunion gehört und bemühte sich um bullige Freundlichkeit. Aber dann rechnete er Hammer die Überlegenheit der Sowjetunion hinsichtlich Stahl, Elektrizität und Rüstung über Amerika vor. Er erklärte, die Sowjetunion könne jetzt mehr für die Konsumgüterindustrie und die Landwirtschaft tun und amerikanische Technologie übernehmen. Doch Amerika befinde sich im Irrtum, wenn es glaube, Russland mit Handelserschwernissen erpressen zu können. Handelsbeziehungen ja, aber zu gleichen Kredit- und Zahlungsbedingungen wie mit anderen Ländern. Chruschtschow liess Hammer seine einstige Bleistiftfabrik vorführen, in der noch Maschinen von 1926 funktionierten, und mit Krimsekt, Wodka und Kaviar versorgen. (Und vielleicht offenbart eine zukünftige Veröffentlichung von Chruschtschow-Papieren ähnliche Hinweise auf Armand Hammer als «Kundschaftstaube» der Handelsbeziehungen zwischen Moskau und Washington wie die Herausgabe der Aufzeichnungen von Wladimir J. Uljanow, genannt Lenin.) Danach flog Hammer geradenwegs nach New York zurück, übersandte dem amerikanischen Handelsministerium ein Memorandum, in dem er die Stabilität des sowjetischen Regimes betonte, die sowjetischen Wünsche nach amerikanischer Hilfe für Landwirtschaftsprojekte wiederholte und die sowjetische Vertragstreue hervorhob. Aber sein Bericht veränderte die Welt und die Gegensätze, wie sie nun einmal bestanden, nicht. Deshalb nahm er die Verwirklichung seiner Vision selbst in die Hand, und 1963 war er – diesmal mit einem Plan für ein Milliarden-Düngemittelgeschäft – erneut in Moskau.

Er erfuhr, wie sehr seine Gesprächspartner machtbewusste Vertreter eines immensen Planungsapparates waren, der sich nur Schritt für Schritt, Punkt für Punkt, Protokoll für Protokoll vorwärtsbewegte und ohne gewaltige amerikanisch-internationale Handelskredite überhaupt nicht zu bewegen war. Aber Hammer war weit davon entfernt aufzugeben. Mit einer Flut von Public-Relations-Aktionen versuchte er zuerst, Feindseligkeiten abzubauen, die solchen Krediten im Wege standen. Die sowjetische Ministerin für Kultur, Jekaterina Furtsewa, überredete

er, im Moskauer Puschkin-Museum eine Ausstellung der Werke von Grandma Moses, der amerikanischen Meisterin der naiven Malerei, zu veranstalten, die kurz zuvor im 101. Lebensjahr gestorben war. «Babuschka Moses'» rührende Bilder wurden ein grosser, vom Gefühl getragener Erfolg. Aber als man in Moskau daran dachte, als Gegenleistung den Chor der Roten Armee nach Amerika zu schicken, war alle Versöhnlichkeit wieder bedroht. Schliesslich erreichte Armand, dass anstelle des Chores die Werke des Ikonenmalers Pawel Korin nach New York geschickt und in Hammers Art Galleries vorgestellt wurden.

Unter Präsident Lyndon B. Johnson erhielt das Weisse Haus von Hammer eine auf 100'000 Dollar geschätzte Bronzeskulptur des Amerikaners Charles Russell, die Indianer mit Büffeln darstellte und die Bezeichnung «Fleisch für den wilden Mann» trug.

Hammer reiste (und telefonierte) quer durch Amerika und Europa. Ihn hielt nichts davon ab, selbst die Mächtigsten in Politik, Wirtschaft und im Finanzwesen – auch bei Nacht – anzurufen. Es war nichts Ungewöhnliches, ihn am Telefon zu hören: «Hier spricht Doktor Hammer. Dies ist eine dringende Angelegenheit. Geben Sie mir die Leitung des Ministerpräsidenten. Ich spreche aus den USA.»

Endlich, 1964 – im 66. Lebensjahr – glaubte er, einem Abkommen, einem grossen sowjetischen Düngemittel-«Deal» mit Hilfe britischer Kredite nahe zu sein. Aber in diesem Augenblick wurde Nikita Chruschtschow gestürzt, Leonid Iljitsch Breschnew trat an seine Stelle, und alles schien zunächst einmal zu Ende. Aber Hammer war keineswegs am Ende, denn Glück oder ein höherer Schicksalswink setzten das Erdöl-Roulette, das ihm 1957 die erste Gewinnkugel zugeworfen hatte, wieder in Bewegung. Es geschah auf so märchenhafte Weise, dass die folgende Geschichte mit vollem Recht den Namen «Libysches Märchen» erhielt. Italien hatte in seiner früheren Kolonie Libyen schon vor dem Zweiten Weltkrieg über 10 Millionen Dollar mit erfolglosen Ölbohrungen vergeudet, und das Königreich Libyen, das aus der italienischen Kolonie entstanden war, hatte rund 15 Jahre vergebens auf ein Ölwunder gewartet. Der Shell-Konzern hatte in König Idris' I. Wüstenland 50 Millionen in erfolglose Bohrungen investiert, und die Esso-Tochtergesellschaft Esso Libyen war nicht erfolgreicher gewesen, bis sie auf den Gedanken verfiel, in der Nähe der Grenze zu Ägypten zu bohren. Daraufhin war Esso Standard, New Jersey, bei Zeltin auf Ölvorräte gestossen. Libyens Ölwunder wurde Wirklichkeit, und die anderen Grossen partizipierten an diesem Wunder.

Als Idris I. 1965 die Vergabe neuer Konzessionen ankündigte, ging es um Bohrfelder, die von jenen Grossen als minderwertig aufgegeben worden waren. Von kleineren Gesellschaften erwartete der König neue Anstrengungen – und Ham-

mer war, nachdem die Bohrungen der Occidental fünf Jahre keine weitere Ölder Gasquelle eröffnet hatten, entschlossen, es an Anstrengungen nicht fehlen zu lassen. Er besass noch keinen Privat-Jet, um Eindruck bei arabischen Königen zu erwecken. Ein umgebauter Kriegsbomber musste genügen, um ihn nach Tripolis zu bringen. Aber im Wettbewerb mit 40 anderen Unternehmen überreichte Hammer sein Angebot auf aufsehenerregende Weise in einer Rolle aus Ziegenleder, die von Seidenbändern in den libyschen Farben Rot, Grün und Schwarz zusammengehalten wurde. Noch eindrucksvoller waren die Überraschungen, welche die Rolle enthielt. Für den Fall, dass Öl gefunden wurde, verhiess Hammer Idris I. eine Sonderabgabe in Höhe von 5 Prozent für die landwirtschaftliche Entwicklung Libyens und den Bau einer Düngemittelfabrik. Da er wusste, dass eine Oase, Al Dschaghbab, König Idris' I. Geburtsort war, kündigte er, falls er Konzessionär würde, eine Brunnentiefbohrung in der wasserarmen Oase Al Kufrah an. Was der Hof Idris' I. sonst noch in der Rolle fand, blieb eine Frage der Auslegung.

Jedenfalls erhielt Armand Hammer zwei Konzessionen für ein Bohrgebiet Augila, das von Shell als hoffnungslos aufgegeben worden war, sowie für ein Gelände, an dem Mobil Oil eine unbekannte Anzahl Dollar-Millionen verloren hatte. Nur acht Monate später, nach drei Bohrungen, 4 Millionen Dollar Aufwand und erbitterten Kämpfen mit ängstlichen Aktionären, stiess Occidental in Augila auf eine Ölquelle, die täglich 100'000 Barrel lieferte. Nach der Investition weiterer Millionen und neuen Aktionärsprotesten taten sich auch auf dem früheren Mobil-Oil-Feld zwei Lagerstätten auf. Es waren die ersten Reef-Lager Libyens mit einem Tagesausstoss von 125'000 Barrel ohne Pumpen – das grösste Erdölvorkommen, das dieses Land zu bieten hatte.

Armand Hammer hielt sein Wort. Er liess ein gigantisches Bohrgerät 800 Kilometer weit durch die Wüste nach Al Kufrah bringen und entdeckte ein Wasserreservoir, das gross genug war, um den Nil 100 oder mehr Jahre lang mit Wasser zu versorgen. König Idris I. nannte ihn fortan seinen «Freund», und das Ölfeld der Reef-Lager bekam stilgerecht den Namen «Idris». Der Präsident der Esso Libyen gab Armand Hammer zu verstehen, dass seine Funde zwar grossartig seien, die Ausbeutung und der Transport aber einige hundert Millionen erfordern würden, die Oxy nicht zur Verfügung stünden. Er bot Hammer eine Abfindung von 100 Millionen Dollar und 50 Prozent Beteiligung an zukünftigen Gewinnen, wenn er Esso die Quellen überliess. Hammer selbst war sich klar darüber, welche Finanzierungsprobleme ihn erwarteten. Er stimmte zu. Aber die amerikanische Hauptverwaltung der Esso war überzeugt, er werde nach lehrreichen Rückschlägen billiger zu haben sein. Sie lehnte die Zustimmung zur Absprache ihrer Tochtergesellschaft ab. Hammer reagierte auf seine Weise. Er engagierte einige der

angesehensten Gutachter, liess sich bestätigen, dass er auf wenigstens 2 Milliarden Barrel Öl sass und deshalb 300 Millionen Kredit wert war. Mit solchem Kredit baute er eine über 200 Kilometer lange Pipeline zum Mittelmeer. Dann suchte und fand er eine Gesellschaft namens Signal Oil, die über Tanker und Raffinerien in Antwerpen sowie eine Verkaufsorganisation verfügte, aber über kein Öl, weshalb sie für 110 Millionen Dollar zu erwerben war. Hammer kaufte indessen nicht, sondern offerierte der Gesellschaft sein libysches Öl zur Verarbeitung und zum Vertrieb gegen eine hohe Provision. Er wünschte – und erhielt – jedoch eine Kaufoption auf die Gesellschaft zum 110-Millionen-Dollar-Preis. Die Option konnte er von dem Zeitpunkt an ausüben, an dem der erste Tanker beladen war. Signal Oil arbeitete so vortrefflich, wie Occidental selbst es nicht gekonnt hätte. Im April 1967 lagen so viele Abschlüsse vor, dass er nach Ausführung aller Lieferungen 200 Millionen an Provisionen an Signal hätte zahlen müssen, als das erste Öl nach Zuetina ans Mittelmeer und in die Tanker floss. Konsequenterweise übte Hammer seine Option aus. Er kaufte Signal Oil zum ausgemachten Preis von 110 Millionen Dollar zu Lasten der Provisionen und ohne eigene Investition – und veranstaltete ein grosses Fest für Idris I. sowie 800 libysche und internationale Gäste.

1968 erreichten die Oxy-Aktien mit 55 Dollar pro Stück den höchsten Stand ihrer Geschichte. Hammer aber hatte keineswegs vergessen, dass sich das erste kalifornische Öl- und Erdgas wunder nicht wiederholt hatte. Mit den neuen, noch höher dotierten Oxy-Aktien begab er sich erneut in die Arena der Konglomerateure. Er dachte an eine Zukunft, in der das Öl möglicherweise überhaupt nicht mehr aus natürlichen Quellen sprudeln würde, und er erwarb im Januar 1968 die Mehrheit der drittgrössten, aber angesichts des allgemeinen Öl-Enthusiasmus nicht besonders florierenden Bergwerksgesellschaft Amerikas mit Kohlereserven von 3,5 Milliarden Tonnen. Es folgte eine Firma namens Garrett Research and Development Company, die Versuche hinsichtlich der Umwandlung von Kohle und Müll in Öl sowie der Auswertung von Ölschiefer unternahm.

Was die fernere Zukunft anging, tat Hammer zweifellos recht daran. Aber auch was die unmittelbare Zukunft seiner Occidental betraf, sah es so aus, als habe ein guter Instinkt ihn geführt, denn im September 1969 war Idris I. nicht mehr König von Libyen. Der jugendlich-nationalistische libysche Oberst Gaddafi übernahm die Herrschaft und kündigte die Verstaatlichung aller von Ausländern betriebenen Ölquellen an. Shell, Esso, Mobil Oil und Texaco protestierten, nur Hammer protestierte nicht. Er erinnerte sich an seine Erfahrungen mit Leonid Krassin und Leo Kamenjew in Moskau, die ihm 1930 alles hätten nehmen können. Er war deshalb der erste, der verhandelte und für Gaddafi schmeichelhafte Worte fand:

«Mir scheint, dass er eine Kombination von Klugheit, Idealismus, wahrscheinlich auch Fanatismus ist, und mit Sicherheit will er den Lebensstandard seines Volkes heben.»

So übernahm Libyen zum eigenen Verkauf zwar 51 Prozent der Occidental-Ölproduktion, aber Hammer blieben 49 Prozent, und als Entschädigung für seine Anlagen erhielt er 136 Millionen Dollar. Die grossen Gesellschaften folgten ihm und fügten sich ins Unvermeidliche. Trotzdem war das «libysche Märchen» kein echtes Märchen mehr. In Augila und Idris, das nun den revolutionären Namen Intisar erhielt, setzte die Occidental ihre Arbeit fort, aber bald wurden ihr neue Fesseln angelegt. Die libysche Regierung beschränkte-zum Schutz ihrer Bodenschätze gegen zu schnelle Ausbeutung – die tägliche Produktion von 800'000 auf 320'000 Barrel. 1971 registrierte Hammers Gesellschaft 67 Millionen Dollar Verlust. Die Oxy-Aktien fielen von 55 auf fast 11 Dollar. 82 Millionen Barvermögen, 253 Millionen Arbeitskapital und 178 Millionen nicht genutzten Krediten stand eine runde Milliarde Verschuldung gegenüber. Was die Grossen treffen, aber nicht zerstören konnte, erschütterte die Occidental in den Grundfesten. So begann Hammer – nun 74 Jahre alt – mit einer hektischen Suche nach neuen Quellen. Texaco und Gulf Oil fanden neue Lagerstätten in Ecuador. Er sandte Geologen nach Peru. Aber seine Träume von Ölreichtümern im Amazonas-Becken und einer 1'000 Kilometer langen Pipeline über die Anden blieben Projekte für eine ferne Zukunft. Die Nutzung potentieller Ölfelder, die er vor der kalifornischen Küste erwarb, wurde durch Naturschutzgesetze blockiert. Hammer musste sich mit einer «Nische» in einem Konsortium der britischen Getty Oil International und anderer Gesellschaften begnügen, das begann, von einer gewaltigen künstlichen Bohrinselform, Ocean Victory, aus Ölreserven am Grunde der Nordsee zu erschliessen. Er trieb die Garrett-Research-Laboratorien dazu an, in Colorado die Verwertung von Ölschiefer, die nur eine Produktion von 30 bis 40 Barrel Öl pro Tag erbrachte, bis 1978 auf 30'000 Barrel Ausbeute zu steigern. Aber auch Schieferöl war eine Zukunftsmelodie. Seine Hoffnungen auf ein gewaltiges Phosphat-Ammoniak-Abkommen mit der Sowjetunion rückten wieder in den Mittelpunkt seiner Imagination. Die Ideen des nunmehrigen Aussenministers Henry Kissinger von einer harmonischeren Koexistenz Amerikas mit der Sowjetunion gaben seinen Vorhaben neuen Auftrieb. Die gleiche Wirkung hatten Nachrichten über immer grössere Erdgasfunde in Sibirien. Von neuem setzte er seine Kunstschatze im Düngemittel-Spiel ein. Seine Gemäldesammlung mit Cezannes, Van Goghs, Renoirs, Gauguins, Modiglianis, Chagalls und amerikanischen Malern wie Andrew Wyeth wurde in Leningrad, Moskau, Kiew, Odessa und Minsk ausgestellt. Umgekehrt arrangierte er die Ausstellung einer sowjetischen Sammlung früher Ex-

pressionisten, die zaristische Millionäre vor dem Ersten Weltkrieg erworben hatten, in der Nationalgalerie in Washington, und als er in den Besitz von Briefen gelangte, die Lenin einst an die deutsche Kommunistin Clara Zetkin geschrieben hatte, flog er im Februar 1973 selbst nach Moskau, um sie Leonid Breschnew zu überreichen. Hammer überstand Gallen-, Nieren- und Blasenoperationen, flog in einem Jahr mehr als zwanzigmal nach Moskau, sprach mit den Industrie- und Handelsministern Kostandow, Patolitschew, Komarow und verkündete mit mysteriöser Pathetik: «Ich habe eine grosse Schuld gegenüber dem russischen Volk. Und obwohl ich ein alter Mann bin, der nicht mehr lange leben wird, will ich diese Schuld begleichen.»

In Washington traf er Präsident Nixons stellvertretenden Finanzminister Simon, den Vorsitzenden der amerikanischen Export- und Importbank, Casey, und den Präsidenten selbst (dessen Wahlkampagne er 1972 mit beträchtlichen Summen unterstützte). Im Juli 1972 glaubte er, nach acht Jahren nun wirklich einem Milliardenabkommen über Düngemittel und Erdgasförderung in Sibirien nahe zu sein. Die Bekanntgabe des Projekts liess die Oxy-Aktien um 50 Prozent steigen, und Aufkäufe des Papiers brachten Armand einen Gewinn von rund 200 Millionen. Aber er hatte zu früh einen Durchbruch proklamiert. Im Mai 1973 glaubte er sich abermals kurz vor der Verwirklichung seiner Träume. Aufgrund eines Acht-Milliarden-Dollar-Abkommens sollte seine Gesellschaft eine Milliarde Tonnen Phosphate im Werte von vier Milliarden Dollar über einen Zeitraum von 20 Jahren in die Sowjetunion liefern. Umgekehrt wollte die Sowjetunion infolge ihres Erdgasreichtums Ammoniak im gleichen Werte exportieren. Occidental würde Gewinne aus den Provisionen ziehen, Amerika Erdgas einsparen und die Sowjetunion technische und landwirtschaftliche Fortschritte erzielen. Kredite von 200 bis 400 Millionen Dollar sollten das Vorhaben Hammers schnell in Gang bringen. Aber diesmal reagierte die Wall Street auf optimistische Ankündigungen nicht. Die NEW YORK TIMES verletzte ihn tief, indem sie an der Realität des Abkommens zweifelte und ihn eine einmalige Kombination von Yankee-Händler, Zirkusausrufer, Gross-Entrepreneur und Kunstliebhaber nannte. Vor einem Senatsausschuss in Washington erklärte Hammer: «Ich fühle tief in meinem Herzen, dass wir in den Beziehungen zwischen unserem Land und der Sowjetunion zum erstenmal ein Stadium erreicht haben, von dem aus wir durch Handel zu einer funktionsfähigen Entente gelangen können.»

Der Siebenundsiebzigjährige unternahm eine Gewaltreise über Honolulu nach Tokio, Chabarowsk, Nowosibirsk, Moskau, Paris, Zürich, London, Bangor, New York und Los Angeles, um ein anderes Projekt zu fördern. Diesmal betraf es den Transport sibirischen Erdgases durch Pipelines an die sowjetische Pazifikküste.

Dort sollte das Gas verflüssigt und in Tankern nach Japan oder Kalifornien gebracht und dann in Gas zurückverwandelt werden. Aber seine Visionen und Pläne eilten den wirtschaftlichen Realitäten und seinen eigenen Möglichkeiten immer um einen Schritt voraus.

Als im November 1974 die sechstgrösste Ölgesellschaft Amerikas, die Standard Oil in Indiana, Armand Hammer durch ihren Vorsitzenden John H. Swearingen 1 Milliarde Dollar in Aktien für den Zusammenschluss der Occidental mit der Standard Oil bot, hätte eine Zustimmung Hammers sein geschätztes persönliches Vermögen von 125 Millionen Dollar um 21 Millionen vergrössert. Aber die innerste Bindung an die für ihn bedeutendste Schöpfung seines Lebens machte einen Zusammenschluss für ihn zur Kapitulation. Vor einem Kongressausschuss und vor Gericht klagte er die Standard Oil des Versuches an, die Vereinigten Staaten um ihre letzte unabhängige Erdöl-Gesellschaft zu bringen. Er, der sich selbst so vieler Gesellschaften bemächtigt hatte, rief aus: «Wenn die Standard Oil ihr arrogantes Ziel erreicht, kann sich kein Geschäftsmann mehr sicher fühlen ... Ich sage, sie kann daran gehindert werden ... Das Occidental-Management und seine Aktionäre werden dem Plan Einhaltung gebieten. Der Versuch wird verhindert werden ..., weil ich glaube, dass die Gesetze unseres Landes dazu geschaffen wurden, räuberische Übernahmen zu verhindern.»

John H. Swearingen, ein um 20 Jahre jüngerer Mann aus South Carolina, verzichtete und reagierte auf Armand Hammers hektisch übersteigerte Abwehr mit der Verwunderung des kühlen Rechners, der nicht verstand, dass ein Mann ohne sicheren Nachfolger und mit einer Gesellschaft, deren Kapital seit 1969 von 344 Millionen auf 199 Millionen gesunken war – während Standard Oil für den gleichen Zeitraum eine Steigerung von 700 auf 901 Millionen vorwies –, sich so irrational und vehement einer Verbindung widersetze, von der er, Swearingen, überzeugt war, dass sie in Zukunft so oder so mit dieser oder jener grösseren Gesellschaft zustande kommen musste. Aber Swearingens Vorfahren kamen nicht aus Russland, und er war kein Kind der Lower East Side oder der Bronx.

Joseph Hermann Hirshhorn aus Mitau und das kanadische Radium

Es ist nicht leicht, eine Gestalt zu finden, die mit Hammer vergleichbar wäre. Doch Joseph Hermann Hirshhorn, der 1905 im Alter von sechs Jahren mit seiner verwitweten Mutter Amalie und neun Geschwistern, aus Mitau in Lettland kom-

mend, in Brooklyn eintraf, verkörpert eine andere Lebensgeschichte aussergewöhnlicher Art. Später erinnerte er sich: «Ich bin ein kleiner Hebräer aus der Gosse von Brooklyn ... Meine Mutter arbeitete wöchentlich sieben Zwölfstundentage für zwölf Dollar fünfzig in einer Taschentuchfabrik ... Wir assen Müll...» Aber 1978 stand sein eigenes, zu Lebzeiten erbautes (und von manchen Ästheten als «Blockhaus auf dem Mond» kritisiertes) Denkmal, das «Joseph H. Hirshhorn-Museum mit Skulpturengarten» in jenem Park Washingtons, der sich vom Capitol bis zum Ufer des Potomac erstreckt. Er erhebt sich im gleichen Areal wie die Monumente Abraham Lincolns sowie George Washingtons und enthält Hirshhorns private Sammlung von rund 7'000 Gemälden und Skulpturen, die er der Regierung der Vereinigten Staaten im Jahre 1966 als Stiftung übergab.

Während des Stiftungsaktes vernahmen die Ehrengäste aus dem Munde der Festredner Worte wie: «Joseph H. Hirshhorn verkörpert die Möglichkeiten und die Dynamik Amerikas», «Er ist ein Mann, der in diesem Lande aufgewachsen und durch dessen Verfassung geformt worden ist» und (diesmal vom Stifter selber) «Ich bin Amerikaner. Ich wurde in Lettland geboren ... Aber alles, was ich unternommen habe, kann nur in diesem Lande unternommen werden.»

Genau betrachtet begann Hirshhorns Karriere im Frühjahr 1911. Als seine Gettoschulklasse einen Ausflug nach Staten Island unternahm und durch die New Yorker Broad Street zur Inselfähre marschierte, ging Joseph verloren. Eine wilde «Bürgersteig-Börse», bei der Makler mit bunten Hüten auf offener Strasse die Aktien von Firmen handelten, die zu klein oder zu zweifelhaft für die offizielle New Yorker Börse waren, hatte ihn angelockt. Den ganzen Tag verbrachte er in dem Getümmel, das erst zehn Jahre später vom Bürgersteig in ein Haus hinter dem Trinity-Friedhof umzog und 1953 zur Unterscheidung von der New Yorker Börse den Namen Amerikanische Börse (oder kurz AMEX) erhielt.

Mit 14 Jahren verlor Joseph seinen Posten bei einem Schmuckhändler, weil er sich während der Arbeitszeit, wie von einem Magneten angezogen, zur «Bürgersteig-Börse» begeben hatte. Der Verleger eines Wall-Street-Magazins im Equitable-Bürohaus am Broadway, Richard D. Wyckoff, engagierte ihn mit 16 als Büroboy. Aber nach sechs Monaten machte Joseph seinem Arbeitgeber in einer Mischung aus Brooklyn-Slang und Englisch klar, dass er nicht Büroboy bleiben, sondern Makler werden wolle. Der Verleger beschäftigte ihn daraufhin mit dem Ordnen von Aktien in einem Hinterzimmer. Mit 17 Jahren und 255 Dollar Sparkapital begab sich Hirshhorn endgültig auf den «Bürgersteig».

Im tumultösen Kriegs- und Börsenjahr 1917 macht er aus seinen 255 Dollar 168'000. Er kaufte sich die erste modische Garderobe seines Lebens, schenkte

seiner Mutter ein Haus in Long Island und verlor bis auf 4'000 Dollar alles wieder, als er sich 1918 auf Aktien kleinerer Stahlwerke einliess, deren Kurse gefallen waren und bei einem Wiederanstieg Gewinn versprachen. Er hatte dabei übersehen, dass der Krieg zu Ende ging und die Aktien von im Krieg gegründeten Kleinunternehmen keine Aussicht hatten, sich jemals wieder zu erholen. Daraus lernte er die Eugene Meyersche Lebensregel, niemals Aktien zu erwerben, deren Hintergründe ihm nicht vertraut waren. Er gründete eine J. H. Hirshhorn Co. und widmete die folgenden zehn Jahre dem Ziel, seine Verluste zehnfach und wenn möglich zwanzigfach wettzumachen. Eine Eheschliessung mit Jennie Berman, einem Mädchen aus Brooklyn, und die Geburt von vier Kindern schienen neben der totalen Hingabe an dieses Ziel beinahe nebensächlich. («Um zu schaffen, was ich schaffe, muss man arbeiten wie ein Sklave.»)

Seine Börsenleidenschaft war so erfolgreich, dass er im Spätsommer 1929, mit 30 und nur wenige Wochen vor der grössten Börsenkatastrophe der amerikanischen Geschichte, daran denken konnte, 50'000 Dollar für einen Sitz an der New Yorker Börse auszugeben. Aber ein sicherer Instinkt warnte ihn davor. Noch im August desselben Jahres verkaufte er alle Wertpapiere, die er besass, zum Preis von 4 Millionen Dollar. Im Dezember begannen Börsenkrach und Weltwirtschaftskrise. Er aber steuerte mit Bargeld und ohne Verluste durch die schlimmsten Jahre. Man nannte ihn mit einem Hauch von Inquisition den «kleinen Juden-Roboter», und es war wohl etwas unerschütterlich Roboterhaftes an ihm. Klein, eine dicke Zigarre zwischen den Lippen und in der Hand ein Taschentuch, mit dem er den Schweiss der Rastlosigkeit von seiner Stirn wischte, fasste er – wenn man einschlägigen Berichten glauben darf – seine nächsten Ziele in die Worte: «Ich bin kein Makler ... Ich bin nicht an Papieren und Dividenden interessiert. Sie sind gut für Grossmama und die Enkelchen. Mich interessieren Sachen, die einen Cent kosten und zehn Dollar einbringen.» Als Anfang 1933 Berichte über kanadische Goldfunde zu ihm drangen, reiste er nach Toronto und eröffnete ein Bureau Hirshhorn & Co. Bei ersten Spekulationen verlor er 400'000 Dollar. Eine verwegene Grossspekulation auf eine dubiose Mine mit dem Namen «Gunnar Gold» endete dagegen äusserst erfolgreich. Sie begann damit, dass er nicht weniger als 598'000 Gunnar-Gold-Aktien zu je 20 Cent erwarb. Gerüchte über ein so begehrtes Papier liessen Gunnar Gold in drei Monaten auf 2,50 Dollar pro Stück steigen. Dann stiess Hirshhorn unauffällig und schubweise seine Papiere wieder ab. Im Oktober 1934, als die Gunnar-Aktien auf 94 Cent stürzten, hatte sich sein Wohlstand um eine nicht genau registrierte, aber erhebliche Summe vermehrt. Die kanadische Kommission für Aktienhandel beschuldigte ihn, «mit sehr grossem Geschick» Aktienmanipulation betrieben zu haben. Aber sie war ausserstande, ihm ein Vergehen nachzuweisen. Das kanadische Gesetz verbot nur Kon-

spiration bei Aktienmanipulationen, die ein Zusammenspiel mehrerer Personen voraussetzt. Joseph Hirshhorn aber handelte ohne «Konspirateure» – allein.

Der Erfolg führte ihn (der angeblich in Augenblicken unternehmerischer Leidenschaft ausrief: «Ich rieche einen grossen Coup») in die Reihe der wagemutigsten Entrepreneure an der Bay Street, dem Torontoer Äquivalent der Wall Street New Yorks. Sein Erfolg machte ihn auch zum sorgfältig zuhörenden Gesprächspartner für Minen-Prospektoren und mehr oder weniger abenteuernde Geologen, die mit ihrer Ankündigung, Gold oder Kupfer oder was auch immer gefunden zu haben, bei eingesessenen und etablierten Finanziers keinen Anklang fanden. 1936 setzte er auf einen geologischen Einzelgänger namens Douglas Wright.

Dieser schwor, in der Preston-East-Dome-Goldmine in North Ontario, deren Anlagen vor Jahren aufgegeben und später durch Feuer zerstört worden waren, liege Gold. Niemand war daran interessiert. Preston-Aktien waren für 5 Cent das Stück zu haben und dienten als Kleingeld beim Pokerspiel. Hirshhorn erwarb einen grossen Bestand 5-Cent-Aktien und riskierte 25'000 Dollar für eine ausführliche Schürffaktion. Nach wenigen Monaten stiess Wright tatsächlich auf Gold. Der Preis der Preston-Anteile stieg auf das Vierzigfache, und Hirshhorn verkaufte gerade so viele, dass die 500'000 Aktien, die er am Ende für sich behielt, ihn nichts gekostet hatten. Noch 20 Jahre später warf Preston East Dome 2'500'000 Dollar pro Jahr ab. Joseph Hirshhorn hatte es im amerikanischen Sinne «gemacht».

Er bezog ein Appartement in Toronto (mit einem Porträt Lincolns und dem Spruch «Wunschbilder sind die Voraussetzung der Schöpfung» an der Wand) und ein zweites in New York. Auf seinem 470 Acre grossen Besitz «Huckleberry Hill Farm» in Great Neck baute er ein von Viehherden umgebenes Landhaus im französischen Stil mit Tennis- und Handballplätzen, Swimmingpools, Musikzimmern und Gäste-Dependancen für die Freunde und Freundinnen seiner Kinder. Aber alles endete wie zu früh in Erfüllung gegangene Kinderträume. Hirshhorn war noch nicht reif für Beschaulichkeit, Frieden oder Genuss.

Ruhelos, eine kalte Zigarre im Mund, las er Börsenberichte. Ebenso ruhelos ging er in seinen Räumen auf und ab. Jennie und die Kinder verliessen ihn. («Um das zu schaffen, was ich schaffe, hat man Opfer zu bringen. Ich habe meine Familie geopfert, meine Frau und meine Kinder!») 1946 las er von Uranfunden in Kanada, und er verkaufte sein friedlos gewordenes Paradies, die Huckleberry Hill Farm, um sich von Neuem in ein lockendes kanadisches Abenteuer zu stürzen. Fünf Jahre später wiederholte sich – ins Gigantische und auf den Uranmarkt übertragen – der Fall Preston East Dome. Diesmal hiess der Geologe, dem kein Finanzier glauben wollte, Franc Joubin. Vor ihm hatten Scharen von Prospektoren ein rie-

siges, Algoma genanntes Gelände in der Provinz Ontario mit Geigerzählern abgesehen. Die Geiger schlugen aus. Aber dort, wo Uran in der Regel gefunden wird, nämlich an der Oberfläche, war keines zu entdecken. Die Spezialisten waren sich infolgedessen einig, dass die Messgeräte auf wertloses Thorium reagiert hatten. Nur Joubin entwickelte eine andere Theorie. Er vermutete, dass eine Kombination von Regenwasser und Kupfer in der Erdoberfläche alle Radioaktivität beseitigt habe und das Uran sich in einer tieferen Schicht befinde. Hirshhorn nahm ihm als einziger diese Idee ab, investierte 30'000 Dollar, und im April 1953 konnte Joubin mit Bohrarbeiten beginnen. Erdproben gelangten per Flugzeug in die Laboratorien von Vancouver. Im Mai meldete Vancouver, dass 50 von 56 Proben Uran enthielten. Der «Roboter» von Brooklyn hatte den ersten Schritt in das grösste Unternehmen seines Lebens getan.

Neben vertrauenswürdigen Managern der Preston-East-Dome-Mine verpflichtete Hirshhorn unter grösster Geheimhaltung Geologen, Ingenieure und Anwälte. Sie durchstreiften das ganze Algoma-Gebiet, um uranhaltige Tiefenfelder zu ermitteln. Tarnmanöver lenkten Touristen und Siedler von der wirklichen Aufgabe der Fremden ab.

Die Anmeldung von Schürfrechten in weit entfernten Teilen Kanadas täuschte die Behörden und die Konkurrenz. Am 11. Juni beantragten (und erhielten) Hirshhorns Anwälte auf einen Schlag 1'400 Schürfrechte auf einem 56'000 Acre grossen Gelände, und eines der grössten Ereignisse der kanadischen Bergwerksgeschichte ging über die Bühne. Hirshhorn stand im Mittelpunkt. Das heraufziehende Atomzeitalter hatte seinen Uran-König, und Hirshhorn brauchte nur noch eine Minengesellschaft, die leistungsstark genug war, seine Schätze auszubeuten. 1954 fand er sie in der von altem Rothschild-Ruhm umwitterten britischen Rio Tinto Company. Ein Jahr darauf besass er 55 Prozent von den Aktien der Tochtergesellschaft Rio Tinto Mining Company of Canada. In seinem Appartement im 19. Stock des Nova-Scotia-Bank-Gebäudes von Toronto (wiederum mit einem Porträt Lincolns an der Wand) feierte er das Ereignis. Er schnitt einen Kuchen mit der Aufschrift «Rio Tinto-Hirshhorn. E. Pluribus Unum» an, murmelte Reportern zufolge «Uran hat Sexappeal» und sang «Immer werde ich dich lieben ...» Er war 56 Jahre alt, und sein Vermögen wurde – zu Recht oder zu Unrecht – auf 100 Millionen Dollar geschätzt.

In der Folgezeit strebte er nicht mehr nach Macht und Reichtum, sondern nach Ansehen und kulturellem Prestige. Die seelischen Narben, die sein Weg von Lettland über Brooklyn bis zu den Höhen des Erfolgs und Reichtums hinterliessen, hatten aus ihm einen Charakter gemacht, in dem sich Arroganz und Menschlichkeit, Rücksichtslosigkeit, Aggressivität und Herz verbanden. Vielleicht hatte seine zweite Frau Lily Harmon, eine jüdische Malerin, die sich 1956 von ihm

trennte, in ihm jenen Wesenszug erweckt, der ihn zwar nicht wie Hammer zum Kunsthändler, aber zum Kunstsammler werden liess und ihm den Weg in den Park am Capitol erschloss. Einen Teil seines Reichtums widmete er der Sammlung, welche er 1966 dem amerikanischen Staat vermachte – in einem Augenblick, in dem Amerika auf den schon flacher gewordenen, aber noch immer hohen Wellen imperialen Machtgefühls von einem offiziellen Kunst-Prestige-Rausch erfasst wurde. Die ganze Sammlung, bestehend aus 43 Werken von Daumier, 54 von Henry Moore, 21 von Matisse, 22 von Degas, 194 von Louis Eilshemius und 22 von Giacometti, aber auch aus einer grossen Anzahl dritt- und viertklassiger Kunstwerke, verriet einen an Hearst erinnernden Wunsch nach Volumen und Grösse. Hirshhorn füllte Appartements, Häuser, Lagerhallen und Gärten mit seinen Erwerbungen, und 1975 bemerkte die Zeitschrift *THE NEW YORK REVIEW OF BOOKS* maliziös: «Hirshhorn machte weder eine ungewöhnlich generöse Geste noch brachte er ein persönliches Opfer. Er wurde seinen beängstigenden Haufen von Kunst los und lud ihn in einem neuen Museumsgebäude ab, dessen Bau- und Unterhaltskosten die Regierung zu übernehmen hatte. Und als Krone des Ganzen war Hirshhorn schlau und unbescheiden genug zu verhindern, dass seine Schenkung eine anonyme nationale Sammlung wurde. Er bestand darauf, dass das Museum seinen Namen erhielt.» Die ambitiöse Zeitschrift nannte die Annahme von Hirshhorns Sammlung durch Regierung und Kongress eine «katastrophale Fehlentscheidung» und die Sammlung selbst eine «oberflächliche Musterkollektion einiger Aspekte der Kunst aus den letzten 200 Jahren, die den Eindruck von wahlloser Anhäufung, Vulgarität und Chaos erweckt». Es war ein Vorrecht aller Kritiker, sich zu irren. Vielleicht war es auch nicht ihre Aufgabe, den Wert einer Sammlung an Herkunft und Lebensschicksal dessen zu messen, der sie zusammentrug. Aber sie sollten nicht mit kalter Feder über dieses Schicksal hinwegschreiten. Doch als Hirshhorn über die Vergabe seiner Sammlung verhandelte, war es ihm wichtig, einmal einen Anruf Lady Bird Johnsons, der Frau des Präsidenten, zu erhalten, und nur Menschen, die sein Schicksal kannten oder ein ähnliches erlebt hatten, mochten verstehen, was es für ihn bedeutete, beim Stiftungsakt seine Hand auf die Schulter des hochgewachsenen Präsidenten zu legen.

Die «Schrottkönige» von Pittsburgh, Philadelphia und Houston

In das Bouquet der erfolgreichen Entrepreneure gehörten auch Charles Dreifus in Pittsburgh sowie die Brüder Luria und Proler in Philadelphia und im texanischen Houston. Sie waren Söhne und Enkel von East-Side-Händlern, die einst Lumpen, Papier oder Eisenschrott auf ihren Karren gesammelt hatten. In gewissem Sinne waren sie Symbole dafür, dass es der ersten, zweiten oder dritten jüdisch-amerikanischen Generation nicht gelungen war, in der amerikanischen Stahl- und Eisenindustrie Fuss zu fassen, und dass sie sich damit begnügen mussten, ihre Unternehmen in den Randbereichen aufzubauen. Schon in den dreissiger Jahren waren Dreifus und die Luria-Brüder im Altmetallgeschäft tätig, das Angelsachsen wegen des geringen Prestiges und der besonders hohen Risiken mieden. Sie belieferten die amerikanische Industrie mit Schrott im Jahreswert von einer halben Milliarde Dollar. 1974 hielten die Lurias die Spitzenstellung im amerikanischen Schrottgeschäft, in dem zu dieser Zeit 8 bis 9 Milliarden Dollar jährlich umgesetzt wurden.

Israel Proler war eines von neun Kindern des Gründers einer jüdischen Abfallbeseitigungs-Firma in Houston. 1977 leitete er die Firma Proler International, und seine Brüder Herman und Samuel bauten eine fünf Millionen Dollar teure Shreddermaschine (auch «Prolerizer» genannt), die 1000 Altwagen pro Tag zu Schrott verarbeitete. Frühere Maschinen dieser Art, «Goldfinger» genannt, hatten die Wagen nur wie Ziegelsteine zu mit Fremdmaterialien vermischten Metallklötzen zusammengesprengt. Der «Prolerizer» schied in einem Arbeitsgang fremde Stoffe wie Glas und Plastik aus, was die gesamte Autoschrott-Industrie auf ein neues Niveau hinsichtlich Produktivität und Gewinn anhob.

Magier der Schönheit: Max Factor, Helena Rubinstein und Charles Haskell Revson

Sicherlich gibt es in einem grossen Teil der Welt nur wenige Frauen, für die der Name Max Factor nicht spätestens seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein Begriff wurde. Der internationale Umsatz von Max Factor & Co. betrug 1972 192,4 Millionen Dollar. Ausser dem Hauptsitz in Los Angeles unterhielt das Unternehmen zu diesem Zeitpunkt Zweigbetriebe in 19 Ländern. Der Reingewinn erreichte 17,3 Millionen Dollar. Der Gründer, Max Factor, war einer der genau 13'063 osteuropäischen Juden, die im Jahre 1897 in Amerika eingetroffen waren.

Er hatte in Russland das Perückenmachen, das Anfertigen der «Scheitel» für orthodoxe Frauen, gelernt, war 27 Jahre alt und Vater von drei Kindern, als er 1904 auf der Weltausstellung in St. Louis Gesichtspuder offerierte, den seine Söhne Davis und Max junior mit einer Handmühle in seiner Küche hergestellt hatten. Der kleine schnurrbärtige Mann hing dem Traum nach, dass nicht nur Aristokratinnen oder Huren, sondern alle Frauen der Welt sich mit Crèmes, Lippenstift oder Perücke verschönern sollten. Da um die Jahrhundertwende das puritanische Erbe Amerikas weder Rouge noch Lippenstift bei «anständigen Frauen» tolerierte, schien er wenig Chancen zu haben. Aber in St. Louis erfuhr er, dass im kalifornischen Hollywood eine Filmindustrie entstand, und verfiel auf den Gedanken, dass Filmdarstellerinnen auf jeden Fall Kosmetik benötigten und dass die Kinobesucherinnen zu eifrigen Nachahmerinnen «ihrer» Stars werden würden.

1908 war er mit Familie, 51 Perücken, 4 Pudermühlen und 73 Salbentöpfen auf dem Weg nach Los Angeles. Dort eröffnete er einen Laden, dessen zwei Schaufenster mit Reklame-Aufschriften («Haus des Make-up – Haarfärbemittel en gros und en detail – Perücken – Toupets») förmlich zugedeckt waren. Seine Beziehungen zu den ersten Filmstudios begannen mit dem Verleih von schwarzen Perücken für die Darsteller von Indianern. Zusammen mit diesen Perücken lieh er seine Söhne als Statisten aus – teils, um das Familieneinkommen aufzubessern, teils, um die Perücken wieder einzusammeln, welche die Film-Rothäute am Ende des Drehtages achtlos in die Kulissen warfen. Anderthalb Jahrzehnte später war Max Factor der Make-up-Mann von Hollywood. Er erfand die erste Gesichtspackung, den Augenbrauenstift sowie Toupets, die von echtem Haarwuchs nicht zu unterscheiden waren.

Sein Vertrauen auf den Nachahmungseffekt erwies sich als Musterbeispiel grosser Intuition. 9'000 Frauen drängten sich 1935 bei der Eröffnung des Max-Factor-Make-up-Zentrums in Hollywood. Als sein Sohn Davis im Dezember des gleichen Jahres nach Paris flog, um die erste Max-Factor-Niederlassung in Europa zu gründen, amüsierten sich die französischen Zollbeamten, die in seinen Koffern die Musterprodukte der Firma kontrollierten. Sie hielten Frankreich für das unschlagbare Weltzentrum der Kosmetik und Davis' Pläne für einen Witz aus dem amerikanischen Wilden Westen. Doch ihre Belustigung war verfrüht. Die Pariser Filiale wurde zu einem Eckstein des internationalen Factor-Renommées und wenn man so will – des internationalen Kosmetik-Imperiums, das hier entstand. Etwa 17 Jahre nach Max Factors Ankunft in der Neuen Welt begann die amerikanische Karriere Helena Rubinsteins, die noch mehr Schönheitsträume und schnell wechselnde Schönheitsideale anregte und das Erscheinungsbild von Millionen, schliesslich Abermillionen Frauen in allen Teilen der Erde veränderte.

Anders als Factor kam sie nicht geraden Weges aus dem Rayon. Sie entstammte auch nicht dem mittellosen Kleinbürgertum oder Proletariat. Ihr Vater Horace, ein Import- und Exporthändler in Krakau, und ihre Mutter Gertrude hatten sie als älteste Tochter 1903 zu Verwandten nach Australien geschickt. Nach langweilig-unglücklichen Jahren auf der Schaf-Farm eines Onkels in Victoria war sie mit etwa 23 Jahren nach Queensland geflohen. Eine kleine Person, nicht schön, aber apart, mit schwarzem Haar, eigenwilligem Profil, dunklen Augen und zarter Haut – so hatte sie sich als Hauslehrerin verdingt, bis sie die Neugier wind- und sonnegegebter Australierinnen nach dem Geheimnis ihrer makellos hellen Epidermis weckte. Sie selbst kannte das Geheimnis des Naturgeschenkes nicht. Aber sie begriff, dass eben dieses Geschenk ihr dazu verhelfen könnte, der Farblosigkeit ihres Pädagogendaseins zu entrinnen. Den Neugierigen erzählte sie (die selbst niemals eine Hautcrème benutzt hatte), das Geheimnis beruhe auf Wirkstoffen aus der Rinde eines Baumes ihrer heimatischen Karpatenwälder, und ein polnischer Arzt zaubere aus diesen Wirkstoffen eine Hautcrème.

Sie sammelte Bestellungen und überzeugte den Krakauer Hausarzt ihrer Eltern in Eilbriefen, dass er zu seinem und ihrem Wohl eine Crème herstellen, in Gläser füllen und nach Queensland schicken müsse. Idee und Organisation waren dabei ebenso bemerkenswert wie die Erfindung des zugkräftigen Namens «Valace Cream» und der Verkauf des (inklusive Transport) 1-Shilling-Produktes zu 4 Shilling pro Glas. 3 Shilling Reingewinn pro Glas lieferten die finanzielle Basis für einen ersten Schönheitssalon in Melbourne. An den Abenden, nachdem sie ihre Kundinnen bedient hatte, und an Sonn- und Feiertagen las sie wie eine Besessene alles, was in Queensland an Schriften über Hautkrankheiten, Hautfunktion, chemische Präparate und Düfte zu erhalten war. In einem amerikanischen Zeitungskorrespondenten namens Edward Titus, dessen journalistische Neugier sich an ihrer phänomenalen Emsigkeit entzündete, fand sie einen willigen Lieferanten auch amerikanischer medizinischer Literatur.

1904 war sie erfahren und wohlhabend genug, um einer aus Polen nachbeordneten Schwester ihren Laden in Melbourne anzuvertrauen und mit Titus als Freund, Verehrer oder Verlobtem aus der australischen Provinz des Britischen Weltreiches in dessen Zentrum, nach London, aufzubrechen. Sie hielt sich mit sicherem Instinkt für vornehme Fassaden nicht mit der Einrichtung eines gewöhnlichen Schönheitssalons auf, sondern mietete den gerade leerstehenden, über 20 Räume verfügenden May fair-Palast des britischen Lord Salisbury, wo sie, ohne Nachschub aus Krakau abzuwarten, selber Crèmes mit phantasievollen französischen Namen bereitete und – ebenfalls mit französischem Flair – eine Maison de Beauté eröffnete. Der Verkauf des «Valace»-Geheimnisses an australische Kleinbürge-

rinnen, die 4 Shilling übrig hatten, lag hinter ihr. Nun widmete sie sich der Verschönerung und der Haut britischer Grossbürgerinnen, zu deren Aufklärung in Schönheitsangelegenheiten Edward Titus romantische Artikel und Werbetexte beitrug. Tatsächlich benötigte sie nur wenige Jahre, um neben den Angehörigen des Grossbürgertums auch Damen des britischen Adels und Quasi-Adels zur Behandlung und Beratung im Mayfair-Schönheitspalast zu empfangen. Wie es Sitte und Image, vielleicht auch die Liebe geboten, heiratete sie Titus und gebar ihm zwei Söhne: Ray Valentine und Horace Gustav. Aber sie behielt mit feinem Gespür für die Wirkung des Fremdartig-Exotischen den Namen Rubinstein bei und verfeinerte ihn durch den Zusatz «Madame».

Die Eröffnung eines Salons in Paris war eine propagandistisch-gesellschaftliche Notwendigkeit. Bewusst oder instinktiv liess sie sich daneben auf den ersten Wellen weiblicher Rebellion gegen den Puritanismus des versinkenden Viktorianischen Zeitalters vorwärtstragen. Dank ihrer Begabung für Public Relations und Geschäfte versäumte sie keine günstige Gelegenheit, die sich aus Freundschaften ergab, die Titus in Paris und London mit Schriftstellern, Malern und anderen Künstlern schloss. Diese Freunde ihres Mannes waren meist noch mittellos. Sie bezahlten Helenas Gastfreundschaft und Hilfe mit Picassos, Modiglianis, Renoirs, mit Skulpturen, Antiquitäten, Masken und Miniaturen, deren zukünftigen Wert nur wenige ahnten. Sie bereicherten ihre Salons, gaben ihnen ein zusätzliches fremdartig-künstlerisches Flair, und Madame Rubinstein war längst ein ebenso wohlhabendes wie originelles britisch-französisches Gesellschaftsphänomen, als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach und Titus Heimweh nach Amerika bekam. Mit ihm, den Söhnen und den Kunstschätzen reiste sie, ohne ihre Londoner Salons aufzugeben, zum erstenmal nach New York. Hier empfand sie mit feinen Antennen, dass die antipuritanischen Strömungen in Amerika noch jünger, noch unreifer, noch ungeformter waren als in Europa.

Wenn sie von Max Factor absah, der noch in seinen obskuren Anfängen steckte, ritt nur Elizabeth Arden, die Tochter eines armen kanadischen Lastwagenfahrers, schon hoch auf den frühen Wellen des kosmetischen Zeitalters. «Die Arden» war bereits ein Begriff, während sie selbst auf amerikanischem Boden noch überhaupt nichts bedeutete. Aber das hinderte sie nicht, schon 1915 an der New Yorker East 49th Street ihre erste Maison de Beauté zu eröffnen und den New Yorker Damen, die noch nie von ihr gehört hatten, in Zeitungen und Frauenblättern mitzuteilen, dass Madame Helena Rubinstein, die europäische Königinnen, Kronprinzessinnen und Angehörige der höchsten Gesellschaft als die bedeutendste Vertreterin einer neuen weiblichen Schönheitskultur betrachteten, in Amerika eingetroffen sei. So betrat sie das Schlachtfeld New York – entschlossen, die «Königin der

Hautcrèmes» zu werden und Elizabeth Arden einen Entscheidungskampf zu liefern (der dann sechs Jahrzehnte währte und noch nicht endgültig entschieden war, als Helena Rubinstein 1965 mit rund 83 Jahren – niemand wusste ihr Alter genau – verschied, während Elizabeth Arden der Kampfgegnerin anderthalb Jahre später in den sogenannten ewigen Frieden folgte).

Erfahrung und Instinkt halfen Helena, binnen weniger Monate die strategischen und taktischen Möglichkeiten des amerikanischen Marktes zu erkennen. Elizabeth Arden war bereits zu gut bei der amerikanischen Gesellschaft eingeführt, als dass sie sich auf absehbare Zeit von einer jüdisch geborenen Immigrantin mit hartem polnischem Akzent hätte verdrängen lassen. Helena Rubinstein visierte also bürgerliche und kleinbürgerliche Amerikanerinnen an, die Kundinnen von Kaufhäusern und Drugstores. In atemberaubend tief dekolletiertem tomatenrotem Gewand, mit elfenbeinfarbener Haut unter üppigen Perlenketten, von ihrer zweiten Schwester Manka und einigen blutjungen schönen Helferinnen begleitet, reiste sie von Stadt zu Stadt, um sich dem Management der grössten Kaufhäuser zu präsentieren. Zunächst begann sie bei Bloomingdale's oder Gimbel's, Filene's oder Macy's, wo sie keine antijüdische Inquisition erwartete. Sie lud zu kostenlosen Schönheitskursen ein, und schönheitshungrige, von Helenas Show überwältigte Mädchen und Frauen kauften alles, was sie anzubieten hatte. In kurzer Reihenfolge gründete sie neue Salons in Washington, Chicago, Boston, Philadelphia und Toronto. Von diesen Stützpunkten aus bereisten sie und ihre Schönheitsmissionarinnen alle – nun auch nicht-jüdischen – Kaufhäuser. Anzeigenkampagnen erschlossen die Märkte der Provinz, und bald erschien sie selbst nur noch bei Schwerpunkteinsätzen als «Hohepriesterin».

Der Eroberungszug durch die bürgerlich-amerikanische Frauenwelt blieb indes nur ein Teil ihrer Strategie. Überraschend bereicherte sie als nächstes (und als erste) das Kosmetik-Theater um ein neues Phänomen. Nicht umsonst hatte sie so viele Sonntage, Abende und manchmal Nächte in Australien mit der Lektüre medizinischer Bücher verbracht. Jetzt trug dieses Studium Früchte. Sie verkündete, Schönheit sei Teil und Symbol der Gesundheit, und schlug damit eine Brücke zwischen zwei menschlichen Sehnsüchten – nach dem Gesunden und nach dem Schönen. Als sie mit wissenschaftlicher Argumentation predigte: «Sonnenlicht besteht aus verschiedenen Strahlen; darunter sind ultraviolette; sie verbrennen und schädigen die Haut» und damit das Angebot «strahlenfilternder Crèmes von Helena Rubinstein» verband, tat sie den entscheidenden Schritt zu einem überwältigenden Erfolg. Kaum hatte sich die Hormonforschung zwischen 1923 und 1930 aus den Niederungen blosser Vermutungen über die Existenz und Wirkung weiblicher und männlicher Hormone zu ersten exakteren Erkenntnissen aufge-

schwungen, bot Helena Rubinstein den Frauen Amerikas «Estrogenic Hormone Cream» (für das Gesicht), «Estrogenic Hormone Oil» (für den Hals), «Silk-Tone-Foundation-Special with Estrogenic Hormones» (für das Make-up) oder «Young Touch Estrogenic Hormone-Loon» (für die Hände) an. Mit einem Anflug von Nostalgie nahm sie zwar die Produktion der «Valace Cream» ihrer Anfänge wieder auf und liess verbreiten, dass sie allmorgendlich selbst Gebrauch davon mache. Aber das einstige Wunderprodukt versank hinter immer neuen Rezepturen, die im Jahre 1958 die stolze Zahl 466 erreichten.

Von New York ausgehend, kreierte Helena den «Tag der Schönheit», an dem ihre Salons Mädchen und Frauen eine Ganztageskur verkauften. Der Untersuchung durch Ärztinnen folgten medizinische Bäder, Massagen und Packungen. Dann wurde auf Satinbetten bei Musik geruht, und ein Haar-Stylist schloss die Behandlung ab. Helenas «Tag der Schönheit» entführte Elizabeth Arden Scharen von Kundinnen und lieferte ungezählten Frauen in den Vororten einen Grund, in die Helena-Rubinstein-Zentren zu fahren und einen Tag in der Stadt zu verbringen. Die Werbung machte den «Tag der Schönheit» zu einer nationalen Institution. Eine Zeitlang bereicherte Helena Rubinstein die Schönheitstage durch vegetarische Schlankheits- und Schönheitsspeisen, die Namen wie «Edelsteine im Sonnenlicht» oder (im Anklang an ihre in Paris begonnene Gemäldesammlung) «Gauguins Sonnenaufgang» trugen. Als «Edelsteine» und «Sonnenaufgang» Verluste verursachten, hatte sie längst einen finanziellen Status erreicht, der solche Einbussen zu Lappalien machte. Trotzdem warf sie die Diät rücksichtslos über Bord, so wie jedes andere Produkt, das keine Gewinne brachte, oder Mitarbeiter, die zu oft auf ihre Uhren sahen.

1928 war ihr Unternehmen so renommiert, dass Lehman Brothers auf den Gedanken verfielen, es zu erwerben und in eine Aktiengesellschaft grossen Stils für kosmetische Rubinstein-Produkte umzuwandeln. Das Lehman-Angebot von 7,3 Millionen Dollar (das Helena Rubinstein alle ihre Betriebe in Europa beliess) war zu verlockend, als dass sie es hätte ablehnen können. Erst nach der Unterzeichnung der Verträge wurde ihr klar, dass sie es schwerlich ertragen würde, ihren Namen und die Schöpfungen ihrer Schönheitsmystik in den billigsten Läden zu sehen und möglicherweise Elizabeth Ardens Spott zu erdulden. So missachtete sie alle juristischen Warnungen und versandte als Aussenstehende zornige Informationsschreiben an die Aktionäre, in denen sie Fehler des neuen Managements registrierte und einen baldigen Ruin ankündigte.

Wahrscheinlich wäre diese Taktik gescheitert, wenn nicht die Weltwirtschaftskrise nach nur einem Jahr die Helena-Rubinstein-Aktien von 70 auf 3 Dollar hätte stürzen lassen. Daraufhin unterbreitete sie den Lehmans das Angebot, für 1,5 Millionen Dollar die Mehrheit der Anteile zu erwerben.

Bewusst oder unbewusst folgte sie damit Samuel Zemurrays Spuren. Lehman Brothers griffen zu, vergassen ihren ersten und einzigen Vorstoss in die glitzernde Welt der Schönheit, und Helena Rubinstein errang die Herrschaft über eine Firma, die sie für 7,3 Millionen Dollar verkauft hatte, für 1,5 Millionen Dollar und mit einem Gewinn von 5,8 Millionen zurück. Die Transaktion erregte Bewunderung, Neid und Zorn, sicherte ihr aber den Aufstieg zur absoluten Herrscherin eines Kosmetik-Reichs mit dem Hauptquartier an der Fifth Avenue, Laboratorien in Long Island und Hunderten von Angestellten.

Sie selbst entwickelte sich zur reisebesessenen Bewohnerin eines Penthouse mit 26 Räumen an der Park Avenue, eines Landsitzes in Connecticut, eines Appartements am Quai de Bethune in Paris und Villen in Combs-la-Ville und Grasse. Edward Titus verschwand im Hintergrund solch hektischen Lebens und 1937 – nach der Scheidung – aus ihrem Dasein. An seine Stelle trat der um Jahre jüngere Prinz Artchil Gourielli-Tschkonja, ein Flüchtling aus dem einst zaristischen Georgien, mit dem sie sich, angeblich aus Sehnsucht nach Adel und Ansehen, vermählte. Er war ein liebenswürdiger Gentleman, der bis zu seinem Tode im Jahre 1955 ihre Aktivitäten mit einer Mischung von Bewunderung und Amusement beobachtete. Mit geduldigem Verständnis für die so hoch Emporgestiegene verfolgte er ihre Bemühungen, Amerika ihre Dankbarkeit zu zeigen, indem sie italienische Maler (die Amerika niemals gesehen hatten) beauftragte, die Neue Welt in Gemälden festzuhalten, und deren Ergebnisse: die sonderbare Schöpfung Colombotto Roosos, der die Rocky Mountains aus dem Atlantik auf steigen liess, oder ein abstraktes Bild von Leonardo Cremonini, dem nur der Titel «Nebraska» die Spur einer Beziehung zu Amerika verlieh.

Als Gourielli-Tschkonja starb, verblieben Helena noch zehn Lebensjahre voll ungebrochenen Tatendrangs und Rastlosigkeit, in denen der Umsatz ihrer Firma die 60-Millionen-Grenze überschritt und ihr persönliches Vermögen einen Schätzwert von 100 Millionen Dollar erreichte; zehn Lebensjahre, in denen sie aber auch immer wieder Kämpfe für ihr Kosmetik-Imperium auf die Barrikaden riefen. So stand sie an einem denkwürdigen Tag des Jahres 1962 am weit geöffneten Fenster ihres Büros in der Fifth Avenue und schüttelte ihre kleine, alt gewordene Faust, während sie mit unaustilgbarem polnischem Akzent zum 2. 7. Stockwerk des gegenüberliegenden Hauses hinaufrief: «Was hast du vor? Willst du mich ermorden, du Ratte?»

Der empörte Schrei galt Charles Haskell Revson, dessen Nagellack- und Lippenstift-Imperium Revlon Incorporated die Rubinsteins, Factors, Ardens und viele andere in einem phänomenalen Aufstieg hinter sich liess. Viele Jahre lang hatte sie Revson, den Sohn des jüdischen Einwanderers und Zigarrenmachers Samuel

Morris Revson, mit einem Anflug von Gering-Schätzung nur «den Nagellack-Mann» genannt. Aber nun war er mit seiner Hautcrème «Eterna 27» zum erstenmal in ihren ureigenen Bereich eingebrochen.

Charles Haskell Revson war etwa 25 Jahre jünger als Helena Rubinstein, und als er zehn Jahre nach ihr im August 1975 starb, existierten auf dem Weltmarkt der Kosmetik nur noch drei Unternehmen, die dem seinen überlegen waren: Avon, L'Oreal und Shiseido. Revlon Incorporated verzeichnete einen Jahresumsatz im Werte von 750 Millionen und einen Reingewinn von 62 Millionen Dollar. Revson, dessen Vater aus Russland geflohen war, um dem zaristischen Militärdienst zu entinnen, und dessen Mutter Jeannette zurzeit seiner Geburt im Jahre 1906 in einem Gemischtwarenladen in New Hampshire arbeitete, verdiente am Ende seiner Tage als Präsident seiner Gesellschaft 1,6 Millionen Dollar pro Jahr. Er bewohnte ausser seinem Landsitz in Westchester ein auf drei Millionen Dollar geschätztes Appartement an der Park Avenue in Manhattan und unterhielt eine 24 Köpfe zählende Dienerschaft. Mit seiner Jacht «Ultima II» hinterliess er das drittgrösste (nur von den Jachten «Christina» und «Atlantis» der griechischen Reeder Onassis und Niarchos übertroffene) Schiff dieser Art mit einer uniformierten Besatzung aus 9 Offizieren und 22 Mann, mit 16 Badezimmern, 24 Telefonanschlüssen, Radar, Funk, Air Conditioning, begehbaren Kühlräumen und einer Kinoanlage. Er hinterliess auch drei geschiedene Frauen. An den Namen der ersten konnte er sich nicht mehr erinnern, als er ihn 1940 bei der Eheschliessung mit der zweiten, dem Mannequin Johanna Katharina Christina de Knecht, oder kürzer Ancky Christina, nennen sollte. Von Anckys Nachfolgerin Lynn Fisher-Shevesky trennte er sich, wenige Tage nachdem er ihr zum zehnjährigen Hochzeitstag 30'000 Dollar in einer «Blechbüchse» geschenkt hatte. Ihre Leidenschaft für gesellschaftliche Ereignisse hatte ihn zu sehr von dem wirklichen Inhalt seines Lebens abgehalten, nämlich «Träume von gesellschaftlichem Ansehen und Schönheit» in die «stille Verzweiflung des täglichen Lebens der Durchschnittsfrau» zu bringen.

Die Zahl der Feinde, die er sich im Laufe seines Lebens erworben hatte, war Legion. Mit wenigen Ausnahmen schilderten sie ihn als brutalen Freibeuter ohne Erziehung, Skrupel, Bildung und Herz. Andere, die von moralischem Hochmut nichts hielten, waren eher fasziniert von diesem noch ungeschliffenen, aber fulminanten Entrepreneur der ersten osteuropäischen Einwanderergeneration, und sie beschäftigte vor allem die Frage, auf welche Weise er das Unternehmen geschaffen hatte, über das er bis zu seinem Tode herrschte.

Sie waren sich einig darüber, dass er keine persönliche Erfindung oder Entdeckung gemacht hatte. Er besass weder Intellekt noch besonderes Wissen. Selbst eine kurze einstudierte Rede zu halten, bereitete ihm Schwierigkeiten und Pein.

Dafür verfügte er über vier Eigenschaften, deren Kombination seinen Erfolg begründete. Er hatte einen ungewöhnlichen Instinkt für die «geheimen Wünsche» oder «morbiden Träume» der Frauen – auch wenn er zu keiner Liebe fähig schien und (sofern man einem Ausspruch seines Mitarbeiters Bill Mandel und Interpretationen seiner Biographen glaubt) Frauen so wie alle Männer, die zahllose Huren mit scheinbar unerschöpflicher Potenz verbrauchen, im Innersten hasste. Er verfügte dazu über einmaliges Gespür für Farben, Schattierungen und Farbkombinationen. Er besass ferner einen bewundernswerten Instinkt für Marketing, und darüber stand schliesslich eine unzerstörbare Gier nach Prestige und Macht. Nie verliess ihn der Schatten seines Vaters, der in Brooklyn mit seinen russischen Vorfahren prahlte, die angeblich reiche Getreidehändler gewesen waren, selbst aber ein Versager war und sich als «billiger Jude» verspotten lassen musste. Die Furcht davor, gleichfalls ein Versager zu werden und einmal ein «billiger Jude» genannt zu werden, bestimmte die harten Klänge und die Dissonanzen in Revsons Lebensmelodie sowie sein Streben nach Reichtum und gesellschaftlichem Ansehen oder was er mit dem «Blick von unten» unter diesem Ansehen verstehen mochte. Den «Blick von unten» und seine Vorstellungen von gesellschaftlichem Ansehen teilte er mit jenen Millionen, die seine Kunden wurden.

Er war schon 25, geschiedener Ehemann eines Showgirls, Pokerspieler und arbeitsloser Kleiderverkäufer, als er 1930 einen Posten als Reisender bei der kleinen Nagellack-Fabrik Elka in New Jersey antrat. Die Elka-Leute begannen gerade ein Produkt anzubieten, das für Puritaner noch einer Aufforderung zu hurenhaft er Eitelkeit gleichkam. Die Firma verstand sich bereits auf die Herstellung undurchsichtiger Lacke, die den Fingernagel ganz bedeckten und sich mit Hilfe von Pigmenten in vielen Farbtönen herstellen liessen. Doch die Furcht vor dem Puritanismus hielt sie davor zurück, damit hervorzutreten. Sie bot nur farblose, «natürliche» Lacke an. Was Revson in diesem Augenblick von seinen Arbeitgebern unterschied, war von entscheidender Natur. Ihn bremste keine lähmende Last der puritanischen Tradition, und seine Farbphantasien vereinten sich mit seinem brennenden Willen zum Erfolg. Kaum hatte er die ängstlich zurückgehaltenen Farblacke zu Gesicht bekommen, malte er sich Frauen aus, deren Nagelfarbe der Tönung ihres Lippenstiftes entsprach. Schon bei den ersten Streifzügen durch die Friseur- und Schönheitssalons New Yorks – im einzigen dunklen Anzug, den er besass, mit leicht exotischen Gesichtszügen und einer offenbaren Wirkung auf sexuelle oder mütterliche weibliche Instinkte – offerierte er zwar farblosen Elka-Lack, aber er bemalte auch die Nägel jeder Salonbesitzerin und jedes weiblichen Wesens, das ihm seine Fingernägel überliess, mit farbigem «Email». Er demonstrierte Fingernägel in Orange zu orangefarbenen Stoffmustern für Kleider oder

Blusen, extrem helle Nägel zu blondem Haar, Nägel in reifarbenem Glanz zu bräunlicher Haut und Nägel mit grünlichen Schatten zu grünfarbener Iris. Nebenher bewies er, wie ein Biograph hervorhob, Einkäuferinnen, die sich für Aufträge gewinnen liessen, seine sexuelle Potenz, und seine Auftragsblocks wiederum überzeugten die Elka-Manager, dass mit bunten Lacken ein Geschäft zu machen war. Aber für sie war Revsons ehrgeiziges Tempo zu schnell, und er schockierte sie, als er ihnen vorschlug, Elka-Lacke in ganz Amerika zu verkaufen und ihm, dem nun Sechszwanzigjährigen, die Generalvertretung für die Vereinigten Staaten zu übertragen. Die Antwort lautete: Nein, und im Februar 1932 gab er seine Arbeit mit dem Entschluss auf, in Zukunft mit eigenem Lack auf eigenen Füßen zu stehen.

Von einem Cousin, der Lampen fabrizierte, mietete er für 25 Dollar pro Monat ein Zimmer hinter dessen Werkstatt. Seinen jüngeren Bruder Joseph, der sich bei General Motors als Buchhalter durchschlug, überzeugte er von den Zukunftschancen des Nagellacks, und zusammen machten sie sich auf die Suche nach einem Lackfabrikanten, der für kühne Farben und grosse Pläne zu gewinnen war. Ein Pokerfreund namens Lachman hatte zufällig in die chemische Fabrik Dresden eingeheiratet, die auch Rohstoffe für Lacke produzierte. Er erbot sich, Charles und Joseph 300 Dollar zur Gründung eines allamerikanischen Nagellackvertriebs vorzustrecken, sofern sie ihn mit 50 Prozent beteiligten und ihren Lack bei der Firma Dresden bezogen. Bis ans Ende seiner Tage verzieh sich Charles Revson diesen Pakt, den er mit seinem Pokerfreund schloss, nicht mehr. Die beiden Brüder gründeten mit Lachmans Geld am 1. März 1932 die Firma Revlon & Co. Das «l», welches das «s» in ihrem Familiennamen ersetzte, stand für Lachman und erinnerte Charles Revson für den Rest seines Lebens wie eine schmerzende Wunde daran, dass Lachman weder etwas von Chemie noch von Farben, noch von Marketing verstand, sich nach kurzer Zeit aller Arbeit enthielt, aber dank der Beteiligung an den Früchten der Arbeit der Revson-Brüder zum Multimillionär aufstieg. Gleichwohl – in jenem März des Jahres 1932 in einem Hinterzimmer an der West 21st Street Nr. 38 und mit Joseph als Buchhalter, Etikettenkleber und Flaschenfüller begannen Revlon & Co. ihren ausserordentlichen Siegeszug.

Der Umsatz im ersten Jahr betrug 4'655,09 Dollar, der Bestand des ersten Bankkontos 400 Dollar. Auf der ersten «Schönheitsausstellung», die Charles Revson 1934 in Chicago besuchte, fehlte ihm noch das Geld für einen eigenen Stand. Seine Einnahmen verwahrte er in einem Zigarrenkistchen. Aber er betörte eine Einkäuferin des Kaufhauses Marshall Field und erhielt den bis dahin grössten Auftrag seines Lebens (400 Dollar). Die Nachricht versetzte seinen Bruder Joseph in Angst und Entsetzen, weil er viel zu wenige Lackfläschchen besass. Aber

Charles versicherte: «Unsere Versandabteilung hat noch niemals einen Liefertermin versäumt», eilte nach New York und arbeitete mit Joseph Tag und Nacht, bis das letzte Fläschchen gefüllt und zur Post getragen war. Ein Jahr später vertauschten Revlon & Co. ihr Hinterzimmer mit grösseren Räumen in der West 164th Street, fast direkt gegenüber dem Verlag des NEW YORKER. Diese Nachbarschaft mit der Zeitschrift des gehobenen und eleganten New York sowie erste kleine, aber 335 Dollar teure NEW YORKER-Anzeigen verrieten Charles Revsons grössten Lebenswunsch: niemals «billig», sondern «Klasse» zu werden. Auch sein Bruder Martin (der wegen seines Aussehens auch «jüdischer Cary Grant» genannt wurde) gab jetzt einen unbedeutenden Posten bei einer Wall-Street-Firma auf und übernahm den Vertrieb.

In den folgenden 23 Jahren, bis er sich nach wildem Streit von Charles trennte, war er die treibende Kraft einer immer grösseren Armee von Verkäufern, deren Vorläufer in der Anfangszeit er mit den Worten auf die Reise schickte: «*Go, go, go! Revlon wird der Grösste sein. Zieht los und kämpft!*» Wie sie kämpften und den Umsatz bis 1937 vervierzigfachten, entsprach nicht immer ethischen Idealen. Manche fanden nichts dabei, in Drugstores Produkte der Konkurrenz insgeheim verschwinden zu lassen und durch Revlon-Muster zu ersetzen oder ausgestellte Flaschen anderer Firmen aufzuschrauben, so dass der Inhalt eintrocknete und verderb. Ein Muskelmann, Mark D. Soroko, Sohn eines orthodox gläubigen Vaters, der von einer Agentur für die Eintreibung von Schulden zu den Revsons stiess, ging ihnen in Notfällen zur Hand und verfügte auch über willige Dermatologen, die in Schadenersatzfällen (wenn einmal ein neuer Lack missriet und Nägel oder Finger annagte) von grossem Nutzen waren. Charles und Martin scheuten keine Reise, um Kaufhäuser persönlich zu «erobern». Sie stiegen, auch wenn es ihnen an Geld für die Mahlzeiten mangelte, nur in den besten Hotels ab und liessen sich nur mit den Spitzenmanagern der Salons und Kaufhäuser verbinden. Bei jedem Anruf wiederholten sie: «Wir werden die grösste Firma sein. Wir haben das Recht, nur mit den Chefs zu sprechen.» Sie ernteten oft Spott und Gelächter, aber am Ende wurden sie empfangen. Aber alles «*Go, go, go!*» allein konnte nicht erklären, dass der Revlon-Umsatz 1940 zum erstenmal an die 3-Millionen-Dollar-Grenze herankam.

Joseph, Martin und alle Kaufhaus- und Drugstore-Kämpfer waren nur auswechselbare Figuren im Vergleich mit Charles und seinem Färb- und Marketing-Genius. Als er 1939 – mit 34 Jahren – Ancky Christina auf der New Yorker Weltausstellung begegnete, bemerkte er als erstes den «falschen Farbton» ihres Lippenstiftes. Als er sie ein Jahr später heiratete, verbrachte er mit ihr einige Flitterwochen in Hot Springs, Alabama, und beschenkte sie mit Nerzmänteln und einer luxuriösen Wohnung, aber im Übrigen betrachtete er sie angeblich als Objekt, an

dem er Nagellacke, Lippenstifte, Lidschatten und Farben, immer wieder Farben testen konnte. Sie musste sogar in Heizkammern aushalten, um die Hitzebeständigkeit von Lippenstiften zu erproben. 1942 gebar sie ihm (gegen seine Überzeugung, dass es ein zweifelhaftes Unterfangen sei, Kinder in eine miserable Welt zu setzen) einen Sohn, John, und später einen zweiten Sohn, Charles Junior. Aber sie blieb ein Symbol seiner Arbeitsbesessenheit. Ihr erster Cadillac Eldorado musste orangefarben sein – zu orangefarbenen Fingernägeln und orangefarbenen Lippen. Ein Chrysler prangte in Violett – passend zu violetten Augenschatten, Lippen und Nägeln. Die Ehe zerbrach – einem Biographen zufolge

- nicht, weil etwa Ancky nominell christlich, aber nicht gläubig, und er nominell jüdisch war. Sie zerbrach auch nicht an der Zahl seiner ausserehelichen Abenteuer und Strip-Poker-Partys in einem Appartement am New Yorker Central Park. Sie zerbrach 1960 an seiner Beziehungslosigkeit zu allem, was nicht Nägel, Lippen, kosmetische Farben und Marketing betraf.

1946 (nach einem kriegsbedingten Abstecher in die Produktion von Spezialfarben für die amerikanische Luftwaffe und Marine, Farben, die sich bei Notfällen im Wasser lösten und Rettungsflösse weithin sichtbar machten) lancierte Revson seinen ersten Marketing-Feldzug. Er eröffnete seine bis dahin grösste Werbeschlacht. Es geschah nicht unter dem Motto Qualität. Er eröffnete sie auch nicht unter dem Zeichen günstiger Preise. Sein Nagellack «Frosted» kostete in der Herstellung 12,1 Cent, aber der Verkaufspreis betrug 1 Dollar. Sein Lippenstift «Lustenious» wurde für 9,6 Cent produziert, aber für 1 Dollar 10 Cent verkauft. Das Ziel seines Feldzuges war, zu erreichen, dass der Name Revlon sich mit dem Begriff «Klasse» verband, und eine Voraussetzung für «Klasse» – wie er sie sah – war immer ein hoher Preis: «Klasse» musste teuer sein. Ein anderes Element seiner Vorstellung von «Klasse» waren Namen voll fremdländischem Wohlklang, wie ihn französische, italienische oder britische Schlösser und Adelshäuser vermitteln. In den ersten farbigen ganzseitigen Anzeigen im NEW YORKER erschien – traumhafte Illusionen weckend – «das Haus Revlon», umgeben von Begriffen und Namen wie «Linie der Jugend» oder «Marcella Borghese». Gleichzeitig kopierte Revson die alljährlich wechselnde, zum Kauf immer neuer Modelle verführende «Linie» von General Motors mit einer «Revlon-Linie», die Jahr für Jahr in neuen Farbschattierungen den neuesten «Hauch von Revlon» schuf. Er verkaufte nicht einfach Rot, sondern «Fifth-Avenue-Rot» oder «Kirschen im Schnee». Einen ersten Gipfelpunkt erreichte seine Marketing-Woge 1952 unter dem Slogan «Feuer und Eis». Mit dem Bild des Mannequins Dorina Leigh in silbrig-eisfarbenem Abendgewand, scharlachrotem Cape und mit entsprechend scharlachfarbenen Lippen und Fingernägeln überschwemmte sie ganz Amerika. Der Werbetext lautete: «Es gibt eine neue amerikanische Schönheit – sie ist heiss

und kühl, voll Hingabe und Stolz. Sie ist Feuer und Eis.» Kein Slogan entsprang seiner eigenen Phantasie. Er spürte nur, was werbewirksam war und was nicht, und trieb Texter, Fotografen und Modelle erbarmungslos so lange an, bis ihnen Worte, Bilder und Posen einfielen, die ausdrückten, was er instinktiv empfand. Als er nach 1950 sein erstes grosses Hauptquartier im New Yorker Squibb-Gebäude bezog und die Zahl seiner Angestellten 1000 überschritt, nahm sein Personalverschleiss ausserordentliche Formen an. Menschen wurden zu Schachfiguren, die er je nach Nützlichkeitswert feuerte, behielt oder als bezahltes Eigentum betrachtete.

Gewerkschaftler waren für ihn Kommunisten. Die vier Mannequins, die von 1952 bis zu seinem Tod zu legendären Verkörperungen der alljährlichen «Revlon-Linie» wurden – Dorina Leigh, Suzy Parker, Barbara Britton und Laureen Hutton – waren für ihn Gegenstand der Bewunderung, aber auch des Hasses. Er hasste sie, weil er sie nicht entbehren und deshalb nicht rücksichtslos beherrschen konnte.

1955, als sein Bruder Joseph ihn verliess (beide sollten 17 Jahre lang kaum noch ein Wort miteinander sprechen), eroberte er für sein Marketing das neue Medium Fernsehen. Er finanzierte die erste und berühmteste Quiz-Sendung der Welt mit dem Titel «Die 64'000-Dollar-Frage», der 55 Millionen Amerikaner auf dem Fernsehschirm folgten, um zu erfahren, wer am Ende alle Fragen richtig beantwortet haben und der glückliche Gewinner eines Vermögens sein würde. In jeder Sendung leuchteten Schriftzüge wie «Das Haus Revlon», oder «Der Revlon-Touch» über den Kabinen auf, in denen die Kandidaten die Fragen beantworteten. Die Umsatzsteigerung betrug nach der ersten Woche 500 Prozent. «Die 64'000-Dollar-Frage» und eine Fortsetzung des Quiz, die im Auftrag von General Motors veranstaltet wurde, entlarvte man 1959 als Unternehmungen, bei denen besonders beliebte Kandidaten rechtzeitig über die Fragen und richtigen Antworten informiert wurden. Auch Charles Revson wurde vor ein Untersuchungskomitee des amerikanischen Kongresses geladen. Aber der Revlon-Umsatz hatte längst die 150-Millionen-Grenze pro Jahr überschritten. Die Firma war vielleicht zu erschüttern, aber nicht mehr zu zerstören.

Schon 1962 begann Charles Revson mit der Eroberung des internationalen Marktes. Mit scharfsinnigem Kalkül bestimmte er einen Diplomaten, Robert Armstrong, zum Chef seiner internationalen Abteilung. Die Wahl zahlte sich in Europa, Grossbritannien und Ostasien aus, wo – wie Revson sich ausdrückte – «Leute mit weissen Schuhen» die Geschäfte machten. Damals war seine Gesundheit schon längere Zeit angegriffen. 1955 hatte er einen ersten Herzanfall erlitten. Seither glich sein Dasein oft dem eines Hypochonders. Von der Furcht vor zu viel

Cholesterin besessen, versuchte er jede Diät, die angeboten wurde. Hotels, in denen er ass, liess er vorsorglich mit Weizenkeimöl beliefern, und lange Zeit servierte ihm ein Koch in seinem Bürotrakt zum Lunch auf dem kostbarsten Geschirr nur einen dünnen fettlosen Hamburger. Zuweilen verlangte er täglich nach einem Elektrokardiogramm, und jeden Morgen liess er sich von Dr. Mac, einem Ex-Boxer, in einem Trainingsraum behandeln, in dessen roten Teppich griechische Sportlergestalten eingewebt waren. Aber noch erkannte niemand hinter allen Beschwerden und Symptomen die Vorboten eines tödlichen Bauchspeicheldrüsenleidens. Man dachte an Stress, an Begleiterscheinungen des inneren Zwanges, seine Position zu behaupten und bis zur allerhöchsten internationalen Spitze emporzusteigen. Man vermutete psychosomatische Folgen des Produktions-, Werbe- und Nervenkrieges, der damit verbunden war und immer aufreibender wurde. Er umgab seine Konkurrenten mit einem Spionagenetz, um ihnen Geheimnisse der Entwicklung und Produktion zu entreissen, vor ihnen auf dem Markt zu sein oder ihre Kundschafter abzuwehren. Abhöranlagen gehörten zum beiderseitigen Kampfsystem. Revsons Labor war bis hin zur Absorptionsspektrometrie mit allen modernen Geräten ausgestattet, welche die Analyse von Konkurrenzprodukten ermöglichten. Im Telefonverkehr benutzte er Codeworte. Seit er 1967 seine Jacht «Ultima II» für 3,5 Millionen Dollar erworben hatte, galten Code-Regeln auch für den Funkverkehr, sobald er sich auf See befand.

1964 unternahm er, der so viel «Klasse» verkaufte, den ersten und einzigen Versuch, selbst ein Mitglied der Traumklasse zu werden. Er heiratete eine um 26 Jahre jüngere Schönheit jüdischer Abstammung, Lynn Fisher-Shevesky, die sich im gesellschaftlichen Leben zu Hause fühlte. Aber er war nicht dazu geboren, in der High-Society seiner Träume zu leben und Gäste auf seinen Besitzungen oder seiner Jacht zu empfangen. Auch Lynn verwandelte er in einen Revlon-Traum. Ihr fiel die Aufgabe zu, neue Kreationen wie «Ultima II» oder «Eterea» der feinen Gesellschaft vorzuführen. Beide trennten sich Anfang des Jahres 1974. Charles Revson blieb der Traumverkäufer und Arbeitsfanatiker, den weder Präsident Kennedys Ermordung noch der zum erstenmal nach New York gereiste Papst, der unter seinem Büro vorbeifuhr, dazu bewegen konnten, eine Marketing-Sitzung zu unterbrechen. Seine kurze Bemerkung: «Wir verkaufen nicht an den Vatikan» entsprang nicht jüdisch-religiösen Motiven, sondern seiner Arbeitsbesessenheit.

Der Tod griff 1975 nach ihm – auf dem Höhepunkt des Erfolgs. Es bleibt ungewiss, ob er nach einer Gallenoperation ahnte, dass er in Wahrheit von einem unheilbaren Pankreas-Krebs gezeichnet war. Auf jeden Fall bestellte er sein Haus. Er räumte keinem seiner Söhne einen bedeutenden Platz im Revlon-Reich ein, sondern entschied sich für einen Aussenseiter: Michel Bergerac, den von franzö-

sischen Eltern abstammenden und amerikanisch erzogenen Generalmanager der International Telephone and Telegraph Corporation. Bald darauf starb er – in einem Krankenhaus, allein, nur von einer Krankenschwester betreut.

Meshulam Riklis aus Odessa und das Gross-Konglomerat Rapid American

Nicht weniger bewegt, nicht weniger erfolgreich waren die Schicksalswege einiger Männer, welche die Tradition der russisch-polnischen Branntweinherstellung über den Atlantik brachten. 1968 zog sich Lewis Rosenstiel in Florida im 76. Lebensjahr in den Ruhestand zurück. Er starb 1976, 84 Jahre alt, in Miami Beach. Sein langes Leben hatte er dem Aufbau der Firma Schenley Industries gewidmet, die er zu einem Spitzenunternehmen der amerikanischen Getränkeindustrie machte.

Sein kampfreicher Aufstieg fing nach 1920 an, während der wilden Ära des Alkoholverbots, als die Gesetze wenig galten und der Durst der Amerikaner nach Alkohol nicht überwunden, sondern ins Unermessliche gesteigert wurde. Eine Alkoholproduktion jenseits der amerikanischen Grenzen, vor allen Dingen in Kanada, bot die «Chance des Jahrhunderts». Man verstieß dabei nicht gegen amerikanische Gesetze. Den Kampf mit dem Gesetz nahmen vielmehr Alkoholschmuggler auf, die für den Transport in die Vereinigten Staaten und die Verteilung sorgten. Rosenstiel hatte seine Karriere als Vertreter der Brennerei eines Onkels in Kentucky begonnen und seine ersten eigenen Unternehmen nach dem Ort Schenley in Pennsylvanien benannt. Wenn man einschlägigen Berichten über sein Leben folgt, hat auch er den Umweg benützt, der über Kanada führte. Bestandteil seiner Lebens-Saga war auch, dass er noch in den letzten Jahrzehnten seines Daseins der Bekanntschaft mit Gangstern verdächtigt wurde, während er gleichzeitig deren engagiertestem Gegner, dem Direktor des Federal Bureau of Investigation (FBI), John Edgar Hoover, eine John-Edgar-Hoover-Stiftung widmete.

Rosenstiel ging der Ruf voraus, mit autokratischer Hand zu regieren und Unbotmässige und Versager unter seinen Mitarbeitern auszubooten, indem er ihre Büros über Nacht ausräumen und die Überraschten am nächsten Morgen auf nackte Fussböden starren liess. Aber 1968 rangierten Schenley Industries auf Platz 178 unter den vermögendsten amerikanischen Firmen. Rosenstiels Unternehmen lag damit zwar um mehr als 70 Plätze hinter Standard Oil, General Motors und Ford, was von Neuem die unerreichbare Potenz des angelsächsischen Establishments

unterstrich, aber andere nicht-jüdische Grossunternehmen wie Kaiser Steel oder die Douglas-McDonald-Flugzeugwerke belegten erst Platz 196 und 200. Mit Rosenstiels Rücktritt vom Management endete 1968 der erste Teil der Schenley-Saga. Doch schon im Frühjahr des gleichen Jahres begann der zweite Teil. Damals gingen 88 Prozent der Schenley-Aktien auf einen jungen Mann mit dem mysteriös-anziehenden Namen Meshulam Riklis über. Er war ein Spätling der ostjüdischen Einwanderung und hatte 1922 in Odessa das Licht der Welt erblickt, als die Sowjetunion unter Blut und Tränen entstand und der Emigrantenstrom nach Amerika versiegte. Mit seinen Eltern war er zunächst nach Palästina geflohen. Von dort machte er sich mit 4'000 Dollar auf den Weg nach Amerika, und 1947, kurz bevor der moderne Staat Israel entstand, traf er in Ohio ein. Später rankte sich um ihn die Geschichte, dass ihn eine grosse Begabung und der Wunsch seiner Mutter eigentlich zum Wissenschaftler bestimmt hätten. Aber schon seine Mitschüler in Tel Aviv hatten ihn scherzhaft «Finanzminister» genannt, und er selbst hatte sich als «Unternehmer» bezeichnet, wenn er Drachen und Murmeln fabrizierte und an seine Schulgenossen verkaufte. Er bekam einen Studienplatz an der Staatsuniversität von Ohio, studierte erfolgreich Wirtschaftswissenschaft und beschäftigte sich besonders mit den Grundlagen der amerikanischen Unternehmensstruktur. 1951 tauchte er in Minneapolis auf, arbeitete für 110 Dollar die Woche als Aktienverkäufer für lokale Börsenmakler und lehrte abends die Kinder wohlhabender orthodoxer Juden Hebräisch. Der Sprachunterricht lohnte sich für ihn. Er war ausserordentlich kontaktfreudig, und die Eltern seiner Schüler wurden zu seinen Mäzenen. Vier Jahre später hatte er alle Statistiken, die in Minneapolis über amerikanische Firmen zu finden waren, im Kopf – und entwickelte daraus eine Unternehmens-Philosophie, die nach seinen eigenen Worten «so zugeschnitten war, dass ein mittelloser Mann von 29 Jahren imstande ist, innerhalb von zehn Jahren ein Imperium im Wert von einer Milliarde aufzubauen». Es handelte sich um eine Variante der «Konglomeration». Riklis war 33 Jahre alt, als er 1955 mit 20'000 gesparten und 37'000 geliehenen Dollar auszog, um seine Philosophie in die Tat umzusetzen. Sein erstes Ziel hiess Rapid Electrotpe Company. Es handelte sich um ein Druckereimaschinen-Unternehmen mit einem wenig aktiven Management, aber mit Barvermögen und sonstigen Aktiva im Werte von rund 1,6 Millionen Dollar. Riklis erwarb 30'000 Aktien und damit die Kontrolle. Er übernahm das Management und zahlte mit einem kleinen Teil der übernommenen Aktiva die Darlehen seiner Mäzene zurück. Mit dem Rest und neuen Krediten «eroberte» er die grössere Druckereimaschinen-Fabrik American Colortype mit 250'000 Aktien, 22 Millionen Umsatz, umfangreichem Grundbesitz und überaltertem Management.

Diesmal machte es der Verkauf von Grundbesitz möglich, die Kredite zurückzahlen. Seine beiden Eroberungen vereinigte Riklis in einer neuen Firma unter dem Namen Rapid American Company. «Rapid» klang optimistisch-amerikanisch und bezauberte 1956/57 Wall-Street-Makler und Aktienkäufer. Die Rapid-Aktien erreichten aussergewöhnlichen Kurswert und erwiesen sich als erfolgreiche Zahlungsmittel beim Kauf von Anteilen weiterer Unternehmen. Im Übrigen bewährte es sich, die Aktiva erobelter Firmen nicht direkt zum Kauf von Aktien einzusetzen, sondern als Sicherheiten für grosse Bankdarlehen zu verwenden und mit diesen weiterzuoperieren. Ein solches Vorgehen bezeichnete Riklis später nicht ohne Selbstironie und Humor – die anderen Konglomerateuren abgingen – als «konsequente Nichtverwendung von barem Geld».

Nicht alles gelang gemäss Zehnjahresplan. Die weltbekannte Schreibmaschinenfirma Smith-Corona im Staate New York, die von fünf Brüdern Smith geleitet wurde, widerstand. Der jüngste Bruder war mit 86 im Büro gestorben, und ein noch betagterer nahm seinen Platz ein. Der Umsatz betrug nur 32 Millionen. Aber als Riklis in einem Überraschungscoup mit hohen Angeboten 20 Prozent der Aktien kaufte und zwei Sitze im Verwaltungsrat errang, bewiesen die Brüder, dass sie nicht so alt und müde waren, wie es den Eindruck hatte. Sie engagierten den jungen angelsächsischen Business-Professor Edward Litchfield von der Cornell-Universität. Während Riklis seinen Aktienanteil auf 40 Prozent steigerte, schloss Litchfield Smith-Corona mit der neuen Fernschreiberfirma Kleinschmied zusammen und legte damit die Grundlagen für den neuen Büromaschinen-Giganten SCM, der bald 900 Millionen Dollar Jahresumsatz erreichte, was Riklis' Anteil jede Bedeutung nahm. Mit einem Magengeschwür gab dieser das begonnene Unternehmen auf und stiess seine Aktien wieder ab.

Von den zehn Jahren seines Plans waren drei verstrichen. Er eroberte (mit «Papiergeld» und Darlehen) das Herrenkonfektionsunternehmen Joseph H. Cohen, dann die Firma Oklahoma Reifen und Autozubehör, dann Leeds Kofferfabrikation, dann Kleins Discount-Kette und Lerner's Damenausstattungs-geschäfte. Zuweilen erschien er wie ein Bilderstürmer und erklärte einfach, aber offenherzig: «Mein Name ist Riklis. Ich will Ihre Gesellschaft kaufen ...» 1962 fasste er eine der grössten, ursprünglich in irischem Besitz befindlichen Kaufhausketten Amerikas, McCrory, als nächstes Ziel ins Auge. Auch McCrory zeigte alle Eigenschaften einer schläfrigen Schönheit. Aber das Unternehmen war immer noch ein standhafter Koloss und nur zu einem Teil mit «Papiergeld» zu erwerben. Doch Riklis verliess sich auf Auskünfte, wonach McCrory über rund 30 Millionen Dollar Bar-Aktiva verfügte und für 1962 einen Reingewinn von 10 Millionen erwartete. Er tat, was er seit der Übernahme von American Colortype nicht mehr getan hatte: Er investierte sein Barkapital plus 15 Millionen Dollar Bankdarlehen, lau-

tend auf die Rapid American Company, erwarb 51 Prozent der McCrory-Anteile und sah sich mit der unerwarteten Tatsache konfrontiert, dass die übernommene Kaufhauskette keine 10, sondern nur drei Millionen Dollar verdiente und die erwarteten 30 Millionen Aktiva vorwiegend in Lagerbeständen steckten. Die Banken forderten daraufhin die Rückzahlung ihrer Kredite und Riklis' Rücktritt von der Kommandobrücke der Rapid American Company.

In dem vielstöckigen Haus nahe der New Yorker Fifth Avenue (einem ehemaligen Besitz der Familie Sulzberger von der NEW YORK TIMES, in dem Meshulam Riklis nun mit Familie und Dienerschaft lebte) empfing er die Nachricht von seinem zweiten Quasi-Waterloo. Die Forderung nach seinem Rücktritt lehnte er ab und erklärte aufgrund jahrtausendealter jüdischer Erfahrung: «Das Gesetz heisst Überleben.» Er ging zu angelsächsischen Bankiers, und Biographen berichten, dass er deren Gewohnheit, Kreditverlängerungen und neue Kredite zu verweigern, mit der psychologisch ingeniosen Eingangserklärung begegnete: «Ich weiss, dass Sie Antisemit sind ...» Er rührte damit an die tiefer liegenden Gewissensschichten, die in die Zeit der amerikanischen Politik während der Hitler-Ära zurückreichten, und an die unausgesprochene amerikanische Verhaltensregel, die daraus erwachsen war. In sechs Monaten trennte er sich ausserdem von McCrorys Lagerbeständen und auch von allem, was bei Rapid American verkäuflich war. Damit mobilisierte er 30 Millionen Dollar, so dass er mit Rapid American und McCrory überleben konnte. Von nun an ging er mit Bargeld noch vorsichtiger um als zuvor.

Die wichtigste Lehre aber – so wird von Vertrauten behauptet – war, dass seinem Imperium ein Geschäftszweig fehlte, der – wie die Alkoholproduktion – bei Hochkonjunkturen wie in Krisen, an Feier- wie an Trauertagen niemals ernstlich zu erschüttern war. Den gleichen Quellen zufolge entdeckte er diesen Geschäftszweig in Lewis Rosenstiels Schenley Industries. Die Geschichte, wie er Schenley eroberte, wurde zweifellos ein Höhepunkt seines Lebens.

Lewis Rosenstiel war nicht der Mann, bei dem man mit den Worten: «Mein Name ist Riklis. Ich will Ihre Gesellschaft erwerben» auftrat. Noch weniger war er ein Mann, der «Papiergeld» nahm. Sein Unternehmen war um mindestens 500 Millionen Dollar mehr wert als alles, was unter der Flagge von Rapid American vereinigt war. Aber Riklis hielt sich an eines seiner Lieblingsworte: «Man darf nie aufhören, grosse Träume zu träumen.» Und er wollte nicht beim Träumen haltmachen, sondern die Träume verwirklichen.

In den fünf Jahren, die auf die Beinahe-Katastrophe von 1963 folgten, gelangen Riklis Schachzüge von grosser Zielstrebigkeit. Mit Charme und 5 Millionen Dollar Honorar nahm er Rosenstiels Steueranwalt Joseph Lubin auch in seine Diens-

te. Dann überzeugte er Lubin von den Vorteilen der angestrebten Fusion. Er liess sich nicht entmutigen, als Rosenstiels Forderungen von 30 Dollar pro Aktie auf 80 Dollar stiegen. Mitten im Poker um den Preis leistete er sich die imponierende Extravaganz, an die Universität von Ohio zurückzukehren und den Dokortitel mit einer Arbeit zu erwerben, in der er seine eigenen Erfahrungen mit Konglomeraten beschrieb. Gleichzeitig erwarb er nacheinander die Konsumgüter-Firma Glen Alden Corporation des älteren jüdischen Entrepreneurs Albert A. List, das Büstenhalter- und Miederwaren-Unternehmen International Playtex, die Kinokette Stanley Warner und einiges mehr. Diese Erwerbungen dienten als Sicherheit für Bankdarlehen, die er an dem Tag benötigen würde, an dem es zu einer Einigung mit Rosenstiel in Florida kam. 1968 war es dann soweit. Am 20. März erwarb er Rosenstiels persönliches Aktienpaket für 75 Millionen Dollar. Ferner kaufte er 70 Prozent des übrigen Aktienbestandes für 100 Millionen in bar und 420 Millionen in Obligationen. Mit 46 Jahren (sein Zehnjahresplan war nur um 36 Monate überschritten) verfügte Meshulam Riklis über ein Rapid-American-Imperium, dessen Schätzwert jene Milliarde Dollar überstieg, von der er 1955 in Minneapolis träumte. Er stand nun vor der Aufgabe, das Erworbene besser zu konsolidieren, als es Eli M. Black mit Zemurrays Erbe gelungen war. Darin lag die Entscheidung über seine Zukunft.

Vielleicht wurde die Schenley-Saga noch vom Aufstieg Samuel Bronfmans und seines kanadisch-amerikanischen Whiskey-Unternehmens Joseph E. Seagrams übertroffen. Samuel Bronfmans Eltern Yehiel und Minnie Bronfman waren 1890 aus dem bessarabischen Soroki nach Brandon in der kanadischen Provinz Manitoba gezogen und hatten hier ein kleines Hotel eröffnet. Ein Jahr später wurde Samuel geboren. Als noch nicht Zwanzigjähriger versuchte er sich in seines Vaters Hotel. Danach aber kam er auf die Idee, Alkohol auf dem Mailorder-Weg zu verkaufen. Der Erfolg dieser Idee verhalf ihm zur Kontrolle über die amerikanische Brennerei Joseph Seagrams & Sons und zu engen Geschäftsbeziehungen mit der British Distillers Corporation. Von seinen 1929 und 1931 geborenen Söhnen Edgar und Charles übernahm der erste das amerikanische, der zweite das kanadische Seagrams-Haus.

Das amerikanische Unternehmen rangierte 1975 mit einem Jahresumsatz von rund 835 Millionen Dollar und einem Gewinn von nahezu 30 Millionen unter den grössten amerikanischen Unternehmen auf Platz 232. Das New Yorker Seagrams-Verwaltungsgebäude gilt als eines der eindrucksvollsten Bauwerke der Riesenstadt. Edgar Bronfmans Landsitz, den er in Westchester im georgianischen Stil errichtete, besass zwar nicht das Flair der Unsterblichkeit, das Joseph Hirshorns Museumsbau in Washington umgibt, aber es war ebenfalls Ausdruck der

Verwirklichung eines jüdisch-amerikanischen Traumes. Als Edgar 1953 Ann Loeb, die Tochter des zeitgenössischen Seniors der Investment-Firma Loeb, Rhoades & Co., heiratete, murmelte der stolze Wall-Street-Aristokrat: «Ich fühle zum erstenmal, was es heisst, ein armer Verwandter zu sein.»

Die Kleider Amerikas

Am Ende verweigert die Ökonomie, die dem Umfang von Büchern Grenzen setzt, auch dem buntesten Bouquet der Charaktere und Karrieren weiteren Raum. Aber sie kommt nicht an einem Phänomen vorüber, das sich von den Geschichten einzelner Gestalten oder Familien unterscheidet. In zwei Generationen nämlich wurden die ehrgeizigsten, fähigsten und gegen sich, ihre Landsleute sowie ihre jüdisch-deutschen Vorgänger härtesten Schneider und Columbus-Schneider zu Inhabern oder Managern der amerikanischen Konfektionsindustrie und zu Produzenten oder Verteilern von Pelzen, Hüten, Taschen und Modewaren jeder Art. Sie gediehen seltener als einzelne in einer überwältigenden nicht jüdischen Geschäftswelt. Sie machten einen ganzen Industriezweig zu einer vorwiegend jüdisch-amerikanischen Institution. Auch dieser Entwicklung prägten zwar einzelne Figuren persönliche Farben auf. Louis Borgnicht aus Galizien erfand als zwölfjähriger Vater die Massenproduktion von Kinderkleidern und öffnete ihr einen Markt von ungeheuren Dimensionen. Ida Rosenthal, die 1973 als Siebenundachtzigjährige in Manhattan starb und zwischen 1900 und dem Ersten Weltkrieg im New Yorker Stadtteil Hoboken alle Leiden einer jüdischen Näherin durchlebt hatte, erfand, als sie einen Laden mietete und an Frauen verzweifelte, deren zu kleine oder hängende Brüste die Kleider nicht ausfüllten, einen Büstenhalter, der die Brust anhob. Sie nannte ihn «Maidenform» und gründete mit ihrem Mann William, einem einstigen Talmudschüler aus Charkow, die Firma Maidenform. 1949 unternahm sie die erste Werbekampagne Amerikas, in der Modelle, den zähleibigen Nachwehen des Puritanismus trotzend, in Büstenhaltern mit sonst blossem Oberkörper auftraten. Sie hinterliess bei ihrem Tod ein Unternehmen, das seine Produkte, von Unterwäsche bis zu Badeanzügen, in 120 Ländern der Erde vertrieb.

Doch Louis Borgnicht wie Ida Rosenthal waren nur Symbole eines Vorgangs, der sich eher in Ziffern als in Gestalten beschreiben lässt. Schon 1914 hatte sich die Zahl der Firmen in der New Yorker Herrenkonfektion von 736 im Jahre 1880 auf 2'779 mit 45'842 Beschäftigten und die Zahl der Firmen in der Damenkonfektion von 231 auf 2'057 erhöht. Die Eroberung dieses Industriezweigs durch die Ost-

europäer war im Gange. Sie hatten wenig Chancen, grosse Unternehmen nach der Art von Hart, Schaffner & Marx aufzubauen. Dazu gehörte Kapital, das die meisten nicht besaßen. Doch sechs Jahrzehnte später drängten sich in Manhattan, zwischen Broadway und Fifth Avenue, rund 10'000 Firmen und produzierten in einem nie ruhenden Dschungel der Moden, Krisen und Konkurrenzen 85 Prozent der amerikanischen Männer- und 96 Prozent der Frauen- und Kinderkleidung. Die meisten Inhaber oder Manager waren Söhne und Enkel der Einwanderer «aus dem Shtetel», der Vorboten und Träger des grössten Reservoirs von Ernest van den Haags «jüdischem Gewürz». Aber während die geschäftlichen Entrepreneure, von Samuel Zemurray bis Louis Borgnicht, ihren Weg suchten, entfaltete sich ringsum, von der Wall Street bis zu den Höhen der Kultur – tief beeinflusst durch die Ereignisse der Hitler-Ära und geformt durch die Gründung des modernen Israel – das volle Panorama des zweiten Teiles der Saga der Juden in Amerika:

Jürgen Thorwald
Die Wenigen und die Mächtigen
Die Saga der Juden in Amerika
Teil II

Quellenverzeichnis

Allgemeine Geschichtswerke

Jüdische Geschichte

- BAMBERGER, BERNARD J.: The Story of Judaism, New York 1964
BEN-SASSON, H.H.: Trial and Achievement: Currents in Jewish History, Jerusalem 1974 – (Hrsg.): A History of the Jewish People, Cambridge/Mass. 1976
CHESTERTON, A.K. und LEFTWICH, J.: The Tragedy of Anti-Semitism, London 1948
COUDENHOVE-KALERGI, HEINRICH H.: Anti-Semitism Throughout the Ages, London 1933
EBAN, ABBA: Dies ist mein Volk, München und Zürich 1970
FINKELSTEIN, L. (Hrsg.): The Jews: Their History, Culture and Religion, Philadelphia 1960
GRAYZEL, SOLOMON: A History of the Contemporary Jews, New York 1969
HAAG, ERNEST
VAN DEN: The Jewish Mystique, New York 1969
KELLER, WERNER: Und wurden zerstreut unter alle Völker, München 1966
KERTZER, M. N.: What Is a Jew? New York 1973
LAZARE, BERNARD: Antisemitism, London 1967
NARKISS, BEZALEL (Hrsg.): Picture History of Jewish Civilization, New York 1974
POLIAKOV, LEON: The History of Anti-Semitism, Bd. I, London 1963
RIVKIND, ELLIS: The Shaping of Jewish History, New York 1971
SACHAR, HOWARD M.: The Course of Modern Jewish History, Cleveland 1958
VALENTIN, HUGO: Antisemitism, N.Y. 1936

Amerikanische Geschichte

- BAIL BERNARD, THOMAS, JOHN L., DAVIS, DAVID B., WIEBE, ROBERT H., DONALD, DAVID H. und WOOD, GORDON S.: The Great Republic – A History of the American People, Boston 1977
BALDWIN, LELAND D.: The Story of the Americas – The Discovery, Settlement and Development of the New World, New York 1943
COOKE, ALISTAIR: Amerika – Geschichte der Vereinigten Staaten, Stuttgart 1975

- DAVIDSON, MARSHALL B.: Life in America, Bd. I und II, Boston 1974
MORISON, SAMUEL (Hrsg.): The Oxford History of the American People, New York 1965
NEVINS, ALLAN und COMMAGER, HENRY S.: A Pocket History of the United States, N.Y. 1976
–, COMMAGER, HENRY S. und LEUCHTENBURG, WILLIAM E.: A Concise History of the American Republic, New York 1977

Amerikanisch-jüdische Geschichte

- BLAU, JOSEPH L.: Judaism in America, Chicago 1976 – und BARON, SALO W. (Hrsg.): The Jews of the United States 1790-1840, A Documentary History, Bd. I bis III, New York 1963
FONER, PHILIP S.: The Jews in American History, 1654-1865, New York 1945
FUCHS, LAWRENCE H.: The Political Behavior of American Jews, Glencoe 1956
HANDLIN, OSCAR: Adventure in Freedom: Three Hundred Years of Jewish Life in America, New York 1954
HENDRICK, BURTON J.: The Jews in America, New York 1923
JANOWSKY, OSCAR I. (Hrsg.): The American Jew – A Reappraisal, Philadelphia 1964
KARP, ABRAHAM J. (Hrsg.): The Jewish Experience in America, Bd. I bis V, Waltham/Mass. 1969
LEARSI, RUFUS: A History of the Jews in America, Cleveland 1954
LEBESON, ANITA LIBMAN: Pilgrim People – A History of the Jews in America from 1492 to 1974, New York 1975
MARXENS, ISAAC: The Hebrews in America, New York 1888
ROTTENBERG, DAN: Finding Our Fathers, New York 1975
SIMENHOFF, HARRY: Saga of American Jewry 1865-1914, New York 1959
STEMBER, C.H. u.a.: Jews in the Minds of America, New York 1966

I. Sefardim

Die ersten Dreiundzwanzig von Neu-Amsterdam

- BARCK, O.T. JR. und LEFLER, H.T.: Colonial America, New York 1958
- BIRMINGHAM, STEPHEN: The Grantees-America's Sephardic Elite, New York 1971
- BRUCHEY, S. (Hrsg.): The Colonial Merchant, New York 1966
- ELLIS, EDWARD ROBB: The Epic of New York City, New York 1966
- GLENN, MENAHEM G.: The First Seder in America, *Jewish Digest*, April 1978
- HAAG, ERNEST VAN DEN: The Jewish Mystique, New York 1969
- KARP, ABRAHAM J. (Hrsg.): Beginnings: Early American Judaica, Philadelphia 1975
- MARCUS, JACOB R.: The Colonial American Jew 1492-1776, Detroit 1970
- OPPENHEIM, SAMUEL: More About Jacob Barsimson, The First Jewish Settler in New York, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. XXX, 1925
- SIEGEL, RICHARD, STRASSFELD, MICHAEL, und STRASSFELD, SHARON: The Jewish Catalog, Philadelphia o. J.
- The Colonial Sephardim, *Jewish Digest*, September 1976

Der Vertrag mit Gott und das Erbe, das sie in sich trugen

- ALBRIGHT, W. F.: Yahwe and the Gods of Canaan, London 1968
- : From the Patriarchs to Moses, *The Biblical Archaeologist*, London 1973
- ALLEGRO, JOHN M.: The Chose People, Garden City/N.Y. 1972
- ALLON, G.: The History of the Jews of Palestine in the Period of the Mishna and the Talmud, Jerusalem 1976
- AVIGAD, NAHMAN: Beth She' Arim: The Excavations 1953-1958, New Brunswick/N.J. 1976
- BARON, SALOW.: A Social and Religious History of the Jews, New York 1973
- und WISE, GEORGE S. (Hrsg.): Violence and Defense in the Jewish Experience, Philadelphia 1977
- BAECK, LEO: The Pharisees and Other Essays, New York 1947
- : Judaism and Christianity, New York O. J.
- BEN GURION, DAVID (Hrsg.): Die Juden in ihrem Land – Die Geschichte des Volkes Israel von den Anfängen bis in unsere Zeit, Würzburg 1967
- BENTWICH, NORMAN: Hellenism, Philadelphia 1943
- BICKERMAN, E.: From Ezra to the Last of the Macabees, New York 1962
- BRANDON, S.G.E.: Jesus and the Zealots, Manchester/Mass. 1967
- BRIGHT, J. A.: A History of Israel, London 1972
- BUBER, MARTIN: Moses: The Revelation and the Covenant, New York 1958
- CALLAWAY, J.: New Evidence on the Conquest of «Ai», *Journal of Biblical Literature*, 1968
- CARMICHAEL, JOEL: The Death of Jesus, New York 1962
- COHEN, A.: Everyman's Talmud, London 1937
- CRAVERI, MARCELLO: The Life of Jesus, New York 1967
- CURTIS, MICHAEL, MEYER, JOSEPH, WAXMAN, CHAIM, und POLLACK, ALLEN: The Palestinians: People, History, Politics, New Brunswick/N. J. 1975
- DEUTSCH, E.: The Talmud, Philadelphia 1895
- DEVAUX, ROLAND D.: Ancient Israel: Its Life and Institutions, New York 1964
- DIMONT, MAX I.: Jews, God and History, New York 1962
- DROYSEN, J. G.: Geschichte des Hellenismus, Gotha 1877 f.
- DUPONT-SOMMER, A.: The Jewish Sect of Qumran and the Essenes: New Studies on the Dead Sea Scrolls, New York 1955
- FINKEL, ASHER: The Pharisees and the Teacher of Nazareth: A Study of Their Background, Their Halachic and Midrashic Teachings, the Similarities and Differences, Leiden 1974
- FRIEDLÄNDER, L.: Sittengeschichte Roms, Köln 1957
- GODBIEY, ALLEN H.: The Lost Tribes, a Myth: Suggestions Towards Rewriting Hebrew History, New York 1974
- GOLDMAN, ISRAEL M.: Lifelong Learning Among Jews: Adult Education in Judaism from Biblical Times to the Twentieth Century, New York 1975
- GOLDMAN, SOLOMON: The Ten Commandments, Chicago 1956
- GRANT, MICHAEL: The Jews in the Roman World, New York 1973
- : Saint Paul, New York 1976
- GRAYZEL, SOLOMON: A History of the Jews – From the Babylonian Exile to the Present, New York 1968
- HADAS, MOSES: Hellenistic Culture: Fusion and Diffusion, New York 1959
- HARKNESS, GEORGIA und KRAFT, CHARLES F.: Biblical Backgrounds of the Middle East Conflict, Nashville/N.Y. 1976

- HAY, MALCOLM: Thy Brother's Blood: The Roots of Christian Anti-Semitism, New York 1975
- HEILMAN, SAMUEL C.: Synagogue Life, Chicago 1976
- HENGEL, M.: Die Zeloten, Köln und Leiden 1961
Judentum und Hellenismus, Tübingen 1973
- HERFORD, R.T.: The Pharisees, London 1924
- HERRMANN, S.: A History of Israel in Old Testament Times, Philadelphia 1975
- JEREMIAS, J.: Jerusalem in the Time of Jesus, London 1969
- JUSTER, J.: Les Juifs dans l'Empire Romain, Paris 1914
- KONZELMANN, G.: Aufbruch der Hebräer – Der Ursprung des biblischen Volkes, München 1976
- KLAUSNER, JOSEPH: Jesus von Nazareth, Berlin 1934
–: The Messianic Idea in Israel, London 1956
- LEON, H. J.: The Jews of Ancient Rome, Philadelphia 1960
- MAZAR, B.: The Tobiads, *Israel Exploration Journal*, 1957 –: The Military Elite of King David, *Vetus Testamentum*, 1963
- MEYER, E.: Die Israeliten und ihre Nachbarstämme, Halle/S. 1906
- MOORE, G. F.: Judaism in the First Centuries of the Christian Era, Cambridge/Mass. 1971
- NEUSNER, JACOB: A Life of Rabban Yochanan Ben Zakkai, Leiden 1962
–: A History of the Jews in Babylonia, Leiden 1965
–: First-Century Judaism in Crisis: Yohanan Ben Zakkai and the Renaissance of Torah, Nashville/N.Y. 1975
- PATAI, RAPHAEL und WING, JENNIFER P.: The Myth of the Jewish Race, New York 1975
- PEARLMAN, MOSHE: The First Days of Israel, New York 1973
- PEROWNE, S.: Herodier, Römer und Juden – Palästinas Schicksal zurzeit Christi und der Apostel, Stuttgart 1958
- PRAUSE, GERHARD: Herodes der Grosse, Hamburg 1977
- RADIN, M.: The Jews Among the Greeks and Romans, Philadelphia 1915
- RAINEY, A.F.: Compulsory Labour Gangs in Ancient Israel, *Israel Exploration Journal*, 1970
- SAMUEL: The Genius of Paul, New York 1958
–: We Jews and Jesus, New York 1965
- SEVENSTER, J.N.: The Roots of Pagan Anti-Semitism in the Ancient World, Leiden 1975
- SILVER, ABBA HILLEL: Moses and the Original Torah, New York 1961
- SIMON, BARBARA A.: The Ten Tribes of Israel Historically Identified with the Aborigines of the Western Hemisphere, London 1836
- SPEICHER, G.: Doch sie können ihn nicht töten – Forscher und Theologen auf den Spuren Jesu, Düsseldorf 1966
- SCHAEDER, H. H.: Esra der Schreiber – *Beiträge zur Historischen Theologie*, H. 5, Tübingen 1930
- SCHURRER, EMIL: A History of the Jewish People in the Times of Jesus, New York 1961
- STERN, M.: The Hasmonean Revolt and Its Place in the History of Jewish Society and Religion, *Journal of World History*, H. 11, 1968
- TADMOR, H.: Chronology of the Last Kings of Judah, *Journal of Near Eastern Studies*, H. 15, 1956
- TAUBLER, E.: Die Epoche der Richter, Tübingen 1950
- TCHERIKOVER, VICTOR: Hellenistic Civilization and the Jews, Philadelphia 1961
- WAGNER, S.: Die Essener in der wissenschaftlichen Diskussion vom Ausgang des 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Berlin 1960
- WEIPPERT, M.: The Settlement of the Israelite Tribes in Palestine, London 1971
- WELLHAUSEN, J.: Die Pharisäer und die Sadduzäer – Eine Untersuchung zur inneren jüdischen Geschichte, Hannover 1924
- YEIVIN, S.: The Israelite Conquest of Canaan, Istanbul 1971
- ZEITLIN, SOLOMON: Who Crucified Jesus? New York 1946
–: The Rise and Fall of the Judean State, Bd. I und II, Philadelphia 1962/67
–: Studies in the Early History of Judaism: Judaism and Christianity, New York 1975

Das spanische Vermächtnis

- ASHTOR, ELIAHU: The Jews of Moslem Spain, Philadelphia 1973
- BAER, YITZHAK: A History of the Jews in Christian Spain, Bd. I und II, Philadelphia 1966
- BELLER, JACOB: Remnants of Spain's Jewish Past, *Viewpoints*, Montreal, 9. Jahrg., H. 2
- CHOURAQUI, ANDRE N.: Between East and West – A History of the Jews of North Africa, New York 1973
- DAVID, MAURICE: Who was 'Columbus'? New York 1933
- DUFF, CHARLES: The Truth About Columbus, London 1936
- FUCHS, WALTER, R.: Die Araber und ihre Welt, München 1977
- GOITEIN, S. D.: Jews and Arabs, New York 1955
- KAMEN, H.: The Spanish Inquisition, New York 1968

- and the Participation of the Jews in the Spanish and Portuguese Discoveries, New York 1894 LIEBMAN, SEYMOUR B.: The Inquisitors and the Jews in the New World: Summaries of Procesos 1500-1810 and Bibliographical Guide, Coral Gables/Florida 1974
- LINDO, ELIASH.: The History of the Jews of Spain and Portugal, London 1848
- MEISELS, ISAAC S.: Don Isaac Abrabanel, *Jewish Quarterly Review*, 1890
- MINKIN, JACOB S.: Abrabanel and the Expulsion of the Jews from Spain, New York 1938
- PATAI, RAPHAEL und WING, JENNIFER P.: The Myth of the Jewish Race, New York 1975 POLIAKOV, LEON: The History of Anti-Semitism, Bd. II: From Mohammed to the Marranos, New York 1973
- ROSENTHAL, ERWIN I. J.: Judaism and Islam, 1961
- ROTH, C.: A History of the Marranos, New York 1974
- VIGNAUD, HENRY: Columbus a Spaniard and a Jew, *American Historical Review*, H. 18, 1913 WIESENTHAL, SIMON: Segel der Hoffnung – Die geheime Mission des Christoph Columbus, Olten 1972
- YELLIN, DAVID und ABRAHAM, ISRAEL: Maimonides, Philadelphia 1903
- Peter Stuyvesant und die Unwillkommenen**
- GRINSTEIN, HYMAN B.: The Rise of the Jewish Community of New York 1654-1860, Philadelphia 1945
- HÜHNER, LEON: Asser Levy – A Noted Jewish Burgher of New Amsterdam, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. VIII, 1900
- SCHAPPES, MORRIS U. (Hrsg.): Documentary History of the Jews in the United States, New York 1950
- Die sefardischen Aristokraten von New York**
- BARRETT, W.: The Old Merchants of New York City, New York 1963
- FREUND, MIRIAM K.: Jewish Merchants in Colonial America – Their Achievements and Their Contributions to the Development of America, New York 1939
- FRIEDMAN, LEE M.: Early American Jews, Cambridge/Mass. 1934
- GOLDEN, HARRY: The Greatest Jewish City in the World, New York 1972
- GRINSTEIN, HYMAN B.: The Rise of the Jewish Community of New York 1654-1860, Philadelphia 1945
- KOHLER, MAX J.: Civil Status of the Jews in Colonial New York, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. V, 1897
- MARCUS, JACOB R.: Early American Jewry, Bd. I und II, Philadelphia 1951/53
- NEU, IRENE.: Jewish Businesswomen in America, *American Jewish Historical Quarterly*, 46. Jahrg., H. 1
- O'CONNOR, H.: The Astors, New York 1941
- OPPENHEIM, SAMUEL: The Early History of the Jews in New York 1654-1664. Some New Matter on the Subject, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. xvii, 1909
- POOL, DAVID DE SOLA: An Old Faith in the New World: Portrait of Shearit Israel, New York 1955
- PORTER, K. W.: John Jacob Astor: Business Man, Bd. I und II, Cambridge/Mass. 1931
- POSTAL, BERNARD: The Beginnings of the American Jewish Community, *Jewish Digest*, 1977
- : Jewish Landmarks of 1776, *Congress Monthly* New York, 43. Jahrg., H. 8
- KOPPMAN, LIONEL: American Jewish Landmarks – A Travel Guide and History, New York 1977
- SCHAPPES, MORRIS U. (Hrsg.): Documentary History of the Jews in the United States, New York 1950
- Newport-Story**
- FRIEDMAN, LEE M.: Aaron Lopez's Family Affairs from «The Commerce of Rhode Island», *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. xxxv, 1939
- GUTSTEIN, MORRIS A.: The Story of the Jews of Newport. Two and a Half Centuries of Judaism 1658-1908, New York 1936
- : Aaron Lopez and Judah Touro: A Refugee and a Son of a Refugee, New York 1939
- MADISON, CHARLES A.: Abraham Flexner: Eminent Educator-At-Large, in: Eminent American Jews – 1776 to the Present, New York 1970
- ALTFELD, EL. MILTON: The Jew's Struggle for Religious and Civil Liberty in Maryland, Baltimore 1924
- POSTAL, BERNARD und KOPPMAN, LIONEL: American Jewish Landmarks – A Travel Guide and History, New York 1977
- SCHAPPES, MORRIS U. (Hrsg.): Documentary History of the Jews in the United States, New York 1950
- In Carolina – zwischen Weiss und Schwarz**
- ELZAS, BARNETTA.: The Jews of South Carolina, Philadelphia 1905
- EVANS, ELI N.: The Provincials – A Personal History of Jews in the South, New York 1973

- GOODMAN, ABRAM VOSSEN: South Carolina from Shaftesbury to Salvador, in: *Jews in the South*, Baton Rouge 1973
- HÜHNER, LEON: Francis Salvador. A Prominent Patriot of the Revolutionary War, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. IX, 1901
- : The Jews of South Carolina from the Earliest Settlement to the End of the American Revolution, ebd., Bd. XII, 1904
- KORN, BERTRAM WALLACE: Jews and Negro Slavery in the Old South 1789-1865, in: *Jews in the South*, Baton Rouge 1973
- REZNIKOFF, CHARLES: The Jews of Charleston: A History of an American Jewish Community, Philadelphia 1950
- SCHAPPES, MORRIS U. (Hrsg.): Documentary History of the Jews in the United States, New York 1950
- TOBIAS, THOMAS J.: Joseph Tobias of Charles Towne: «Linguister», *Quarterly, American Jewish Historical Society*, Bd. XLIX, 1959
- Eine Bark «Arm» vor Savannah oder: Überraschung in Georgia***
- GOLDEN, HARRY und GOLDHURST, RICHARD: Travels Through Jewish America, Garden City/N.Y. 1973
- SCHAPPES, MORRIS U. (Hrsg.): Documentary History of the Jews in the United States, New York 1950
- SCHPALL, LEO: The Sheftalls of Georgia, *The Georgia Historical Quarterly*, 1943
- Die Simons, die Gratz, die Franks von Pennsylvanien und der Zug nach dem Westen***
- BYARS, WILLIAM VINCENT: B. and M. Gratz, Merchants in Philadelphia 1754-1798, Jefferson City/Mo. 1916
- : The Gratz Papers, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. XXXIII, 1934
- HEINEMAN, DAVID E.: The Startling Experience of a Jewish Trader during Pontiac's Siege of Detroit in 1763, *Publications, American Jewish Historical Society*, 1915
- LONDON, HANNAH R.: Portraits of Jews Painted by Gilbert Stuart, *Daughters of the American Revolution Magazine*, 1926
- MORAIS, SABATO: Mikve Israel Congregation of Philadelphia, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. I, 1892
- NECARSULMER, HENRY: The Early Jewish Settlement at Lancaster, Pennsylvania, ebd. Bd. IX, 1901
- OSTERWEIS, ROLLIN G.: Rebecca Gratz, New York 1935
- POSTAL, BERNARD und KOPPMAN LIONEL: American Jewish Landmarks – A Travel Guide and History, New York 1977
- ROSENBAACH, ABRAHAM S.W.: Notes on the First Settlement of Jews in Pennsylvania 1655-1703, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. V, 1897
- SCHAPPES, MORRIS U. (Hrsg.): Documentary History of the Jews in the United States, New York 1950
- WILLNER, W.: Ezra Stiles and the Jews (1727-1795), *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. VIII, 1900
- WHITEMAN, MAXWELL: The Jewish Peddler in Colonial Times – Pioneers of American Merchandising, in: *Studies and Essays in Honor of Abraham A. Neuman*, Leiden 1976
- WOLF, EDWIN und WHITEMAN, MAXWELL: The History of the Jews in Philadelphia from Colonial Times to the Age of Jackson, Philadelphia 1957
- Die Unabhängigkeitserklärung und die «weissen Menschenrechte»***
- DOREN, CARL VAN: Secret History of the American Revolution, New York 1941
- LOCKE, JOHN: Letters Concerning Toleration, in: *Works*, Bd. I bis III, London 1740
- OPPENHEIM, SAMUEL: Letters of Jonas Phillips (July 28, 1776, Mentioning the American Revolution and the Declaration of Independence) *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. XXV, 1917
- REZNECK, SAMUEL: Unrecognized Patriots: The Jews in the American Revolution, Westport/ Conn. 1975
- TREVELYAN, GEORGE OTTO: The American Revolution, New York 1965
- Judas Makkabäus, George Washington und der Revolutionskrieg***
- BARON, SALO: The Jewish Community. Its History and Structure to the American Revolution, Bd. I bis III, Philadelphia 1942
- GREENBERG, SIMON: American and Jewish Historical Experiences: Some Parallels, *Jewish Digest*, Januar 1976
- ROPER, R. C.: Thomas Paine: Scientist-Religionist, *Scientific Monthly*, Februar 1944
- Haym Salomon als Finanzier des Krieges – Wahrheiten und Legenden um einen schlichten Mann***
- BARON, H. S.: Haym Salomon: Immigrant and Financier of the American Revolution, New York 1929

- FAST, HOWARD: Haym Salomon, Son of Liberty, New York 1941
- FRIEDMAN, LEEM.: Jewish Pioneers and Patriots, Philadelphia 1942
- GRINSTEIN, HYMAN B.: A Haym Salomon Letter to Rabbi David Tevele Schiff, London, 1784, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. XXXIV, 1937
- HART, CHARLES H.: Robert Morris: Financier of the American Revolution, Philadelphia 1877
- KOHLER, MAX J.: Haym Salomon, The Patriot Banker of the Revolution, New York 1931
- MADISON, CHARLES A.: Haym Salomon: Broker of the Revolution, in: Eminent American Jews – 1776 to the Present, New York 1970
- OBERHOLTZER, E. P.: Robert Morris, Patriot and Financier, New York 1903
- RUSSELL, CHARLES E.: Haym Salomon and the Revolution, New York 1930
- SCHAPPES, MORRIS U. (Hrsg.): Documentary History of the Jews in the United States, New York 1950
- THOMAS, DANA L.: Lords of the Land, New York 1977
- VAXER, M.: Haym M. Solomon Frees His Slave, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. XXXVII, 1947

Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika und die «private Inquisition»

- ABRAHAM, LEWIS: Correspondence between Washington and Jewish Citizens, ebd. Bd. III, 1894
- CHYET, STANLEY F.: George Washington and the Jews, *Jewish Digest*, Februar 1976
- BERNS, WALTER: The First Amendment and the Future of American Democracy, New York 1976
- FRIEDENBERG, ALBERT M.: A Letter of Jonas Phillips to the Federal Convention, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. V, 1897
- MITCHELL, B.: ABiography of the Constitution of the United States, New York 1964
- SCHAPPES, MORRIS U. (Hrsg.): Documentary History of the Jews in the United States, New York 1950

Der Commodore

- FITZPATRICK, DONOVAN und SAPHIRE SAUL: Navy Maverick: Uriah Phillips Levy, Garden City/N.Y. 1963
- HANTMAN, SIDNEY G.: Uriah P. Levy: He Changed the U.S. Navy. *Jewish Digest*, März 1977
- LONDON, HANNAH R.: Portraits of Jews by Thomas Sully, *Daughters of the American Revolution Magazine*, 1926
- STERN, MALCOLM H.: Monticello and the Levy Family, *The Journal of the Southern Jewish Historical Society*, Oktober 1959

«Ararat» und Mordecai Noahs Traum vom neuen Israel

- ADLER, SELIG und CONNOLLY, THOMAS E.: From Ararat to Suburbia, Philadelphia 1960
- ALLEN, LEWIS F.: Founding of the City of Ararat on Grand Island by Mordecai M. Noah, *Publications, Buffalo Historical Society*, 1879
- CONE, G. H.: New Matter Relating to Mordecai M. Noah, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. III, 1894
- GOLDBERG, ISAAC: Major Noah, American Jewish Pioneer, Philadelphia 1936
- KOHUT, G. A.: A Literary Autobiography of Mordecai Manuel Noah, *American Jewish Publication Society*, Bd. VI, 1898
- LIPMAN, STEVE: The Strange Story of Ararat, *Buffalo Jewish Review*, September 1975
- MADISON, CHARLES A.: Mordecai Manuel Noah: Politician, Playwright, Zionist, in: Eminent American Jews – 1776 to the Present, New York 1970
- MAKOVER, A. B.: Mordecai M. Noah – His Life and Work from the Jewish Viewpoint, New York 1917

Die einen und die anderen Sefardim

- ANGEL MARC D.: Reminiscences of a Seattle Sephardi, *Present Tense*, New York 1976
- FRANK, BEN G.: A Sephardic Community Grows in Brooklyn. *Congress Monthly*, New York 1976
- STERN, MALCOLM H.: Americans of Jewish Descent, Cincinnati 1960

II. Aschkenasim

«Sheenies» und «Achtundvierziger»

- LEE, SIDNEY L.: The Original of Shylock, *The Gentleman's Magazine*, 1880
- ZUCKER, A. E. (Hrsg.): The Forty-Eighters, New York 1950

Ein Vermächtnis des europäischen Mittelalters

- ARNSBERG, PAUL: Von Podolien nach Offenbach – Die jüdische Heilsarmee des Jakob Frank, Offenbach 1965

- BOURDEL, PHILIPPE: *Histoire des Juifs de France*, Paris 1974
- DANBY, H.: *The Mishna*, London 1933 DUNLOP, D. M.: *The History of the Jewish Khazars*, New York 1967
- ETTINGER, S.: *The Hassidic Movement – Reality and Ideals*, *Journal of World History*, H. 11, 1968
- FLANNERY, EDWARD H.: *The Anguish of the Jews*, New York 1965
- GINZBERG, LOUIS: *The Gaon, Rabbi Elijah Wilna*, in: *Students, Scholars and Saints*, Philadelphia 1928
- GREGOROVIVUS, FERDINAND: *Ghetto and the Jews of Rome*, New York 1948
- KAZNELSON, SIEGMUND: *Juden im deutschen Kulturbereich*, Berlin 1962
- KOESTLER ARTHUR: *The Thirteenth Tribe – The Khazar Empire and its Heritage*, New York 1976
- LEWIN, R.: *Luthers Stellung zu den Juden*, Berlin 1911
- LIEBESCHÜTZ, HANS: *The Relevance of the Middle Ages for the Understanding of Contemporary Jewish History*, *Publications, Leo Baeck Institute*, Bd. XVIII, London 1973
- MARKUS, J. R.: *The Jews in the Medieval World*, Cincinnati 1938
- PATAI, RAPHAEL: *The Jewish Mind*, New York 1977
- SEIFERTH, W.: *Synagoge und Kirche im Mittelalter*, München 1964
- SYNAN, E.A.: *The Popes and the Jews in the Middle Ages*, Oxford 1967
- SCHOLEM, G.: *Sabbatai Zevi, The Mystical Messiah*, Princeton 1973
- STERN, S.: *The Court Jew*, Philadelphia 1950
- STRAUS, R.: *Die Juden in Wirtschaft und Gesellschaft*, Frankfurt 1964
- WAAGENAAR, SAM: *The Pope's Jews*, LaSalle/Ill. 1974
- WIRTH, LOUIS: *The Ghetto*, Chicago 1956
- Background of Jewish Emancipation 1770-1880, Cambridge/Mass. 1973
- KOBLER, FRANZ: *Napoleon and the Jews*, New York 1976
- KOHLER, MAX J.: *The German-Jewish Migration to America*, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. IX, 1901
- KUPFERBERG, HERBERT: *Die Mendelssohns*, Tübingen 1977
- LOWENSTEIN, STEVEN M.: *The Pace of Modernisation of German Jewry in the Nineteenth Century*, *Publications, Leo Baeck Institute*, Bd. XXI, London 1976
- MEYER, MICHAEL A.: *Jewish Religious Reform and Wissenschaft des Judentums – The Position of Zunz, Geiger and Frankel*, ebd. Bd. XVI, London 1971
- MOLDENHAUER, R.: *Jewish Petitions to the German National Assembly in Frankfurt 1848/ 49*, ebd.
- REISSNER, H. G.: *The German-American Jews (1800-1850)*, ebd. Bd. X, London 1965
- RICHARZ, MONIKA: *Jewish Social Mobility in Germany during the Time of Emancipation (1790-1871)*, ebd. Bd. XX, London 1975
- RÜRUP, REINHARD: *German Liberalism and the Emancipation of the Jews*, ebd.
- STRAUSS, HERBERT: *Pre-Emancipation Prussian Policies towards the Jews 1815-1847*, ebd. Bd. XI, London 1966
- SZAJKOWSKI, Z.: *Jews and the French Revolution of 1789, 1830 and 1848*, New York 1970
- TOURY, JACOB: *Jewish Manual Labour and Emigration – Records from some Bavarian Districts (1830-1857)*, *Publications, Leo Baeck Institute*, Bd. XVI, London 1971
- WIENER, M.: *Abraham Geiger and Liberal Judaism*, Philadelphia 1962
- WISCHNITZER, MARK: *To Dwell in Safety: The Story of the Jewish Migration Since 1800*, Philadelphia 1948

Blue Jeans oder: der Glücksfall des Levi Strauss

- DUNWOODY: *Levi Strauss, National Jewish Monthly*, New York, November 1967
- VANDERWICKEN, PETER: *When Levi Strauss Burst Its Britches*, *Fortune*, New York, 1974

Hoffnungen und Enttäuschungen im grossen Strom

- KARP, ABRAHAM J. (Hrsg.): *Golden Door To America*, New York 1976
- REISSMAN, LEONARD: *The New Orleans Jewish Community*, *Jewish Journal of Sociology*, Bd. IX, Juni 1962

Emanzipation und Amerikafahrt

- ADLER, H. G.: *Die Juden in Deutschland – von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus*, München 1960
- ARNSBERG, PAUL: *Neunhundert Jahre «Muttergemeinde» in Israel*, Frankfurt 1974
- ELIBOGEN, ISMAR und STERLING, ELEONORE: *Die Geschichte der Juden in Deutschland*, Stuttgart 1966
- JACOBSON, JACOB: *Von Mendelssohn zu Mendelssohn-Bartholdy*, *Publications, Leo Baeck Institute*, Bd. V, London 1960
- KATZ, JACOB: *Out of the Ghetto: The Social*

Die Verlockung der Freiheit und der Kampf um den Glauben der Väter

- APPEL, J.J.: Trefa Banquet, *Commentary*, New York, Februar 1966
- BLAU, JOSEPH L.: Modern Varieties of Judaism, New York 1966
- DAVIS, MOSHE: The Emergence of Conservative Judaism: The Historical School in Nineteenth Century America, Philadelphia 1965
- EINHORN, DAVID: Memorial Volume, New York 1911
- FELSENTHAL, EMMA: Bernhard Felsenthal, Teacher in Israel. Selections from His Writings, with Biographical Sketch and Bibliography by His Daughter, New York 1924
- FREEDMAN, SEYMOUR E.: The Book of Kashruth, New York 1970
- GRUSD, EDWARD E.: B'nai B'rith. The Story of a Covenant, New York 1966
- HELLER, JAMES G.: Isaac M. Wise – His Life, Work and Thought, New York 1965
- JICK, LEON: The Americanization of the Synagogue, 1820-1870, Hanover 1976
- KAUFMANN, WALTER: Religious in Four Dimensions, New York 1976
- KNOX, ISRAEL: Rabbi in America. The Story of Isaac M. Wise, Boston 1957
- KOHLER, KAUFMANN: Studies, Addresses and Personal Papers, New York 1931
- : A Living Faith, Cincinnati 1948
- KOHLER, MAX J.: Isaac Harby, Jewish Religious Leader and Man of Letters, *Publications, American Jewish Historical Society*, 1931
- KORN, BERTRAM W.: The Early Jews of New Orleans, ebd. 1969
- : American Jewry and the Civil War, New York 1970
- MARCUS, JACOB R.: The Americanization of Isaac Mayer Wise, Cincinnati 1931
- MAY, MAX: Isaac Mayer Wise: The Founder of American Judaism, New York 1916
- MOISE, L.C.: Isaac Harby, Columbia 1931
- NEWMARK, M. H.: Sixty Years in California 1854-1913, New York 1930
- PARZEN, HERBERT: Architects of Conservative Judaism, New York 1964
- PHILIPSON, DAVID: The Reform Movement in Judaism, New York 1931
- : Introduction to a Rabbinic Career, in: Autobiographies of American Jews, Philadelphia 1973
- PLAUT, W. GÜNTHER: The Growth of Reform Judaism, New York 1965
- ROSENTHAL, GILBERTS.: Four Paths to One God – Today's Jew and His Religion, New York 1973
- WISE, ISAAC M.: Reminiscences, Cincinnati 1901
- In den Stürmen des Bürgerkriegs*
- AINSZTEIN, REUBEN: Jewish Resistance in Nazi-occupied Eastern Europe. With a Historical Survey of the Jews as Fighter and Soldier in the Diaspora, New York 1947
- BAKER, LAFAYETTE C.: History of the U.S. Secret Service, New York 1867
- BAUER, YEHUDA: When the Jews Fought Back, *Jewish Digest*, April 1977
- BUTLER, BENJAMIN, F.: Autobiography and Personal Reminiscences of Major-General Benjamin F. Butler, Boston 1892
- CASH, W. J.: The Mind of the South, New York 1941
- COHEN, NAOMI W.: A Dual Heritage – The Public Career of Oscar S. Straus, Philadelphia 1969
- DICKSON, H.: The Story of King Cotton, New York 1937
- DINNERSTEIN, LEONARD und PALSSON, MARY DALE (Hrsg.): Jews in the South, Baton Rouge 1973
- : A Note on Southern Attitudes Toward Jews, *Jewish Social Studies*, Bd. XXXII, Januar 1970
- FOGEL, ROBERT W. und ENGERMAN, STANLEY L.: Time on the Cross: The Economics of American Negro Slavery, Boston 1974
- FREDMAN, J.G. und FALK L.A.: Jews in American Wars, New York 1942
- GOTTHEIL, GUSTAV: Moses Versus Slavery: Being Two Discourses on the Slave Question, Manchester 1861
- KATZ, SHLOMO (Hrsg.): Negro and Jew: An Encounter in America, New York 1967
- KOHLER, MAX J.: The Jews and the American Anti-Slavery Movement, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. V, 1897
- KORN, BERTRAM W.: American Jewry and the Civil War, New York 1970
- KURMAN, DAN: The Bravest Battle: The 28 Days of the Warsaw Ghetto Uprising, New York 1976
- MADISON, CHARLES A.: Oscar S. Straus: Civic Leader and Diplomat, in: Eminent American Jews – 1776 to the Present, New York 1970
- MARXENS, ISAAC: Lincoln and the Jews, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. XVII, 1909
- MEADE, R. D.: Judah P. Benjamin-Confederated Statesman, New York 1943
- MEYER, ISIDORE S. (Hrsg.): The American Jew in the Civil War, New York 1962
- PETERS, MADISON C.: The Jew as a Patriot, New York 1902
- RAPHALL, MORRIS J.: The Bible View of Slavery, New York 1861
- RUBENSTEIN, CHARLES A.: History of Har Sinai Congregation of the City of Baltimore, Baltimore 1918

TUSHNET, L.: To Die with Honor: The Uprising of the Jews in the Warsaw Ghetto, 1965
 TWAIN, MARK: Concerning the Jews, New York 1899
 VOGEL, ROLF: Ein Stück von uns, 1813-1976.
 Deutsche Juden in deutschen Armeen, Mainz 1977
 WOLF, SIMON: The American Jew as Patriot, Soldier and Citizen, Philadelphia 1895
 WOODWARD, C. VANN: The Burden of Southern History, New York 1961

David Levy Yulee und Judah Philip Benjamin – ein Senator und ein Aussenminister des Südens

BUTLER, PIERCE: Judah P. Benjamin, Philadelphia 1907
 FINESTONE, AARON: The First Jewish Member of Congress, *Cleveland Jewish News*, 1976
 HENDRICK, BURTON J.: Statesmen of the Lost Cause-Jefferson Davis and His Cabinet, New York 1939
 HÜHNER, LEON: David L. Yulee, Florida's First Senator, in: *Jews in the South*, Baton Rouge 1973
 KAPLAN, BENJAMIN: Judah Philip Benjamin, in: ebd. KOHLER, MAX J.: Judah P. Benjamin, Statesman and Jurist, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. XII, 1905
 KORN, BERTRAM W.: Judah P. Benjamin as a Jew, ebd. März 1949
 MADISON, CHARLES A.: Judah Philip Benjamin: The Brains of the Confederacy, in: *Eminent American Jews – 1776 to the Present*, New York 1970
 MEADE, ROBERT D.: Judah P. Benjamin, Confederate Statesman, New York 1943
 OSTERWEIS, ROLLIN: Judah P. Benjamin, Statesman of the Lost Cause, New York 1933
 PADJETT, J. A.: The Letters of Judah Philip Benjamin to Ambrose Dudley Mann, *Quarterly, American Jewish Historical Society*, Juli 1937
 POSTAL, BERNARD KOPPMANN, LIONEL: American Jewish Landmarks, New York 1977 STRODE, HUDSON: Jefferson Davis, Bd. I bis III, New York 1964

Im Schatten der Vorurteile

KORN, BERTRAM W.: American Jewry and the Civil War, New York, 1970

Von Lumpen zu Reichtum oder: die «Kaufhausprinzen»

BARRETT, WALTER: Old Merchants of New York City, New York 1870

DRUCKER, PETER: Management: Tasks, Responsibilities, Practices, New York O. J.
 EMBREE, EDWIN und WAXMAN, JULIA: Investment in People: The Story of the Julius Rosenwald Fund, New York 1957
 GIBBON, H. A.: John Wanamaker, New York 1926
 HIGHAM, JOHN: Social Discrimination of Jews 1830-1930, New York 1957
 HOWER, R.M.: History of Macy's of New York, Cambridge 1943
 HUGHES, LANGSTON und MELTZER, MILTON: A Pictorial History of the Negro in America, New York 1968
 HUNGERFORD, EDWARD: The Romance of a Great Store, New York 1922
 MADISON, CHARLES A.: Julius Rosenwald: Merchant and Philanthropist, in: *Eminent American Jews – 1776 to the Present*, New York 1970
 MAHONEY, I. und SLOANE, L.: Grosse Kaufleute – Von Tiffany bis Woolworth, Düsseldorf 1970
 MORG ENTHAU, HENRY: All In A Life-Time, New York 1923
 RESSEGUE, HARRY E.: A. T. Stewart and the Development of the Department Store, 1823-1876, *Business History Review*, Bd. XXXVI, 1965
 ROSENWALD, JULIUS: The Burden of Wealth, *Saturday Evening Post*, Januar 1929
 SLAPPEY STERLING G.: Pioneers of American Business, New York 1973
 TEBBEL, JOHN: The Marshall Fields: A Study in Wealth, New York 1947
 WEIL, GORDON L.: Sears, Roebuck, U.S.A., New York 1977
 WERNER, M. R.: Julius Rosenwald – The Life of a Practical Humanitarian, New York 1939
 WINKLER, J. K.: FiveandTen: The Fabulous Life of F.W. Woolworth, New York 1940
 WYLLIE, IRWING: The Self-Made Man in America. The Myth of Rags-to-Riches, New Brunswick/N. J. 1954

in den Schlachthöfen Chicagos

ANDREWS, WAYNE: The Vanderbilt Legend, New York 1941
 BIRMINGHAM, STEPHEN: The Right People, Boston 1968
 CLEMENS, R. A.: The American Livestock and Meat Industrie, New York 1923
 DENTON, FRANK R.: The Mellons of Pittsburgh, Newcomen Society of England, *American Brauch*, 1948
 GANNETT, LEWIS (Hrsg.): Rulers of Chicago, in: *The Age of the Moguls*, Garden City/N.Y. 1954

- HIRSLER, ERIC E.: Jews from Germany in the United States, New York 1955
 JOSEPHSON MATTHEW: The Robber Barons, New York 1934
 LANE, W. J.: Commodore Vanderbilt, New York 1942
 LEECH, H. und CARROLL, J.C.: Armour and His Time, New York 1938

Die Guggenheims und die Lewisohns

- BIRMINGHAM, STEPHEN: In unseren Kreisen – Die grossen jüdischen Familien New Yorks, Berlin 1969
 CHATWIN, BRUCE: Guggenheim, in: Great American Families, New York 1977
 DAVIS, JOHN H.: The Guggenheims – An American Epic, New York 1978
 DOHERTY, EDWARD: The House of Guggenheim, An Epic of Seven Sons, *Liberty*, November 1930
 GANNETT, LEWIS (Hrsg.): The Copper-Plated Kings – The Guggenheims, in: The Age of the Moguls, Garden City/N.Y. 1954
 GLASSCOCK, C.B.: The War of the Copper Kings, o. O. 1935
 GUGGENHEIM, HARRY F.: The Seven Skies, New York 1930
 GUGGENHEIM, PEGGY: Out of this Century. The Informal Memoirs of Peggy Guggenheim, New York 1946
 -: Confessions of an Art Addict, New York 1960
 GUGGENHEIM-GRUNBERG, FLORENCE: Die Juden in der Schweiz, Zürich 1961
 -: Die Lengnauer Vorfahren der «Kupfer-Guggenheims» in Amerika, *Israelitisches Wochenblatt*, Zürich 1953
 HAMMOND, JOHN HAYS: The Autobiography of John Hays Hammond, New York 1935
 HESS, THOMAS B.: The Good Old Guggenheim, *New York Magazine*, Juni 1976
 HOYT, EDWIN P. jun.: The Guggenheims and the American Dream, New York 1967
 JORALEMON, IRA B.: Romantic Copper. Its Lure and Lore, New York 1934
 LOMASK, MILTON: Seed Money. The Guggenheim Story, New York 1964
 MARCOSSON, ISAAC F.: Metal Magic – The Story of the American Smelting and Refining Company, New York 1949
 O'CONNOR, HARVEY: The Guggenheims, New York 1947
 SELDES, GEORGE: 1000 Americans, New York 1947
 SELIGMAN, BEN B.: The Potentates. Business and Businessman in American History, New York 1971

- SLOANE, H.N. und SLOANE LUCILLE L.: A Pictorial History of American Mining, New York 1970

Ein Hauch Banken-Geschichte und als Auftakt August Belmont in New York

- ALLEN, FREDERICK LEWIS: The Great Pierpont Morgan, New York 1956
 BIRMINGHAM, STEPHEN: In unseren Kreisen, Berlin 1969
 CATTERALL, R. C. H.: The Second Bank of the United States, Chicago 1903
 CORTI, EGON CAESAR: Die Rothschilds, München 1971
 ELIAS, CRISTOFER: The Dollar Barons, New York 1973
 KNOX, JOHN JAY: A History of Banking in the United States, New York 1969
 KROOSS, HERMAN und BLYN, MARTIN R.: A History of Financial Intermediaries, New York 1971
 LIEBESCHÜTZ, RAHEL: August Belmont and the House of Rothschild, *Publications, Leo Baeck Institute*, Bd. XIV, London 1969
 SUPPLE, BARRY E.: A Business Elite: German-Jewish Financiers in Nineteenth Century, New York. *Business History Review*, 31. Jahrg. H. 2
 STUDENSKI, PAUL und KROOSS, HERMAN: Financial History of the United States, New York 1952

Joseph Seligman und seine Brüder

- BIRMINGHAM, STEPHEN: In unseren Kreisen, Berlin, 1969
 FULLER, R. H.: Jubilee Jim, New York, 1928
 GRODINSKY, J.: Jay Gould: His Business Career, Philadelphia, 1957
 MORTON, FREDERIC: Die Rothschilds – Porträt einer Familie, München 1962
 MUIR, ROSS L. und WHITE, CARL J.: Over the Long Term. The Story of J. & W. Seligman & Co., New York 1964
 O'CONNOR, R.: Gould's Millions, New York 1962
 SWANBERG, W.A.: Jim Fisk: Career of an Improbable Rascal, New York 1959

Marcus Goldman und Samuel Sachs

- BIRMINGHAM, STEPHEN: In unseren Kreisen, Berlin 1969

Die Welt des Jacob Schiff oder: Kuhn, Loeb & Company

- ADLER, CYRUS: Jacob H. Schiff: His Life and

Letters, Bd. I und II, Garden City/N.Y. 1928
 ARNSBERG, PAUL: Jacob Schiff – Von der Frankfurter
 Judengasse zur Wall Street, Frankfurt 1969
 BAUER, YEHUDA: My Brothers's Keeper. A History of
 Joint Distribution Committee, 1929-1939, Phila-
 delphia 1974
 BIRMINGHAM, STEPHEN: In unseren Kreisen,
 Berlin 1969
 BULLOCK, HUGH: The Story of Investment Compa-
 nies, New York 1959
 COCHRAN, T.C.: Railroad Builders: 1845-1890,
 Cambridge 1953
 GOLDIN, MILTON: Why They Give. American Jews
 and Their Philanthropies, New York 1976
 GRUNWALD, KURT: «Windsor-Cassel» The Last
 Court Jew, *Publications, Leo Baeck Institute*, Bd.
 XIV, London 1969
 HOLBROOK, S.: The Story of American Railroads,
 New York 1947
 -: James J. Hill – A Great Life in Brief, New York 1955
 KENNAN, G.: E. H. Harriman – A Biography,
 Boston 1922
 NOYES, ALEXANDER DANA: Forty Years of American Fi-
 nance, New York 1909
 PYLE, J.G.: Life of James J. Hill, Bd. I und II, New York
 1917
 RIEGEL, R. E.: The Story of the Western Railroads,
 New York 1926
 SATTERLEE, H. L.: J. Pierpont Morgan, New York
 1939
 SCHIFF, J. H.: Our Journey to Japan, New York
 1907
 WALDMAN, MORRIS D.: The Galveston Move-
 ment, *Jewish Social Service Quarterly*, März 1928
 WHEELER, GEORGE: Pierpont Morgan and Friends,
 Englewood Cliffs/N. J. 1973

Lehmans aus Würzburg

BIRMINGHAM, STEPHEN: In unseren Kreisen,
 Berlin 1969
 SMITH, ARTHUR D. HOWDEN: Lehman – Brothers, in:
 Men Who Run America,
 Indianapolis und New York 1936

Bernard Mannes Baruch – Gesicht und Gesichter

BAILEY, THOMAS A.: Woodrow Wilson and the Lost
 Peace, New York 1944
 -: Woodrow Wilson and the Great Betrayal, New York
 1945
 BARUCH, BERNARD M.: Gute 88 Jahre,
 München 1958

-: Die Jahre des Dienens, München 1962
 COIT, MARGARET L.: Mr. Baruch, Boston 1957
 FIELD, CARTER: Bernard Baruch – Park Bench
 Statesman, New York und London 1944
 LAWREN-
 SON, HELEN: Stranger at the Party, New York 1975
 SEYMOUR, CHARLES: Woodrow Wilson and the
 World War, New Haven 1921
 WHITE, WILLIAM L.: Bernard Baruch-Portrait of a
 Citizen, New York 1950

Das Haus Carl Morris Loeb

AUERBACH, S. M.: Jews in the German Metal Trade,
Publications, Leo Baeck Institute, Bd. X, London
 1965
 BIRMINGHAM, STEPHEN: In unseren Kreisen, Berlin
 1969

Die Seligmans – eine Fortsetzung

BROOKS, JOHN: The Go-Go Years, New York 1958
 In Memoriam: Jesse Seligman, New York 1894

Im Schatten eines Autokraten: Kinder, Partner und Erben des Jacob Schiff

BIRMINGHAM, STEPHEN: In unseren Kreisen, Berlin 1969
 BROOKS, JOHN: Once in Golconda. A True Drama of
 Wall Street 1920-1938, New York 1969
 FARRER, DAVID: The Warburgs, New York 1975
 MATZ, MARY JANE: Many Lives of Otto Kahn, New
 York 1963
 ROSENBAUM, EDUARD: M. M. Warburg & Co.
 Merchant Bankers of Hamburg, *Publications, Leo
 Baeck Institute*, Bd. VII, London 1962
 SIMON, KATE: Fifth Avenue – A Very Social History,
 New York 1978
 SPARLING, EARL: Mystery Men of Wall Street, New
 York 1930

Paul Warburg und die Geburt des amerikani- schen Zentralbank-Systems

BECKHART, BENJAMIN H.: Federal Reserve
 System, New York 1972
 BIRMINGHAM, STEPHEN: In unseren Kreisen, Ber-
 lin 1969
 BORN, KARL ERICH: Geld und Banken im 19. und 20.
 Jahrhundert, Stuttgart 1976
 BURR, A. R.: Portrait of a Banker: James D. Stillman,
 New York 1927
 DEWEY, D. R. und HOLDSWORTH, T.: The First and
 Second Bank of the U.S., Washington 1910

FRIEDMAN, MILTON und JACOBSON-SCHWARTZ, ANNA: A Monetary History of the United States: 1867-1960, Princeton 1963

GALBRAITH, JOHN KENNETH: Geld, woher es kommt, wohin es geht, München 1976

-: The Age of Uncertainty, Boston 1977

HAMILTON, ALEXANDER: Argument of Secretary of Treasury on Constitutionality of a National Bank, Washington 1791

KENAN, H. S.: The Federal Reserve Bank, Los Angeles 1968

MULLINS, EUSTACE CLARENCE: A Study of the Federal Reserve, New York 1952

SEYMOUR, CHARLES (Hrsg.): The Intimate Papers of Colonel House, Bd. I und II, Boston und New York 1926/28

STUDENSKI PAUL und KROOSS, HERMAN: Financial History of the United States, New York 1952

Höhen und Tiefen des Investmenthauses Goldman, Sachs & Company 1914-1978

DOUGHEN, JOSEPH und BINZEN, PETER: The Wreck of the Penn Central, Boston 1971

ISAACS, STEPHEN D.: Jews and American Politics, New York 1974

JENSEN, MICHAEL C.: The Financiers, New York 1976

Penn Central Failure and the Role of Financial Institutions, Staff Report, Committee on Banking and Currency, House of Representatives, Washington, Januar 1972

Lehmans – die dritte und vierte Generation

BIRMINGHAM, STEPHEN: In unseren Kreisen, Berlin 1969

MADISON, CHARLES A.: Herbert H. Lehman – Banker, Politician, Humanitarian, in: Eminent American Jews – 1776 to the Present, New York 1970

WECHSBERG, JOSEPH: Hochfinanz International, München 1969

Das Wall-Street-»Gewürz« – eine Bilanz

The Economic Power of Commercial Banks: An Examination of the Reports of the Subcommittee on Domestic Finance Dealing with Banking Concentration and the Trust Accounts of Commercial Banks, American Bankers Association, 1969

JAMES, MARQUIS und JAMES, BESSIER.: Biography of a Bank – The Story of the Bank of America, New York 1954

MAYER, MARTIN: Wall Street: Men and Money, New York 1955

-: The Bankers, New York 1974

ROSE, SANFORD: They're Still Pioneering at Wells Fargo Bank, *Fortune*, New York, Juli 1976

SOBEL, ROBERT: The Curbstone Brokers – The Origins of the American Stock Exchange, New York 1970

-: N.Y. S. E. A History of the New York Stock Exchange 1935-1975, New York 1975

VORSPANN, MAX und GARDNER, LLOYD P.: History of the Jews of Los Angeles, San Marino/Ca. 1970

The Mirrors of Wall Street, New York 1933

Die Zeitungsgründer

HIGHAM, JOHN: Social Discrimination of Jews 1830-1930, New York 1957

HOFSTADTER, RICHARD: Anti-Intellectualism in American Life, New York 1963

Joseph Pulitzer und die wilde, wilde Zeitungsarena, in die er kam

BAEHR, HARRYW.: The New York Tribune Since the Civil War, New York 1937

CARLSON, OLIVER: The Man Who Made News: James Cordon Bennett, New York o. J.

DENNIS, CHARLES H.: Victor Lawson – His Time and Work, Chicago 1935

FORD, EDWIN H. und EMORY, EDWIN (Hrsg.): Highlights in the History of the American Press, Minneapolis 1954

MOTT, FRANKL.: American Journalism: A History 1690-1960, New York 1962

GARDNER GILSON: Lusty Scripps-The Life of E. W. Scripps, 1854-1926, New York 1932

HALE, WILLIAM H.: Horace Greeley, Voice of the People, New York 1950

SEITZ, DON C.: Joseph Pulitzer – His Life and Letters, New York o. J.

SWANBERG, W. A.: Pulitzer, New York 1967

Abenteuer in Missouri

FUESS, CLAUDE M.: Carl Schurz, New York 1932

KING, HOMER W.: Pulitzer's Prize Editor: John A. Cockerill, Durham/N.C. 1965

RAMMELKAMP, JULIAN S.: Pulitzer's Post-Dispatch, Princeton 1967

SWANBERG W. A.: Pulitzer, New York 1967

SCHURZ CARL: Reminiscences of Carl Schurz, Bd. I bis III, New York 1908

Pulitzers «New York World», die Eroberung New Yorks und der Kampf um ein journalistisches Ideal

- BARNETT, J. W.: Joseph Pulitzer and His World, New York 1941
JUERGENS, GEORGE: Joseph Pulitzer and the New York World, Princeton 1966
ROSEBAULT, CHARLES J.: When Dana Was the «Sun», New York 1931
SWANBERG, W. A.: Pulitzer, New York 1967
STONE, CANDACE: Dana and the Sun, New York 1938

Der blinde Titan und William Randolph Hearst

- GANNETT, LEWIS (Hrsg.): The Last Mogul, in: The Age of the Moguls, Garden City/N.Y. 1954
LUNDBERG, FERDINAND: Imperial Hearst, A Social Biography, New York 1936
MOWRY, GEORGE E.: The Era of Theodore Roosevelt, New York 1958
POLLARD, JAMES E.: The Presidents and the Press, New York 1947
WILKERSON, M. A.: Public Opinion and the Spanish-American War, Baton Rouge 1932
SWANBERG, W. A.: Citizen Hearst, New York 1961 – : Pulitzer, New York 1967

Der Untergang der «World» und das Pulitzer-Erbe

- Current Biography: s. v. Walter Lippmann, 1944 S. 685-687, 1962 S. 264-267
HEATON, JOHN L.: Cobb of «The World», New York 1924
KAHN, E. J. JUN.: The World of Swope, New York 1965
KING, HOMER W.: Pulitzer's Prize Editor, Durham/N. C. 1965
PULITZER, JOSEPH: The College of Journalism, North American Review, Mai 1904
SCHLESINGER, ARTHUR JUN.: Walter Lippmann – Early Writings, New York 1970
SWANBERG, W. A.: Pulitzer, New York 1967
SWOPE, HERBERT BAYARD: Walter Lippmann, Saturday Evening Post, 4. Juni 1938
TEICHMANN, HOWARD: George S. Kaufman – An Intimate Portrait, New York 1972 – : Smart Aleck, New York 1976
WHITMAN, ALDEN: Walter Lippman – Political Analyst, Deadat 85, New York Times, Dezember 1974

Adolph Ochs aus Tennessee

- FABER, DORIS: Printer Devil to Publisher, New York 1963
HINKEL, J. V.: The Contributions of Adolph S. Ochs to Journalism, New York 1931
JOHNSON, GERALD W.: An Honorable Titan. A Biographical Study of Adolph S. Ochs, New York 1946
MADISON, CHARLES A.: Adolph S. Ochs, Publisher of the New York Times, in: Eminent American Jews – 1776 to the Present, New York 1970
TALESE, GAY: The Kingdom and the Power, New York 1970

Ochs' Idee von der unverfälschten Nachricht und der Aufstieg der «New York Times», 1896-1935

- ADLER, RUTH (Hrsg.): The Working Press – Special to the New York Times, New York 1966
BERGER, MEYER: The Story of the New York Times, 1851-1951, New York 1951
DAVIS, ELMER: History of the New York Times, 1851-1921, New York 1921
JOHNSON, GERALD W.: An Honorable Titan, New York 1946
STOLBERG, B.: The Man Behind the Times, Atlantic Monthly, Dezember 1926
TALESE, GAY: The Kingdom and the Power, New York 1970

Arthur Hays und Iphigene Ochs Sulzberger oder: die zweite Ära der «New York Times», 1935-1961

- CATLEDGE, TURNER: My Life and «The Times», New York o. J.
DINSMORE, HERMAN H.: All the News that Fits, New Rochelle/N.Y. 1970
KROCK, ARTHUR: Sixty Years on the Firing Line, New York 1968
SULZBERGER, C. L.: A Long Row of Candles, New York 1969
TALESE, GAY: The Kingdom and the Power, New York 1970
WEYMOUTH, LALLY: Iphigene Sulzberger – The Hidden Power Behind the Times, New York Magazine, 17. Januar 1977

Orvil Dryfoos, der Statthalter und die dritte Ära, 1961-1963

- GOTTLIEB, ROBERT and WOLT, IRENE: Thinking Big – The Story of the «Los Angeles Times», New York 1977
TALESE, GAY: The Kingdom and the Power, New York 1970

Arthur Ochs Sulzberger – die Machtübernahme des Enkels, 1963

Current Biography: s. v. Arthur Ochs, Sulzberger, 1966 S. 396-399 (= *Saturday Evening Post*, September 1965)

SCHRAG, PETER: Test of Loyalty – Daniel Ellsberg and the Rituals of Secret Government, New York 1974

TALESE, GAY: The Kingdom and the Power, New York 1970

UNGAR, SANFORD J.: The Papers and the Papers, New York 1972

«Der Leopard» – das Leben Eugene Meyers, des «Vaters der Washington Post»

HOGUE, ALICE ALBRIGHT: Cissy Patterson, New York 1966

MCLEAN, WALSH, EVALYN und SPARKES, BOYDEN: Father Struck It Rich, Boston 1936

MEYER, AGNES E.: Out of These Roots, Boston 1953

PUSEY, MERLOI.: Eugene Meyer, New York 1974

ROBERTS, CHALMERS M.: The Washington Post – The First 100 Years, Boston 1977

Um die Nachfolge des «Leoparden» oder: Philip und Katharine Meyer Graham

Current Biography: s. v. Katharine Meyer-Graham, 1971 S. 170-172

ROBERTS, CHALMERS M.: The Washington Post, Boston 1977

WALDROP, FRANK C.: McCormick of Chicago, Englewood Cliffs/N. J., 1966

Die Graham-Tragödie und das Werden und Wachsen einer Verlegerin

BERNSTEIN, CARL und WOODWARD, BOB: All The President's Men, New York 1974 –: The Final Days, New York 1976

BRADLEE, BENJAMIN C.: Conversations with Kennedy, New York 1975

KEOGH, JAMES: President Nixon and the Press, New York 1972

LASKY, VICTOR: It Didn't Start With Watergate, New York 1977

MCBEE, SUSANNA: Katharine Graham and How She Grew, *McCall's*, September 1971

POLLARD, JAMES E.: The Presidents and the Press, New York 1947

ROBERTS, CHALMERS M.: The Washington Post, Boston 1977

SAFIRE, WILLIAM: Before the Fall – An Inside View of the Pre-Watergate White House, Garden City/N.Y. 1975

VORST, JUDITH: Katharine Graham, *Washingtonian*, September 1967

WHITE, THEODORE H.: Breach of Faith – The Fall of Richard Nixon, New York 1976

Das Presse-Imperium der Annenbergs

Current Biography: s. v. Walter Hubert Annenberg, 1970 S. 9-12, Dictionary of American Biography: s. v. Louis Moses Annenberg, Suppl. III, 1941/1945

FONZI, GAETON: Annenberg – A Biography of Power, New York 1970

GOLDSMITH, BARBARA: The Annenberg-Affair-Mystery at the Met, *New York Magazine*, 7. März 1977

REICHEL, A. JAMES: Moe's Boy Walter at the Court of St. James's, *Fortune*, Juni 1970

David Stern und die «New York Post» – die Geschichte eines Einzelgängers

STERN, DAVID: Memoirs of a Maverick Publisher, New York 1962

Dorothy Schiff und die «New York Post» – die Geschichte einer Enkelin Jacob Schiffs

BALBONI, ALAN R.: A Study of the Efforts of American Zionists to Influence the Formulation and Conduct of United States Foreign Policy During the Roosevelt, Truman and Eisenhower Administrations, Ann Arbor/Mich. 1974 Current Biography: s. v. Dorothy Schiff, 1965 S. 364-366

ELARK, RONALD W.: Einstein, New York 1955

FREIDEL, FRANK: Franklin D. Roosevelt, Boston 1973

LASH, JOSEPH P.: Eleanor and Franklin, New York 1971

ROOSEVELD, ELLIOTT und BROUGH, JAMES: An Untold Story – The Roosevelts of Hyde Park, New York 1974

ROSENMAN, SAMUEL I.: Working With Roosevelt, New York 1952

SNETSINGER, JOHN: Truman, the Jewish Vote and the Creation of Israel, Stanford 1974

Das Presse-«Gewürz» – eine Bilanz

BAGPIKIAN, BEN H.: The Effete Conspiracy and Other Crimes by the Press, New York 1974

BARRON, CLARENCE W.: More They Told Barron, New York 1931

BRITT, GEORGE: Forty Years, Forty Millions – A Biography of Frank Munsey, New York 1935

- CASH, KEVIN: Who the Hell Is William Loeb?
Manchester 1976 Current Biography: s. v. Samuel
Irving Newhouse, 1961 S. 343-344 s. v. Norton
Winfried Simon, 1968 S. 363-365
-: s. v. David A. Smart, 1944 S. 623-627
- FRANKFORT, ELLEN: The Voice – Life at the Village
voice, New York 1976
- ELSON, ROBERT T.: The World at Time Inc. – The In-
timate History of a Publishing Enterprise 1941-
1960, New York 1973
- GILL, BRENDAN: Here at the New Yorker, New York
1975
- JESSUP, JOHN K.: The Ideas of Henry Luce, New
York 1969
- LIEBLING, A. J.: The Press, New York 1975
- LYON, PETER: Success Story: The Life and Times of
S. S. McClure, New York 1963
- POLLACK, RICHARD: Stop the Presses, I Want to Get
off, New York 1975
- POLLARD, JAMES E.: The Presidents and the Press,
Washington 1964
- ROSENBLATT, GARY: The Dilemma of America's
Jewish Weekly Press, *Moment Magazine*, Bd. III,
H. 1, 1977
- SEIDEN, MARTIN H.: Who Controls the Mass Media?
New York 1974
- SIMONS, HOWARD und CALIFANO, JOSEPH A. (Hrsg.):
The Media and the Law, New York 1976
- TEBBEL, JOHN: The Compact History of the American
Newspaper, New York 1966
-: The Media in America, New York 1976
- TOBIAS, ANDREW: It's Pronounced Gannett, and it's
very Profitable, *New York Magazine*, 13. Septem-
ber 1976
- WOOD, JAMES PLAYSTED: Die Geschichte des Rea-
der's Digest, Stuttgart 1968
- Lobby», *Jewish Digest*, November 1975
- COHEN, NAOMI: The Abrogation of the Russo-Ameri-
can Treaty of 1832, *Publications, American Jewish
Historical Society*, Januar 1963
-: Not Free to Desist-A History of the American
Jewish Committee, 1906-1966, Philadelphia 1972
- FEUER, LEON I.: The Birth of the «Jewish Lobby»,
American Jewish Archives, Cincinnati/Ohio 1977
- JESSUP, PHILIP C.: Elihu Root, Bd. I und II, New York
1938
- KORN, BERTRAM W.: American Jewry and the Civil
War, New York 1970
- LEBOWICH, JOSEPH: General Ulysses S. Grant and the
Jews, *Publications, American Jewish Historical
Society*, Bd. XVII, 1909
- MORSE, ARTHUR D.: While Six Million Died, New York
1968
- PRINGLE, HENRY F.: The Life and Times of William
Howard Taft, Bd. I und II, New York 1939
- ROSNIKOFF, CHARLES: Louis Marshall, Champion
of Liberty, Philadelphia 1957
- SANDBURG, CARL: Abraham Lincoln, the War
Years, Bd. I und II, New York 1939
- TARSHISH, ALLAN: The Board of Delegates of Ameri-
can Israelites, 1859-1878, *Publications, American
Jewish Historical Society*, September 1959
- The United States Army Chaplaincy, Washington 1946
- WILLIAMS, WILLIAM A.: American Russian
Relations, 1781-1947, New York 1952
- WINTER, CARL: The Influence of the Russo-Ameri-
can Treaty of 1832 on the Rights of American Jew-
ish Citizens, *Publications, American Jewish His-
torical Society*, Dezember 1951
- WOLDMAN, ALBERTA.: Lincoln's Jewish Friend,
B'nai'Brith National Jewish Monthly, Februar 1937

Die Väter der Lobby

BOOKBINDER, HYMAN: The Truth About the «Jewish

III. Der Zug aus dem Osten

Die «Kikes»

HOWE, IRVING: World of Our Fathers, New York
1976 MANNERS, ANDE: Poor Cousins, New York
1972 RISCHIN, MOSES: The Promised City: New
York's Jews 1870-1914, Cambridge/Mass. 1962

SANDERS, RONALD: The Downtown Jews, New York
1969

SELZER, MICHAEL (Hrsg.): «Kike!» – Anti-Semitism
in America, New York 1972

Der zaristische Rayon oder: die Welt, aus der sie kamen

BARON, S. W.: The Russian Jew under Tsars and
Soviets, New York 1964

BOYARSKY, JOSEPH: The Life and Suffering of the
Jew in Russia, Los Angeles 1912

- DAWIDOWICZ, LUCY S. (Hrsg.): The Golden Tradition: Jewish Life and Thought in Eastern Europe, Boston 1967
- DUBNOW, M. SEMEN: History of the Jews in Russia and Poland, Bd. I bis III, Philadelphia 1920
- GREENBERG, LOUIS: The Jews in Russia, New York 1976
- GRUNWALD, KURT: Europe's Railways and Jewish Enterprise, *Publications, Leo Baeck Institute*, Bd. XII, London 1967
- MARGOLIN, ARNOLD D.: The Jews of Eastern Europe, New York 1926
- WEINRYB, BERNARD D.: The Jews of Poland: A Social and Economic History of the Jewish community in Poland from 1100 to 1800, Philadelphia 1973

Auszug aus einem Treibhaus des Elends und der Träume

- ADLER-RUDEL, S.: Ostjuden in Deutschland 1880-1940, Tübingen 1959
- DUBNOW, M. SEMEN: History of the Jews in Russia and Poland, Bd. I bis III, Philadelphia 1920
- JOSEPH, S.: Jewish Immigration to the United States from 1881 to 1910, New York 1914
- POSENER, S.: Adolphe Cremieux, Philadelphia 1941
- RISCHIN, MOSES: The Promised City, Cambridge/Mass. 1962

«Verflucht seist du, Kolumbus!» oder: die Begegnung mit Amerika, den deutschen Aschkenasim und der Welt des Jacob Schiff

- BLOOM, S. F.: The Saga of America's Russian Jews, *Commentary*, Februar 1946
- FRANK, MURRAY: Emma Lazarus – Symbol of Liberty, *Chicago Jewish Forum*, 1948
- HOWE, IRVING: World of Our Fathers, New York 1976
- JACOB, H.: The World of Emma Lazarus, New York 1949
- JAMES, EDMUND J. U. A.: The Immigrant Jew in America, New York 1906
- LAZARUS, EMMA: The New Colossus – The Poems of Emma Lazarus, Bd. I und II, New York und Boston 1889
- MADISON, CHARLES A.: Jacob H. Schiff – Financier and Philanthropist, in: *Eminent American Jews*, New York 1970
- MANDEL, IRVING: The Attitudes of the American Jewish Community Toward East European Immigration in the United States, *American Jewish Archives*, Juni 1950F
- MANNERS, ANDE: Poor Cousins, New York 1972
- SZAJKOWSKI, ZOSA: The Attitude of American Jews to Eastern European Jewish Immigrants

- 1881-1893, *Publications American Jewish Historical Society*, September 1950 bis Juni 1951
- : The Yahudi and the Immigrant: A Reappraisal, *Quarterly, American Jewish Historical Society*, September 1973
- TELLER, JUDD L.: Strangers and Natives, New York 1968
- UCHILL, IDA LIBERT: Pioneers, Peddlers and Tsadikim, Denver 1957

Von Sicily Island nach Woodbine – Ideal und Ende jüdischen Farmertums

- ADAMS, JOEY und TOBIAS, HENRY: The Borscht Belt, New York 1966
- ADLER-RUDEL, S.: Moritz Baron Hirsch, *Publications, Leo Baeck Institute*, Bd. VIII, London 1963
- BERNHEIM ER, CHARLES: Jewish Agricultural Colonies, *Jewish Exponent*, 30. Dezember 1887
- DAVIDSON, GABRIEL: Our Jewish Farmers, New York 1943
- GROSSINGER, TANIA: Growing up at Grossinger's, New York 1975
- HOWE, IRVING: World of Our Fathers, New York 1976
- JOSEPH, SAMUEL: The History of the Baron de Hirsch Fund, Philadelphia 1935
- RISCHIN, MOSES: The Promised City, Cambridge/Mass. 1962
- ROBINSON, LEONARD G.: The Agricultural Activities of the Jews in America, New York 1912
- RUDIN, A. JAMES: Beersheba, Kansas: God's Pure Air in Government Land, *Kansas Historical Quarterly*, o. J.
- SCHPALL, LEO: A Jewish Agricultural Colony in Louisiana, *Louisiana Historical Quarterly*, Juli 1937

Die Lower East Side von New York – Hölle oder Himmel, Heimat oder Durchgangsstation

- East Side Street Vendors, *New York Times*, 30. Juli 1893
- ERNST, ROBERT: Immigrant Life in New York City, New York 1956
- GRINSTEIN, HYMAN B.: The Effort of East European Jews to Organize Their Own Community in the United States, *Publications, American Jewish Historical Society*, Dezember 1959
- HANDLIN, O.: American Views of the Jew at the Opening of the Twentieth Century, ebd. Bd. XL, 1950
- HARTMANN, EDWARD G.: The Movement to Americanize the Immigrant, New York 1948

- HAPGOOD, HUTCHINS: The Spirit of the Ghetto, New York 1902
- HINDUS, MILTON: The Old East Side, Philadelphia 1969
- HOWE, IRVING: World of Our Fathers, New York 1976
- KESSNER, THOMAS: The Golden Door – Italian and Jewish Immigrant Mobility in New York City, 1880-1915, New York 1977
- KOHLER, MAX J.: Immigration and Aliens in the United States, New York 1936
- LIFSON, DAVIDS.: The Yiddish Theatre in America, New York 1965
- LORWIN, L.: The Women's Garment Workers, New York 1924
- MANNERS, ANDE: Poor Cousins, New York 1972
- MELTZER, MILTON: World of Our Fathers, New York 1974
- RIIS, JACOB: How the Other Half Lives, New York 1957
- RISCHIN, MOSES (Hrsg.): The American Gospel of Success: Individualism and Beyond, Chicago 1965 – The Promised City, Cambridge/Mass. 1962
- SULZBERGER, DAVID: The Beginning of Russo-Jewish Immigration to Philadelphia, *Publications, American Jewish Historical Society*, Bd. XIX, 1911
- SZAJKOWSKI, ZOSA: The Attitude of American Jews to East European Jewish Immigrants, 1881-1893, ebd., September 1950 bis Juni 1951
- : The Alliance Israelite Universelle in the U.S., 1860-1949, ebd. Juni 1950
- SCHOENER, ALLAN (Hrsg.): Portal to America: The Lower East Side, 1870-1925, New York 1967
- STEFFENS, LINCOLN: Justin Kaplan, New York 1974
- STEINER, EDWARD A.: The Immigrant Tide, Its Ebb and Flow, New York 1909
- Thursday on Hester Street, *New York Tribune*, 15. September 1898
- Die «Radikalen der Rivington Streets» – Träumer und Boten der russisch-jüdischen Sozialisten**
- CAHAN, ABRAHAM: Bletter fun mein Leben, Bd. I bis V, New York 1926-1931
- EPSTEIN, MELECH: Profiles of Eleven, Detroit 1965
- FISHMAN, WILLIAM J.: Jewish Radicals: From Czarist Stetl to London Ghetto, New York 1975
- HOWE, IRVING: World of Our Fathers, New York 1976
- KRAVCHINSKY, SERGEY: Underground Russia, London 1883
- NEDAVA, JOSEPH: Trotsky and the Jews, Philadelphia 1972
- PATKIN, A. L.: The Origins of the Russian-Jewish Labour Movement, Melbourne 1947
- RICH, JACOB C.: Sixty Years of the «Jewish Daily Forward» *New Leader*, 3. Juni 1957
- RISCHIN, MOSES: The Promised City, Cambridge/Mass. 1962
- SANDERS, RONALD: The Downtown Jews, New York 1969
- TOBIAS, HENRY J.: The Jewish Bund in Russia – From Its Origins to 1905, Stanford 1972
- TOMPkins, STU ARTRAMSAY: The Russian Intelligentsia, Norman 1957
- WISTRICH, ROBERT S.: Revolutionary Jews – From Marx to Trotsky, New York 1976
- «Chibbat Zion» und «Poale Zion» – Träumer und Boten der zionistischen Idee**
- BOROCHOV, B.: Nationalism and the Class Struggle: A Marxian Approach to the Jewish Problem, New York 1937
- COHEN, NAOMI: American Jews and the Zionist Idea, New York 1975
- DAVIS, MOSHE: American Relationship to Eretz Yisrael in Historical Perspective, *Quarterly, American Jewish Historical Society*, September 1972
- ELON, AMOS: The Israelis – Founders and Sons, New York 1971
- : Herzl, New York 1975
- FEINGOLD, HENRY: Zion in America: The Jewish Experience from Colonial Times to the Present, New York 1975
- FEINSTEIN, MARVIN: American Zionism, 1884-1904, New York 1965
- GOTTHEIL, RICHARD J.H.: Zionism, Philadelphia 1914
- HALPERN, BEN: The Idea of a Jewish State, Cambridge/Mass. 1961
- HOEWICH, BERNARD: My First Eighty Years, Chicago 1939
- HOWE, IRVING: World of Our Fathers, New York 1976
- KLING, SIMCHA: Nahum Sokolow: Servant of His People, New York 1960
- LAQUEUR, WALTER: A History of Zionism, New York 1972
- LIPSKY, LOUIS: Thirty Years of American Zionism, New York 1927
- : Memoirs in Profile, Philadelphia 1975
- LOWENTHAL MARVIN: Theodor Herzl, in: Great Jewish Personalities in Modern Times, New York 1969
- MADISON, CHARLES A.: Stephen S. Wise: Rabbi and Reformer, in: Eminent American Jews, New York 1970

MANDEL, NEVILLE J.: The Arabs and Zionism Before World War I, Berkeley/Cal. 1976
 MEIR, GOLDA: My Life, New York 1975
 MEYER, I. S. (Hrsg.): Early History of Zionism in America, New York 1958
 PARZAN, HERBERT L.: Conservative Judaism and Zionism, 1896-1922, *Jewish Social Studies*, Oktober 1961
 PATEI, RAPHAEL (Hrsg.): Studies in the History of Zionism in America, New York 1963
 POLIER, JUSTINE W. and WISE, J. W.: The Personal Letters of Stephen Wise, Boston 1956
 RIBALOW, HAROLD U.: Autobiographies of American Jews, Philadelphia 1973
 SACHAR, HOWARD M.: A History of Israel - From the Rise of Zionism to Our Time, New York 1976
 SHAPIRO, YONATHAN: Leadership of the American Zionist Organization, 1897-1930, Urbana/Ill. 1971
 SOKOLOW, NAHUM: History of Zionism, 1600-1918, Bd. I und II, New York 1919
 SYRKIN, MARIE: Nachman Syrkin, Socialist Zionist, New York 1961
 -: Golda Meir, New York 1973
 - (Hrsg.): Golda Meir - A Land of Our Own - An Oral Biography, New York 1973
 UROFSKY, MELVIN I.: American Zionism from Herzl to the Holocaust, Garden City/N.Y. 1976
 VITAL, DAVID: The Origins of Zionism, Oxford 1975
 WISE, STEPHEN S.: As I See It, New York 1944
 Challenging Years, The Autobiography of Stephen Wise, New York 1949
 WEIZMANN, CHAIM: Trial and Error, New York 1949
 VICLIERS, DOUGLAS (Hrsg.): Next Year in Jerusalem, New York 1976

Eltern und Kinder – zwischen Tradition und dem «Amerikanischen Traum»

BENTWICH, NORMAN: Salomon Schechter, A Biography, Philadelphia 1938
 EISENDRAHT, MAURICE: Can Faith Survive? New York 1964
 HOWE, IRVING: World of Our Fathers, New York 1976
 KARP, ABRAHAM J.: New York Chooses a Chief Rabbi, *Publications, American Jewish Historical Society*, März 1958
 LIEBMAN, CHARLES: Orthodoxy in American Jewish Life, *American Jewish Yearbook*, 1965
 RISCHIN, MOSES: The Promised City, Cambridge/Mass. 1962
 SPARGO, JOHN: The Jews and American Ideals, New York 1921

WARSHAW, MAL: Tradition – Orthodox Jewish Life in America, New York 1976

Revolution in Russland, die «Weisen von Zion», Henry Ford und das geschlossene Tor nach Amerika

BERMAN, MYRON: The Attitude of American Jewry Towards East European Jewish Immigration, 1881-1914, New York 1963
 COHN, NORMAN: Warrant for Genocide: The Myth of the World Jewish Conspiracy and the Protocols of the Eiders of Zion, New York 1967
Dearborn Independent, Dearborn/Mich., Januar 1920 bis Dezember 1927.
 GRANT, MADISON und DAVISON, STEWART (Hrsg.): The Alien in Our Midst, New York 1930
 GREEN, G. F. (Hrsg.): The International Jew, New Bamet/England 1949
 KOCHAN, L. (Hrsg.): The Jews in Soviet Russia Since 1917, New York 1970
 JENKS, J. W. und LAUCK, W. J.: The Immigration Problem, New York 1926
 LEONARD, JONATHAN: The Tragedy of Henry Ford, New York 1932
 LEVINGER, L. J.: Anti-Semitism in the United States, New York 1925
 NEDA VA, JOSEPH: Trotsky and the Jews, Philadelphia 1972
 PANITZ, ESTHER: In Defense of the Jewish Immigrant, 1891-1924, *Publications, American Jewish Historical Society*, September 1965
 SELZER, MICHAEL (Hrsg.): «Kike!» – Anti-Semitism in America, New York 1972
 SWARD, KEITH: Legend of Henry Ford, New York 1948
 SZAJKOWSKI, ZOSA: Jews, Wars and Communism, Bd. I und II, New York 1972/74
 TUMIN, MELVIN M.: An Inventory and Appraisal of Research on American Anti-Semitism, New York 1961

Die neuen «Unternehmerprinzen»

KARP, ABRAHAM J. (Hrsg.): The Jewish Experience in Amerika, Bd. I bis V, Waltham/Mass. 1969
 KLGISBERG, MOSES: Jewish Immigrants in Business – A Sociological Study, *Publications, American Jewish Historical Society*, März 1967

Samuel Zemurray aus Kischinew und das grosse Chiquita-Bananenreich

MCCANN, THOMAS: An American Company – The Tragedy of United Fruit, New York 1976

SMITH, ARTHUR D. HOWDEN: Men Who Run America, Indianapolis und New York 1936
TRACY, ELEANOR JOHNSON: How United Brands Survived the Banana War, *Fortune*, Juli 1976
ZBOROWSKI, MARK: The United Fruit Co., *Fortune*, März 1933

Jacob Blaustem, Armand Hammer und ihre «Nischen» in den Imperien des Erdöls

CONSIDINE, BOB: The Remarkable Life of Dr. Armand Hammer, New York 1975
O'CONNOR, RICHARD: The Oil Barons, Boston 1974

Joseph Hermann Hirshhorn aus Mitau und das kanadische Radium

Big Spender, *Time*, 25. Juli 1955
Billion Dollar Empire, *Time*, 1. August 1955
BURNHAM, SOPHY: The Art Crowd, New York 1973
HUGHES, EMMETJOHN: Joseph Hirshhorn: One Hundred Million Dollars, in: The Very, Very Rich and How They Got That Way, Chicago 1972
JACOBS, J.: Collector – Art in America, 1969 Making An Industry in the North, *Business Week*, 7. Januar 1956

Die «Schrottkönige» von Pittsburgh, Philadelphia und Houston

For Scrapmen, These Are «TinselDays», *Fortune*, August 1974

Magier der Schönheit: Max Factor, Helena Rubinstein und Charles Haskell Revson

BENDER, MARYLIN: The Beautiful People, New York 1967
BROOKS, JOHN (Hrsg.): The Autobiography of American Business, Garden City/N.Y. 1974
PERUTZ, KATHRIN: Beyond the Looking Glass, New York 1970
TOBIAS, ANDREW: Fire and Ice, New York 1976

Meshulam Riklis aus Odessa und das Gross-Konglomerat Rapid American

ARMOS, LAWRENCE A.: The Young Millionaires, Chicago 1973
The Conglomerate Commotion, *Fortune*, 1970 What Makes Rapid Run, *Forbes*, 15. März 1971

Die Kleider Amerikas

BORGNICHT, LOUIS: The Happiest Man, New York 1942
SEIDMAN, JOEL: The Needle Trades, New York 1942

Handbücher

COMAY, JOAN: Who's Who in Jewish History – After the Period of the Old Testament, New York 1974
Encyclopaedia Judaica, Bd. I bis XVI, Yearbooks, Jerusalem 1973 und 1974
GROSS, DAVID C.: 1001 Questions and Answers about Judaism, Garden City/N.Y. 1978
FINE, MORRIS, HIMMELFARB, MILTON und JELENKO, MARTHA, (Hrsg.):

American Jewish Year Book, New York/Philadelphia 1976, 1977/ 1978
KANE, JOSEPH NATHAN: Facts About the Presidents, New York 1976
WALLECEINSKY, DAVID und WALLACE, IRVING: The People's Almanac, New York 1975
Who's Who in World Jewry – A Biographical Dictionary of Outstanding Jews, New York 1972

Zeitschriften

B'nai B'rith Messenger, Los Angeles 1965-1978
Commentary, New York 1965-1978
Fortune, New York 1960-1978
New York Magazine, New York 1972-1978
New York Review of Books, New York 1970-1978

Moment Magazine, Newton/Mass. 1975-1978
Present Tense, New York 1974-1978
Publications of the Leo Baeck Institute, Yearbooks I, London 1956 – XX, London 1975
The American Zionist, New York 1970-1978
The Jewish Digest, Bridgeport/Conn. 1968-1978

Namenregister

- A**bd ar-Rahman III. 39
Abdul Hamid II., türk. Sultan 483
- Medschid (syr. Sultan) 412
Abrabanel, Isaac ben Judah 44
Abraham 17f., 32, 54, 135
- (Finanzier) 138
-, Moses 88
- Senior 44, 46
Acosta, Anthony d' 78 f
-, Isaac d' 76
-, Joseph d' 50, 52f.
Adaer, James 87
Adalbert (Bischof) 135
Adams, John Quincy 123, 194
-, Samuel 92f.
Adler, Cyrus 431f
-, Julius Ochs 345f., 349
Agnew, Spiro 366, 381
Agobert (Erzb. v. Lyon) 133, 136
Albertus Magnus 140
Albrecht I., Kaiser 139
Aldrich, Nelson D. 293
Alexander d. Gr. 24
Alexander I. (russ. Zar) 446f., 452
Alexander II. (russ. Zar) 231, 451f.,
455-458/ 475
Alexander III. (russ. Zar) 460, 468, 474
Alexander III. (Papst) 136
Alexander IV. (Papst) 137 –
, Balas 27
-, Jannai 28
Alexandra (russ. Zarin) 512
- Salome 28
Alfons I. v. Aragonien 41
Alfons VI. v. Leon 40
Alfons X. v. Kastilien u. Leon 41
Alger, Horatio 286, 488, 504
Allen (Kapitän) 110
-, Michael 415f., 419
Amitay, Morris 436
Anda, Carr Van 342f., 347f
Andros, Edmund 55
Angers, P. J. David d' 115
Annenberg, Anna 383
-, Leonore 389
-, Max 384f
-, Moses 309, 384, 385f., 387f., 393
-, Roger 389
-, Tobias 384
-, Veronica 389
-, Walter 309, 388f., 402, 406, 408
Antiochos III., Kg. 25
- IV. Epiphanes, Kg. 25f., 27f
- VII. Sidetes, Kg. 27
Applebaum, Harry 173, 183
Arbues, Pedro de 44
Archdale (Gouverneur) 73
Arden, Elizabeth 532-535
Aristobulos I., Kg. 27 –II., Kg. 28
Armour, Philip Danforth 232f
Armstrong, Robert 451
Ashley, Lord 73f
Asimakis (Unternehmer) 455
Astor, Familie 248, 261, 342
-, Jacob 61
Augustinus, Aurelius 36, 132
Augustus (röm. Kaiser) 30
Avilus (Bischof) 132f
Axelrod, Paul 476f.

- B**acker, George 395f., 397f.
 -, Lorenzo Dow 500f.
 Sarah-Ann 396
 Baker, George F. 296
 Bakers, La Fayette C. 208
 Ballin (Filee), Clara 174
 Bamberger, Ludwig 263
 Banks, Nathaniel 410
 Bar (Goldschmied) 261
 Baron, Salo W. 18
 Barreto (General) 14
 Barron (Gründerpionier) 497
 Barsimson, Jacob 14, 16, 51, 53
 Baruch, Annie (Griffin) 279
 Baruch, Bella (Wolfe) 278
 -, Bernard 370, 372
 -, Bernard Mannes 277f., 279
 -, Simon 277f.
 Bassevi, Jakob Samuel 146
 Bates (General) 423
 Baum, Mannes 277
 Bayard, Familie 55
 Bayuk, Moses 467 B
 eame, Abraham 56
 Beaverbrook, Maxwell 395f'.
 Beecher-Stowe, Harriet 191
 Beethoven, Ludwig van 472
 Begin, Menachem 399
 Bellomont (engl. Marineminister) 62
 Belmont, Familie 261, 464
 -, August 245, 246f., 248f., 260
 -, Simon 247
 Benjamin, Judah Philip 192f.,
 196f., 199f., 201f., 203, 258, 410
 -, Natalie 197f., 202
 -, Ninette 198, 202
 -, Rebecca 198
 Ben-Jehuda, Eliezer 456
 Bennett, James Gordon 309, 311
 Bergerac, Michel 542f
 Berman, Jennie 525f
 Bernays (Konsul) 414
 Bernstein, Carl 382
 -, Theodore 356
 Bevan, Ernest 393
 Bickel, Alexander B. 367
 Bijur (Rabbiner) 423
 Birchale, Frederick T. 348f.
 Birmingham, Stephen 250, 254
 Bismarck, Otto von 289, 317
 Black, Eli M. 503f., 547
 Blain (Reeder) 69f.
 Blake, Joseph 74
 Blau, Albert 314f.
 -, Max 314
 Blaustein, Henrietta 505
 -, Jacob 505f.
 -, Josef Isaak (Bluestone) 479
 -, Louis 505
 Bloomingdale, Lyman 174
 Blumenthal (Bloomingdale), Benjamin
 174, 216
 Bodo (Priester) 133
 Börne, Ludwig 476
 Boleslav I. (poln. Hzg.) 148
 Boleslav d. Fromme (poln. Kg.) 148f
 Bolzius (Pastor) 80
 Bond (Leutnant) 111
 Bonifatius (Papst) 134
 Bonilla, Manuel 501
 Bookbinder, Hyman 436
 Boone, Daniel 87
 Booth, Wallace W. 504f
 Borgnicht, Louis 548f.
 Borochow, Bär 484
 Botticelli, Sandro 266
 Bowers, John M. 329
 Braddock, Edward 84
 Bradford, Amory H. 358, 360f.
 -, Carol 358
 Bradley, Benjamin C. 380f.
 Brandeis, Louis 308, 374
 Breckinridge, Clifton R. 428
 Brenner, Josef Chajim 458
 Breschnew, Leonid I. 518, 522
 Britton, Barbara 541
 Broder, David 381
 Broderick, James 306
 Bronfman, Ann (Loeb) 548
 -, Charles 547

Edgar 547
 Minnie 547
 Samuel 547
 Yehiel 547
 Brooks, John 283, 303
 Brown, George Scratchley 245f., 401
 -, Hester 57
 -, John 191
 Bruenell (Journalist) 386
 Brylawski, Fulton 431
 Buchanan, James 414
 Buneau-Barilla, Philippe 285
 Burdine, Familie 216
 Burgos, Familie 61
 Butler (Universitätspräs.) 328
 -, Benjamin 117, 210
 Bush, Mathias 88
 -, Salomon 96
C
 Caesar, Gaius Julius 28
 Cahan, Abraham 477f., 494
 Caligula (röm. Kaiser) 381
 Callender, Robert 84
 Calvert, Cecilius (Lord v. Baltimore)
 67
 Calvin, Johann 47, 143
 Cameron, Simon 416, 419
 -, William J. 494f.
 Caraffa, Pietro (s. Paul IV.)
 Cardozo, Familie 59
 Carnegie, Andrew 211, 237
 Carvalho, Solomon S. 322
 Casey (Vorsitzender) 522
 Cassel, Anette 266
 -, Ernest 266, 268, 273, 287f., 290
 Catchings, Waddill 297, 302
 Catledge, Turner 349, 355f., 357f.,
 361, 364
 Cerf, Bennet 308
 Cezanne, Paul 521
 Chagall, Marc 521
 Chamberlain, Arthur Neville 351
 -, Joseph 483
 Chandler, Familie 359f
 -, Otis 359, 379
 Chapuche, Moses 444
 Charles I. (engl. Kg.) 67
 - II. (engl. Kg.) 53, 74, 78
 - X. (frz. Kg.) 255
 Chasdai ibn Schaprut 39
 Chase (am. Finanzmin.) 254, 291f.
 Cheavitean (Agent) 193
 Childs, Marquis 400
 Chmelnitzkij, Bogdan 152
 Christmas, Lee 501
 Chruschtschow, Nikita 515, 517f
 Churchill, Mrs. Randolph 89
 -, Winston 89, 355
 Clark, George Rogers 84
 Clay, Lucius Dubignon 301
 Clemenceau, Georges 275, 331
 Clemens II. (Papst) 135
 - VI. (Papst) 141
 - VII. (Papst) 47
 Clermont-Tonnerre 154
 Cleveland, Grover 320, 337, 339
 Cobb, Frank J. 330, 332
 Cockerill, John A. 318f.
 Cohen, Barnet A. 77
 -, Benjamin Philip 77
 -, Bernard 77
 -, Henry 473
 -, Mordecai 76
 -, Naomi W. 435
 -, Philipp Abraham 282
 Cohn, Kaspere 306
 Collins (Reeder) 69
 Commager (Historiker) 95
 Conried, Heinrich 308
 Conversos 69
 Copper, Amalgamated 238
 Coram, Thomas 79
 Corbin, Austin 440
 Cordin, Jakob 487
 Corsbury, Lord 55
 Cortelyou, George B. 292f.
 Cortlandt, von, Familie 55f., 57
 Cowless-Ridder 407
 Coulton, John 180, 110f., 115
 Couty, Henriques 56f.

Cox, Kenneth 407
Cranach, Lucas 290
Crane, William 112
Cray, Teunis 51
Crean, Henrietta 310
Cremieux, Adolphe 412, 414, 467
Cremonini, Leonardo 535
Crocker, William 259
Croghan, George 84, 86f., 88
Cromwell, William Nelson 285
Crowninshield, Benjamin 111
Cuffee (Negersklave) 61
Cumanus 30
Curtis, Cyrus A. H. 343
Cutter, Victor M. 502
Cyrus (Perserk.) 22

Dali, Salvador 283
Daly, Marcus 238
Dana, Charles Anderson 311f.,
315f., 317-319 f.
Dandrada, Salvador 50f., 52f.
Daniel, Clifton 356
Da Pisa (Finanzier) 146
Daumier, Honoré 528
David 13, 19, 30, 133, 182
Davidson Marschall B. 15
Davila, Miguel 501
Davis, Jakob W. 168
-, Jefferson 192, 200, 202f., 205
-, Kate 317f.
-, William Worthington 317
Dawes, Anna Laurens 441
Day, Ben 311
Degas, Edgar 528
Del Banco (Finanzier) 146
Delbrück, Adalbert 263
Deleon, Abraham 80
Delmonte, David 81
Demetrios I., Kg. 27
Dewschawin (Finanzmin.) 446f.
Dickerson (Marinem.) 116
Dimitri (unecht. Zarensohn) 444
Disraeli, Benjamin 199, 255
Dobbin, James Cochran 117

Dodd, W. E. 254
Dodge, Marcellus Hartley 343
Doering (Angestellter) 220
Dohm, Christian Wilh. v. 159
Dolgorukij, Katharina 451
Domitian (röm. Kaiser) 35
Dostojewskij, Fjodor M. 452
Douglas (Siedler) 87
Dow (Gründerpionier) 407
Drew, Daniel 257
Dreifus, Charles 529
Dreyfus, Alfred 480
Dryfoos, Orvil
309, 358f., 360, 365, 368
-, Robert Ochs 358
Dürer, Albrecht 290
Dumaschewski (Jurist) 453
Dyck, Anton, van 514

Edelhertz, Moses 467
Edelstadt, David 476
Edison, Thomas Alva 239, 511
Edward I. (engl. Kg.) 138, 266
Egilbert (Erzbischof) 135
Ehrlichman, John 382
Eilshemius, Louis 528
Einhorn, David 182, 187, 203, 413f
English, William 72
Einstein, Albert 347f., 400
Eisenhower, Dwight D. 281, 355,
361f., 515
Eleasar ben Simon 33
Elia ben Salomon Salman 153
Elieser ha-Gadol 134
Elisabeth (russ. Zarin) 445
Elizer, Familie 70 –, Isaac 71
Eljaschib 23 Ellen, Sara 36, 48
Ellsberg, Daniel 314f., 366f., 382
Elzas, Bar nett 97
Emanuel (Neger) 77
Endicott, John 67
Ephraim, Benjamin 157

Nathan Veitei 156
 Ernst, Agnes 371
 Esra 23f., 25, 29, 31, 36
 Esther (Marquez) 59
 Etting, Familie 126
 -, Benjamin 97
 Henry 120
 Eugen iV. (Papst) 142
 Eugenie (frz. Kaiserin) 119
 Evans, Madame 501
 -, Margaret 64
 Ewing, Samuel 89f.
 Eytinge, Rose 338

Faber (Bleistiftwerke) 512
 Faberge (Hofjuwelier) 510, 512
 Factor, Familie 535
 -, Davis 530
 -, Max 529-532
 -, Max jun. 530
 Falk-Widawer-Halewi, Zwi 479
 Fauntieroy, Lord 472
 Fay, Theo 413
 Feist, Elisabeth 248
 -, Stephan 248
 Ferdinand II. (Kaiser) 146
 Ferdinand III. (Kaiser) 143, 146
 - II. v. Aragonien 43f., 45f
 Fessenden, William 255
 Few, William 247
 Field, Marshall 211
 Fielding 63
 Filene, Familie 216
 -, Edward Albert 174
 -, William 174, 216
 Fillmore (am. Präsident) 413
 Fischel, Arnold 411, 416f., 418f., 422
 Fisher, Andrew 359
 -, Max M. 504
 Fisher-Shevesky, Lynn 536, 542
 Fisk, Jim 257
 Flavius Clemens 35
 Fleischmann, Familie 404
 -, Charles 403

-, Louis 404
 -, Raoul 309, 403f
 -, Ruth 404
 Fleishhacker, Familie 231
 -, Aaron 231
 -, Mortimer 231
 Fletcher, Benjamin 55
 Flexner, Abraham 68, 308
 Flora (Sklavin) 77
 Foote, Henry S. 207
 Ford, Henry 489, 494-496, 510f.
 Forsyth, John 412
 Fowler, Henry 299
 Fox (Fuchs), Gerson 173
 Franco, Francisco 352
 -, Solomon 67
 Fränkel (Finanzier) 454
 Frank, Babet 169
 -, Jakob 153
 -, Moses 169
 -, Phillip 169
 -, William (Wilhelm) 169, 171
 Frankel, Jakob 365, 419
 -, Max 365
 Frankfurter, Felix 308
 Frankland, Abraham Ephraim 206
 Franklin, Benjamin 88, 91, 93, 222
 Franks, Familie 82, 84, 86, 89, 98, 126
 -, Aaron 62
 -, Abigail 57, 63f., 69, 85, 89, 102
 -, Benjamin 62, Bobbie 226
 -, David 65, 69, 84f., 88f., 95
 -, Isaac 89, 96
 -, Jacob 57, 62f., 64, 85
 -, Margaret 84
 -, Mary 85
 -, Moses 63, 85, 95
 -, Naphtali 85
 -, Phila 63f., 65, 69, 89
 - (Salomon), Rachel 98f., 101
 -, Rebecca 85, 98
 Franz Joseph II. (Kaiser) 160, 166,
 414
 Frauenthaler, Max 210

- Freud, Sigmund 286
 Fribourg, Michel 230
 Friedenreich (jüd. Bürger) 417
 Friedlander, Isaac 230
 Friedman, Sadie Cecilia 384f., 387
 -, Max 415f., 417
 Friedrich d. Gr. 156
 - II. (Kaiser) 138
 - Wilhelm II. (pr. Kg.) 160 - IV.
 (Pr. Kg.) 166
 Frohman, Charles 309
 Daniel 308
 Fürstenberg (Graf) 178
 Fuhrman, Carol Fox 358
 Furtsewa, Jekaterina 517
- G**addafi (Oberst) 520
 Gadschen (General) 97
 Gallup, George H. 374
 Gamud ibn Naghdelä 39
 Gannet, Guy 407
 Garbo, Raffaellino del 514
 Garcia (Franks) 86
 Gates, John 279
 Gauguin, Paul 521
 Geiger, Abraham 163, 178
 George II. (engl. Kg.) 79 – III. (engl.
 Kg.) 96
 Gerard, James W. 331
 Gerschom ben Juda 134
 Gerstle, Lewis 231
 Getty, J. Paul 505
 Getz, Milton E. 306
 Giacometti, Alberto 528
 Giannini, A. P. 307
 Gillette, Familie 91, 126
 Gimbel, Adam 173, 216, 448, 516
 Ginrich, Arnold 404f.
 Ginzberg, John 427f.
 Gist, Maria Cecil 90
 Gitterman, Henry 253
 Gizycki, Josef Gf. 373
 Gobineau, Joseph Arthur de 490
 Goddard, Morrill 323
 Goethe, Joh. Wolfgang 316
 Gogh, Vincent van 521
 Goldman, Bertha 261, 277
 Henry 219f., 221, 224, 277, 283,
 297f., 301
 -, Louise 297
 Marcus 261, 277, 298
 Goldstone, Harmon Hendricks 54
 Gomberg, Alexander 510f.
 Gomez, Familie 59f., 63, 96
 -, Benjamin 59
 -, Daniel 59f., 61, 65
 Dr. Horatio 62
 -, Isaac 58f.
 -, Louis (Lewis) 57f., 59f., 61f., 69
 -, Moses 61
 Goodman, Ed. 228
 Gootman (jüd.-am. Bürger) 413
 Gordon, Jehuda Löb 452, 459
 – jun., James 310
 Gottfried von Bouillon 134
 Gottheil, Gustav 290, 465
 -, Richard 483
 Gould, Jay 234, 257f., 265, 267, 319f.
 Gourielli-Tschkonja, Prinz Artchil 535
 Graham, Billy 75
 David Edward Meyer 376
 -, Elizabeth Morris Meyer 376
 Katharine Meyer 309, 375f., 377f.,
 379f., 381 Philip L. 375f. 377, 379
 -, Stephen Meyer 376
 -, William Welsh Meyer 376
 Grant, Jesse 252, 258-260, 420,
 423 f-z 425
 -, Madison 489f.
 -, Ulysses Sympson 252, 257, 311,
 315f., 420f.
 Gratz, Familie 82, 89, 126
 -, Barnard 85f., 87f., 96, 120
 Benjamin 86, 90
 -, Helen 90
 -, Henry Howard 90
 -, Jacob 90

Joseph 90
 -, Michael 85f., 87f., 89
 - jun., Michael 86
 Miriam 89
 Rachel 90
 Rebecca 86, 89f.
 -, Simon 90
 Gray, Henry 198
 Greeley, Horace 310, 347
 Greenberg (Pionier) 467
 -, Simon 93
 Greenfield, Meg 381
 Greenspun, Herman Milton 402
 Greer, Philip 303f.
 Gregor I. (Papst) 32, 132f., 134,
 141, 143, 155
 - XIII. (Papst) 134
 Grinewirtskij, Ignatij 458
 Grinnell, Moses 417
 Grossinger, Harry 468
 -, Jenny 468
 -, Malka 468
 -, Selig 468
 Groves (General) 351
 Grünwald, Kurt 454
 Günzburg, Familie 456, 475
 -, Horace 454f., 460
 -, Joseph 454f.
 Guggenheim, Familie 233f., 237,
 239 f.
 Barbara 233
 -, Benjamin 233, 236, 243
 -, Daniel 233-245, 283, 372
 Edmond 244
 Helene 244
 -, Harry 244
 -, Isaac 233f., 242, 244
 -, Meyer 233f., 235f., 242
 Murry 233f., 236, 242, 244
 -, Rachel 232
 -, Simon 233f., 239
 - jun., Simon 233
 -, Solomon 233f., 236f., 242, 244
 -, William 233, 235f., 237, 243
 Gurley (Abgeordneter) 422f., 424

Gutheim, James Koppel 204
 Gutman, Monroe C. 301f.

Haag, Ernest van den 13, 308, 549
 Haas, Peter E. 169
 -, Walter 169
 Halberstam, David 363
 Haie, John T. 117
 Halevy, Samuel 481
 Hall, Richard 395f.
 Halleck, Henry W. 423
 Hals, Frans 266
 Hamilton, Alexander 54, 102, 104,
 246, 259, 392
 Hamilton, Andrew 89
 -, Lady 514
 Hammer, Armand 505-523, 528
 -, Harry 506f.
 -, Jacob 506
 -, Julian 512
 -, Julius Dr. 506-509, 511
 -, Victor 506, 509-513
 -, Victoria 506
 Hammerslough, Samuel 217, 219
 Hammerstein, Oscar 308
 Hammond, John Hays 243
 Hancock, John M. 301
 – (Reeder) 85
 Harby, Isaac 179f.
 Hardenburg, Karl August v. 960f.
 Harmon, Lily 527
 Harriman, Avarell 306
 -, Edward Henry 267f., 269f.,
 271/ 275
 -, Joseph Wright 306
 -, William Averall 271f.
 Harrison (am. Präsident) 236
 -, Peter 70, 109
 Hart, Familie 126
 -, Harry 229
 -, Jacob 87
 -, Judith 89
 -, Max 229
 -, Meyer 89
 -, Philip 77

Samuel 87
- (Siedler) 87
Harvard 67
Hathaway (Kapitän) 72
Hay, John 429f.
Hayes (Präsident) 482
-, Rutherford B. 316
Hays, Familie 126
-, Daniel 96
-, Esther 96
-, Jacob 96f.
Hearst, George 320
-, Phoebe 325
-, William Randolph 324f., 326f.,
373 f., 384 f., 513f., 516z 5z8
Hefner, Hugh 405
Hegel, Georg Wilhelm 157
Heinrich IV. (Kaiser) 135
- III. (engl. Kg.) 138
- VIII. (engl. Kg.) 47
- II. v. Kastilien 43
Helena (Zaren-Schwiegertochter) 444
Helfman, Hesia 458
Hellman, Hermann Wolf 305
-, Irving 305
-, Marco 305
-, Max 284
-, Theodore 284
Hemingway, Ernest 405
Henderson, Richard 86f.
Henricquez, Jakob Cohn 51f., 53
- (Siedler) 81
Herakleios 34
Herbert, Grace Brown 243
Hernandez (Agent) 193
Herodes 29f.
Hertz, John W. 333
Herzl, Theodor 480-484
Hesekiel 20f.
Hess, Moses 459
Heyward, Edward 248
Hickey, Mike 238
Hickey-Friedman 229
Higham, John 188, 308, 496f.
Hill, James Jerome 269f.

Hillel d. Ältere 30f.
Hilton (Abgeordneter) 207
-, Conrad 440
-, Henry 440f.
Hindenburg, Paul v. 491
Hirsch, Baron von 489
-, Jakob von 468
-, Joseph von 468
-, Moritz von 468f.
-, Samson Raphael 163
Hirshhorn, Amalie 523
-, Joseph Hermann 523-528, 547
Hitler, Adolf 42, 209, 245, 275,
283, 286, 303, 308, 348, 350f.,
352f., 355f., 365f., 375f., 394f.
436, 495f., 497f., 546f., 549
Holdheim, Samuel 163
Holker, John 87
Holman (Abgeordneter) 418
Holmes, Oliver Wendell 245f.
Homolka, Oscar 375
Hoover, Herbert 244, 349, 372f.
-, John Edgar 543
Hopkin, Familie 126
Hore-Belisha, Leslie 396
Hosea 20, 95
Ho Tschhi Min 362
Hourwitch, Harris 480, 482f.
House, Edward Marshall 294
House (Oberst) 346
Housman (Makler) 278f.
Howard, Roy W. 313, 333
Howe (General) 98
-, Irving 463
Humboldt, Wilhelm v. 160
Hunt, Haroldson L. 505
Hunter (Aussenmin.) 201
Hus, Johan 139, 142
Hyde, Henry B. 342
Hyrkanos II. (Kg.) 28

Idris I. (liby. Kg.) 518-520
Ignatiew, Graf 460, 474
Ingersoll, Familie 126
Innocenz III. (Papst) 136f., 142

Irving, Washington 90
 Isaacs, Familie 70
 Jacob 88
 -, Samuel Myer 182, 204, 411,
 415 f., 417
 -, Stephen D. 303
 Isaak ha-Levi 134
 Isabella v. Kastilien-Leon 43f., 45f.
 Israel, David 49
 Israel, Shearith 411
 Israel ben Eliezer 153
 Isserles, Moses 151
 Iwan III. (russ. Zar) 443f.
 - IV. (russ. Zar) 444 -

Jacobs, Henry S. 205
 Jackson, Familie 247
 -, Andrew 116t', 246
 -, Rebecca Esther 125
 Jagiello (Grossfürst v. Litauen) 148
 Jakob (Israel) 17, 460
 Jakob I. (engl. Kg.) 66
 Jakob I. v. Kastilien 41
 Jakob ben Ascher 42
 James, Edwin 349f., 356
 - (Hzg. v. York) 53f.
 Javits, Jacob Köpper 471
 -, Morris 471
 - (Mutter) 472
 Jefferson, Thomas 91f., 102, 104, 106,
 108, 119, 157, 177, 180,
 246, 291, 381, 489, 516
 Jenny (Negerin) 77
 Jeremia 20, 427
 Jesaja 20
 Jeschua ben Jozadak 22
 Jesurum, Familie 60
 Jesus Christus 32
 Jochanan ben Sakkai 33 f
 - Hyrkanos 27
 Jochebed 17
 Johann (Bisch, v. Speyer) 134
 Johann ohne Land (engl. Kg.) 138
 Johnson, Andrew 199
 -, Eldridge 391

-, Sir Henry 89
 -, Lady Bird 528
 Lyndon B. 362, 364, 366, 518
 Johnston (General) 194, 196
 Jojakim 21
 Jomtow (Rabbiner) 136
 Jonas, Joseph 172
 Jonathan (Hasmonäer) 26f.
 Jones (Gründerpionier) 407
 -, John Beauchamp 207
 -, Samuel 77
 Jorki, Joseph 42
 Joschua 32
 Joseph, Israel 75
 -, Jakob 486f.
 - (Wesir) 39
 Josephus 482
 Joslin (Sekretär) 373
 Josua 18f., 36
 Joubin, Franc 526f.
 Joy (Kapitän) 109
 Jozadak 22
 Judas, Ischariot 44
 - Makkabäus 26f. 93
 «Jude Jake» 427
 Judeus Philon 31
 Judith (Kaiserin) 133
 Justinian (röm. Kaiser) 35,132

Kahn, Addie (Wolff) 274
 -, Hermann H. 301 f
 -, Otto 297
 Otto Hermann 274, 297
 Kalischer, Zwi Hirsch 459
 Kalm, Peter 54, 57, 60, 65
 Kamenew (Rosenfeld, Leo) 476
 Kamenjew, Leo 493, 512, 520
 Kaplan, Jacob 173
 Karl d. Gr. 132f
 Karl IV. (Kaiser) 139, 141
 - V. (Kaiser) 143
 - VI. (frz. Kg.) 133, 139
 - Alexander (Hzg. v. Württemberg)
 156
 Kasimir III. (poln. Kg.) 148

- Kaskel, Cesar 422f., 424, 434
 Katharina (engl. Kgn.) 47
 Katharina I. (russ. Zarin) 444
 - II. (russ. Zarin) 443-446, 493
 Kaufman, George S. 347
 Kayserling, Moritz 190
 Keene, James R. 279
 Kennedy, John F. 279, 340, 356,
 362f., 378f., 380, 407, 515f., 542
 -, Joseph Patrick 279
 Kidd (Kapitän) 62
 Kieft, Willem 51
 Kind, Leopold 417
 Kissinger, Henry 193, 366, 521
 Kittle, Charles M. 226
 Knecht, Johanna Katharina Christina
 de (Ancky Christina) 536, 539f.
 Knight, John Shiveley 383, 407
 Knopf, Alfred A. 308
 Knox, Philander Chase 431 f.
 Kohler, Kaufmann 187, 290
 Kohen, Simcha 135
 Kohn, Abraham 170f., 174f.
 Kolumbus, Christoph 45f., 47, 190,
 463f., 477, 495
 Konrad III. (Kaiser) 138
 Konstantin I. (röm. Kaiser) 35, 39, 132
 Konstantius (röm. Kaiser) 35
 Korin, Pawel 518
 Korn, Bertram Wallace 76, 411, 419
 Kornarow (Minister) 522
 Kostandow (Minister) 522
 Kraft, Joseph 400
 Krassin, Leonid 511f., 520
 Kremer, Arkady 477f.
 Krock, Arthur 348, 350f., 355, 364
 Kronenberg, Familie 455
 - (Finanzier) 454
 Kuhn, Abraham 262f.
 -, Therese 262
 Kun, Bela 493
 Kupernik (Jurist) 453
 Kuppenheimer, Familie 229
 Ladislaus II. Jagiello (poln. Kg.) 149
 Lancey, De, Familie 62
 -, Charlotta de 64
 -, David de 64
 -, Oliver de 63 f.
 -, Phila de 64
 -, Stephanos de 55
 -, Susannah de 64
 Langdon, Samuel 95
 Langeloth, Jacob 282
 Lasker, Bernhard L. 304
 Lassalle, Ferdinand 476
 Laurence, William L. 351
 Laurens, Henry 77
 Lawrenson, Helen 278, 280
 Lawson, Thomas 238
 -, Victor 312 Lazard, Brüder 282
 -, Familie 369f.
 -, Alexander 369f.
 -, Simon 369
 Lazarus, Familie 126
 -, Emma 465
 -, Fred 173
 -, Herman 402
 -, Michael 75
 -, Ralph 173
 -, Simon 173
 Lebeson, Anita 65
 Lederman, Moses 80
 Lee (General) 201
 Leeser, Isaac 176, 181f., 183, 186,
 205, 411f., 413f., 415f., 417, 419,
 436
 LeHand, «Missy» 398
 Legardo, Elias 14
 Leggett, Samuel 123
 Lehmaier, Morris (Lemaire) 251
 Lehman, Arthur 277
 -, Babette (Newgass) 276
 -, Brothers 534f.
 -, Emanuel 276f., 282
 -, Harriet 277
 -, Heinrich (Henry) 276
 -, Herbert 277
 -, Mayer 276, 282

- Pauline (Sondheim) 276
 Philips 277, 283, 298, 300f
 Robert 300f., 302
 Leibel (Finanzier) 454
 Leigh, Dorina 540f.
 Lenin (Wladimir J. Uljanow) 445,
 476f., 492f., 509-511, 513, 516, 522
 Leo X. (Papst) 142
 Leon, Messer 444
 -, H. H. de 77
 Lerner, Max 400
 Lesseps, Ferdinand de 284
 Lessing, Gotthold Ephraim 157f.
 Leuchtenburg (Historiker) 95
 Levitt, Isaac de 442
 Levy, Familie 70
 -, Abigail 63
 -, Andrew 84
 -, Asser 14, 48f., 51f., 53, 56
 -, Esther (Gomez) 60
 -, Gustave 298f., 300, 303f
 -, Martha 115
 -, Moses 57f., 65, 193f., 195
 -, Naphtali 63
 -, Rachel 116
 -, Uriah Phillips 108f., 110f., 112f.,
 114f., 116f., 118f., 120, 125, 409,
 442, 516
 - (Siedler) 87
 Lewin, Juda Leib 456
 Lewisohn, Familie 233
 -, Adolph 239f., 241f
 -, Isaak Bär 452
 -, Julius 239
 -, Leonard 239
 Lewko, Jordanis 149
 Liebermann, Aaron Samuel 476f.
 Liebold, Ernest 494f.
 Lilienblum, Moses Leib 456, 459
 Lilienthal (Rabbiner) 423
 -, Max Dr. 449f
 Lilinokalani (hawaiische Kgn.) 273
 Lincoln, Abraham 191f., 196, 199,
 201, 205, 210, 216f., 253, 255,
 291f., 310, 315, 371f., 408,
 409f., 414, 417, 419f., 422f.,
 424f., 524, 526f
 Lindbergh, Charles 505
 Lindo, Moses 75f., 88
 - jun., Moses 75
 Lipkin, Israel 453
 Lipman, Charles 469
 -, Jacob 469
 Lippmann, Daisy 332
 -, Jakob 332
 -, Walter 331, 378f
 List, Albert A. 547
 Lit, Jill 390
 -, Jonker D. 390
 Litchfield, Edward 545
 Litwinow, Maksim 493, 508, 512
 Liveright, Horace 308
 Livingston, Familie 59f., 126
 -, Robert 56f.
 Locke, John 92
 Lodge, Familie 126
 -, Henry Cabot 434
 Loeb, Albert H. 221, 225f.
 -, Adeline (Moses) 282
 -, Betty 262, 264f., 272, 286
 -, Carl Morris 262, 282
 -, Fanny (Kuhn) 262
 -, Guta 262
 -, James 262
 -, Morris 262, 286
 -, Nina 262
 -, Solomon 262f., 264f., 271, 282, 286,
 402
 Longfellow, Henry 73
 Lopez, Aaron 69f., 71f., 75
 -, Abigail 71f.
 - (Levy), Virginia 117f., 119
 Lord, Day & Lord (Anwaltsfirma) 367
 Louis XIV. (frz. Kg.) 58, 156
 - XVI. (frz. Kg.) 153
 - Philippe (frz. König) 255
 Lovelace, Francis 55
 Low, Frederick L. 259
 Lubin, Joseph 546f.
 Luce, Henry Robinson 379

- Lucena, Abraham de 51t', 54
Ludendorff, Erich 491
Ludwig d. Fromme (Kaiser) 133
- d. Bayer (Kaiser) 139
- I. (Kg.) 468
- II. (Kg.) 468
- I. (poln. Kg.) 148
-XI. (frz. Kg.) 330
Lumbrosius, Moses 14, 49
Lumbrozo, Elizabeth 68
 Jacob 68, 107
Lunatscharskij (Volkskommissar)
 492
Luria, Brüder 529
Lushington (Captain) 97
Luther, Martin 143, 147
Lynch, John L. 386f.
Lyons, Emanuel 88
- M**abowitsch, Golda 485, 488
-, Mosche 485
Mac, Dr. 542
Macy, Rowland Hussey 213f., 215f
Madison, James 101f., 104, 109,
 121f., 246
Magnin, Familie 216
Maikopas (Unternehmer) 455
Maimonides s. Mose ben Maimon
Manassas, Isaac 173
Mandel, Familie 216
-, Bill 537
Mann, Thomas 377, 405
Manners, Ande 463
Manuel I. (portug. Kg.) 46
Mapu, Abraham 452
Marache (Siedler) 87
Marcus, Familie 216
Maria Theresia (Kaiserin) 156
Maria Theresia (Gomez) 58
Markel, Jacob 348
-, Lester 348, 356, 364
Marks, Roley 176
-, Samuel 173
Marshall, Familie 91, 126
-, George C. 352
-, Louis 426, 427f., 429-436, \
Marryatt (Reeder) 69f.
Martin V. (Papst) 139
Martinez 42
Marquez, Familie 59
Marx (Hausierer) 175
-, Friedrich 73
-, Karl 475f., 478, 484
-, Marcus 229f.
Mattathias (Hasmonäer) 26
Matthias Makkabäus 93
Matisse, Henri 528
Maximilian II. (Kg.) 468
-, Joseph (bayer. Kg.) 161
May, Familie 216
Mazur, Paul M. 301
McCall, James 405f
McClure, Familie 91
McCormick, Robert Rutherford
 377f., 384
-, Robert S. 312
McCrea (Siedler) 87
McKee (Verleger) 316
McKinley, William 327, 370
McLean, John R. 324, 368
McNamara, Robert 362
McRae, Mil ton 313
Medill, Joseph 311f., 384f
-, Katharine 312
-, Elinor 312
Megapolensis, John 16, 48f.
Meier, Julius 174
Meir ben Baruch 138
Meisel, Mordecai 146
Mellon, Andrew 211, 374, 395
Mendelssohn, Moses 158f., 45:
 459
Mendes, Rebecca de 197
Mendl, David 171
Mercado, Judith de 14, 48
Merz, Charles 351
Merzbacher, Leo 178f.
Meyer, Agnes (Ernst) 368f., 3;
 373/ 377
-, Ben R. 306

- Elise 370
 -, Elizabeth 371
 Eugene 309, 368-378, 389, 525
 Marc Eugene 369
 -, Florence 371
 -, Harnet 369
 Katharine 368, 371 Rosalie 370
 Ruth 371
 -, Sarah 57
 Meyersohn, Morris 485
 Meyerwitz, Isidore 231
 Micha 20
 Michael (russ. Zar) 444
 Michelbacher, Maximilian 205
 Mikojan, Anastasij 511, 516f.
 Miller, Charles R. 344f.
 Milstein, Seymour 504
 Minis, Abraham 80
 Minuit, Daniel 59f.
 -, Peter 15, 59
 Mirabeau, Honoré Comte de 159
 Mitchell, Margaret 206
 Modigliani, Amedeo 521, 532
 Mohammed 38, 40, 143
 Monis, Judah 67
 Monk, Henry Wentworth 409
 Monroe, James 111, 113f., 121f.,
 167
 Montefiore, Moses 412
 Moore, Henry 528
 Morais, Sabato 186f.
 Mordecai, Abraham 81
 Morgenthau jun., Henry 215, 351, 398
 - sen., Henry 370
 Morgan, Henry 59
 - jun., John Pierpont 501
 -, John Pierpont 238, 246, 253, 256,
 260, 265, 267, 269, 270f., 273, 275,
 280, 284, 292, 306, 320, 323, 338,
 371
 Morison (Historiker) 95
 Morris, Edward 233
 -, Nelson 232f.
 -, Robert 87, 99f., 101
 Morse, Samuel 309
 Mortara, Familie 414
 -, Eduardo 414
 Mose 17f., 19, 21, 28, 31, 36, 38,
 112, 137, 158, 181, 444, 488
 - ben Maimon (Maimonides) 40, 140
 Moses, Abraham 88
 -, Grandma 518
 -, Isaiah 76
 Motthe, Jacques de la 15, 48
 Mozart, Wolfgang Amadeus 472
 Müller, Gustav 263
 Munsey, Frank 310, 347
 Murdoch, Rupert 390, 401
 Murray, Phil 394
 Mussolini, Benito 340, 351

Napoleon I. Bonaparte 154, 159f.,
 161f., 163f., 165, 247, 435
 - III. II9, 201, 255
 Nathan, Familie 126
 -, Benjamin 126
 -, Charles 466
 -, Isaac Mendes Seixas 126
 -, Jean Elson 36, 48
 -, Nathan 76
 - (Siedler) 87
 Nebukadnezar (babylon. Kg.) 21
 Nabusardan (Feldherr) 21
 Nehemia 23f.
 - ben Hurschiel 34
 Neiman, Familie 216
 Nekrassow, Nikolaj 452
 Nero (röm. Kaiser) 28
 Netter, Familie 262
 Neumark (Brodnik) Joseph 176
 -, Rosa 176
 Neustadt, Sigmund 288
 Newhouse, Donald Edward 402
 -, Norman 402
 -, Samuel Irving 402f., 405f.
 -, Theodore 402
 Nicolls (Staatsanwalt) 320
 Nikolaus I. (russ. Zar) 447-449, 451f
 460

- II. (russ. Zar) 273, 445f., 474, 490,
512
Nicolay (Sekretär) 417
Nilus, Sergej 494f
Nixon, Richard 362, 366, 368, 380-383,
522
Noah, Mordecai Manuel 106, 108,
120f., 122f., 125, 459, 479
Norden, De Leon 81
Norton, Charles D. 293
Notkin, Nota 445
Nunes, Moses 77
Nunetz, Rachel 48
Nussbaum, Aaron 217f.
-, Auguste 217

Ochs, Ada 345
-, Adolf 309, 334-350, 352, 355f., 358,
360, 365, 368, 374, 381, 389, 393,
404, 434
-, Bertha (Levi) 334f., 336f., 338, 345
-, Effie (Wise) 336f., 339f., 341f., 344
f., 350
-, George Washington 336, 338, 341,
343
-, Iphigene 337, 340f., 344f
-, Julius 334f., 336
-, Milton 336, 338, 350
Oglethorpe, James Edward 79f., 81f.
Ohrbach, Familie 216
Oliphant, Laurence 479
Oliveira, Familie 60
Omar I. (Kalif) 38
Oppenheimer, Joseph Süßkind 156
Osceola (Seminolen-Häuptling) 194
Otis, Harrison Gray 359 Otto I.
(Kaiser) 133
- II. (Kaiser) 133, 148
- III. (Kaiser) 133
Ottolengui, Jacob 77, 82
Owen, Catherine 77

Pablo de Santa Maria 42
Paine, Thomas 92f., 94f.
Palmers (Reeder) 69
Palmerstone, Henry 412
-, Lord 201f.
Parker, Suzy 541
Pascha, Sherif 412
Pass, Ralph de 77
Passower (Jurist) 453
Patolitschew (Minister) 522
Patterson, Alicia 396
-, Eleanor Cissy Medill 312, 373f.,
377
-, Joseph Medill 312, 385
-, Robert W. L. 312
Paul I. (russ. Zar) 446
- IV. (Papst) 144f., 146
Payne, John 386
Pearson, Drew 400
Peary, Robert E. 344
Peck, George 71 Pekach 20
Pendleton (Abgeordneter) 422, 424f.
Penn (Admiral) 82
-, William 82, 85
Pereira, Familie 60, 454
Pereires, Emile 255
-, Isaac 255
Peretz, Abraham 445
Perry, Caroline Slidell 249
Peter d. Gr. (russ. Zar) 444
Peterson, Peter G.301f
Pettigrew, James 89
Philadelphos 25
Philip, Familie 55
Philipp IV. (span. Kg.) 58
- d. Gerechte (frz. Kg.) 41, 139
Phillips (Pheibush), Jonas 75, 84,
88f., 94, 103f., 105, 108, 120f
-, Warren 407
-, Zipporah 120
Philipson, David 187
Picasso, Pablo 532
Pichon, Joseph 43
Pietersen, Salomon 49

Pilatus, Pontius 32, 68, 107
 Pinsker, Dr. Leon 459f.
 Pius IX. (Papst) 414
 Piza, Abraham Israel de 14, 49
 Plehwe, Wiatscheslaw v. 478, 492
 Pobjedonostzew, Konstantin 460, 468
 Polijakow, Jakob 454f.
 -, Lazar 454f.
 Samuel 454f.
 Polk, James 167
 Polock, Familie 70
 Pompejus, Gnaus 28
 Porter (Gesandter) 412
 Potemkin, Grigorij 445, 503
 Potter, Caroline 244
 -, William 110f.
 William C. 244
 Poznanski, Gustave 184
 Pressman, Lee 394
 Preston, Andrew W. 501
 Prince of Wales (König Edward VII.)
 266, 274
 Prince of Wales 468
 Proler, Herman 529
 -, Israel 529
 -, Samuel 529
 Protius (Volkskommissar) 492
 Ptolamaïos II. (Kg.) 24f.
 Pulitzer, Albert 319, 324, 329, 368
 Constance 322
 -, Herbert 324, 328, 330, 333
 -, Joseph 309, 314-330, 333, 337, 340
 f., 343, 349, 351, 373, 381, 384,
 389, 391
 -, Katherine (Kate) 318f., 321, 324,
 328,330
 -, Louise 314
 -, Lucille 318
 -, Philip 314f., 316
 -, Ralph 318, 322, 328, 330f., 333
 Putman, Rufus 87

Quincy (Reverend) 80f.

Radek, Karl (Sobelsohn) 493
 Raht, August 236
 Randolph (Kriesgmin.) 201
 Raphall, Morris J. 181, 184, 186,
 203f.
 Raskin, Abraham H. 352, 360
 Raymond, Henry 338
 Rehine, Zalma 177
 Reid, Familie 347
 Whitelaw 311,347
 - (Richter) 194
 Reinstein 509
 Reitern (Finanzmin.) 456
 Rekeswinth (Gotenk.) 37
 Rekkared (Gotenk.) 32
 Rembrandt, Harmensz van Rijn 290
 Renoir, Pierre 521, 532
 Rensselaer, van, Familie 55, 126
 -, Kiliaen van 53
 Reply (Kapitän) 72
 Reston, James 355, 364f., 366, 379
 Revson, Familie 536
 Charles Haskell 529, 535-542
 - jun., Charles 540
 -, John 540
 -, Joseph 538f., 541
 -, Martin 539
 -, Samuel Morris 535
 Ribiero, Samuel Nunez 80
 Rice, Abraham 174, 176
 Rich, Daniel 216
 -, David 174
 -, Emanuel 174, 216
 -, Morris 173, 216
 William 173
 Richard Löwenherz (engl. Kg.) 136
 Riesel, Victor 400
 Riesser, Gabriel 166
 Riklis, Meshulam 543-547
 Rindfleisch (Fanatiker) 140
 Ripley, Richard 78
 Rischin, Moses 463
 Rivera, Anna (Abigail) 69f.
 -, Catharina (Sarah) 69, 72
 -, Jacob Rodriguez 69f., 72

- Rockefeller, Familie 90, 126, 280, 391
 -, John Davidson 237, 280, 299f., 320, 505
 --Gruppe 239
 Rockhill (Botschafter) 431
 Roderich (Gotenkg.) 37
 Rodin, Auguste 371
 Rogers, Henry H. 238f., 240f., 242
 Roebuck, A. C. 213, 217, 220, 222, 224f., 226f., 228
 Roosevelt, Eleanor 397, 516
 -, Franklin D. 61, 281, 350f., 355, 373 f., 376-387, 391 f., 393/397 f., 516
 -, John 61
 -, Jimmy 516
 -, Sara Delano 397
 -, Theodore 61, 222, 285, 292, 328, 343, 391, 397, 429 431, 489
 Rooso, Colombotta 535
 Root, Elihu 430f
 Rose, Garrett Janson 52
 - (Mulattin) 77
 Rosenberg, Familie 229
 -, Abraham 487
 -, Adam 479
 Rosenfeld, Harry M. 381
 Rosenman, Samuel 398
 Rosenstiel, Lewis 543f., 546f.
 -, Familie 456
 Rosenthal, Abraham Michael 356f., 364f., 366
 -, Andrew 357
 -, Ann Mary 357
 -, David 357
 -, Jonathan 357
 -, Herman 466
 -, Ida 548
 -, Leon 545
 -, William 548
 Rosenwald, Familie 217, 498
 - (Nussbaum), Auguste 217, 228
 - Julius 216-228, 277
 -, Lessing 226
 -, Morris 217
 -, Richard 226
 -, Samuel 216
 Ross, Harold 403f.
 Rothschild, Familie 166, 248f., 250, 255, 259, 260, 263, 358, 454
 -, Alphonse 249
 -, jun., Amschel Meyer 247f
 -, August Belmont 259
 -, Baron Edmond de 479
 -, Betty 255
 -, Lionel Nathan 248, 255
 -, James 164, 249, 253
 -, Lionel Nathan 259f
 -, Meyer Amschel 164
 -, Nathan 164
 -, Salomo 164
 -, Wilhelm Karl 260
 Rowland, Familie 91, 126
 Rubinstein, Gertrude 531
 -, Helena 529-536
 -, Horace 531
 -, Manka 533
 Rudolf I. v. Habsburg (Kaiser) 138
 Rudolf II. (Kaiser) 146
 Ruggles, George D. 415f
 Ruiz, Ricardo 326
 Rules, William 335
 Russel, Charles 518
 Ruthard (Erzbischof) 135
 Ryan, Thomas Fortune 280

Sabsowitsch, Hirsch Löb 469
 Sachs, Bernard 262
 -, Emelia 219, 262
 -, Harry 262, 297
 -, Howard 297
 -, Joseph 261
 -, Julius 262
 -, Louise (Goldman) 262
 -, Paul 297
 -, Rosa (Goldman) 262
 -, Samuel 261, 297
 -, Sophia (Bär) 262

Sack, Jakob 454
 Sak, Familie 216
 Salisbury, Harrison 363f.
 Salisbury, Lord 531
 Sally (Sklavin) 76
 Salomo 19, 21, 36, 122
 Salomon, Haym 98f., 100f., 102,
 254, 282
 Salvador, Francis 77f., 79, 97
 Sarner, Dr. Ferdinand 419
 Samsonow, Alexander 491
 Samuel 95
 Samuelewitsch, Salomon 454
 Samuelwitz (Pionier) 467
 Sanchez, Gabriel 45
 Sanders, Ronald 463
 Sanger, Familie 216
 Santangel, Clara de 44
 -, Luis de 45
 -, Simon de 44
 Sapiro, Aaron 495
 Sarasohn, Rachel 477
 Sargon (Kg.) 21
 Saul 32, 35, 38, 382
 Savonarola, Girolamo 142
 Scipio Africanus 514
 Scott, Sir Walter 90
 Scribbs, Edward Wyllis 312, 333,
 402, 407
 Seagram, Joseph E. 547
 Sears, Richard W. 213, 217f., 219,
 222, 224f., 226f., 228 Sea-
 songood, Familie 216
 Seddon (Kriegsmin.) 201
 Seessei, Henry (Heinrich) 170f.
 Seixas, Abraham Mendes 77
 -, Gershom Mendes 96
 -, Moses 105f.
 Seleukos (Kg.) 24f.
 Seligman, Familie 249f., 252, 254,
 256-258, 260f., 276, 283, 290,
 421, 464, 499
 -, Abraham 250, 256, 284
 -, Alfred Lincoln 286
 -, Babet 249f., 251f., 258, 260
 -, Charles 260
 -, David 250f., 259
 -, David Washington 286
 -, Fanny 250f.
 -, Frances 260
 -, Henriette (Hellman) 256, 284
 -, Henry 256, 260
 -, Hermann 250f.
 -, Isaak 250, 253, 255f., 259f., 285
 -, Isaias 250
 -, Jakob 250
 -, James 251, 256, 261, 285f., 290
 -, Jefferson 286
 -, Jesse 251f., 256, 257f., 260, 284
 -, Joseph 249-260, 283, 285f.,
 305f., 372, 440
 -, Leopold 256, 284
 -, Lippmann 250
 -, Nathaniel Mayer 255f.
 -, Regina Levi 256
 -, Regine (Wedees) 256
 -, Regine 284
 -, Rosa (Content) 256
 -, Rosalie 250
 -, Sarah 250
 -, William 251, 253, 256, 284f.
 -, De Witt 464
 -, Wolf 250 Seneca 31
 Seward (Ausseinm.) 231
 Sharpe, John 64
 Shakespeare, William 131, 316, 373,
 472, 487
 Sheftall, Benjamin 80, 105
 -, Levi 105
 Sherman, William Tecumseh 205,
 214, 310, 410, 421
 Sigel (General) 210
 Sigismund (Kaiser) 142
 - II. (poln. Kg.) 151
 - III. (poln. Kg.) 444
 - Augustus (poln. Kg.) 444
 Sille, Nicarius de 51
 Silva, de, Familie 59
 Simon, Familie 82, 126

- (Balas) 27
 - Joseph 82f., 84f., 86f., 89
 - , Norton Winfried 405
- (Hasmonäer) 26
- bar Giora 33
- bar Kochba 234
- , Miriam 86
- Simons, Howard 380
- Simson, Eduard v. 166
- Singer, Paul 306
- Sinowjew (Grigori Radomylski)
 - 476,493
- Sissibuth (Kg.) 37
- Sixtus V. (Papst) 137
- Slayback, Alonzo W. 318
- Sloss, Louis 231
- Smart, Alfred 404
- , David A. 309, 404
- Smith, Brüder 545
- Smolenski, Peretz 459
- Solomon, Adolphus S. 415
- , Moses 76
- , ha-Levi 42
 - ibn Zadok (Don Culema) 41
- Soroko, Mark D. 539
- Spanier, Louis 184
- Spellman, Francis 352
- Spencer, William 114
- Speyer, Familie 249, 261
- , Philip 249
- Spiegelberg, Familie 216
- Suasso, Alvaro Lopez 78f.
 - , Antonio 78
- Sullivan, Dr. Harry Stack 396
- Sully, Thomas 89, 112
- Sulzberger, Familie 546
 - , Arthur Hays 97, 309, 344f., 346, 348-358, 360, 363,365,368, 375, 426
 - , Barbara Ochs 358
 - , Cyrus 345, 356f., 426
 - , Marian Effie 346, 350
 - , Iphigene Ochs 346, 348f., 350, 354, 358, 360
 - , Karen Alden 358
 - , Judith 349
 - , Leo 356
 - , Marian 358
 - , Mayer 426, 432f.
 - , Rachel Peixotto Hays 345
 - , Ruth Rachel 349
- Sulzer, William 434
- Susmann, Moses 65
- Sussman, Barry 381
- Swearingen, John H. 523
- Swellen, Levy van 53
- Swerdlow 493
- Swift, Gustavus Franklin 232
- Swope, Herbert Bayard 331f., 333
 - , Pearl 331
- Syrkin, Nachman 484
- Szamueli, Tibor 493
- Szold, Henrietta 479
- Schachna, Schalom 151
- Schacht, Hjalmar 375
- Schaeffer, Shepsal 483
- Schaffner, Joseph 229
- Schereskevsky (Unternehmer) 455
- Schiff, Familie 289, 303
 - , Adele 287f., 395f.
 - , David (Sohn) 296f.
 - , Dorothy 287f., 297, 309, 395, 397f., 399 f., 401f.
 - , Frieda 265
 - , Jakob 262-266, 268f., 271f., 274f., 283, 286, 288, 290f., 296 f., 302, 371, 390,395, 426, 429,436, 463-474, 481, 487, 495
 - , John 288, 296f., 303
 - , John Mortimer 397
 - , Meir 264
 - , Mortimer 265, 286f., 288, 296f., 395
 - , Moses 263
 - , Philip 263
 - , Therese (Loeb) 264f., 287f., 296
- Schiller, Friedrich v. 155, 472
- Schulberg, Budd 93
- Schurz, Carl 315f.
- Schuyler, Familie 55, 59
 - , Nicolas 89

- (General) 98
 Schwarz, Daniel 364
 St. Marlin, August 197
 Stalin, Joseph 355, 492, 510f.
 Stanton, Edwin M. 409
 Stein, Freiherr vom 160
 Stephen, William 80, 82
 Stern, Abraham 369
 -, Elise (Meyer) 369
 -, Julius 390
 -, David 390-395, 402
 -, J. David 309
 Stettheimer, Max 251
 Stevenson, Familie 126
 Stewart, A.T. 211
 -, Charles 118
 - (Commodore) 112
 - (am. Aussenmin.) 414
 Stieglitz (Finanzier) 454
 Stillman, James 292f.
 Straus, Hermine 189
 -, Ida 215
 -, Isidor 189, 213f., 215f., 426,
 464,471f.
 -, Lazarus 189f., 206, 213f., 426
 -, Nathan 189, 213-216, 426, 440
 -, Oscar 189f., 214, 426, 429, 469
 -, Sara 189
 Strauss, David 169
 Strauss (Rabbiner) 423
 -, Levi 167-170, 173, 369, 470
 -, Nathan 324
 -, Rosalie (Meyer) 369
 -, Sigmund 369
 Stuyvesant, Peter 15f., 17, 36,
 47-54/ 391 / 463

Taft, William Howard 294, 432-435
 Takahashi, Korekijo 273
 Talcott (Neuengländer) 278f.
 Taper, S. Mark 306
 Tarik (arab. Feldherr) 37
 Taylor, Familie 91, 126
 Tecumseh (Indianerhäuptling) 109
 Teitel, Jakob 453

Tennes, Monte 386f.
 Thackrey, Theodore 398f.
 Thalheimer, Familie 216
 -, Brüder 173
 Thaw, William 288
 Thomas (Kapuzinerpater) 411
 Thomas v. Aquin 140
 Thompson, John 116
 -, Richard W. 285
 Thompson-Starrett (Anwälte) 219
 Thomson, Roy 407
 Tilden, Samuel 316
 Titus, Edward 531f., 535
 -, Horace Gustav 532
 Ray 532
 - (röm. Kaiser) 28
 Tobias, Geschlecht 23
 -, Joseph 74
 -, Thomas Jefferson 106
 Tolstoi, Iwan 454
 Torquemada, Tormas de 44
 Torres, Luis de 45f.
 -, Rebecca de (Gomez) 60
 Touro, Isaac 71
 Tow, Baal Schern 153
 Trachtenberg (Jurist) 453
 Trajan (röm. Kaiser) 34
 Trask, Spencer 339
 Trent, William 84, 86
 Trepow (General) 457
 Trotzki, Leo (Bronstein, Leib)
 476-478,492 f., 509-511
 Truman, Harry S. 281, 357, 393f.,
 399
 -, Margaret 357
 Tryphon (Balas) 27
 Tschitscherin (Volkskommissar) 492
 Tuska, Simon 203
 Twain, Mark 208
 Tyler, John 116

Underhill, John 51
 Underwood 510
 Urban II. (Papst) 39, 133
 Uriah (Siedler) 87

Utin (Jurist) 453
Uwarow, Gf. Sergej 449-451

Vallandigham, Clement 411
Vanderbilt, Familie 342
 Cornelius 237, 248, 257
 William H. 266
Varga, Alberto 405
Victor Emanuel II. (ital. Kg.) 414
Victoria (engl. Kgn.) 255
Volko (poln. Pächter) 149
Voltaire, François Marie 157

Wadina, Olga (von Root) 512f.
Walker (Kriegsmin.) 201
Wallace, Familie 91, 126
Wallenstein, Albrecht v. 146
Wamba (Gotenkg.) 37
Wanamaker, John 212
Warburg, Familie 303
-, Abraham 289
-, Aby 289
-, Bettina 291
-, Carola 290
-, Charlotte (Oppenheim) 289
-, Edward 290
-, Felix 288-290, 296
-, Frederick 290
-, Frieda (Schiff) 288-290
-, Fritz 289
-, Gerald 290
-, Gerson 289
-, Jakob Samuel 288
-, James 291, 295
-, Max 289f., 294-298
-, Moritz 288f.
-, Moses 289
-, Nina (Loeb) 290f., 296
-, Paul 289-296
-, Sara 289
-, Sigmund 289
Ward, Montgomery 212f., 218,
 224, 227
Washburne, Elihu 425

Washington, Booker 221f.
-, George 84, 93f., 96, 98, 101, 104f.,
 107f., 111, 171, 347, 359, 514 524
Wasiltschikow (Prinz) 456
Waterman, Sigismund 193
Weaver (Leutnant) 114f.
Webster, Charles B. 213f., 215
Weil, Gordon L. 225
-, Julius 217
Weill, Alexander 369f.
Weinberg, Sidney L. 298, 300
Weinberger, Jacob 501
Weizmann, Chaim 475
-, Osel 475
Weintraub, Hobart 404
Wells, Linton 254
Wenzel I. (Kaiser) 139, 142
Werblowski (Jurist) 453
Weyler (General) 326
Wharton, Thomas 86f.
Wheeler, Jerome B. 213
White, Edward 426
Whitney, William C. 242
Wiley, Louis 342
Wilhelm I. (Kaiser) 256, 285
- II. (Kaiser) 275, 343
-, Landgf. v. Hessen-Kassel 164
Williams, Roger 68, 71
Williamson (Major) 78
- (Leutnant) 113f., 118
Wilson, Thomas Woodrow 490
-, Woodrow 280f., 294f., 331f., 346, 372,
 434, 516
Winthrop, John 66f.
Wise, Effie Miriam 336
 Emily 178f.
-, Isaac Mayer 177-187, 205, 210, 336,
 411, 413-418, 422-425, 434, 436,
 440, 467, 482
 Stephen Samuel 483f.
-, Selma (Bondi) 186
-, Therese 336
Wiswall (Kapitän) 72
Wittenberg, Solomon 457
Wladislaw Lokietik (poln. Kg.) 148

Wolf, Isaia 305
-, Simon 206, 433
Wolff, Familie 262
Abraham 274
- (Funktionär) 508
Wood, Arthur 228
-, Robert E. 226f., 228
Woodward, Bob 382
Woolcott, Alexander 333
Woolworth, Frank Winfield 211f
-, Jennie 212
Wolcott (stellv. Kriegsminister) 421
Wright, Douglas 526
Wyk, van, Familie 68
Wyckoff, Richard D. 524
Wyeth, Andrew 69, 521

York, Hrz. v. 82
Younger, Lipman 174
Marcus 174
-, Samuel 174

Yulee (Wickliffe), Nancy 195f
Yulee, David Levy 192f, 194f, 198

Zacharie, Isachar 408-410
Zasulitsch, Wera 457
Zecharia 444
Zederbaum, Lev (Julius Martow) 476
Zeitlin, Joschua 445
Zellerbach, Anton 230f.
-, Isidore 231
-, Jacob 231
-, James David 231
Zemurray, Samuel (Zmuri)
499-505/ 535/ 547/ 549
Zetkin, Clara 522
Zevely, Angela 514
Zossima (Bischof) 444
Zunz, Alexander 99
Zwi, Sabbatai 153